[illegible]

Jakobäa von Bayern

und ihre Zeit.

Acht Bücher niederländischer Geschichte

von

Franz v. Löher.

Zweiter Band.

Nördlingen.
Druck und Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung.
1869.

Jakobäa von Bayern
und ihre Zeit.

Acht Bücher niederländischer Geschichte

von

Franz v. Löher.

Zweiter Band.

AUF VERANLASSUNG UND MIT UNTERSTÜTZUNG SEINER MAJESTÄT DES KÖNIGS VON BAYERN MAXIMILIAN II.

Nördlingen.

Druck und Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung.

1869.

Vorwort.

Seit der erste Band dieses Werkes erschien und in fremde Sprachen übersetzt wurde, sind sechs Jahre verflossen. Das ist ein Verschulden, wofür der Verfasser Rede stehen muß. Es überfiel mich nämlich eine drängende Aufgabe nach der andern, das größte Unglück war aber das Fehlen der Quellen und Vorarbeiten.

Es lag da ein höchst anziehender Stoff, nur obenhin gekannt, von Sagen ganz überwuchert, ja theilweise mußte man ihn erst entdecken. Der erste Band ließ sich noch mit Hülfe von Schriften und Urkunden herstellen, die ich im bücherreichen München und durch Gönner in den Niederlanden auftrieb. Die Fortsetzung der Arbeit wurde immer schwieriger, je tiefer ich hinein kam. Es blieb zuletzt nichts übrig, als erst die holländischen belgischen und nordfranzösischen Archive zu durchforschen. Das geschah nun keineswegs erschöpfend: immerhin aber floß aus Lille Mons Brüssel Paris Wien München dem Haag Leyden und andern holländischen Städten eine große Menge von Urkunden Chroniken Kämmereirechnungen und Ortsnachweisen zusammen, die sämmtlich noch ungedruckt waren. Diesen bunten und oft widerhaarigen Quellenstoff mußte ich erst durchdringen, ordnen und erörtern, und endlich das Nöthigste daraus selbst veröffentlichen, um eine Grundlage für das Buch zu schaffen. So entstanden die beiden Abtheilungen der „Beiträge zur Geschichte Jakobäas von Bayern", welche 1865 in den Denkschriften der k. Akademie der Wissenschaften zu München, Band X Abth. 1 und 2, erschienen.

Bei diesen Forschungen erhellten sich weite Abschnitte der niederländischen und burgundischen Geschichte, die im Dunkeln lagen. Freilich knickte auch eine Reihe von Prachtblüthen der Jakobäa-Sage zusammen, aus denen die holländische Schuljugend ihre schönsten Aufsätze macht, als da sind der berühmte Ritterschlag der Sieben, der auch im Nationalmuseum auf der Maximiliansstraße abgemalt ist, die Schauergeschichte vom holländischen Regulus Albrecht Beylinck, die Pabstfabel von Benedikt XIV. Ehebewilligung, und dergleichen mehr. Doch genug des Abenteuerlichen ist übrig geblieben, um das Leben von Kaiser Ludwigs Urenkelin zu einem wilden Roman zu machen, wilder als ihn damals Margarethe von England oder Johanna von Neapel erlebte, oder auch die Jungfrau von Orleans, die ein halbes Jahr später, als Jakobäa ihre strahlenden Waffen niederlegte, sie wieder aufnahm.

Was aber die Hauptsache — das wirklich Geschehene ist nun bis in die einzelnen Züge hin aufgeklärt und urkundlich bewahrheitet, und vielleicht möchten sich wenige Kriegs- und Fürstengeschichten aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts so klar und sicher von Monat zu Monat nachweisen lassen, als jene niederländische Epoche Jakobäas.

Eigenthümlicher Reiz liegt über diesen Parteikriegen zu Ausgang des Mittelalters. Wer es verstände, Denken und Trachten der Menschen jener Tage uns deutlicher zu machen, der würde eine Lieblingsidee des verklärten Königs Maximilian II. ausführen, der es öfter betonte, wie dieses Buch ein offenes Spiegelbild werden müßte von den Sitten und Bräuchen, und insbesondere von den Rechtsanschauungen, die neben den religiösen dem Jahrhundert Kraft und Gerüste gaben.

München, Weihnachten 1868.

Der Verfasser.

Viertes Buch.

Die Brabanter Revolution.

Erstes Kapitel.

Brabant und seine Hauptstadt.

Landesfreiheit. Der Rath von Cortenberg. Macht der Städte. Brüssel Löwen Antwerpen und andere Städte. Herzogthum Limburg. Der Kaltenberg. Brüssels Anblick. Adliger und bürgerlicher Stadttheil. Ausbürger und Schutzverwandte. Ausschweifender Hof. Französische und deutsche Gesittung. Gewerbe. Festlichkeiten. Kriegsstärke der Geschlechter und der Zünfte. Alleinherrschaft der Patrizier. Die Schöffen und ihre Wahl. Der Amtmann. Die Schützen- und Tuchmachergilde. Prälaten und Landesadel. Berühmte Adelshäuser. Ordnung des brabanter Kriegszugs. Das alte Fürstenhaus.

Im Sommer des Jahres 1312 versammelten sich im großen Saal der Cortenberger Abtei sechszehn auserlesene Herren von Brabant. Vier hatten sich den Ritterschlag verdient, die Uebrigen waren sämmtlich rittermäßige Leute, drei aus Löwen, drei aus Brüssel, und je einer aus sechs anderen Städten. Sie waren erwählt von Fürst und Ständen, auf daß sie wachten über des Landes Freiheit und Verfassung. Jegliche Klage, welche sich auf Brabants Recht und Regierung bezog, sollten sie ananhören, untersuchen, entscheiden. Wer nicht öffentlich als treu- und rechtloser Mann wollte verkündigt werden, mußte ihrem Ausspruch gehorchen. Fortan trat von drei Wochen zu drei Wochen dieser „Rath von Cortenberg" zusammen, seines hohen und edlen Berufs zu pflegen. So große Freiheit hatte der bra-

banter Herzog seinen Unterthanen verliehen, und er gelobte zugleich: wenn er selbst jemals des Landes Freiheit brechen würde, so sei zur Stunde Jedermann der Treue gegen ihn ledig. Der Nachfolger dieses Fürsten gab zwanzig Jahre später acht Städten des Landes Vollmacht, den Staatshaushalt zu überwachen, und seine Tochter, die Erbherzogin Johanna, entsagte ihrem fürstlichen Begnadigungsrecht, damit um so erhabener bestehe das Urtheil, welches das Schöffengericht in Brüssel über Verbrecher verkündige. Ja noch mehr, diesen selben Gerichtshof rüstete sie aus mit Macht und Ehre, auf daß er Rechtssachen, die sich im herzoglichen Rath gar zu sehr in die Länge zögen, selbst zur Hand nehme.

Kaum durfte ein anderes Land sich im vierzehnten Jahrhundert so großer und verbriefter Freiheiten rühmen. Das Verdienst aber, sie dem Lande erworben zu haben, schrieben sich vorzugsweise die Städte zu, und allerdings ließen sie schon längst den Adel hinter sich in Macht und Ansehen wie durch Kraft und Rührigkeit. Brabant besaß eine unversiegliche Quelle von natürlichem Reichthum in seinem fetten fruchtbaren Boden und in dem ruhig fortarbeitenden Fleiße der Bewohner. Auf vielen Stellen hatten sich die Menschen so dicht zusammen gesiedelt, wie in Flandern und Holland, weil sie Geselligkeit liebten und der Arbeit und Verdienst aller Orten leicht und sicher war. Deshalb blüheten schon frühzeitig eine Menge von Städten auf, die sehr bald inne wurden, daß in ihnen des Landes beste Stärke beruhe.

Als die vornehmste Stadt fühlte sich Löwen. Um seine Mauern und Thürme schwebte noch ein gewisser ehrwürdiger Glanz, Löwen war die Stadt der alten Fürsten und der alten Geschichte. Noch vor fünfzig Jahren war diese Stadt blühend und volkreich durch Linnenhandel und Tuchwebereien, — vor hundert Jahren aber, so erzählte man, hätte Löwen viertausend Webstühle und über hunderttausend Einwohner gehabt. Seitdem war die Stadt fortwährend gesunken: in den unaufhörlichen und blutigen Kämpfen zwischen Patriziern und Hand-

werkern mußten zahllose Bürger in's Elend ziehen. Sie gingen nach Brüssel, das sie mit Freuden aufnahm, hinter dessen Mauern sich immer mehr Handel und Gewerbe, Lust und Reichthum sammelte. Zuletzt war auch der fürstliche Hof von Löwen nach Brüssel herübergezogen, und hatte die schimmernden Ritterzüge gemischt unter die fröhlichen Bürgerfeste. Die Löwener blickten mit stillem Groll auf das immer mächtiger heranwachsende Brüssel, und wenn es nicht gar zu arg gegen Beider Vortheil ging, dann wollte die eine Stadt gewiß das nicht, was die andere wollte. Eine dritte Stadt kümmerte sich um Beide nicht viel, schickte Flotten auf den Häringsfang, und bot offenen Markt allen Seeleuten, die etwas zu handeln hatten: diese Stadt war Antwerpen. Fischerei und Seehandel gaben ihr allmählig eine große Bedeutung, und man mußte zugestehen, Antwerpen solle nicht mehr einen, sondern zwei Männer in den Rath von Cortenberg schicken. Zu den andern drei Städten, welche das Wahlrecht für Cortenberg erhielten, nämlich Herzogenbusch, Thienen (Tirlemont), und Leuwe (Leau, Zout=Leeuw), war später noch Nyvels getreten. Aber noch eine ganze Menge Bürgerschaften ließen ihre Stimme im Lande hören. Im Jahre 1354 waren es schon vier und vierzig Städte und freie Ortschaften gewesen, welche ihre Zustimmung beurkundeten, daß des Herzogs Tochter Landesfrau werde. Unter ihnen waren auch die Limburger Städte; denn das Herzogthum Limburg war in der großen Schlacht von Woeringen 1288 von Brabants Ritterschaft gewonnen. Die Maestrichter überragten aber weit die andern Bürgerschaften Limburgs, und waren schwer zu überzeugen, daß Brüssel ihr Vorort geworden sei.

Das Innere dieser Hauptstadt von Brabant, deren Straßen bald ein so wildes und blutiges Treiben füllen sollte, ihre Regierung, und die Klassen ihrer Bevölkerung müssen wir uns jetzt näher beschauen.

Brüssel konnte nicht daran denken, sich mit Gent Dortrecht Köln oder Mainz zu messen: gleichwohl war es eine reiche und

stolze Stadt, weil sie die Blüthe und Fülle des reichen brabanter Landes in sich vereinigte. Das alte Herzogsschloß trug einen winterlichen Namen, es hieß der Kaltenberg, und erhob sich auf einer mäßigen Anhöhe, die stattlich genug war, um von hier die ganze Stadt zu überblicken, welche sich hügelauf hügelab hinunterstreckte, bis man auf Treppen und steilen Abhängen zu den Sümpfen und Sandebenen des Senneflüßchens kam. Die Burg selbst aber war fest und wohlgebaut, hatte schöne offene Hallen, farbig prangende Fenster und eine Menge uralter Thürme und Erker mit allerlei Zierwerk. Dicht hinter der Burg trat man aus den Küchengärten des Hofes unter die hochschattigen Bäume eines weiten Parks, in welchem Edelwild sprang, und auf dessen Feuerteichen sich im Herbste wohl einmal wilde Schwäne sehen ließen. War auf dieser Rückseite des Schlosses Alles voll Grün und Stille, so wurde die andere Seite niemals leer von Rossen und Wagen, Volk und Rittern. Etwas die Höhe hinab breitete sich hier der Hofplatz, der mit Steinen belegt und rings mit kurzen steinernen Säulchen umgeben war: soweit ging der Burgfrieden, in welchem Niemand Messer oder Degen ziehen durfte. Man übersah von hier die zahllosen rauchenden Kamine der Stadt, und im Frühjahr, wenn die Senne hochschäumend einherbrauste, standen jenseits der Stadtmauer weite Wasserflächen, wo sonst der gelbliche Sand glänzte. Die Häuser von Brüssel waren durchgängig klein und meist von Holz, und selbst wenn sie halb von Stein gebaut waren, so sahen sie doch aus wie niedliche hölzerne Häuser. Nur die Kirchen und Klöster, die städtischen Gebäude, und hier und da ein adliger Hof mit einem Thurm, ragten empor unter dem kleinen und schwärzlichen Häuser-Gewimmel.

Zwei Straßen, und sie waren damals schon gepflastert, senkten sich vom Hofplatze ziemlich steil in die Stadt hinunter. Die eine bog gleich rechts, noch auf dem Abhang der Anhöhe hinlaufend, zur prächtigen St. Gudulakirche ab, welche in schlichten edlen Verhältnissen weit emporragte. Die andere Straße ging im geraden Zuge, indem sie eine Menge Seitenstraßen aufnahm

und immer tiefer sich senkte, bis zum Mittelpunkte der Bürgerschaft, dem Markte. Hier sah man auf der einen Seite das stolze Rathhaus, auf der andern Seite die Fleisch- und Brodhallen, ringsum stellten sich außer einigen Patrizierwohnungen die Zunfthäuser dar, in welchen auch Schenkwirthschaft betrieben wurde.

Zwischen der fürstlichen Burg und der St. Gudulakirche, und noch links und rechts darüber hinaus, war die Stadt der Geistlichen und des Adels. Sie hielt sich möglichst auf und an der Anhöhe des Schloßberges, und umfaßte mehrere adlige Höfe, die theils Patriziern, theils aber auch dem Landadel gehörten. Denn um theilzunehmen an Festen und Gesellschaft, an Bildung und Schutz des Hofes und der Stadt, hielten selbst die Bannerherren, welche draußen reiche Güter und Gerichtsbarkeit hatten, es für gerathen, in das städtische Bürgerrecht einzutreten. Sie hießen dann Ausbürger, mußten jedes Jahr wenigstens dreimal sechs Wochen in Brüssel wohnen, zahlten Bürgergeld und einige Steuern, und stellten in Fehdezeiten ihren Mann zum städtischen Banner.

In diesem höher gelegenen Stadttheile fing damals französische Sprache und Sitte an sich einzubürgern. Nichts that dem ausländischen Wesen mehr Vorschub, als daß die burgundischen Fürsten ihre französische Hofhaltung nach Brüssel verpflanzten, und mit ihr französische Prachtliebe und Lockerheit der Sitten einzog. Der brüsseler Hof wurde berühmt durch Glanz und Feste und Ausschweifungen. Jeder Vornehme wollte es dem andern zuvor thun in Waffenschmuck und prächtigen Kleidern, in der Menge von Rossen Dienern und Pagen. Auch andere Leute, als die auf seinen Höfen wohnten, hatte der Adel im Solde, wofür sie seine Farben und Kleider trugen. Wiederholt gerieth das Gefolge von Land- und Stadtadligen an einander, und Waffengeklirr Streitruf und blutige Köpfe war man auf den Straßen schon gewohnt.

Der adlige Hochmuth, die Pracht und Verschwendung hatte sich von der obern Stadt auch in die untere verbreitet, soweit

dort Patrizierhäuser standen. Auch in diesen ließ sich die Folge jenes Treibens, Schulden und zerrüttete Verhältnisse, kaum mehr verbergen. Um so fester schlossen sich dagegen die Zunftleute ab, die nichts wissen wollten von französischer Sprache und Sittenlosigkeit. Die Zünfte waren zahlreich und wohlhabend. Brüssel war der Sitz eines lebhaften Zwischenhandels zwischen Flandern Frankreich und den Rheinlanden, namentlich in Bier Wein und Gewürzen. Das Gewerbe in Lein- und Teppichweberei, in Bereitung von Leder und wollenen Tüchern, stand in Flor. Zwar das letzte, das früher so reichlich nährende Wolltuchgewerbe, empfand auch in Brüssel den Druck, der von England ausging. Die englischen Tuche fingen damals an, weil sie besser und billiger waren, die niederländischen von den Märkten zu verdrängen, und hauptsächlich hieraus zog der Haß gegen die Engländer, der sich in Holland und Brabant jeden Augenblick Luft machte, seine Stärke. Brüssel verlegte sich um so eifriger auf das Kunsthandwerk, auf Färbereien Goldschmieden Harnischmachen Schwertfegen.

Die gleichartigen Handwerke aber wohnten, wie jetzt noch in den Städten des Orients, in gewissen Straßen oder Stadttheilen beisammen, und die Zunft machte sich da ganz von selbst. Jedes Jahr kamen mehr Handwerksgenossen, und mit ihnen mehr Geld und Gewerbe nach Brüssel. Während die Patrizier durch Uebermuth und unsinnige Verschwendung an Vermögen wie an sittlicher Geltung bei ihren Mitbürgern einbüßten, nahmen die Handwerker wie an Zahl, so an Bildung und Wohlleben zu. Es übersteigt die Vorstellung unserer Tage, welche tolle Lust und Ueppigkeit zu Zeiten in den kleinen Bürgerhäusern des Mittelalters einkehrte, mit welch wogendem Glanz und Lärmen die Festzüge an den zahlreichen hohen Tagen der Kirche und der Stadt, der Zünfte und der Familien sich durch die Straßen ergossen. Auch die Dichtkunst diente zur Lust des Lebens. Mit dem Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts wurden in Brüssel wie in andern Städten Gesellschaften eingerichtet, in denen man

dichtete zu Spaß und Ernst, und Possen oder erhabene Szenen aus der heiligen Geschichte aufführte. Hofleute Patrizier und Zünftige suchten darin einander zu überbieten.

Was sie aber zusammen für ein tüchtiges Wesen ausmachten, dessen wurden die gemeinen Bürger am meisten inne, wenn die gesammte Bürgerschaft in Waffen aufzog. Hoch zu Roß, in glänzender Eisenrüstung, bedeckt mit allerlei wunderlichen Farben und Zeichen, ritten die Patrizier voran. Sie machten allerdings einen stattlichen Haufen aus. Zehn Ritter mit goldenen Sporen, hundert und sechszig Herren, — Herren genannt, weil sie schon einmal Schöffen oder Gildemeister gewesen, — und noch hundert ein und siebzig Patrizier mit eigenem Heerd bildeten den Kern des Brüsseler Stadtadels, der sich in sieben Stämme oder Geschlechter theilte. Wenn dieser Stadtadel all seine jüngeren Söhne und die Menge seiner Knechte und Mundmannen (Schutzverwandten) hinzuzählte, so gab es leicht eine Macht von mehr als tausend Mann. Dienstleute und Schutzverwandte aber zogen die Patrizier von ihren Höfen und Gütern draußen herein, ließen sie heirathen und sich in abgelegenen Stadttheilen ansiedeln. Diese Art Leute, welche sich von Taglöhnen und kleinem Gewerb ernährten, zahlten der Stadt wohl ein Umgeld, die Lebensmittelsteuer, standen aber nicht in der Eidgenossenschaft der Bürger, hielten sich daher gern zu einem vornehmen Hause, das ihnen Schutz und Nahrung gab. So groß aber die gesammte Macht der Ritterbürtigen mit all ihren Knechten und Mundmannen sich darstellte, so war es doch immer nur ein einziger Haufen: — wie zahlreich erschienen dagegen die bunten Züge der Zünfte, welche zu Fuß und zu Wagen aufzogen und Piken und kurze Handwaffen führten! Jede Zunft hatte ihre eigene Kriegsrüstung, ihr Haus voll Waffen für die Gesellen, und ihre Streitwagen mit allem Zubehör. Die Klöster mußten wenigstens einen reisigen Wagen oder die Bespannung dazu stellen. Diese Kriegswagen, besetzt mit tapfern und wohlgerüsteten Männern, wie rasselten sie zwischen die ritterlichen Haufen hinein! Und ihrer

waren so viele, und die bewaffneten Rotten der Zünfte so dicht geschaart, daß sie im freien Felde oder auch auf offenem Markte all die Patrizier bald umzingelt hätten.

Gleichwohl verblieben die Zünfte noch lange in Niedrigkeit, und ihre Mitglieder galten in der Vaterstadt noch immer nicht als die rechten Söhne des Hauses. Während in den andern deutschen Ländern die Zünfte fast überall und längst sich ihren vollen Antheil an der Stadtregierung erkämpft hatten, trug Brüssel noch ganz aristokratischen Zuschnitt. Macht und Gewalt lag einzig in den Händen der Häupter der sieben Geschlechter oder Adelsstämme. Dies waren die sieben Schöffen, welche mit den beiden Schatzmeistern unter des Amtmanns Vorsitz das Gericht hegten und die Verwaltung führten. Zu diesen Stellen war nur ein Patrizier fähig.

Auf sinnreiche Weise geschah die Wahl der Schöffen. Jeder Patrizier, der acht und zwanzig Jahre alt und verheirathet war, dabei von Grundvermögen, von Kaufmannschaft, von einem Amt oder andern Einkünften lebte, — nur ein Handwerk durfte er nicht selber treiben, — mußte sich in seine Geschlechtslisten einschreiben lassen. Jeder Schöffe hatte dafür einzustehen, daß die Listen des Geschlechts, an dessen Spitze er stand, vollzählig seien. Wer dann von den Aufgeschriebenen nicht ordnungsmäßig an der Schöffenwahl theilnahm, wurde aus Geschlecht und Ehren ausgestoßen und für einen falschen und meineidigen Mann erklärt. Am Wahltage versammelten sich die sieben Geschlechter, ein jedes bei seinem Schöffen. Erst leistete Mann für Mann den Schwur: „daß er sich in voller Wahlfreiheit befinde; daß er Niemand das Wort gegeben, ihn oder einen der Seinigen zu wählen; daß er nach bestem Wissen und Gewissen küren wolle, wer am meisten zum Schöffenamt tüchtig und der h. Kirche, dem Herzog, der Stadt und den Geschlechtern am meisten zugethan sei.“ Dann wurden so viele Wachskügelchen gemacht, als Wähler da waren, und ein Kügelchen sah dem andern ganz gleich. Jeder Patrizier nahm eines und hielt es offen vor sich in der Hand. Wenn

Alle damit versehen waren, so zerbrach man öffentlich die Kügelchen, und es fand sich, daß in vier derselben eine weiße Marke, in einem aber eine schwarze Marke steckte. Die Vier mit der weißen Marke traten nun bei Seite und wählten einen Schöffen, jedoch nicht sich selbst. Konnten sie nicht einig werden, so gab der mit der schwarzen Marke den Ausschlag. Diese Wahl wurde dreimal vorgenommen, so daß jedes der sieben Geschlechter drei Schöffen bezeichnete. Ihre Namen legte man dem Herzoge vor, und am Festtage des h. Johannes des Täufers erklärte der Fürst: welche Sieben von den gewählten Einundzwanzig das Jahr hindurch Schöffen sein sollten. Den Amtmann dagegen, d. h. den Oberrichter, erkor der Herzog nach seinem Belieben aus dem Landesadel. Denn der Amtmann war des Fürsten Stellvertreter, und übte auch noch jenseits der Stadtmauern über einen großen Bezirk die Grafengerichtsbarkeit.

Es geschah also die Besetzung des Stadtregiments ohne alle Mitwirkung der großen Masse der Bürger. Es gab zwar noch einen großen Rath, doch bedeutete er in Brüssel weniger, als in andern großen Städten, und auch auf seine Zusammensetzung hatten die Zünfte geringeren Einfluß. Zum Glück hatten sich noch zwei Gilden gebildet, welche gewissermaßen zwischen Zünftigen und Patriziern mitten inne standen, und wenn sie wollten, Mitglieder von beiden Seiten aufnahmen. Dies war nach der kriegerischen Seite hin die Schützengilde, welche insbesondere die jüngeren gebildeten Leute aus den Zünften vereinigte. Die Armbrustschützen mußten stets bereit sein, auf Befehl der Schöffen und für städtischen Sold bewaffnet aufzutreten, in und außer der Stadt; im Landesaufgebot aber gingen sie auf eigene Kosten. Die Tuchmachergilde dagegen bot einen Vereinigungspunkt nach der gewerblichen Seite hin. Ihre Mitglieder waren hauptsächlich Patrizier, und nur ein Patrizier konnte Gildenmeister sein. Wer jedoch Kaufmannschaft Geldhandel Schiffsrhederei oder sonst ein Geschäft im Großen betrieb, hatte Anwartschaft, daß man ihn in diese Gilde aufnahm und allmählig einem der sieben Geschlechter zuzählte.

So tief und wachsend nun auch die Entzweiung war, welche in Brüssel, und nicht unähnlich in den andern brabanter Hauptstädten, Patrizier und Zünftige trennte, so dachte doch keine der Bürgerschaften mehr daran, dem alten Landesadel und den Prälaten zu nahe zu treten. Die zwölf Aebte von Brabant genossen überall hohe Ehren, an ihrer Spitze der Prälat von Afflighem und der von Tongerloo. Mit ihnen saßen auf dem Landtage mehr als hundert vornehme adlige Herren, und die Städte fanden es natürlich, wenn hier Prälaten und Bannerherren das erste Wort führten. Im brabanter Volke wohnte eine ruhige Achtung vor althergebrachtem Recht und Ansehen, und gerne ließ Alles solchen Herren den Vortritt, wie dem Grafen von Nassau Herrn von der Lecke und Breda, oder dem Herrn von Bergen Burgherrn von Grimbergen und Mecheln, oder dem Herrn von Diest Burggrafen von Antwerpen, oder dem Herrn von Wesemael, Marschall von Brabant, oder dem Herrn von Schoenvorst Burggrafen von Monyouw. Auch wo andere Edelleute berühmten Namens, wie die Enghiens, Assche, Rotselaers, Heverle, Gaesbeeks, Walhains, Maldeghems über die Straßen ritten, ging der Bürger an's Fenster und freuete sich ihres stattlichen Aufzugs. Knüpfte sich doch an die Namen dieser alten Geschlechter nicht minder, wie an die Mauern und Thürme der eigenen Stadt, die Geschichte des geliebten Heimathlandes! Ritt und kämpfte doch, ging es wider einen Landesfeind, der brabanter Adel mitten unter dem Kriegsvolk der Städte!

Den Vortrab führte im Landesheer nach altem Herkommen der Erbmarschall von Wesemael. Gleich hinter ihm kam der Herzog, umringt vom stärksten Gewaltshaufen, und gerade diesen zu stellen hatten entweder die Brüsseler oder die Löwener die Ehre, zwischen beiden Städten ging es reihum. Nach dem Herzog und seiner städtischen Ehrenschaar kamen die adligen Helme, all die Bannerherren mit ihren Hörigen und Knechten. Ihnen schlossen sich als dritter Haufen entweder die Löwener oder die Brüsseler an. Den vierten Haufen hatten die Antwerpener, den

sechsten die von Herzogenbusch. Den Nachtrab aber führte der Herr von Bergen=Grimbergen.

Mit großer Liebe und Ehrerbietung schlossen sich nun Adel und Städte an das angestammte Fürstenhaus des Landes. Insbesondere die Städte hatten allen Grund dazu; denn ohne die Gunst und Fürsorge der Fürsten wären sie schwerlich so früh zu solcher Geltung gelangt. Es gönnten die brabanter Herzoge der bürgerlichen Kraft gerne Freiheit und Ehre: sie fanden aber bei ihren Unterthanen auch Geld und Kriegsvolk, wo immer sie es brauchten. Beides änderte sich, als Prinzen des französisch=burgundischen Hauses den brabanter Herzogsstuhl bestiegen.

Zweites Kapitel.

Die neuen Fürsten von Burgund.

Erbherzogin Johanna. König Wenzel. Thronbesteigung Antons von Burgund. Brautfahrt der Herzogin Elisabeth von Görlitz. Burgundischer Hochmuth und brabanter Zähigkeit. Des Fürsten Streit mit den Städten. Das Land voll Zwietracht. Gerücht von der Vergiftung der Herzogin. Des Herzogs Ritt nach Azincourt. Sein Tod. Einsetzung der Regentschaft. Johann von Lüttich. Huldigung des jungen Johann. Die Herzogin=Wittwe. Kaiser Sigmunds Ansprüche an Brabant. Sparsamkeit der Stände. Des Herzogs wüste Umgebung. Jakobäas Auftreten. Die Dortrechter Niederlage.

Nach deutschem Recht mußte Brabant, als sein Herzog 1356 mit Tode abging, entweder dem Kaiser als erledigtes Reichslehen anheimfallen, oder es hätte an einen entfernten Zweig des Geschlechtes, der noch in Hessen blühete, gelangen müssen. Denn

der verblichene Fürst hinterließ keine Söhne, sondern nur drei Töchter. Die älteste, Johanna, war mit Wenzel von Luxemburg, dem Bruder Kaiser Karl IV., vermählt. Diese hatte der Herzog zu seiner Erbin bestimmt, und der Kaiser beurkundete: Wenzel solle Brabant und Limburg, ebenso wie Luxemburg regieren; falls er aber von Johanna keine Erben bekomme, sollten die drei Länder an den Aeltesten aus dem Luxemburger Hause fallen. Die Stände waren es zufrieden und vollzogen die Huldigung. Kaum aber war das geschehen, als mit großem Lärm und Halloh der Gemahl von Johannas Schwester auftrat, der Graf von Flandern. Er erhob so wüthenden Krieg, daß man ihn mit Antwerpen und Mecheln abkaufen mußte, und der holländische Fürst, welcher den Frieden vermittelte, nahm zum Danke sich die Stadt Heusden. Auch der Gemahl der dritten Schwester, der Herzog von Geldern, machte mit Krieg und Kosten den Brabantern hart zu schaffen, und mit neuen Sorgen blickten sie in die Zukunft, als ihr Fürst Wenzel ebenfalls ohne rechte Erben starb. Jetzt wäre Brabant an König Wenzel gekommen, denn er war damals der Aelteste des Luxemburger Hauses. Allein er wurde von den deutschen Fürsten des Thrones entsetzt, und konnte ebenso wenig über den Gegenkönig Ruprecht, als über seine eigenen lasterhaften Gewohnheiten Herr werden.

Bei so trüben Aussichten sah ein königlicher Prinz von Frankreich in Brabant seinen Waizen blühen. Es war dies der Schwiegersohn und Erbe eben jenes flandrischen Grafen, der Herzog von Burgund, der nun mit Drohen und Bestechen nimmer ruhete, bis die verwittwete Johanna seinen zweiten Sohn Anton zu ihrem Nachfolger annahm. Im Jahr 1406 hielt der junge Fürst seinen feierlichen Einzug in Brüssel, und die Brabanter ließen es sich zuletzt gefallen, weil von Kaiser und Reich keine andere Hülfe kam, als König Ruprechts Pergamente, die dem Franzosen jedes Recht absprachen. Herzog Anton aber, dessen erste Frau gestorben, wendete sich an den abgesetzten Wenzel, bat um die Hand seiner Nichte, und erkannte ihn mit seinem Bruder, dem

Erben von Burgund und Flandern, als rechtmäßigen König an. Sie versprachen, ihm mit 2000 Lanzen wider Ruprecht zu dienen. Dafür gab Wenzel dem Burgunder seines Bruders, des verstorbenen Herzogs von Görlitz, Tochter zur Gemahlin, erklärte ihn für den rechtmäßigen Herzog von Brabant, und übertrug auf ihn und seine Verlobte statt der Mitgift der letzteren und für eine lange Kostenrechnung auch den Pfandbesitz des Herzogthums Luxemburg.

In prachtvollem Geleite zog nun die Braut, — es war dieselbe schöne und lebenslustige Elisabeth, welche später Johann von Bayern freiete, — von Böhmen bis nach Mainz. Von da fuhr sie auf einem Prachtschiff, welches ihr der Kurfürst dort verehrte, und welches seiner gläsernen Fenster wegen großes Aufsehen machte, den Rhein hinab bis nach Köln, und wurde unter Festlichkeiten ohne Ende nach Löwen und Brüssel eingeholt. In Löwen empfing sie die Aufwartungen des Adels, und ging mit ihm auf die Jagd. In Brüssel war die Hochzeit, bei welcher die Braut ein Halsband von 28 großen Perlen trug, ein Geschenk des Herzogs von Burgund, der ihr für den Brauttag auch eine reiche goldene Krone aus Frankreich kommen ließ. Sie war freilich nur von der Abtei St. Denys entliehen; jedoch war die Ritterwelt so glanzsüchtig, daß man auch im erborgten Putze gerne stolzirte. Die Brüsseler berechneten, daß Brautzug und Vermählung 150,000 goldene Kronen gekostet.

Mit gleicher Pracht und Verschwendung trat der junge Fürst aller Orten auf. Er fühlte sich als königlicher Prinz von Frankreich und vermeinte, die Lilien in seinem Schilde überstrahlten alles Recht der Welt. Kaiser Sigmund nannte ihn einen hochmüthigen Gesellen und bestand darauf, er solle in Person erscheinen und demüthig um die Belehnung bitten; denn er habe gar kein Recht an Luxemburg Brabant und Limburg. Die Luxemburger Ritterschaft stand wider den Wälschen im Felde mit unbezwinglichen Waffen, nimmer wollte sie sich ihrem alten deutschen Fürstenhause, das nach Böhmen gezogen, entfremden lassen. Die

Huldigung der Limburger mußte Anton erst mit einem Kriegsheer erzwingen. Die brabanter Städte aber sollten bald erfahren, welch einen ruchlosen, verwegenen, das Volk und seine Freiheit verachtenden Herrn sie sich hatten aufdrängen lassen.

Er zog außer Landes zu Felde, ohne die Stände zu befragen; er verpfändete Domainen, statt sie einzulösen; Geld nahm er, wo es sich finden ließ. Offenbar war ihr jetziger Fürst vom Gelüste besessen, als unumschränkter Herr zu regieren. Er brachte nach Brabant die straffere römische Regierungsweise, die in Frankreich niemals ganz untergegangen war, hatte sofort einen obersten Kanzler eingesetzt, um feste Einheit in die Regierung zu bringen, und eine Rechnungskammer bestellt, seine Finanzen flüssig zu halten. Auch trug Herzog Anton keine Scheu, sich an die rohe Masse zu wenden, wenn sie ihm seinen Willen durchführen sollte. Die Städte waren nun auf ihrer Hut, und wichen keine Linie von der Bahn ihres geschriebenen Landrechts. Sie weigerten dem Herzog ihre Kriegshilfe, weil er nicht sagen wollte, zu welchem Ziel er in's Feld ziehe; sie weigerten sich, ihm neue Steuern zu geben, weil er keine Rechenschaft leistete über die Verwendung dessen, was man ihm bewilligt hatte; endlich verbündeten sie sich heimlich, um ihre Freiheiten zu schützen. Als der Fürst Städteboten niederwerfen ließ, beschlossen sie auf dem nächsten Landtage, Abgeordnete durch's ganze Land zu schicken und die Beschwerden gegen des Herzogs Rechtsverletzungen zu sammeln. Der Brüsseler Magistrat sah sich besonders vor und nahm eine Leibwache von sechszig Bogenschützen an, welche jährlich zweihundert Goldkronen kostete. Auch ein Gesetz ging aus, daß man, sobald in der Stadt Schwerter wider einander klirrten, sogleich Thore und Häuser schließen solle. Von den Adligen dagegen standen sich viele recht gut mit dem Herzoge; denn ihnen gefiel sein hochfahrendes und ritterliches Wesen. Gern waren sie ihm gefolgt, als die Fürsten im Jahre 1409 gegen die Lütticher zogen. Innere Entzweiung, Aerger und Mißtrauen herrschte unter den Brabantern. Ihr Herzog blieb ein Fremd-

ling in seinem Lande, und war auch nirgends lieber, als in Frankreich.

Erst im neunten Jahre nach seinem Einzug in Brüssel schien Herzog Anton plötzlich einzusehen, daß der zähe Widerstand seiner Gegner nicht zu besiegen sei. Nun suchte er die Städte zu beschwichtigen, und schrieb dem Kaiser, er stelle sich demüthig mit seiner Person ihm zur Verfügung und werde in aller Treue und Ehrfurcht vor ihm erscheinen. So schrieb er am 8. Oktober 1415. Auffallend genug verbreitete sich ein paar Tage später das Gerücht, die Herzogin Elisabeth, des Kaisers Nichte, sei vergiftet, sie liege am Sterben in Turnhout. Das Geschrei wurde so arg, daß ihr Gemahl sich genöthigt sah, eine große Versammlung von Baronen und Stadtschöffen nach Turnhout zu berufen, vor welcher seine vier Aerzte eidlich erklärten: die Herzogin sei außer Gefahr, und Gift sei nicht schuld gewesen an ihrer Krankheit. Noch einige Tage später, und Herzog Anton lag selbst unter den Erschlagenen auf dem Schlachtfelde von Azincourt.

König Heinrich V. war in Frankreich eingefallen, und die französische Ritterschaft beeilte sich, ihn auf's Haupt zu schlagen. Der Engländer hatte sich mit kleinem Heere tief in's Land gewagt, und man dachte, ihn zu umstellen und abzufangen wie ein edles Wild. Herzog Anton, ein Prinz aus dem Hause Valois, durfte dabei nicht fehlen. Tag und Nacht ritt er dem brabanter Kriegsvolke, das sich so rasch nicht sammeln konnte, voraus. Unterwegs am 25. Oktober früh hörte er in Perwes Messe, und noch ehe sie zu Ende, kam Botschaft: zwei Stunden von da werde die Schlacht beginnen und noch vor Mittag. Da nahm der Herzog, der am Morgen gebeichtet hatte, noch eilig das Abendmahl, stürmte mit seinen Rittern aus der Kirche und auf die Rosse, und nachdem sie sich das Kreuzzeichen angeheftet, jagten sie verhängten Zügels hin nach der Wahlstätte. Bei einem Dornbusch sprang der Herzog vom Pferde, sich rasch zu waffnen; denn schon bliesen drüben die Trompeter zum An-

griff, schon sah und hörte man, wie die Ritterschaaren mit Jubel und Gerassel auf den Feind stürzten, der sich in einem Waldgrund postirt hatte. Bald schien jedes englische Banner wie verschwunden hinter den breiten Linien der französischen Helme. In ihrem Stolze hatten sie dem Fußvolk geboten, zurückzubleiben: nur Ritterschwerter sollten die leichten Lorbeeren pflücken. Waren sie doch Zehn gegen Einen! Herzog Anton überlief es heiß und kalt, daß er noch nicht dazwischen. Weit zurück waren noch Leute und Gepäck, ungeduldig warf er die Rüstung seines Kammerherrn über, und da weder Waffenrock noch Banner zur Hand, riß man in stürmischer Eile von zwei Trompeten die langen Fahnen herunter, welche daran nieder hingen und des Fürsten Zeichen und Farben trugen. Die eine Fahne, rasch in der Mitte durchlöchert und über die Rüstung gezogen, mußte dem Herzog einen Waffenrock, die andere, an eine Lanze gebunden, mußte sein Banner abgeben. Der Freiherr von Assche, in dessen Hause das Recht war, dem Fürsten in der Schlacht das Banner vorzutragen, erklärte, ein solches Trompeterzeichen trage er nicht, und ritt auf und davon. Fluchend auf den Verräther stürzten die Andern in die Schlacht. „Brabant! Brabant!" so erschallte nun auch ihr Kriegsruf. Doch die englischen Bogenschützen standen noch, sie standen fest hinter einer Pfahlwand. Zug um Zug leerten ihre mörderischen Pfeile die Sättel der Ritter. Umsonst spornten diese die Rosse, sie verfingen sich in dem lehmigen Boden, ein Haufen stürzte über den andern. Da plötzlich brachen die Schützen vor und fielen mit ihren Schlachtäxten in den Feind. Da fiel Angst auf die Ritter, die Pferde bäumten sich, und auf einmal wogte die ganze französische Herrlichkeit zurück in wilder Flucht, und ehe er sich's versah, war der Herzog von Brabant mit all den Seinigen in den Händen der Engländer. König Heinrich, neue Angriffe erwartend, ließ mit Trompetenschall verkündigen, jeder Mann solle seine Gefangenen gleich niederhauen. Es geschah, und auch der arme Herzog von Brabant wurde zwei Tage später unter den Todten gefunden, nackt

und bloß. Hätte er nicht unerkannt im Trompeterrocke gesteckt, wäre er wohl am Leben geblieben. Mit ihm lagen Alle erschlagen, die ihm in die Schlacht gefolgt waren. Zwei Tage später kam sein Beichtvater, der ihm in Perwes die letzte Messe gelesen, und nachdem sie lange auf dem Schlachtfelde umher gesucht, fanden sie seinen nackten Körper: er hatte blos zwei Schwertstreiche bekommen, einen am Kopfe, den andern am Halse.

Des Fürsten Leiche wurde in sein Land zurückgeführt, und zur Todtenfeier strömte alles Volk nach Brüssel. Die Landstände aber von Brabant und Limburg waren einmüthigen Sinnes. Sie beorderten sofort die beiden Häupter des Adels, den Freiherrn von Bergen-Grimbergen und den Grafen von Nassau-Breda, jegliches Kammergut mit allen Kisten und Koffern zu versiegeln, und gelobten feierlich mit einem Eidschwur, mit einander Eintracht und Treue zu halten, und Jeden gleich niederzuschlagen, der es wage, bestehendes Recht anzutasten. Dann wählten die sieben vornehmsten Städte für das Land eilf Vertrauensmänner: zwei Aebte, drei Barone, zwei Ritter, und vier Patrizier, und die Stände bestätigten diese Eilf als eine Regentschaft. Denn der Aelteste von des Herzogs Söhnen, die beide aus erster Ehe stammten, näherte sich erst dem vierzehnten Jahre. Welcher Prinz aber stand dem Lande näher? König Sigmund, dessen Recht an Brabant noch nicht erloschen, weilte in weiter Ferne, vergraben in einer Welt von Sorgen, Arbeiten und Geschäften.

Die Brabanter mußten daher für sich selbst sorgen. Zunächst suchten sie mit all ihren Nachbaren sich auf festen Friedensfuß zu setzen. Um dies auch bei dem gefürchteten Johann von Bayern zu erreichen, der damals noch Lütticher Bischof ohne Weihe war, wurde ihm Folgendes zugestanden. All seine erklärten Feinde sollten aus Brabant und Limburg vertrieben werden, und kämen sie wieder, den Kopf verlieren, sowohl die Heydroits noch vom Aufruhr des Jahres Neun her, als die Moytmakers, welche eine neue Verschwörung angestiftet hatten, den Fürsten zu überfallen und mit all

seinen Anhängern zu erschlagen. Seine Leute und Anhänger sollten sogar das Recht bekommen, ihren Feinden auf Brabanter Gebiet nachzusetzen, den Raub ihnen abzujagen, sie zu fangen und zu richten, und dazu sollten die Landes-Beamten helfen, während die Glocke Alles zur Nacheile aufstürme.

Sodann hielten die Stände großen Rath und beschlossen: schon jetzt solle für den jungen Herzog die Huldigung stattfinden. Nach altem Herkommen wollten die Städte dabei des Landes Freiheiten nicht nur bestätigt, sondern mit neuen vermehrt haben. Da der Adel aber bei der Jugend des Fürsten die Sache für bedenklich hielt, ließen die Städte die Forderung fallen. Mehr Umstände machte die Eidesfrage. Die Rechtsgelehrten wurden befragt und gaben das Gutachten: der Prinz, obwohl erst dreizehn Jahre alt, könne schon ein eidliches Gelöbniß ablegen, das ihn für die Zukunft binde. Die Stände dagegen meinten: schwören könne und solle er, aber in seinem Gelöbniß solle auch stehen, daß, sobald er fünfzehn Jahre alt geworden, der Fürst binnen drei Monaten seine Eide erneuern und all die Rechte und Freiheiten des Landes nochmals anerkennen müsse, und daß, wenn er sich dessen weigere, Keiner ihm Treue oder Dienste schuldig. Als dies festgesetzt war, zogen die Landesobersten mit dem jungen Prinzen von Stadt zu Stadt, damit er als Herzog Johann IV. sich huldigen lasse und der Unterthanen Rechte bestätige. Alles, was die von den Ständen bestellten Regierer anordneten, war ihm recht, und er hatte sie zu ständigen Tischgenossen: die Häupter aber unter den Eilf waren die vier Städtischen.

Mit großer Geschicklichkeit behandelten sie die Ansprüche, welche an Brabant erhoben wurden. Der Herzog von Burgund verlangte die vormundschaftliche Regentschaft für sich selbst, weil er Oheim sei des jungen Fürsten. Hätte man ihm nachgegeben, so wäre der Herzog von Burgund, oder vielmehr sein thatfrischer Erbprinz Philipp Herr im Lande gewesen. Schon hatte der Letztere sich viel Mühe gemacht, um für seinen Vetter Johann die Huldigung in Brabant rascher zu bewirken.

Eine gefährlichere Mahnerin war die Herzogin, welche der erschlagene Fürst als junge Wittwe aus zweiter Ehe zurückgelassen; ihr einziges Söhnlein, des Lütticher Johann von Bayern Pathe, war wieder gestorben. Ihre Forderungen waren eben so groß, als die Trägerin erlaucht und von mächtigen Verwandten unterstützt. Elisabeth war König Sigmunds Nichte, ihr geborner Beschützer also der König selbst, der ohnehin geneigt schien, der Wittwe von Brabant Vieles zu gewähren, weil Luxemburg, das ihr verschrieben war, er gerne selbst wieder gewonnen hätte. Also beeilten sich die Landstände, die Herzogin feierlich nach Brüssel einzuholen, und boten ihr dort in der fürstlichen Residenz, oder an welchem Hofsitz in Brabant es ihr gefalle, freien Wittwenstuhl mit jährlich fünftausend Kronen. Einen stattlichen Hofstaat richtete man ihr ein, und Alles wäre vielleicht gut gegangen, hätte man nicht zwei Damen vom Hofe entfernt, welche die Herzogin gern hatte. Es waren dies Frau Clara von Floreville, die mit dem Ritter von Boets lebte, und die Frau von Ranst. An ihre Stelle hatte die Regentschaft, als der Fürstin Hofstaat eingerichtet wurde, stillschweigend eine Baronin und eine Rittersfrau gesetzt. Anfangs schwieg Elisabeth still, ein halbes Jahr später rief sie jene Beiden wieder zu sich. Da kamen der junge Herzog, ihr Stiefsohn, die Eilf von der Regentschaft, und dazu ihre Räthe, baten um geheime Audienz, und stellten eindringlich vor: „eine Fürstin höchsten Ranges, die aus dem vornehmsten Königsblute in der Christenheit entsprossen, dürfe nur Damen um sich haben, deren Ruf rein und lauter sei. Die Herzogin könne sich ihre Gesellschaft unter den edelsten Frauen des Landes aussuchen, wie sie wolle, nur jene Beiden nicht.“ Das Alles aber war wie in den Wind gesprochen, Elisabeth erklärte: „nie gebe sie ihre Freundinnen auf, lieber verlasse sie auf der Stelle den Herzog und seinen Hof.“ Nun beschworen Fürst und Räthe sie kniefällig, ihnen diese Schmach nicht anzuthun. Die empörte Herzogin aber wartete nicht einmal, bis ihr Wagen vorfuhr. Zu Fuße verließ sie die Residenz, ging geradezu in das

Haus der Frau von Floreville, und als vom Schlosse ihr Wagen und Zelter vor dem Hause erschienen, schickte sie dieselben stolz wieder fort.

Bald darauf verließ sie Brüssel heimlich und zog nach ihrem Luxemburg. Jetzt erhob sie ihre Ansprüche. Diese gingen auf Herausgabe aller Luxemburger Urkunden und Schlösser, — auf Herausgabe von Herrschaften, die sie mit ihrem verstorbenen Gemahle angekauft habe, — auf Herausgabe ihres reichen Eingebrachten an Juwelen Pfandbriefen und anderen Schätzen, — auf Herausgabe von fünfzig Tausend Kronen Widerlage aus des Herzogs Kasse, welche ihr bei ihrem Einzuge in Brabant Wilhelm von dem Berge vorenthalten hatte, — endlich auf Bestellung eines Widthums, wie es ihrem hohen Stande gebühre. Es waren aber kurz zuvor, ehe jener Auftritt am Brabanter Hofe sich ereignete, Gesandte ihres Oheims, des Kaisers, in Brüssel gewesen, welche erklärt hatten: „daß Brabant vor allen Dingen der Herzogin-Wittwe müsse gerecht werden; dann werde man darüber rechten, ob das Land einem burgundischen Prinzen zu belassen; denn ihm, dem Könige selbst, sei Brabant anheim gefallen als erledigtes Reichslehen und als sein Erbe von dem früheren Herzog Wenzel her."

Sigmund haßte das burgundische Haus, welches so breit und üppig in den Niederlanden auftrat. Als er auf seiner Rückkehr von London zu Weihnachten 1417 in Lüttich verweilte, erschien eine feierliche Botschaft von Brüssel und bat auf das Inständigste: „Der König wolle verzeihen, wenn ihr junger Fürst, der gar so schwächlich, in harter Winterszeit nicht herreise, seinem Herrn aufzuwarten; später werde er kommen, wohin der König befehle; jetzt aber möge Sigmund aus Huld und Gnade ihm die Belehnung bewilligen." Der König aber kehrte seine eigenen Ansprüche hervor, und als die vorsichtigen Brabanter meinten, das Alles müsse erst schriftlich erörtert werden, wurde er zornig, schalt sie Franzosen, ging rasch fort und ließ sie stehen ohne Antwort. Um ihn nicht noch mehr zu reizen, stand der Burgunder Herzog davon ab, die einträgliche Vormundschaft zu fordern: er ließ sich

fünf und zwanzig Tausend französische Kronen zahlen, und gelobte, seinem Neffen im Nothfall gegen den Kaiser zu helfen.

Bei solchen Aussichten auf große Kosten und Ausgaben meinten die Städte, daß des jungen Herzogs Hofhalt sammt der Regentschaft doch zu theuer komme. Sie erklärten: „Sechszehn Tausend Kronen jährlich seien genug, diese solle das Land bezahlen, alle anderen Einkünfte des Fürsten verwende man zur Wiedereinlösung verpfändeter Dörfer und Burgen. Die Eilf aber von der Regentschaft sollten nicht mehr freie Tafel bei Hofe finden, es sei denn Einer mit einem besonderen Geschäfte betraut; im Uebrigen würden Vier von ihnen hinreichen, um mit ihrer Unterschrift Amtsbestellungen und Urkunden des Herzogs zu bezeugen." Alles dies wurde zu Anfang des Jahres 1417 nach der Städte Meinung von den Ständen beschlossen, und zwar mit dem Bedeuten: „daß es noch sieben Jahre so gehalten werden solle; jedoch könne der Herzog nach zwei Jahren die volle Regierung übernehmen, vorausgesetzt, daß er diesen seinen Willen ein Jahr vorher den Ständen kund thue."

So lang wartete aber Johann nicht mehr. Habsüchtige Leute hatten sich seiner bemeistert, und die beiden Schlimmsten trugen Namen, welche schon früher in bedenklicher Weise laut geworden, Wilhelm Freiherr von Assche und Wilhelm von dem Berge, Herr von Orbays. Von ihnen angereizt riß der junge Fürst schon in der zweiten Hälfte des vorgenannten Jahres die Zügel der Regierung an sich. Ohne die Regentschaft zu fragen, erhob er den Assche zum Oberrichter von Brüssel und v. d. Berge zum Landesschatzmeister und Oberstkämmerer. Alsbald sammelte sich um diese Beiden eine Schaar verderbter Edelleute, welche den kleinen Verstand des Herzogs unterjochten, indem sie ihn hineinzogen in den Strudel ihrer wilden Freuden. Der Brabanter Hof wurde eine Stätte von Gelagen und Ausschweifungen, von Lärm und Verschwendung ohne Ende. Nur noch zwei Beschäftigungen hatten außerdem Reiz für den sechszehnjährigen Herzog, Jagen und Eisenschmieden. Seine Freunde aber, die

lockeren Edelleute, hetzten ihn beständig gegen die Regentschaft der Stadtpatrizier auf. Mit noch größerem Hasse verfolgten sie die Führer des Adels, weil sie diesen ganz besonders die Schuld gaben, daß man den Fürsten unter so lang dauernde Regentschaft brachte.

Diese Adelshäupter hatten endlich dem Kreise der jungen Wüstlinge Jakobäa gegenüber gestellt. Ihre Anmuth und Schönheit sollten den Gemahl an sich ziehen, an ihrem stolzen Willen sollte er, der an Gedanken schwächlich wie an Gliedern, sich aufrichten. Was war natürlicher, als daß seine Gesellen sofort Alles aufboten, die neue Fürstin zu ärgern und zu verderben! Sie vorzüglich, an ihrer Spitze der Oberstschatzmeister und Oberkämmerer v. d. Berge und der Oberrichter v. Assche, waren es gewesen, welche den großen Heereszug, der Jakobäas Erblande wieder erobern sollte, dorthin lenkten, wo er am ersten scheitern mußte. Im Lager vor den Wällen von Dortrecht war der Verrath umher geschlichen und hatte die besten Zurüstungen gelähmt. Besiegt und verspottet wie noch niemals waren die Brabanter heimgezogen. Es war zuviel der Schande, als daß das Volk wäre ruhig geblieben. Hatte schon das wirre und beleidigende Dreinfahren des ersten Burgunders das Land mit Unruhe und Zwietracht erfüllt, hatte darauf das Treiben seines Sohnes oder vielmehr der Günstlinge desselben die Gemüther erbittert, — so war jetzt Alles reif zu offenem Aufruhr. Der Heerd aber der blutigen Umwälzung, welche sich vorbereitete, war Brüssel.

Drittes Kapitel.

Brabanter Hofgeschichten.

Die Stände gegen den Oberstschatzmeister. Seine Umtriebe und Verurtheilung. Gefangennahme des Oberrichters. Ritter T'Serclaes. Des Herzogs Botschaft an die Brüsseler. Ueberfall des Herrn von Bergen. Auflauf in Brüssel. Jakobäa im Hennegau. Ermordung v. d. Verges. Jakobäas Herrschaft am Hofe. T'Serclaes Hofmarschall. Neuer Hofstaat. Szenen in Vilvoorden und Fuhr. Das Gericht in Brüssel unbesetzt. Sieg der Brüsseler. Feindschaft zwischen Jakobäa und ihrem Gemahl. Ermordung des Herzogs von Burgund. Folgen für die Parteien. Johanns von Bayern Einfluß am Brabanter Hofe. Verfolgung der Hoeks. Der Herzog wieder in Brüssel. Utrechter Gesandte erschlagen. Großes Bündniß der Hoeks. Heimliche Abtretung von Jakobäas Erblanden. Aushungerung ihrer Hofdamen. Osterszene im Palast. Jakobäa verläßt den Hof und die Stadt Brüssel.

Jakobäa hatte sich mit ihrem Gemahl, als das Heer von der Dortrechter Belagerung nach Hause zog, nach dem Haag begeben. Bald kam Nachricht aus Brüssel, daß ihre Freunde, die Führer des Adels, vor den Landständen den Herrn v. d. Verge angriffen, daß sie ihn öffentlich des Landesverraths bezüchtigten, daß die Ständeversammlung in großer Aufregung sei und in noch größerer die Bürgerschaft. Jakobäa, die nur an Recht und Rache gegen den Oheim von Bayern dachte, hoffte jetzt sehnlichst auf den Sturz seines heimlichen Helfers. Allein der Oberstschatzmeister ließ die Brüsseler schimpfen: beherrschte er doch den Hof und den Herzog. Diesem lag er täglich in den Ohren, wie schändlich gegen des Fürsten Hoheit die Adelshäupter handelten, und wie sie unaufhörlich im Verein mit Jakobäa Ränke schmiedeten. Besonders gegen den Freiherrn von Bergen-Grimbergen, den Grafen von Nassau-Breda, und den Freiherrn von Hesewyk-v. d. Lecke wurde der Herzog aufgestachelt. Eines Tages trat er im höchsten Zorn zu seiner Gemahlin und ihrer Mutter in

den Saal, und vermaß sich hoch und theuer: „Nie sollten jene drei wieder an den Hof, nie ihm wieder vor die Augen kommen!“ Nun war der Herr von Bergen gerade mit zwei Andern unterwegs, um eine Botschaft von den Landständen an den Herzog nach Holland zu bringen. Zu Gorkum traf ihn ein Brief von Jakobäas Mutter, worin sie ihn von den Vorgängen am Hofe unterrichtete. Sofort beschickte er den Grafen von Nassau und den Herrn von Hesewyk, sie möchten Alles liegen und stehen lassen und zu ihm nach Gorkum eilen. Sie kamen und lasen, was ihr Fürst über sie gesagt und die alte Herzogin geschrieben hatte, und nachdem sie Raths gepflogen, wurden alle drei darüber einig: daß des Herzogs Worte ihnen an die Ehre griffen, und daß Bergen-Grimbergen die Gesandtschaft nicht fortsetzen könne.

Damit kehrten sie nach Brüssel zurück, und was sie erzählten, goß Oel in's Feuer. Die städtischen Abgeordneten nahmen die Sache in die Hand und erklärten: „Der Oberstschatzmeister Wilhelm v. d. Berge sei des Landes verwiesen, weil er sehr unziemlich und schändlich gesprochen habe von den guten Städten von Brabant und von denjenigen, die ihretwegen das Regiment geführt; weil sie durch ihn große und mannigfaltige Schande Confusion und Schaden erlitten, dessen sie jetzt vollkommen informirt seien; und weil er gegen Städte und Land in vielen großen Stücken wiederholt gefrevelt habe.“ Zu größerer Buße verurtheilten sie ihn noch zu einer Betfahrt zu Jakobäas Namenspatron St. Jakob in Galizien. Die Mehrheit der Stände stimmte bei.

Nach dem Herkommen sollte nun der Oberrichter von Brüssel das Strafurtheil feierlich vor der Schöffenbank verkündigen: dieser aber — er war ja des Verbannten vertrautester Genosse, Wilhelm v. Assche — weigerte sich beharrlich. Die Schöffen sagten ihm: „Thue er nicht auf der Stelle, was seines Amtes sei, so würden sie ihn nicht mehr als ihren Amtmann ansehen, auch unter seinem Vorsitze kein Weisthum mehr geben.“ Da Assche aber

widerspänstig blieb, machten sie kurzen Prozeß mit ihm. Der Frohnbote nahm ihn gefangen, stellte ihn unter Klage vor das Schöffengericht, und dieses erkannte: „Der Amtmann sei abgesetzt, und auch für die Zukunft jedes Amtes im Brüsseler Weichbild unfähig; man solle ihn in die Frohnfeste führen, damit er darin gefangen bleibe, bis er mit seinen Freunden volle Buße gethan; alle Beamten und Rathsleute sollten eidlich geloben, dem nachzuleben." Zu gleicher Zeit machten die Schöffen ein Gesetz: „daß Niemand mehr Schöffe, Schatzmeister, oder Zunftvorstand werden könne, der nicht sechs Monate vorher aus des Fürsten Dienst getreten, und daß kein Bürger eher, als ein Jahr nach Niederlegung seines städtischen Amtes, des Fürsten Dienst erküren dürfe." Solcher Spruch wurde gefällt und solches Gesetz gemacht am 20. Dezember 1418. Auch erneuerten die Städte Brüssel Löwen und Herzogenbusch ihren alten Bund und beschlossen, dem Herzog so lange jede Steuer zu verweigern, bis er seinen Günstling fortgeschickt habe. Einmüthig nahm das Brüsseler Schöffengericht alle diese Maßregeln an, nur ein einziger Schöffe stimmte nicht bei, Ritter Eberhard T'Serclaes, was um so auffälliger, als gerade seines Geschlechtes Name bei den Bürgern gefeiert und er der Sohn des Mannes war, dessen Heldenmuth die Franzosen aus Brüssel vertrieben.

Wenn aber Jakobäa nun erwartete, daß man den holländischen Krieg mit neuem Eifer aufnehmen würde, so war die Rechnung falsch. Die Brabanter Städte hatten wenig Lust dazu, und was in Brüssel vor sich ging, stürzte den Oberstschatzmeister noch lange nicht. Die eigene Schlauheit und der mächtige Arm Johanns von Bayern hielt ihn. Jakobäas Gemahl wurde nur um so verstockter, und v. d. Berge nur eiliger und eifriger, sie zu verderben. Leicht wußte er seinen Herrn so zu stimmen, daß Johann von Bayern mit Allem, was er forderte, leichtes Spiel hatte. Jakobäa mußte im Februar sich entschließen, nach Workum zu gehen und den Frieden anzunehmen, welchen man ihr diktirte. Der schlimme Oheim wurde nicht nur Mitregent über ihre Erb-

lande, sondern ihr Gemahl erklärte ihn seinerseits auch zum Statthalter: damit waren ihm Land und Leute völlig überantwortet. Diese neue Schmach ihrer Fürstin konnte die Brüsseler nur noch mehr erbittern. Vergebens schickte ihnen der Herzog, der mit Jakobäa von Holland nach Mecheln gegangen war, die beiden burgundischen Unterhändler, Ludwig und Peter von Luxemburg, jener Bischof von Tournay, dieser Graf von Conversant-Brienne und Herr von Enghien. Sie erklärten den Brüsselern: nie werde der Herzog wieder Hof halten in ihrer Stadt, wenn man die Strafurtheile gegen v. d. Berge und v. Assche nicht zurücknehme. Die Schöffen lachten dieser Drohung, und meinten, ihr Herzog habe seine Hauptstadt nöthiger, als diese ihn.

Während diese Botschafter des Herzogs noch in Brüssel unterhandelten, ließ die Frau von Borsselen auf St. Martinsdyck, eine Hofdame Jakobäas, ihren Bruder zu Brüssel, Herrn Heinrich von Bergen-Grimbergen wissen: er möge eilig zu Hofe kommen, Jakobäa werde ihn mit ihrem Gemahl versöhnen. Herr Heinrich ritt gleich nach Mecheln hinüber, fand aber wider Erwarten jeden Zutritt zur Herzogin versperrt. Nun wandte er sich an seinen Vetter, den angesehenen Herrn von Montfort, der am Hofe großen Stand hatte, und bat ihn um seine Vermittlung bei dem Oberstschatzmeister. Aber v. d. Berge hörte kaum davon, als er sich in lebhaften Reden erging: „Er sei ja gar kein Feind des Herrn von Bergen, im Gegentheil, nächst dem Herzog wäre Niemand in der Welt ihm lieber; denn er habe ja einst an dessen Tafel gesessen und seine Kleider getragen, und erst durch seine Gunst sei er an den Hof gekommen, das danke er ihm allezeit von Herzen." Da ritt der gute Herr von Bergen ganz getröstet wieder seines Wegs nach Brüssel. Als er nun auf die Vilvoorder Wiese kam, wo man die Stadtthürme schon vor Augen hat, hielten ihm plötzlich Reisige, darunter Leute des Oberstschatzmeisters, die gespannte Armbrust vor. Ihr Hauptmann, Ritter Johann von dem Vliet, nahm ihn in des Herzogs Namen gefangen, und setzte ihm gleich so lange zu, bis der Geängstigte das Gelöbniß ablegte: sich

andern Tags bei Sonnenaufgang im Städtchen Hal in des Herzogs Geiselschaft zu stellen.

Die Kunde von diesem Vorfall verbreitete sich mit Blitzesschnelle in Brüssel und als der Freiherr einritt, liefen die Bürger bewaffnet aus den Häusern zusammen. „Unerhört", so schrie man durch einander, „sei solcher Frevel gegen einen so vornehmen Herrn, der ihr verehrter Mitbürger, und das sei geschehen auf der Stadt Weichbilde! Ob denn ihr Landrecht leide, daß sich ein Bürger in Haft stelle anderswo, als in der Stadt selbst?" Die Einen wollten, man solle den Herrn von Bergen mit einem stattlichen Haufen in Waffen begleiten, daß die Hal'schen ihre Thore wohl zuhalten würden, dann sei er seines Wortes in Ehren ledig. Die Anderen, welche ihm minder günstig waren, nahmen ihn kurzweg gefangen, setzten ihn auf ein paar Stunden in die Frohnfeste, und geleiteten ihn dann nach seinem Hofe in der Stadt, wo ihm Arrest angesagt wurde. Es brach ihm das Herz, daß man ihm, dem Haupte des Adels, so mitspiele, und er wurde krank zum Sterben. Auch die Gesandten des Herzogs, der Luxemburger Bischof und Graf, geriethen in Angst und Noth. Sie befanden sich gerade auf dem Rathhause, und konnten noch von Glück sagen, daß man ihnen glaubte, als sie auf das Heiligste versicherten, sie hätten von dem Angriff auf den Herrn von Bergen nichts gewußt. Sie hielten es für das Klügste, eilig die Stadt zu räumen. Ritter v. d. Vliet aber bekannte später öffentlich: als ihm der Herzog den Befehl gegeben, Herrn Heinrich zu verhaften, sei bloß der Oberstschatzmeister Wilhelm v. d. Berge im Gemach gewesen und dieser habe zum Fürsten gesagt: „Herr, wenn nicht dieser Heinrich und noch zwei oder drei der Vornehmsten weggethan werden, daß kein Mensch sie wiedersieht, so werdet Ihr niemals Herr in Brabant: geschieht es aber, zittert Alles, wo Ihr hinkommt."

Doch nicht lange mehr sollte er seinem Fürsten bösen Rath geben. Er war dem herzoglichen Paar nach Bergen (Mons) gefolgt, der Hauptstadt des Hennegau. Jakobäa erblickte mit Trauer

und Schmerz die Stätten wieder, wo sie vor zehn Monaten als Neuvermählte zur Huldigung glänzend einherzog: als eine besiegte und beraubte Fürstin kehrte sie zurück. Alles war voll von ihren ritterlichen Thaten, die Hennegauer Herren und Ritter, welche mit ihr heimkehrten, konnten nicht genug vom Heldenmuthe der jungen Herzogin erzählen, und wie sie weniger ritterlichen Waffen, als schändlichen Ränken unterlegen sei. Und dann zeigte Alles mit Fingern auf den Brabanter Schatzmeister, den Hauptverräther. Der Verwegene, daß er sich mitten unter die treuen Hennegauer begab! Er stieg sogar im Naalster Hofe ab, wo Eberhard Bastard vom Hennegau wohnte, ein verwegener Kriegsgeselle, der noch im selben Jahre bei Crespy von den Leuten des Dauphins fast zu Tode zerhauen wurde und später das Schloß Hoogtwoude in Westfriesland erbaute. Ihm wie seinem Bruder Ludwig, dem Bastard von Bayern, hatte v. d. Berge die Einkünfte vorbehalten, welche ihnen ihr Vater Herzog Wilhelm und dessen Tochter Jakobäa zusicherten. Dessen gedachten sie, und sie dachten auch daran, wie sie ihre Schwester von ihm erlösen könnten. Der Herzog sollte schrecklich aufgestört werden. Eines Nachmittags — es war am 8. März 1419 — zog der Herzog aus dem einen Thore auf die Jagd, und aus dem andern ritten Jakobäa mit ihrer Mutter auf die Reiherbaize, der Schatzmeister aber lag krank in seinem Gemache. Da kamen zwischen vier und fünf Uhr ein paar Unbekannte in den Hof gesprengt, stürmten vor des Schatzmeisters Zimmer, stießen die Thüre ein, und durchbohrten den Unseligen auf seinem Lager. Der Großrichter vom Hennegau, der Herr von Sars, war selbst im Hause: die Mörder aber hatten ihn gefaßt, daß er nicht von der Stelle konnte, und ungefährdet ritten sie wieder aus der Stadt.

Gleich darauf kamen die fürstlichen Jagdzüge zurück und trafen unten bei der Halle zusammen, wo sie das Entsetzliche hörten, daß der Oberstschatzmeister in seinem Blute liege, erschlagen auf seinem eigenen Lager. Jakobäa schien recht zufrieden, daß v. d. Berge aus der Welt sei, wenn es auch auf eine nieder-

trächtige Art geschehen war. Der Herzog aber schrie und weinte volle drei Tage lang, und wollte sich nicht trösten lassen. Er kam sich vor wie ein Bube, dem mitten im Walde plötzlich sein Meister geraubt ist. Endlich gelang es Jakobäa, ihn zu beruhigen und die Ansicht in ihm dämmern zu lassen, daß der Erschlagene ihn wirklich betrogen habe. Nun forderte er von dessen Wittwe Rechenschaft über die ihm anvertrauten Gelder, und eingeschüchtert, wie er war, ließ er Jakobäas Anhänger die Hof- und Landesstellen einnehmen. Der Herr von Rotselaer, Seneschall von Brabant, wurde Schatzmeister. Es gelang ihnen sogar, nicht nur für den Grafen von Nassau, sondern auch für den Herrn von Bergen-Grimbergen des Herzogs Gnade wieder zu gewinnen. Der arme Mann schien vor Freude wieder gesund zu werden, wollte ausreiten, und bekam einen so heftigen Rückfall in seine Krankheit, daß er gleich darauf starb. Jakobäa verlor an ihm den treuesten Freund und Berather, den sie im Lande hatte. Er hauptsächlich hatte sie zur Brabanter Heirath überredet.

Ein paar Monate gingen nun die Sachen für sie vortrefflich. Sie war liebreich und fröhlich gegen ihren Gemahl, er aber that Alles nach ihrem Willen, und Beide schienen ein Herz und eine Seele, wie nur Mann und Frau in der Welt sein können. Im Sommer zogen sie wieder nach Brabant und hielten bald hier, bald dort Hof: nur nach Brüssel, wo sein Günstling Assche noch immer in der Frohnfeste saß, wollte der Herzog nicht zurück.

Allein Jakobäa fiel es leichter, ein Ziel zu erringen, als es festzuhalten. Ihre Feinde aber gingen heimlich wieder auf den alten Schlichen und sannen darüber nach, wie sie die Fürstin mit ihrem Gemahl gründlich entzweien könnten. Hauptanstifter war Ritter Eberhard T'Serclaes, der jetzt Hofmarschall geworden, ein harter ränkevoller Mann, und zur Lockspeise gab er her seine schöne Frau Laurette, welche des gefangenen Günstlings von Assche Stieftochter war. Diese Dame wußte um den achtzehnjährigen Fürsten ihre Netze zu werfen. Bald sprach alle Welt von einem schmählichen Verhältniß zwischen dem Herzog und

der Frau seines Hofmarschalls, die Alles über ihn vermöge. Jakobäa merkte wohl, daß wieder etwas angezettelt werde, und sie ließ die Hofbeamten, welche ihr anhingen, ein wachsames Auge auf den Herzog haben. Da begab sich dieser an die Gränze des Landes nach Herzogenbusch: diese Stadt hatte seine Gegenwart gewünscht, weil sie von Feuer und Wasser arge Noth gelitten. Bei seiner Ankunft bestellte er die Schöffen und Rathsherren des anderen Tags zu sich. Sie kamen und warteten lange Zeit, der Herzog erschien nicht. Endlich hörte man, heimlich vor Tagesanbruch sei er mit dem Herrn von Wesemael fortgeritten. Der Schatzmeister Rotselaer und die Hofbeamten geriethen in größte Bestürzung, daß sie sich ihn hatten entwischen lassen. Er aber saß schon auf dem benachbarten Schlosse Grobbendonck mit vier Vertrauten beisammen, die ihn dort erwartet hatten, es waren die Herren von Gaesbeek Schoenvorst und Crayenhem. Diese zusammen mit Wesemael machten nun einen neuen Hofstaat: Jakobäas Anhänger wurden aus allen Aemtern gestoßen und mit ihnen — nur zwei ausgenommen — sämmtliche Hofdamen. An Stelle der Letzteren kamen die Frau von Assche, die Mutter und die Frau des Herrn von Wesemael, die Tochter des Ritters T'Serclaes und andere erklärte Feindinnen der Herzogin, und als wenn das Alles für sie noch nicht demüthigend und beängstigend genug, so wurde auch T'Serclaes Gemahlin, die schöne Laurette, unter die Damen ihrer Gesellschaft förmlich eingereiht.

Als der Herzog mit seinen Vertrauten den Hofstaat zu Papier gebracht hatte, ritten sie alle Fünf nach Vilvoorden zurück, wo die Herzogin residirte. Sofort wurden alle Herren und Damen des Hofes berufen. Als sie beisammen waren, las ihnen T'Serclaes ihre Absetzung vor und die Liste des neuen Hofstaates, und ehe Einer ein Wort sagen konnte, ritt der Herzog mit seinen Herren schon wieder fort nach seinem Schlosse in Fuhr. In welcher Bestürzung, in welchem Tumulte, schreiend vor Aerger, sie den ganzen plötzlich abgesetzten Hof zurückließen, kann man sich wohl denken. Alles lief wild durcheinander, und jeder schwur

hoch und theuer: das lasse er sich nicht gefallen. Jakobäa aber befahl, auf der Stelle Pferde vorzuführen, eilte hinunter, schwang sich in den Sattel, und eilte spornstreichs dem Herzoge nach, von nur einem Fräulein und drei Dienstleuten begleitet.

Kaum im Fuhrer Schloßhof abgestiegen, ging sie stracks zu ihm. T'Serclaes aber hatte sich vorgesehen, der Herzog empfing Jakobäa in feierlicher Rathsversammlung. Unter strömenden Thränen — denn Schmerz und Zorn bedrängten ihre Brust — fragte sie: „Was ihre Damen verbrochen, daß man sie so schimpflich behandle? ob sie nicht alle von reinem Adel, nicht alle von reinen Sitten seien? Und sie liebe sie und sei ihrer gewohnt, und werde sie niemals sich nehmen lassen, weil sie mit ihr erzogen und erwachsen seien. Erinnern solle sich der Herzog," das rief sie mit erhöhter Stimme, „daß sie nicht als Arme, sondern als Erbin so vieler Lande und Herrschaften zu ihm gekommen, und daß er sie halten müsse als eine Fürstin mit ihren Frauen und Jungfrauen, wie er sie gefunden." Der Herzog ließ erwiedern: „Er habe seine Gründe, warum er den Hofstaat geändert und ihn neu besetzt habe mit den edelsten und angesehensten Damen von Brabant." Zornig rief Jakobäa entgegen: „Und wenn sie tausendmal von höchstem Adel, darum wären ihre Jungfrauen, ihre Gefährtinnen von Jugend auf, noch nicht schlechter!" Allein was auch die Fürstin sagen mochte, den Herzog ließen seine Räthe nicht wieder los, und die Liste des neuen Hofstaates wurde nicht widerrufen. Nur ein paar ihrer Jugendgespielinnen aus Holland vermochte Jakobäa zu behaupten: sie kehrte sich nicht an des Hofmarschalls Anordnungen und ließ sie nicht von sich.

Anders, als bei Hofe, ging es in der Stadt. Denn die klugen Brüsseler hielten fest zusammen und den Freiherrn von Assche scharf in der Frohnfeste. Es kam die Zeit — Juni 1419, wo der Fürst aus den Einundzwanzig, welche die jährlich abtretenden Schöffen ihm namhaft machten, die sieben neuen wählen sollte. Er that es nicht, hatte auch statt des Herrn von Assche keinen andern Amtmann (Oberrichter) bestellt. Mehrere Wochen

lang blieben nun die Gerichtsbänke unbesetzt, es gab kein oberstes Gericht mehr in der Stadt, und der Schaden war groß und Aerger und Unruhe noch größer. Im Uebrigen kehrten sich Schöffen und Rath nicht an des Herzogs Unwillen. Sie bestraften Jeden, der sich übler Reden wider der Stadt Rechte und Ehren vermaß. Ritter T'Serclaes wurde sogar aus seiner Patrizier-Sibbe ausgestoßen, und für unfähig erklärt, jemals wieder ein städtisches Amt zu bekleiden. Endlich mußte des Herzogs Partei nachgeben. Einige von seinen Räthen und die drei andern Hauptstädte — Löwen Herzogenbusch und Antwerpen — legten sich ins Mittel, und wollte der Herzog seinen Günstling wieder aus dem Gefängniß haben, so mußte er einen Amtmann an dessen Statt einsetzen, und zugleich — zu Vilvoorden am 16. Juli — den Brüsselern ein Privileg ausfertigen, daß er jedes Jahr um Johannis einen Amtmann, dazu einen angesehenen Mann als Vize-Amtmann, nicht minder die sieben Schöffen so gewiß ernennen wolle, als sonst das Gericht sich selbst ergänzen dürfe aus eigener Macht und Wahl. Der Stellvertreter des Oberrichters aber solle sofort handelnd eintreten, wo der Letztere abwesend, oder wo er, trotz des Ersuchens von ein paar Schöffen sich weigere, zu thun was seines Amtes. Würden aber Beide ihrem Amte fehlen, so träte an ihre Stellen einer der Unterbeamten des Oberrichters.

So hatte die Stadt sich die Freiheit ihrer höchsten Obrigkeit gewahrt: der Fürst konnte den Gang des Schöffengerichts nicht mehr ändern und nicht mehr unterbrechen. Wenig verschlug es den Brüsselern, daß er zürnend noch fast den ganzen Herbst und Winter ihnen fern blieb.

Ebenso fern hielt sich Jakobäa von ihrem Gemahl. Seit der Schmach, die sie in Vilvoorden wie in Fuhr erlitten, war sie umringt von Herren und Damen, die ihre erklärten Feinde, sah täglich spöttische Gesichter, hatte täglich Verdruß und Aerger. Tödtlich haßte sie den T'Serclaes und seine Gesellschaft. Ihr Gemahl aber war ihr verächtlich geworden, und da seine Buhlerin,

des T'Serclaes Weib, ihn noch mehr gegen die Fürstin aufhetzte, so war eine tiefe Kluft zwischen beiden Gatten aufgethan, die Nichts wieder ausfüllte. Ohnehin konnte es kein Paar geben, das sich unähnlicher war: Jakobäa voll Leben und Feuer, voll Schönheit Geist und Verstand, wie man selten ein junges Weib gesehen, ihr Gemahl ein weicher gutmüthiger Mensch, von schlechter Haltung, bleich und blöde in seinem ganzen Wesen, der sich von seiner Umgebung wie ein Verstandesschwacher leiten ließ.

Im September kam von der französischen Gränze eine Nachricht, welche, so blutig und erschütternd sie war, die Parteien am Brabanter Hofe nur mit wilderem Antrieb wider einander erfüllte, und auf ihre Stellung nicht ohne Einfluß blieb. Der Burgunder Herzog, Muttersbruder für Jakobäa, Vatersbruder für ihren Gemahl, der gefürchtete „Johann ohne Scheu“ athmete nicht mehr. In die Falle war er gelockt wie ein Wolf und erschlagen wie ein Stier. Nach langen Kriegen hatte er mit dem Dauphin, der auf Jakobäas ersten Gemahl folgte, sich versöhnt, Friede und Freundschaft war beschworen bei dem Evangelium, und auf ihre heiligen Eide hatten die Versöhnten das Abendmahl genommen. Nun gaben sie zu einer Besprechung sich auf der Brücke von Montereau ein Stelldichein, jede Partei voll feindseliger Tücke. Ein leichter Wortwechsel erhob sich, der Herzog faßte an sein Schwert: da fuhr ihm ein Schlachtbeil in das entblößte Haupt und dem Fallenden ein Schwert in den Bauch, daß die Eingeweide folgten. Der Dauphin sprach, „er hat genug,“ — und um zu sehen, ob noch Leben in ihm sei, zog man ihn an den Füßen hin und her. Und da er sich nicht mehr rührte, wurde er beraubt und entkleidet, und der Ringe wegen riß man ihm die Finger ab. Und so lag er die ganze Nacht auf der Mordstätte.

Der Getödtete war kein Freund des Bürgerthums. Seine Städte in Flandern waren unter seiner Regierung zwar in Handel und Gewerbe mächtig gediehen, allein nur deßhalb, weil er sie in Ruhe ließ und ewig in Frankreich zu thun hatte. Jeder war überzeugt, daß er trachten würde, aufständischen Städten

sofort Lütticher Quartier zu bereiten. Nach seinem Tode fühlte sich Alles erleichtert, was zur kabeljauischen Partei gehörte. Die hoekisch Gesinnten aber schlossen sich aller Orten fester zusammen. Vom Nachfolger des erschlagenen Burgunders, Philipp dem bisherigen Grafen von Charolays, wußte man nur, daß er ritterlich in seinem Streben sei und in Unterhandlungen ungemein viel Eifer und Geschick entwickele. Beide Parteien in den Niederlanden machten sich auf seinen Beistand Rechnung, und suchten sich möglichst zu verstärken.

Die leichtsinnigen oder habsüchtigen Edelleute, welche sich um den schwächlichen Brabanter Herzog drängten, bedurften einer stärkeren Anlehnung in der Nähe, und diese fanden sie nur an Johann von Bayern in Holland. Der Furcht vor ihres Fürsten Oheim in Flandern erledigt, wandten sie sich gänzlich kabeljauischen Interessen zu und rechneten dabei auf die größeren Städte. Johann von Bayern hatte in ihnen die besten Freunde: sein Vortheil konnte nicht besser bedacht sein, selbst wenn er in eigener Person in seines Brabanter Vetters Rathe saß. Ja die Feinde Jakobäas hätten ihm lieber ganz Brabant überliefert, als daß sie von ihrem Platze gewichen wären. Von ihm kam immer Rath und Stärkung, und jedesmal, wenn seine Parteigänger in Brabant einen Hauptstreich machen wollten, brachten sie vorher ihren Fürsten an die holländische Gränze, damit er dort gekräftigt werde durch den „Johann ohne Gnade."

Ohne Zweifel geschah es auch auf seinen Rath, daß der junge Brabanter Fürst mit seinen Genossen versuchte, sich mit den Brüsselern wieder auf besseren Fuß zu stellen. Er verlegte den Hof im Februar 1420 wieder in ihre Mitte. Als er aber andern Tags mit seinen Adeligen auf das Rathhaus kam, erhielt er von den Schöffen einen kleinen Denkzettel für die Zukunft. Sie verurtheilten in seiner Gegenwart zwei Patrizier, den Ritter Hertoghe und den Giselbert Pipenpoy, weil sie Schimpfworte über die neuen Schöffen und Diejenigen ausgestoßen, welche den Herzog zum Nachgeben beredet hatten.

Der Oheim in Holland bedrängte und verfolgte die Hoeks und ihre Freunde die Utrechter. Die Ersteren erfüllten mit ihren Klagen und Verwünschungen den Hof ihrer Erbfürstin Jakobäa. Die Utrechter schickten flehentlich Briefe und Gesandte nach Brüssel, ihnen zu helfen. Allein Johann von Brabant lachte sie aus und ging auf die Reiherbaize oder in seine Schmiedekammer. Und recht um zu zeigen, wie verachtet Jakobäa und ihr Anhang in Brabant sei, so wurden auf dem Rückwege die Utrechter Gesandten trotz des herzoglichen Geleits angefallen und todtgeschlagen, ungerächt, und sie waren doch keine bloßen Botenläufer, sondern ritterbürtige Männer.

Jakobäas Eifer aber ruhete nicht. Mehr und mehr trat der vornehme Adel auf ihre Seite, und machte ihr Hoffnung zu einem neuen Kriegszuge nach Holland. Dort gestaltete sich Alles so, daß eine gewaltsame Schilderhebung der Unterdrückten, unter Beistand der Utrechter, nicht mehr ausbleiben konnte. T'Serclaes Assche und Genossen beschlossen jetzt, Jakobäa gänzlich vom Hofe zu vertreiben. Denn die scharfen und ruhlosen Augen der jungen Fürstin drangen hinter jeden Anschlag, und sie allein war es noch, welche den Herzog mit den angesehensten Herren unter den Landständen verknüpfte. War Jakobäa entfernt, so schien jeder andere Einfluß auf den Herzog gebrochen. Dann konnte man mit vollen Segeln in's Lager Johanns von Bayern übergehen, und ihm den Preis für eine Unterstützung zahlen, mit deren Hülfe man die vollständigste Herrschaft über ganz Brabant nicht blos zu erobern, sondern auch vollaus zu genießen dachte. Waren doch die Fürsten von Brabant und Holland schon von Workum her durch einen heimlichen Vertrag und auf Lebenslang wider Jedermann zu Fehde und Feindschaft verbündet, sobald der Eine den Andern dazu mahnen würde, bloß den Kaiser, den Herzog von Burgund, und des Brabanters Bruder, den Grafen St. Paul, ausgenommen. Der Hofmarschall T'Serclaes meinte ein sinnreiches Mittel gefunden zu haben, der Herzogin den Hof so zu verleiden, daß man von ihrem raschen heftigen Wesen Alles

erwarten konnte, was man wünschte. Er beschloß, ihre Damen auszuhungern.

Jakobäa hing an diesen Jugendgefährtinnen mit aller Liebe und Leidenschaft einer Fürstin, die ohne sie sich völlig an ihrem Hofe vereinsamt fühlt. Wiederholt wurde die Liste der neuen Beamten verkündigt, Jakobäas Trotz kümmerte sich nicht darum. Nun war am Brüsseler Hofe zweimal große Tafel, zum Frühstück und zum Mittag; dagegen zum Morgen- und Nachttrunke bekam Jeder Wein mit Brod und anderem Imbiß in seine Gemächer. Kurz vor Ostern bemerkten die holländischen Damen, daß man ihnen Morgens und Abends wenig Wein und Speisen in's Zimmer trug, es wurde immer weniger, zuletzt kam gar nichts mehr. Ritter T'Serclaes ließ für sie Nichts verabfolgen, ihre Kammerfrauen mußten selbst sehen, wo sie ihnen im Pallast zu essen oder zu trinken auftrieben. So kam Ostern, der 7. April 1420. Am Ostertage war die Hoftafel besonders festlich, glänzend und zahlreich. Jakobäa erschien mit ihren Damen und ließ sich nieder. Da wurde ihr selbst auf das Herrlichste aufgetragen, vor den Holländerinnen aber blieben Teller und Becher leer. Die Dienerschaft folgte der strengen Weisung des Hofmarschalls, sie zu betrachten, als wären es wesenlose Schatten. Also saßen die Armen vor leeren Gedecken, und es war zum Gespötte des ganzen Hofes, bis sie fortgingen. Zufällig kam Jakobäas Mutter nach Brüssel und hörte von dem Aergerniß. Sofort eilte sie zum Herzog und stellte ihn zur Rede: er verschanzte sich wieder hinter seine Räthe, und es gab eine heftige Szene. Empört über so viel Verrätherei und Schmach rief die stolze Burgunderin ihrer Tochter zu, den Pallast zu verlassen, ging aus dem Saale, bestieg ihren Zelter und ritt nach ihrem eigenen Hofe zum Spiegel in Brüssel. Jakobäa wollte mit ihr, kein Wagen und kein Roß erschien: da ging sie zu Fuße fort. Von dem ganzen eingeschüchterten Hofe wagte Keiner sie zu begleiten, nur ein Hennegauer Page, Johann Rasoir, folgte ihr. Laut weinend ging die junge Fürstin durch die Straßen Brüssels, daß es alle Frauen

erbarmte, und in den Männern der Zorn kochte über den blutigen Schimpf, welchen man der geliebten schönen Herzogin anthat.

An diesem Abend mochten beide Frauen im Zorn und Eifer Alles durchsprechen, was mit dieser unglückseligen Brabanter Heirath zusammenhing. Wahrscheinlich erfuhr Jakobäa jetzt erst, wie es im Grunde sich mit den päbstlichen Dispensationen verhielt, und daß es streng genommen um die Gültigkeit ihrer Ehe noch immer bedenklich stehe. Auch ließ sich schon lange merken, daß es darauf abgesehen war, Holland und Seeland ganz in die Hände des Oheims von Bayern zu spielen, und daß man unzweifelhaft ihr damit kommen werde, Verträge der Art zu besiegeln. Jakobäa faßte kurzen Entschluß. Andern Morgens verließen, im feierlichen Geleite von zahlreichen Adligen, die beiden Fürstinnen die Hauptstadt Brabants und zogen fort nach dem Hennegau. Alle Welt sollte wissen, daß die Herzogin mit Ehren nicht mehr im Lande bestehen könne.

Viertes Kapitel.

Die Hoeks und Johann von Bayern.

Verfolgung der Hoeks in Holland. Ihre Flucht und Sammelpunkte. Ritter Nothaft, Vizthum von Bayern. Große Pläne Johanns von Bayern. Lage der Dinge in Utrecht Friesland Brabant. Ablenken der burgundischen Macht auf Frankreich. Verfolgung der Utrechter und Amersforter. Bündniß mit Geldern. Kampen Deventer Zwolle Groeningen. Johann in Luxemburg. Die Stadt Leyden. Das Haus der Wassenaar. Der Herzog in Leyden. Straßengefechte am St. Georgs- und St. Lambertstag. Vermittelung der fürstlichen Räthe. Der Novemberspruch. Aufstand der Leydener. Ausspruch des Fürsten. Anfall auf Brederode. Großes Bündniß der holländischen Hoeks mit den Utrechtern. Ausbruch des Kriegs.

In der That schien für Jakobäa, deren fürstliche Herrschaft und Ehre man im Lande ihres Gemahls verspottet hatte, auch

ihr Vatererbe Holland und Seeland jetzt auf immerdar verloren. Die Workumer Friedensschlüsse hatten den Hader der Fürsten geschlichtet, aber in den Unterthanen knirschte noch die Parteiwuth. Viele Häupter der Hoeks waren noch außer Landes: um keinen Preis wollten sie sich dazu verstehen, dem verhaßten Bayern zu huldigen. Diesem aber sagte die einfachste Ueberlegung, daß die Hoeks nur Zeit brauchten, um sich wieder zu sammeln und von Neuem eine gefährliche Macht aufzustellen. Im Gefühl seiner Kraft, und in Selbstsucht verhärtet, that er rücksichtslos, was ihm Nutzen brachte, und ließ die hoekisch Gesinnten nicht wieder zu Athem kommen. Er warf sie aus den Aemtern, wo sich Gelegenheit dazu zeigte, und wartete öfter nicht einmal die Zeit ab, wo die Stellen in der Stadtregierung durch Neuwahl mußten besetzt werden. Sein Mitregent, der Herzog von Brabant, ließ ihm in allen Stücken freie Hand, und es war bloße Form, wenn Befehle in Beider Namen ergingen.

Da stand nach mehr als zwanzig Jahren der Waizen der Kabeljaus wieder in Blüthe. Der Herzog überließ ihnen ihre Feinde, gleich als wären sie vogelfrei. Auf öffentlicher Straße wurden die Hoeks angefallen, Einkünfte und Güter ihnen entrissen, und sie sahen ein, daß sie nirgends Recht fänden und gänzlich sollten zu Grunde gerichtet werden. Heimlich bargen sie ihr Vermögen und entwichen, der eine nach dem andern. Die Meisten gingen über die Gränze nach Utrecht und Amersfort, Andere sammelten sich in Leyden und Montfort, in Gertrudenberg und Sevenbergen. Die Seefestung Sevenbergen gehörte dem freien Herrn gleichen Namens; in Gertrudenberg befehligte der tapfere Herr von der Mervede, auch einer von Jakobäas treuesten Anhängern; Haus Montfort hatte immer als eine Säule der Hoeks gestanden; und vor Allem war die Großstadt Leyden jetzt ihre feste Burg, denn dort herrschte der erlauchte Burggraf von Wassenaar. Auf diesen Punkten ließ Herzog Johann seine Feinde einstweilen sich ansammeln: er wartete seiner Zeit, wo er mit einem einzigen Schlag sie zerschmettern könne.

Unterdessen machte er alles übrige Land kabeljauisch und sich unterthan. Die Häupter der Kabeljaus, wie Wilhelm von Egmond Gaesbeek Cralingen Heemskerck und die Vorsselen, hielt er an seinem Hofe und in seinem Vertrauen. Seine rechte Hand aber war ein bayerischer Landsmann, Herr Heinrich Nothaft, Freiherr von Werdenberg, Ritter. Dieser war ziemlich ein Menschenalter hindurch sein Statthalter in Niederbayern gewesen und führte daher noch den Namen Vizthum von Bayern. Als Johann sich in den Krieg der Hoeks und Kabeljaus stürzte, rief er den Getreuen aus Straubing zu sich, setzte ihn in seinen Rath, und brauchte ihn zu den wichtigsten Geschäften. Die guten Dienste, welche der Ritter leistete, waren so groß, daß schon bald nach dem Workumer Friedensschluß sein Fürst ihm dafür große Güter und Einkünfte in Bayern verschrieb, und an seinem Hofe ihm ein Amt nach dem andern übertrug. Daß ein Ausländer so hohen Stand bei Hof und Fürsten hatte, war den Holländern ein Dorn im Auge, und es kam einmal zwischen Nothaft und Johann von Egmond zu offener Fehde. Der Herzog aber versöhnte sie in vollem Rathe und mit Zuziehung der fünf vornehmsten Städte: ernstlich gebot er ihnen, fortan freundlich mit einander zu gehen zu essen und zu trinken, zu rathen und zu thaten zu des Fürsten und des Landes Nutzen.

Fest mußte Johann von Bayern sich erst auf Holland und Seeland stellen, stündlich mußte ihm dessen Kriegs- und Steuerkraft zu Dienste sein: dann ließen sich wohl noch andere Gebiete seiner Herrschaft zuführen, Friesland, das Utrechter Stift, der Hennegau, ja vielleicht sogar Brabant selbst. — Zweifellos hatte der staatsgewaltige Fürst sich die höchsten Ziele gesetzt. Seine Unterhändler waren überall: man spürte ihre Thätigkeit auch an den Höfen der Kurfürsten von Köln und Trier und der westfälischen Bischöfe. In Maestricht wohnte ihm ein Vertrauter, der Komthur des deutschen Ordens, Iwan von Cortenberg, der wiederholt Botschaften jenseits des Rheines unternahm. Nun waren die Friesen auf das Heftigste unter einander verfeindet:

die Einen wollten ihm huldigen, wenn er die Andern verderben wolle. An der jenseitigen Gränze aber des Utrechter Landes lauerte der Herzog von Geldern ebenso beutelustig, wie an der östlichen Gränze der Holländer. Luxemburg war bereits das Erbtheil von Johanns Gemahlin, den Hennegau bekam er nach Jakobäas kinderlosem Ableben, vielleicht schon früher, und endlich, so mochte er hoffen, unter irgend einer Form, die Herrschaft über das reiche Brabant dazu. Den Jüngling, der dort die Herzogskrone trug, hatte er ja in der Hand wie seine Puppe, und dieser regierte so jämmerlich, daß die Brabanter Stände sehnsüchtig nach einer tüchtigeren Leitung ausschaueten. Unter der Ritterschaft in Brabant hatte der bayerische Johann seine Bewunderer, am Brüsseler Hofe seine vertrautesten Anhänger, und selbst die Bürgerschaften konnten es nur mit Wohlgefallen bemerken, wie er in seinen Landen die Grundsätze der Kabeljaus zur That machte und Handel und Gewerbe förderte. Feinde aber wußte er zu treffen mit Schwert Hunger und Verfolgung, daß sie verschwanden wie Schnee vor der Sonne.

Das Einzige, was Herzog Johann in den Niederlanden zu fürchten hatte, war die aufstrebende burgundische Macht. Ihm entging es nicht, welch ein drängendes Wachsthum im Hause Burgund trieb und arbeitete. Um so mehr beeilte er sich, Kraft und Streben dieses Fürstengeschlechts abzulenken nach Frankreich hin, woher es gekommen. Er ruhete nicht, als bis die burgundischen Banner in den Krieg zogen auf Frankreichs Gefilden. Der gräuliche Mord, durch welchen auf der Brücke von Montereau des Dauphins Partei endlich den Haß gegen seinen Vater kühlte, hatte den jungen Herzog von Burgund in seinem tiefsten Stolz und Ehrgefühl erschüttert. Als die Boten nach Gent kamen mit der Nachricht, daß sein Vater meuchlings erschlagen, wurde Philipp bleich und starr, seine Augen wurden gläsern, und die Beine zitterten ihm. Das Erste, was er sagte, als er wieder zu sich kam, war das Wort an seine Gemahlin, die des Dauphins Schwester war: „Michelle, dein Bruder hat meinen Vater erschla-

gen!" Von Stund an trennte er sich von ihrem Tisch und Bette. Blutrache — daran müsse man Leib und Seele, Gut und Land setzen: das war der Beschluß des Familienraths, den Philipp zu Mecheln abhielt mit seinem Oheim von Bayern, mit Jakobäas Mutter seiner Tante, mit seinem Vetter von Brabant, und seinem Schwager dem Herzog von Kleve. Die Blutrache zu vollziehen, schloß sich Burgund an England, und mit diesen Landesfeinden verbündete sich auf's Engste die eine der beiden großen Parteien, in welche das gesammte französische Volk zerklüftet und zerfallen war. Es wurde zu Troyes jenes unnatürliche Bündniß geschlossen, in welchem der König von Frankreich seine Waffen mit denen seines englischen Schwiegersohns und seines burgundischen Vetters vereinigte, um auf Tod und Leben den eigenen Sohn, den rechtmäßigen Erben seiner Krone zu bekämpfen. Fortan schien jegliche Kraft des burgundischen Hauses auf unberechenbare Zeit im französischen Kriege gefesselt. Niemand hinderte Johann von Bayern, seine Pläne in den Niederlanden zu verfolgen.

Zunächst nahm er die Utrechter auf's Korn. Kein ächter Holländer hatte ihnen die Ysselsteiner Schmach verziehen, und man deutete mit Lust darauf hin, wie der Herzog ihnen jetzt ein Seil um den Hals gelegt habe, das bei jedem Rucke Angst und Schmerzen mache. Wohl waren die Utrechter in die Sühne vom Februar 1419 eingeschlossen: doch sie traueten dem Landfrieden nicht, und ließen es sich keine Wege reuen, um einen festen besondern Frieden zu erwirken. In den Workumer Artikeln hatte Johann sich auch die Rechte zugestehen lassen, welche Holland noch auf das Land Hagestein beanspruchte: ohne Weiteres ließ er nun dies Gebiet besetzen, und der greise Utrechter Fürstbischof Friedrich von Blankenheim, der es so lange Zeit inne gehabt, der in allen Niederlanden so hohe Achtung genoß, mußte still dazu schweigen. Nur für schweres Geld bewilligte Johann den Utrechtern und Amersfortern einen Vertrag, in welchem sie sich verpflichteten, alle während der Fehde mit ihm Verbannten wieder aufzunehmen: dagegen sollten sie wieder freien Verkehr und den

Schutz des Rechtes in seinen Landen genießen. Dieser Frieden wurde am 1. April zu Woerden besiegelt. Acht Tage darauf kam ein Utrechter Schiff aus Flandern vor die Mündung des Leck, gleich überfielen es die Egmonds, bohrten es in den Grund, und schleppten Leute und Ladung fort. Ein zweites Schiff, das am andern Tage Anker warf, hatte gleiches Unglück. Und die Utrechter Bürger durften sich nicht einmal beschweren. Hatten sie ja ihren Frieden nur mit dem Herzoge gemacht, nicht auch mit seinen Baronen. Nicht besser erging es den Bewohnern der zweiten Hauptstadt des Stiftslandes, den Amersfortern, die so tapfer in Gorkum gestürmt hatten. Sie dachten nun wieder frei und ungefährdet in die Südersee zu stechen: kaum aber kamen ihre Schiffe den Holländern in Sicht, als sie auch schon überfallen und geplündert waren. Von Utrechter Güterfuhren aber, die über die holländische Gränze kamen, erpreßte man einen so hohen Zoll, daß sie wenig Vortheil bei ihrem Handel ersahen. Vergebens schickten die Gekränkten Briefe auf Briefe und fleheten und mahnten bei dem holländischen Fürsten auf das Beweglichste, wie schändlich man mit ihnen umgehe. Johann schwieg stille, rührte sich auch später nicht, wenn Leute von Utrecht und Amersfort, die sich in Holland treffen ließen, auf öffentlicher Straße angegriffen und mißhandelt wurden, wenn man Einigen sogar die Nasen abschnitt, ja selbst Frauen und geistlichen Leuten aus jenen Städten gar übel mitspielte.

Er schloß unterdessen ganz in der Stille mit dem Herzog von Geldern, dessen Gebiet das Utrechter Stift von der andern Seite umfaßte, einen Vertrag des Inhalts: wenn es zum Kriege komme, wollten sie in aller Freundschaft das Utrechter Land theilen, Geldern solle Amersfort, Holland das Montforter Gebiet haben, und zum Bischof — denn der jetzige war hoch betagt — wollten sie nur einen solchen wählen lassen, der ihnen den Willen thue und sich mit dem verkleinerten Stifte zufrieden gebe. Die benachbarten Barone aber wurden geradezu angeregt, auszureiten und sich an den Stiftsleuten Beute zu verdienen. Hatte

sich doch Herzog Johann heimlich mit dem Herrn von Gaesbeek und Andern verbunden, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen und sie aufrecht zu halten, wenn es zum Kriege komme. Die Utrechter sahen ein schweres Ungewitter aufsteigen, und hielten mit Bischof und Klerisei und Ritterschaft ein Kapitel über das andere, wie sie sich helfen möchten. In ihrer Bedrängniß schickten sie an den Herzog von Brabant, an Jakobäa, an die holländischen Städte Gesandte, welche die Welt mit ihren Klagen erfüllten. Besseren Trost hatten sie davon, daß die oberysselschen Städte Kampen Deventer und Zwolle sich zu ihrem Beistande rüsteten, selbst die Groeninger begaben sich förmlich unter das Stift Utrecht. Denn schon verlautete allerlei, wie der gefürchtete „Johann ohne Gnade“ am Rhein und in Westfalen Truppen werbe: nicht bloß Utrecht, auch Friesland und Alles was rings um die Südersee liege, wolle er erobern.

So verlief das erste Jahr nach dem Workumer Friedensschluß. Johann ließ seine Aussaat langsam reifen. Er war schon im Sommer nach seinem Herzogthum Luxemburg gegangen, und blieb dort bis zum nächsten März. Während seiner Abwesenheit konnten die kabeljauischen Beamten freier schalten, und mehr und mehr kamen die Feindseligkeiten zum Ausbruch.

Zunächst sollte Leyden, das mächtigste Bollwerk der Hoeks, erobert und ausgefegt werden. Diese Stadt hatte große Tuchwebereien und anderes reiches Gewerbe, ihre Fabrikanten und Kaufleute schickten Schiffsladungen von Leydener Waare nach vielen Ländern. Der Rhein hatte hier damals noch einen mächtigen Wasserstrom. Er zog von Utrecht her nach Leyden und ergoß sich nicht weit vom Haag durch die Dünen und in's Meer. Nach Dortrecht war Leyden die wichtigste Stadt im Lande. Es hatten aber die Burggrafen von Wassenaar seit uralten Zeiten in der Stadt auf ihrem Schlosse gewohnt und geherrscht wie kleine Fürsten. Sie erhoben allerlei Steuern und Zölle in der Stadt, hatten die Fischereien und Jagden, und übten noch immer das Recht, die eine Hälfte des Schöffengerichts zu besetzen, während

dem Fürsten die andere Hälfte zustand. In Leyden und auf ihren nahegelegenen herrlichen Schlössern Waermond und Podikenpoel und andern Gütern wohnten den Wassenaars zahlreiche Grundholden und Lehnsleute. Es war kein Wunder, wenn die hoekische Partei hier festsaß. Ihr Hort und Meister war der alte Burggraf Philipp, ein Mann von großem Gewicht im ganzen Lande, der bei Jakobäa in den höchsten Ehren stand. Zum Unglück aber für die Hoeks meldete sich auch in Leyden die Uebergangszeit an, in welcher man lebte. Selbst im altberühmten Geschlechte der Wassenaars, in welchem von Alters her Alles hoekisch fühlte und glühete, hatte sich peinlich jetzt der Parteihaß eingefressen. Der alte Burggraf hatte zwei Söhne: Johann der jüngere blieb leidenschaftlicher Hoek, der Aeltere aber, Ritter Heinrich, hatte die Farben gewechselt. Er war Jakobäas vertrautester Rath gewesen, — jetzt nahm er dieselbe Stellung ein bei Johann von Bayern, dem Fürsten der Kabeljaus, und eine häßliche Kluft hatte sich aufgethan zwischen ihm und seinem Geschlechte. Auch in der Stadt, welche die alte Stammburg der Wassenaars überragte, fehlte es nicht an kabeljauischer Gesinnung. Sie pflegte sich einzustellen, wo die Bürger durch Handel und Fabriken reich wurden. Dann wollten sie lieber unter einem großen Fürsten stehen, als sich von einem kleinen Gebietsherrn befehlen und besteuern lassen. Die Vorgänge in Leyden, und das endliche Schicksal dieser Stadt geben uns ein klares Bild der Zustände im Lande und dessen, was Johann von Bayern und die Kabeljaus erstrebten, und wie sie es anfingen.

Schon auf den zweiten Tag nach dem Friedensschluß zu Workum, auf den 15. Februar 1419, waren die holländischen Städte nach dem Haag entboten. Es wurden ihnen die Artikel des Vertrages vorgelesen, dabei ihres neuen Herzogs Absicht angekündigt, sofort seine Rundreise anzutreten und überall die pflichtschuldige Huldigung einzunehmen. Als er nun nach Gouda kam und von hier nach Leyden wollte, hieß es, die Leydener und ihr Burggraf Wassenaar verbollwerkten sich und würden den Fürsten

nicht einlassen. Der Herzog wartete, bis sie ihm eine feierliche Botschaft entgegenschickten, um ihn zu bewillkommnen und dem Gerede zu steuern. Er ging nach Leyden, und das Erste, was er that, war eine Aenderung im Stadtregiment. Es war freilich nicht an der Zeit, die Schöffen zu bestellen, aber der Burggraf mußte ihm den Willen thun, und sie setzten neue Schöffen ein, unter welchen die Kabeljaus nicht vergessen waren. Die 100,000 Rosenobel, welche Johann von Brabant seinem Mitregenten zahlen sollte, wurden auf die Städte ausgeschlagen: auch Leyden mußte seinen Theil aufbringen. Noch auf andere Weise sorgte Johann von Bayern für seine Anhänger. Im Hause der Wassenaers kam durch seine Gegenwart ein Familienvertrag zu Stande, nach welchem, falls der älteste Sohn vor dem Vater sterbe, seine Kinder beiderlei Geschlechts in der Erbfolge dem jüngeren Sohn vorgehen sollten.

Alsbald loderte zu Leyden die Zwietracht in vollen Flammen. Die Kabeljaus erhuben stolz ihre Stimmen, weil sie des Fürsten sicher waren, und die zurückgesetzten Hoeks wußten sich vor Aerger nicht zu lassen. St. Georgs Rittertag, den 23. April, ließen die Parteien nicht vorübergehen, ohne daß sie mit Schwertern und Beilen über einander herfielen und einander Haus und Gut zu verderben suchten. Zweiunddreißig Bürger der einen, vierzig der andern Partei wurden schuldig befunden, daß sie Sühne geloben mußten. Ganz Holland richtete seine Augen auf Leyden. Schon trieben sich vor den Thoren fremde Kabeljaus umher, welche in vollen Haufen die hoekisch Gesinnten anfielen und mit Gewalt in die Stadt wollten. Eines Abends im Juli fanden sich die Ketten, an welchen die Zugbrücken der Thore hingen, zerbrochen. Es war offenbar angestiftet, damit man die Brücken nicht aufziehen könne, wenn in der Nacht Leute von draußen herein wollten. Die es gethan, machten sich sofort unsichtbar, und sieh da, die Geflüchteten waren sämmtlich Kabeljaus. Schimpfend auf die Verräther hielten jetzt die Hoeks sorgfältige Thorwache. Wiederholt erschienen der Schatzmeister Flo-

renz von Borsselen, Nothaft, und andere fürstliche Räthe, um die Parteien zur Ruhe zu nöthigen. Ritter Nothaft brachte einen Frieden dahin zu Stande: daß die Flüchtigen wieder herein sollten; daß Niemand in der Stadt Harnisch tragen dürfe; daß das unaufhörliche Fechten auf den Straßen um keinen Preis mehr zu dulden; daß als Geiseln 25 hoeksche Bürger nach Schoonhoven und 25 kabeljauische nach Gouda gehen müßten.

Die Bürger, welche zur Geiselhaft verurtheilt waren, zogen ab, und die Geflüchteten sollten am St. Lambertstage wieder einziehen. Die Leydener Kabeljaus kamen herangezogen, von vielen Freunden begleitet, jedoch friedlich von Aussehen. Unter den Mänteln aber trugen sie Harnische. Als sie nun durch die Straßen ritten, standen da Johann von Wassenaar und Gerhard von Poelgeest, welche ohne Zweifel keine Miene zum Bewillkommnen machten. Gleich lassen die Kabeljaus ihre Mäntel fallen, stürzen über sie her und schlagen den Einen nieder, nur mit genauer Noth werden die beiden Junker gerettet. Jetzt aber gibt es Geschrei, die Bürger stürzen aus den Häusern, die Glocken stürmen, Schwerter blitzen auf allen Straßen. Die Eingezogenen werden überwältigt. Ein Theil wird gefangen, ein Theil gewinnt den Kirchthurm und verschanzt sich, ein dritter entkommt aus dem Thore. Die Hoeks waren wieder Meister ihrer Stadt, und wünschten sich Glück, daß zum zweitenmal des Herzogs Plan mißlungen, „ihnen fremde Leute über den Hals zu bringen." Eilig aber kamen Nothaft Cralingen Heemskerck und der Schatzmeister Borsselen mit den Bannern von Haerlem Delft und andern Kabeljaustädten, um sich in's Mittel zu legen. Die Leydener ließen sie ein, jedoch unter der Bedingung, daß auch der Burggraf Wassenaar und der Herr von Brederode Kriegsvolk einführen dürfe. Der Burggraf ließ sich sogar förmlich beauftragen, all seine Freunde aufzubieten, falls man mit Gewalt in Leyden wolle eindringen. Jede Partei wollte sich sichern, daß die Andern sie von dem wichtigen Platze nicht ausschlössen.

Nun wurden wieder acht Schiedsrichter gewählt, um zu

rechten und zu sühnen zwischen den Parteien. Bald wurde in Leyden, bald im Haag verhandelt, bald zogen die Schiedsrichter zu den Vergeißelten nach Gouda und Schoonhoven. Vieles wurde angeboten, Vieles verworfen, und man konnte nicht zum Schlusse kommen. Die ächten Hoeks aber gingen bereits in der Stille nach Utrecht, um zu reden und zu hören, wie man mit den Waffen in der Hand die Kabeljaus zwingen könne. Denn seit dem Bündnisse mit Groeningen und den oberysselschen Städten hatten die Utrechter wieder ihr Haupt erhoben. Auch der Schatzmeister Borsselen erschien jetzt wiederholt bei ihnen, um zu verhandeln. Um es mit mehr Nachdruck zu thun, ließ er im Oktober sogar Befehl ausgehen, die Städte von Holland sollten sich rüsten, um auf das erste Gebot gegen die Utrechter in's Feld zu rücken.

Endlich im November traten des Herzogs Räthe Florenz Borsselen, Johann Egmond, Hubert Kuilenburg und Heinrich Wassenaar zusammen mit den acht Schiedsrichtern und verkündigten den Sühnespruch in der Leydener Sache. Alle gefangenen Kabeljaus sollten frei ausziehen und sich eine Meile von der Stadt ferne halten bis drei Wochen nach des Herzogs Rückkunft; wer aber sofort seine Unschuld darthun könne, solle friedlich in die Stadt zurückkehren. Vierzehn hoekische Bürger und andere Gesellen wurden aus der Stadt verbannt bis drei Wochen nach des Herzogs Rückkehr. Endlich solle die Stadt den bei den Aufläufen zu Schaden Gekommenen tausend Nobel zahlen, dazu zweitausend an Kosten und Strafgeldern. Dieser Spruch, so verlangte der Schatzmeister Borsselen, müsse öffentlich vom Rathhaus zu Leyden verkündigt werden. Ueber solches Ansinnen gerieth die Stadt in wilde Bewegung. Wie, die schuldigen Kabeljaus sollten frei ausziehen? Die Stadt aber, also auch die Hoeks darin, sollten mit ihrem Vermögen dafür gelten, was jene angerichtet? Die Leydener erklärten: sie hätten des Herzogs Räthen gar keine Vollmacht gegeben zu solchem Schiedsspruch, und sandten ihnen Abgeordnete: „daß sie zu Rechte stehen wollten für Alles,

was sie verbrochen von ihrer Kindheit Tagen an, und hätten sie Leib und Glut verwirkt, so wollten sie es gelten: aber Recht müsse man ihnen wieder thun, Recht wider Diejenigen, welche ihre Stadt so schwer geschädigt hätten.“ Da rief ihnen Ritter Heinrich Wassenaar in Gegenwart des Herrn von Cuilenburg zu: „Recht forderten sie noch? Sie hätten ihr Recht. Ein anderes gäbe es nicht für sie.“ Schon zogen die Haerlemer und andere Kabeljaus mit entrollten Bannern auf Leyden zu, die Stadt zu zwingen.

Noch einmal legten sich die Leydener Hoeks zum Frieden, und ließen ihre Gefangenen abziehen. Ernstlich aber und aus voller Macht fingen sie jetzt an sich zu rüsten. Die großen Büchsen wurden auf die Burg gebracht, neue gekauft, die Mauern und Verschanzungen an den Thoren Brücken und Hecken in und vor der Stadt verstärkt, die Stadtgräben ausgetieft, Wachen vor den Thoren ausgestellt. Der Rath ließ das Volk gut beköstigen, damit rasch die nöthigen Arbeiten gethan wären. Gegen plötzliche Ueberfälle nun gerüstet unterhandelten die Leydener weiter mit dem fürstlichen Rathe, der sie nicht anzugreifen wagte. Denn zu gleicher Zeit wurde es klar, daß man auch mit den heimlichen Verbündeten der Leydener, den Utrechtern, ohne Krieg nicht mehr auseinander komme. Schon im Januar zogen die Utrechter aus und schlugen ein Blockhaus an der Gränze auf, während holländischer Seits wider sie die Stadt Oudewater bewehrt und besetzt wurde.

So weit waren die Dinge gediehen, als Johann von Bayern im Anfang des Frühlings 1420 wieder in Holland erschien. Auf den 14. März entbot er den Burggrafen, seinen Sohn Johann, und fünfzig der vornehmsten Bürger von Leyden, vor ihm in Dortrecht zu erscheinen. Sie erhielten frei Geleite, kamen und hörten vom Fürsten keine andere Erklärung, als es bleibe bei dem Novemberspruch, und wenn sie nicht gehorchten, werde man sie zwingen. Die Bestürzung in Leyden war allgemein. Noch einmal schickten die Bürger nach Brabant zu Jako-

bäa und ihrem Gemahl, und baten flehentlich: „sie seien doch ihre rechte Landesherren, sie möchten ihnen helfen um Gottes willen und sie beschützen gegen so unrechte Gewalt, als ihnen geschehen sei und sie täglich mehr erwarten müßten.“

Aber soviel auch, so erklärten die Leydener in Urkunden vor aller Welt, sie bei dem herzoglichen Paar in Brabant und bei allen Denen, welchen dasselbe die Landesregierung anbefohlen, gebeten, an Niemand hätten sie Trost Hülfe noch Gnade gefunden. Auch Brederode Wassenaar und die andern Häupter der Hoeks konnten ihnen auf gütlichem Wege nicht mehr helfen. Was sie auch anfingen, um Recht und Frieden zu vermitteln, stets sahen sie sich gehindert und verhöhnt von den mächtigen Kabeljaus, denn gerade solchen hatte Johann von Bayern die Landesregierung anvertraut. Wurde doch selbst dem Herrn von Brederode, dessen Haus fast so edel als das fürstliche Haus von Holland, als er in des Herzogs Auftrag nach Gouda ritt, erst bei seinem Schlosse, dann bei Oudewater aufgelauert von Leuten, die Egmonds Farben trugen. Sie sprangen ihn an und schlugen auf ihn ein, und mit genauer Noth rettete er sein Leben. Und dann schickten ihm seine Feinde noch die Drohung nach: „Lasse er sich wieder auf freier Straße blicken, so solle er nur auf dem Leichenwagen zurückkehren.“ Vergebens klagte Brederode bei dem Herzog, nicht einmal Antwort wurde ihm.

Die Bedrängten dachten nunmehr daran, wie sie sich selbst helfen könnten. Am 15. April 1420 schlossen die Städte Leyden Utrecht Amersfort, der Bischof von Utrecht, die Herren von Brederode Wassenaar Montfort Poelgeest Heemstede und andere Ritter und Knappen ein Bündniß zu Schutz und Trutz auf fünf Jahre wider die Egmonds Heemskercks Gaesbeeks Kuilenburgs Borsselen, die vertriebenen Leydener, und all deren Freunde und Helfer. Herzog Johann von Bayern war nicht ausdrücklich als Feind genannt, jedoch gesagt: wenn er in die Fehde eintrete, so sollten seine eigenen Schlösser, die man einnehme, an den Bischof von Utrecht fallen. Alle andere Beute wollten Holländer und Ut-

rechter theilen, jedoch aus eroberten Städten und Schlössern werde man erst die Kriegskosten lösen, und sie dann an das herzogliche Paar von Brabant zurück geben. In einem Nebenvertrag war allerdings gesagt, daß die Fehde gegen Herzog Johann gehe. In den nächsten Wochen traten noch einundzwanzig hoekische Herren dem Bündniß bei, unter ihnen auch Jakobäas natürlicher Bruder Eberhard Herr von Hoogtwoude. Leyden war zum Hauptplatz des Krieges erkoren, die Stadt wurde mit Proviant und Geschütz und anderm Kriegszeug reichlich versehen, und Tag und Nacht zogen Bewaffnete in ihre Thore ein, unter ihnen an fünfhundert Soldaten des Utrechter Bischofs, welche die Leydener in ihren Sold nahmen. Die Reiter mit den Fehdebriefen flogen aus den Thoren, und gleich hinter ihnen her fielen die Hoeks in das Gebiet ihrer Feinde ein, und fingen an, zu brennen und zu plündern und Gefangene fortzuschleppen.

Fünftes Kapitel.

Fall von Leyden.

Johann von Bayern Alleinherr von Holland und Seeland. Wiederaufleben der kaiserlichen Belehnung. Nothaft Schatzmeister. Verwüstungen der Hoeks. Heinrich von Wassenaar. Heeresansammlung in Gouda. Zerstörung der hoekischen Schlösser. Lager vor Leyden. Absperrung der Stadt. Ausrüstung von Blockhäusern. Beschießung. Verluste der Hoeks. Feindesmenge wider Utrecht. Der Herzog von Geldern und die Amersforter. Vereitelung der Utrechter Anschläge. Noth der Belagerten. Die Friedensmittler. Die Hoorner auf Marken. Einzug der Sieger in Leyden. Bedingungen der Uebergabe. Zerstörung der Freiherrschaften. Ausgang des Burggrafen Philipp. Leyden kabeljauisch gemacht. Maßregeln gegen die Utrechter. Dietrich von der Merwede in Gertrudenberg.

Jetzt hatte Johann von Bayern die Hoeks auf dem Punkte, wo er sie haben wollte. Oeffentlich hatten sie Bürgerkrieg be-

gonnen, mit des Landes Feinden hatten sie sich verbündet. Da schien es vor aller Welt gerechtfertigt, wenn ihm sein Mitregent, der Herzog von Brabant, jetzt die volle Gewalt über Jakobäas Erblande übertrug, um so große Gefahren zu bewältigen.

Sofort als Bündniß und Aufstand der Hoeks nicht mehr zweifelhaft, erhielten Johanns Vertraute am Brabanter Hofe Nachricht, nunmehr entschieden vorzugehen. Sie folgten auf der Stelle, und kamen mit ihrem Fürsten zu seinem Oheim nach Seeland, wohin dieser sich von Luxemburg auf Besuch seines Schatzmeisters Borsselen in St. Martinsdyck begeben hatte. Hier, im Stammhause des Ritters Franz von Borsselen, siegelten beide Herzoge am 21. April eine Urkunde, durch welche Johann von Brabant Holland Seeland und Friesland an Johann von Bayern abtrat. Und nicht dies allein, auch Städte vom Brabanter Gebiet wurden ihm überantwortet. Als dies Geschäft beendet, und der Brabanter Fürst sich jetzt hinlänglich durch des Oheims Macht und Zuspruch gestärkt fühlte, kehrte er nach Brabant zurück, hielt aber erst in Antwerpen an, und bestellte sich dort einen neuen Rath zur Regierung seines Landes und seiner Person. In diesem neuen Rathe saßen nur entschiedene Feinde der Hoeks, unter ihnen der Herr von Assche und sein ältester Sohn. Nikolaus Colenson, ein Geistlicher aus Antwerpen, bekam das Staatssiegel. Der Hauptlenker dieses Getriebes, Hofmarschall T'Serclaes, hielt sich noch etwas im Hintergrunde.

Die Urkunde aber, durch welche an Johann von Bayern vollständig seiner Nichte Erblande abgetreten wurden, war in Form einer Landesverpfändung aufgesetzt. Von den hunderttausend Rosennobeln, welche das herzogliche Paar von Brabant dem Oheim nach dem Workumer Vertrag schuldete, waren erst 15,600 bezahlt. Der große Rest von 84,400 sollte erlassen sein, hingegen Johann von Bayern noch 90,000 Kronen dazu bezahlen. Für diese Summen erhielt er Holland Seeland Friesland auf zwölf Jahre in Pfandschaft. Binnen dieser Zeit sollte er ganz allein alle Regierung haben, nur keine Beamten absetzen,

mit welchen noch nicht abgerechnet war, nicht münzen ohne Zustimmung der Landstände und des Fürsten von Brabant, und Niemand in's Elend schicken, der zu Rechte stehen wollte.

Die Urkunde war ausgestellt im Namen des Herzogs von Brabant und seiner Gemahlin, enthielt jedoch die Klausel, daß sie für den Ersten ihre volle Kraft behalte, auch wenn Jakobäas Siegel sie nicht bestätigen werde. In einer besondern Urkunde erklärte Johann von Brabant ferner: „Er habe die Verpfändung des Landes als deren Herr und als Vogt seiner Gemahlin vorgenommen; würde diese aber die Urkunde nicht besiegeln, so solle Johann von Bayern die Lande und dazu die kaiserlichen päbstlichen und andern Urkunden, in welchen er vermöge eigenen Rechts als Landesherr auftrete, so lange behalten, bis ihm die obengenannten Summen und noch 26,000 Kronen dazu gezahlt seien." Das hieß Jakobäas Erbrecht wieder in Frage stellen; denn auf Grund der Belehnungsurkunden des Kaisers und auf Grund der päpstlichen Briefe, welche Jakobäas Ehe für ungültig erklärten, hatte Johann von Bayern behauptet: daß er allein rechtmäßiger Herr und Erbfolger in seines Bruders Wilhelm Landen sei, und daß weder dessen Tochter noch ihr Gemahl irgend landesherrliche Ansprüche daran hätten. Und doch war es das Einzige, was Jakobäa durch den Workumer Friedensvertrag errungen hatte, daß der Oheim auf das Recht aus jenen Urkunden verzichtete. Auch dieser arme Erwerb wurde nun geopfert. Und um nichts halb zu thun, fertigte ihr Gemahl sogleich von Seeland aus seine offenen Briefe an die Barone Städte und Beamten in Holland Seeland Friesland, worin er ihnen verkündigte: er habe die Länder „auf eine gewisse Zeit für eine gewisse Summe" an seinen lieben Oheim von Bayern, in dessen Händen sie am allerbesten verwahrt wären, versetzt, und entbinde deshalb die Einwohner aller Eide und Unterthänigkeit gegen ihn selbst. Damit war im Grunde eine Abtretung auf ewige Zeiten vollzogen; denn jene großen Summen zu zahlen, hatte der Brabanter Hof weder Willen noch Mittel.

Jetzt konnte Johann von Bayern von allen Bewohnern Hollands und Seelands Gehorsam fordern als ihr rechtmäßiger Fürst. Für die Einen war er es als Nachfolger in Jakobäas Rechten, welche ihm deren ehelicher Vogt abgetreten hatte, für die Andern erschien die Belehnung, welche ihm der Kaiser ertheilt hatte, wieder aufgelebt.

Nach seiner Gewohnheit ließ er diese Thatsachen erst eine Weile wirken. Er behielt mit seiner geliebten Gemahlin, Elisabeth von Görlitz, die ihm überall zur Seite war, noch ein paar Wochen sein Hoflager auf Seeland, wo die Borsselen Alles vermochten und in St. Martinsdyck die Häupter der Kabeljaus versammelten. Der alte Philipp Borsselen, der hier wohnte, legte jetzt Schlußrechnung von seinem Amte als Schatzmeister. Sein Sohn, der junge Ritter Franz Borsselen, glänzte in Ruhm und Thatkraft neben dem Fürsten, der ihn zu seinem Rath und Minister erhob. Nachfolger aber des alten Borsselen im Schatzmeisteramte wurde Ritter Nothaft, der Vizthum von Bayern.

Unterdessen trieben sich die wüthenden Schaaren der Hoeks durch das Land, stürmten Zuydwyck Raephorst Rynsburg und andere Schlösser und Häuser der Kabeljaus, und legten sie in Asche. Längs des Rheines wurde Alles verwüstet, und Leute und Vieh als Beute fortgetrieben. Selbst bis in den Haag streiften die Hoeks, ohne jedoch die Brandfackel in die fürstlichen Wohnungen zu werfen. Zum Hauptwaffenplatze der Kabeljaus hatte Johann die Stadt Gouda bestimmt, an der Gränze zwischen Leyden und Utrecht gelegen, um von hier aus nach beiden Seiten Wache zu halten. Die Hoeks, vereinigt mit Utrechter Kriegsvolk, drangen vor bis an die Thore von Gouda, und ließen die Vorstädte in Flammen aufgehen. Allein die Kabeljaus in der Stadt, so hatte es Johann von Bayern befohlen, hielten die Thore verschlossen und kamen nicht heraus zum Streiten, und die feindlichen Schaaren zogen mit ihrem Raube wieder ab. Herzog Johann ließ noch immer die Unterhandlungen mit den Leydenern fortsetzen. Er begnügte sich, all ihr Gut mit Beschlag

zu belegen, wo es sich auch finden ließ. Leydener Schiffe, die Häute geladen hatten, wurden auf der See gekapert nnd nach Gouda und Rotterdam geführt. Einige Leydener Kaufleute hielten es, um ihr Eigenthum zu retten, für's Klügste, aus der Stadt zu entweichen und sich zum Fürsten zu begeben. Ihre Mitbürger aber verwarfen seine Anerbietungen und bestanden darauf, daß ihnen erst Recht widerfahren müsse. Wenn sie auch anders gewollt hätten, wie ließ sich etwas gegen den Willen von Wassenaar Brederode Heemskerck v. d. Zyl und anderer Häupter der Hoeks durchsetzen, die sich jetzt Alle in Leyden gesammelt hatten! Durch sie waren die Stadt und die Schlösser rings in der Runde trefflich bewehrt, sie beherrschten den Rhein auf und ab, und dachten nicht anders, als es solle Leyden aus jeder Belagerung so mannhaft und glücklich hervorgehen, wie vor zwei Jahren Dortrecht.

Endlich kam Johann von Bayern zu ernsteren Maßregeln nach Holland. In Delft erklärte er den Burggrafen Wassenaer all seiner Güter verlustig und belieh damit dessen Sohn, den Ritter Heinrich, der gegen seinen Vater zu Felde zog. Am letzten Mai begab sich der Herzog mit seiner Gemahlin nach Gouda, und bot von hier all seine Edlen Städte und Dörfer auf, mit ihrem besten Kriegsvolk binnen acht Tagen zu ihm zu stoßen. Die Amsterdamer und die weiter nördlich wohnten, sollten sich sammeln bei dem Herrn von Heemskerck in Haerlem, der diese Stadt eilig verbollwerkte. In den Haag wurde Egmond mit Reiterei gelegt, die Befestigungen von Gouda Oudewater und anderer Städte an der Utrechter Gränze erhielten Verstärkung. Nach Geldern und über den Rhein gingen Boten zu den verbündeten Fürsten, nun sei es an der Zeit, die Utrechter zu bekriegen, und die Herren von Büren Kuilenburg Homoet und andere Barone in Geldern und den Nachbarlanden, die Johann in der Stille vorher geworben hatte, wurden gemahnt, daß sie sofort mit ihrem guten Reitervolk heranzögen. Auch Luxemburger Fähnlein rückten in Gouda ein, deren Anführer sofort ihre

Absagebriefe an den Herrn von Montfort schickten. Auf allen Wegen, die aus dem Utrechter Bisthum nach Holland führten, standen Wachen, um eilig feindliche Haufen anzumelden.

Vorsichtiger Weise aber nahm Johann von Bayern gegen die Utrechter eine Stellung, wie sie eben nur das damalige, für uns wunderliche Staatsrecht erlaubte. Mehrere von Johanns Lehnsbaronen, seine eigenen Minister standen als abgesagte Feinde gegen Bischof und Städte eines Nachbarlandes im Felde: der Fürst selbst beschloß, an ihrem Kriege vorläufig nicht Theil zu nehmen. Er hütete sich daher, durch einen entschiedenen Akt der Feindseligkeit in diesen Feldzug einzutreten, und die Utrechter konnten sich noch immer nicht entschließen, ihm die Fehde anzusagen, welche doch eigentlich gegen ihn gemünzt war. Johanns heimlicher Verbündeter, der Herzog von Geldern, sollte — so war zwischen Beiden verabredet — einstweilen den Stiftsleuten tüchtig zu schaffen machen.

Nachdem zum Letztenmal Ritter Nothaft den Leydenern gütlich zugeredet hatte, setzte sich der Herzog am 17. Juni mit seinem Heere in Bewegung. Er hatte viel und treffliches Geschütz zusammen geführt, selbst aus dem Hennegau wurde zu Schiffe eine große Kanone herangeführt. Nun hatten die Hoeks gerechnet, er werde unverzüglich sein Lager vor Leyden aufschlagen, und von hier aus Streifschaaren abschicken, und die hoekischen Burgen in der Umgegend berennen, die sie wohl umgürtet und besetzt hatten. Er aber zog mit ganzem Heer und allem Geschütz erst gegen diese Schlösser, eines nach dem andern wurde angegriffen, Thoren und Mauern niedergeschossen. Poelgeest ter Does Hoichmade de Zyl ter Waerd Podikenpoel Waermond mußten ihre Banner ihm zu Füßen legen: die beiden letzten, die väterlichen Schlösser, sah Heinrich von Wassenaar in Flammen aufgehen. Das viele Geschütz, das sich auf diesen Burgen fand, wurde mitgeschleppt. In acht Tagen war der Herzog mit all den Hoeks-Schlössern fertig, jetzt war die Umgegend rein, und am 24. stand er vor Leyden, und ließ sofort sein großes Lager

aufschlagen. Zimmerleute waren schon von allen Orten herbeordert, und zwar gleich auf sechs Wochen, daß Alles fertig und im Stande bleibe.

Für den Herzog selbst wurde ein stattliches hölzernes Zelt gezimmert, und prachtvoll ausgeschmückt. Ein großer Thurm stand daneben, darauf eine hohe Flaggenstange zum Signalgeben. Auch die Kapelle fehlte nicht, in welcher der Fürst jeden Morgen Messe hörte. Er hatte seine Kanzlei bei sich, auch seine beiden natürlichen Kinder, einen Sohn und eine Tochter. An der Hoftafel fehlte es nicht an edlem Wein und gutem Hamburger Bier, wenn die obersten Hauptleute, Nothaft Heemskerck Borsselen und Leyenburg kamen, des Fürsten Befehle zu holen.

Im weiten Umkreis um die Stadt wurden Reiterhaufen vertheilt, jeden Zugang zu bewachen und jegliche Zufuhr abzuschneiden. An drei Plätzen nach dem Meere hin lagen Schiffe auf dem Rheine, die sich rasch mit einander verbinden konnten. In allen Häfen und Flußmündungen wurde auf verdächtige Schiffe Acht gegeben, im Texel richtig auch die Pulversendung abgefaßt, die in Flandern für die Leydener gekauft war.

Dicht vor der Stadt aber, während das Lager weiter zurücklag, errichtete man in Eile zwei starke Blockhäuser, das eine vor dem Rynsburger Thor auf dem Pokenpoel, das andere vor dem Weißen Thor bei Boschhuyzen, beide am Flusse, daß man leicht ab- und zu konnte. Sie waren fest mit Eisenwerk verbauet, hatten Fallbrücken, und waren durch Gräben und Pallisaden geschirmt. Wolle Einer, so wurde ausgerufen, guten Sold gewinnen, könne er sich zur Besatzung der Blockhäuser melden. Diese bestand nur aus 20 bis 30 Mann geprüfter Soldaten, dazu kamen zwei Büchsenmeister und ein Bogenmeister mit ihren Leuten, ein Wundarzt, und ein Pförtner. Heemskerck selbst lag auf dem Boschhuyzer Blockhause, das erst am 12. Juli völlig ausgerüstet war. Nun wurde fleißig aus den großen Steinbüchsen geschossen, welche Mauern und Häuser erschütterten. Wer gut traf, bekam besondern Lohn, und es wurde den Belagerten

hart zugesetzt. Alles war vom Herzog wohl vorbereitet. In Gouda und Oudewater wurden fort und fort die Geschosse gefertigt, im Haag Brod gebacken, Zufuhr von Lebensmitteln war aus dem ganzen Lande im Schwunge, und die Lazarethe hatte man im Haag bereitet.

Die Hoeks in der Stadt aber blieben unverzagt. Mit großer Gewalt fielen sie aus und drängten bald auf die Blockhäuser, bald auf die Streithaufen, welche von einem zum andern Proviant und Kugeln führten. Der Fürst verlor viele Leute: doch was half es den Hoeks? Schließlich war er mit Uebermacht immer wieder auf dem Platze, und ein Treffen nach dem andern hatte für die Belagerten immer blutigere Verluste, immer weniger Gewinn. Auch Lebensmittel Kugeln und Pulver fingen an zu fehlen. Denn der Herzog hielt mit seinen vielen Reitern und Schiffen die Stadt eng umschlossen.

Sehnsüchtig schaueten die Leydener von ihren Thürmen und Wällen in die Weite, ob denn noch immer nicht die Utrechter Hülfe komme? Die Utrechter und Amersforter, die oberysselschen Städter, der Bischof mit seinen Vasallen, alle waren reich und tapfer und konnten eine ansehnliche Streitmacht in's Feld stellen. Als aber der Krieg begann, meldeten sich auf einmal Feinde an von allen Seiten, an welche sie nimmer gedacht hatten. Es zeigten sich die Früchte der Unterhandlungen, welche Johann von Bayern jenseits des Rheins geführt hatte. Der Kurfürst von Köln, der Herzog von Berg, der Herr von Heynsberg, der Graf von Mörs, der Fürstbischof von Münster sandten ihre Fehdebriefe nach Utrecht. Der Handel des Stiftslandes litt unsäglichen Schaden.

Der Nächstgefährliche aber war der Herzog von Geldern. Er zeigte sich auf einmal mit einem Heere vor Amersfort, und ehe die Bürger noch ihr Vieh eintreiben konnten, fielen die geldernschen Reiter schon über sie her und ritten an hundert Amersforter über den Haufen. Dann legte sich das Heer vor die Stadt, und zwar, wie der Herzog meinte, außer Schußweite. Die Amersforter aber wollten zeigen, was sie für Büchsenmeister

hätten, und schossen noch am selben Abend aus der großen Kammerbüchse einen Stein in die Mitte der Feinde, und gleich hinterher einen zweiten, der noch über das geldrische Lager wegflog. In der Nacht aber bedachten sie sich und ließen dem Herzog sagen: sie wollten ihre kabeljauischen Verbannten wieder einnehmen und sich dann mit ihm verständigen. Der Fürst sah ein, daß er die Stadt auf solche Weise bequemer haben könne, und zog wieder ab mit seinem Volke. Nun kam es auch bald so weit, daß ihm die Stadt überliefert werden sollte. Denn die Zurückgekehrten stellten ihren Mitbürgern vor, wie viel besser es sei, mit den Fürsten von Holland und Geldern Frieden und guten Handel zu haben, und es waren Viele in der Stadt, die gerne darauf hörten und den Krieg fürchteten. Da aber erhielt der alte Bischof Nachricht, wie es in Amersfort stand: im Eilritt und des Nachts kam er mit sechshundert Bewaffneten vor's Thor, drang in die Stadt, und ließ die geldernschen Anhänger festnehmen und nach Utrecht bringen. So wurde hier der beiden Herzoge Plan für's Erste vereitelt.

Das rückhaltige Benehmen Johanns von Bayern und die Menge von Feinden, die er ihnen erweckte, machte die Utrechter mehr und mehr stutzig. Außerdem hörten sie, daß er sein ganzes Land gleichsam in ein einziges großes Kriegslager verwandelt habe. In seinen Städten und Dörfern mußte überall bewaffnetes Volk bereit stehen, um bei dem ersten Anruf auf die bedrohten Punkte zu eilen. Die holländischen Kundschafter schlichen auf allen Wegen. Die Utrechter dachten daran, den Leck herauf zu schiffen und von da aus sich Leyden zu nähern, erfuhren aber früh genug, daß der Plan verrathen, Oudewater stark besetzt sei, und Herzog Johann bereit stehe, sie blutig zu empfangen. Ein andermal erfuhr er, daß die Utrechter Schoonhoven, — dann daß sie mit den Oberysselschen vereint Amsterdam überfallen und in Brand stecken wollten, — dann wieder, daß sie den Plan gefaßt, bei Gravesand zu landen. Er aber wußte ihre Anschläge immer früher zu vereiteln, als sie begonnen wurden.

Während nun die Utrechter zögerten, mit einem Heere vorzurücken, wuchs die Noth in Leyden von Woche zu Woche; denn die Belagerten arbeiteten Tag und Nacht mit ihren großen Steinbüchsen und anderm Geschütze. Johann war unermüdlich, immer neues Kriegszeug herbeizuschaffen. Auch als die Seeländer in der vierten Woche der Belagerung, weil die Zeit ihrer gesetzlichen Landfolge verstrichen war, vom Heere abzogen, verstand er es eilig frische Streithaufen aus Holland, frische Reiterei aus Geldern sich zu verschaffen. In der siebenten Woche wußte er, daß er weder Hoeks noch Utrechter mehr zu fürchten habe, und ging nach dem Haag zu seiner Gemahlin. Die Leydener hatten Unterhandlungen angeknüpft, weil der Hunger anfing ihnen zuzusetzen. Ihre Mauern waren durchlöchert, und ihre Häuser stürzten ein unter dem Krachen der feindlichen Geschosse, die sie aus Mangel an Pulver und Kugeln nur noch schwach erwiedern konnten. Ab und zu erschien Johann im Lager, und sah zu, wie die Dinge gingen. Die Leydener hörten jetzt darauf, wenn er sie auf seine blühenden Städte hinwies und fragte, ob sie noch immer eines kleinen Herrn Unterthanen sein, oder nicht lieber einem großen Fürsten huldigen wollten, der ihnen Handel und Gewerbe fördere und schütze? Burggraf Wassenaar konnte sich nicht mehr verhehlen, wie die Ansichten und Wünsche der Kabeljaus in der Bürgerschaft um sich griffen, und diese gegen ihn und seine Hoeks eine drohende Haltung annahm. Um ärgeren Auftreten zu entgehen, beugte er sein greises Haupt, und opferte die alten Ehren und Rechte seines Hauses. Die Leydener hatten sich an die Herren von Kuilenburg Vorsselen und Leyenburg gewandt, doch ihr Bestes zu thun, daß sie mit dem Herzog gesühnt würden. Brächten sie es zu einem Frieden, ohne daß die Stadt gestürmt verbrannt oder zerstört würde, so sollte jeder dieser drei Vermittler zwei Pack Halbtuch bekommen, jedes Stück Tuch zwölf Goldnobel werth. Der Herzog ließ sich versöhnlich finden, und stellte keine überharten Bedingungen.

Jetzt als es mit Leyden zu Ende ging, hatten sich die

Utrechter und die Städte am Yssel entschlossen, Hülfe zu bringen. Die Flotte der Oberysseler stach in die Südersee. Als man aber an der holländischen Küste landen wollte, kam die Nachricht, der verhaßte Bayer sei schon in Leyden. Voll Aerger kehrten sie heim, und da sie an der Insel Marken, welche dicht an der holländischen Küste liegt, vorbeikamen, wurde gelandet geplündert und weidlich gebrannt. Während sie noch beschäftigt waren, die Beute auf die Schiffe zu schleppen, sahen die Hoorner, deren Stadt kaum eine Stunde von der Insel liegt, von ferne den Rauch, einigten sich rasch mit einigen Haufen von Waterländern, kamen gefahren und fielen über die Plünderer her. Diese wehrten sich erbittert, waren aber zerstreuet, und mußten nach ihren Schiffen flüchten. Die Hoorner schlugen nieder, was ihnen in der ersten Hitze vorkam, und brachten noch eine gute Anzahl Gefangener mit nach Hause. Das trug ihnen viel Lob ein, weil sie so männlich den armen Bauern beigestanden.

Der 17. und 18. August 1420 waren die bitteren Tage, an welchen die Leydener ihre Besieger begrüßen mußten, als ihre Stadt halb in Trümmern lag und ihre Blüthe auf lange Zeit dahin war. Herzog Johann sprengte am Samstag früh, als die Verträge besiegelt waren, in die Stadt und hörte in der Kirche Messe, wozu die Bürgerschaft ihm den Schildthaler Opfergeld verehrte. Am Sonntag aber erschien er im Gefolge seiner Hauptleute, und es kamen von den Kabeljaustädten Abgeordnete, ihm Glück zu wünschen, welche auf Kosten der Leydener sich gütlich thaten. Schon Tags darauf waren die Hoeks aus den städtischen Aemtern gestoßen und Anhänger des Herzogs eingesetzt. Denn dies hauptsächlich, daß der Fürst fortan Herr und Meister in Leyden sei, hatte Johann sich ausbedungen. Die Bürger bekannten urkundlich, daß ihnen der Aufruhr leid thue, und daß Städte und Ritterschaft Recht gehabt, als sie dem Herzog Beistand leisteten. Die Häupter der Hoeks, welche in Leyden versammelt waren, sowie die Stadt selbst, traten in Sühne mit den Herren von Egmond Heemskerck und ihren Helfern, und ge-

lobten Urfehde. Dann erhielten sie Frieden unter folgenden Bedingungen:

1. Philipp von Wassenaar trat vor guten Mannen mit Hand Mund und Siegel für immer die Burggrafschaft an den Herzog ab, und die Bürger huldigtem diesem als ihrem alleinigen Landesherrn. Die hier verfertigten Tuche wurden nicht mehr mit dem Wappen der Wassenaars, sondern mit dem Siegel des Fürsten und der Stadt gestempelt, und dies in Brügge Antwerpen und auf andern Märkten öffentlich bekannt gemacht. Wohl aber behielten die Wassenaers ihre Burg, ihre Lehns- und Dienstmannen, und alle ihre Einkünfte aus der Stadt.

2. Alle Privilegien blieben für Stadt und Burggraf aufrecht, außer denjenigen, welche Jakobäa ohne ihres Oheims oder ihres Gemahls Bestätigung ertheilt hatte.

3. Die Bürgerschaft zahlte dem Herzog eine Buße von 18,000 Schildthalern; jedoch für die alten Schadensklagen von St. Georgs und St. Lamberts Tage her brauchte die Stadt — dies wenigstens hatten die Leydener durchgesetzt — nicht mehr als 1000 Rosenobel zu zahlen.

4. Alle Vertriebenen kamen wieder zu ihren Rechten und Gütern, die Gefangenen waren gegenseitig frei, alle Frevel verziehen und abgethan. Von den mit Arrest belegten Kaufmannsgütern erhielt Jeder das Seinige wieder; soweit sie nicht mehr vorhanden waren, wurden die Eigenthümer von der Stadt entschädigt. Eine Menge Streitfragen zwischen den Herren und den Bürgern gegen einander kamen vor ein Schiedsgericht. Der Herzog gelobte später, das Burggrafenthum Leyden niemals wieder von der Grafschaft zu trennen.

5. Die Utrechter, die Häupter der Hoeks, und die andern „Gäste", welche in Leyden lagen, wurden in die Sühne nicht eingeschlossen. Es erhielten aber die Siechen und Verwundeten sicheres Geleite, und die Andern freien Abzug mit Leib und Gut, wie sie am besten wegkommen könnten. Als die Utrechter aber hinter Woerden an die Landesgränze kamen, fielen die Egmonds

über sie her und schlugen nieder, was nicht entfliehen konnte. Das war nicht gegen den Vergleich. Johann hatte sie ziehen lassen, weil er mit den Utrechtern noch keine Kriegserklärung gewechselt hatte, die Egmonds aber standen mit ihnen noch in Fehde.

Also war wieder eine Baronie zerbrochen, und zwar eine der ältesten und angesehensten. Herzog Wilhelm hatte die kabeljauischen Gebietsherrschaften der Arkels und Egmonds eingezogen, sein Bruder Johann verfuhr in gleicher Weise gegen die Hoeks. Es brachte es der Gang der Geschichte einmal mit sich, daß die kleinen Freiherrschaften von den Fürsten unterdrückt wurden, und ihre Inhaber nichts davon behielten, als Bruchstücke und theure Erinnerungen. Im Hause der Wassenaars aber fraß das Elend der Parteiwuth weiter. Ritter Heinrich wußte sich der Güter seines Vaters zu bemächtigen, und dieser verschwand aus der Mitte der Lebendigen: man sagte, der alte Burggraf liege im Verließe auf einer Burg, die einem Freunde seines Sohnes gehöre. Er starb in tiefster Armuth nach acht Jahren in Wyck by Duurstede.

Nun konnte auch nicht fehlen, daß Leyden, nachdem die Kabeljaus einmal die Herrschaft in der Stadt erlangt hatten, durch gute und schlechte Mittel von Hoekischen gründlich gesäubert wurde. Johann von Bayern überließ dieses Geschäft Andern. Er verpfändete sein landesherrliches Recht über die unglückliche Stadt für 2700 Rosenobel an drei Kabeljaus, und so lange diese Summe nicht zurückgezahlt war, durften jene Drei Schultheiß Schöffen und jeden andern Beamten in Leyden ab- und einsetzen, wie es ihnen gut dünkte. Wollten aber die Unterdrückten noch Miene machen, sich aufzulehnen, fuhr ihnen der Herzog über die Köpfe. In seinem Lande, so erklärte er, dulde er keine Gewaltthat mehr von Unterthanen. Es dauerte auch nicht lange, so war Leyden, das so lange Zeit eine feste Burg der Hoeks gewesen, die eifrigste unter den Städten der Kabeljaus.

Johann berief gleich nach der Uebergabe dieser Stadt die holländischen Landstände nach dem Haag, um des Utrechter Kriegs

willen. Jede Stadt mußte nach den Gränzstädten Oudewater und Woerden, in deren Nachbarschaft sich feindliche Banden umhertrieben, eine Anzahl Bewaffnete schicken. Dann wandte der Herzog sich gegen die zweite Burg seiner Feinde, die Festung Gertrudenberg an der Brabanter Gränze. Hierhin hatten sich die streitbarsten Hoeks geworfen. Sobald die Dortrechter hörten, daß Leyden bezwungen sei, kamen sie vor Gertrudenberg und verlangten Einlaß für des Fürsten Leute. Der Kommandant, Ritter Dietrich von der Merwede erwiederte: „Nur Jakobäa, Herzog Wilhelms Tochter, erkenne er für seine Landesherrin an und Niemand sonst. Wagten sie es in die Stadt zu kommen, so werde er die Burg wohl für seine Fürstin halten, der Stadt aber sollten sie nimmer sich freuen, lieber wolle er sie vom Boden wegbrennen." Jedoch die Gertrudenberger selbst lachten seiner Drohungen, öffneten die Thore, und hießen die Dortrechter und Herzog Johanns Leute willkommen. Dieser selbst folgte bald mit starkem Heer, und brachte sein bestes Geschütz mit sich. Hier aber trat ihm noch einmal seine Nichte Jakobäa kriegerisch entgegen.

Sechstes Kapitel.

Zweiter Heereszug Jakobäas wider Johann von Bayern.

Aufregung des Brabanter Adels. Vorgehen der Löwener. Erklärung der adligen Stände. Aufhetzung des Herzogs. Fehdegenossenschaften. Eine katilinarische Verschwörung. Die Heynsberge. Die Vandenheetvelde. Eintritt des Herzogs in den Geheimbund. Verhalten der Städte. Wachsende Aufregung. Jakobäa vom Gemahl um Rückkehr ersucht. Die Hennegauer. Jakobäas Erklärung. Ihre Ehebedenken. Schreiben Johanns von Bayern. Ständebeschluß im Hennegau. Aufruhr in Brüssel. Der Graf von St. Paul. Einholung Jakobäas in Brabant. Entweichen des Herzogs. Seine Verbindung mit fremder Ritterschaft. St. Paul

Regent. Kriegserklärung gegen Johann von Bayern. Einnahme von Heusden. Bestürmung von Gertrudenberg. Rückzug der Brabanter. Gränzkrieg. Abbrennen von Gertrudenberg. Vergebliche Unterhandlungen der Brabanter Stände mit ihrem Herzog. Jakobäas Rückkehr nach dem Hennegau. Pfalzgraf Ludwig.

In Brabant hatten sich nämlich die Dinge wieder gewaltig verändert. Schon seit dem Frühjahr, als Jakobäa aus Brüssel flüchtete, und ihre Erblande geopfert wurden, war der gesammte Adel in zorniger Aufregung. Man erfuhr, daß zugleich mit Holland ein Stück Brabanter Gebiets, die Herrschaft Herentaels, an Johann von Bayern verkauft worden. Ja Einige erzählten für gewiß: es handle sich auch um Abtretung der Markgrafschaft Antwerpen und Lier; die Schandbuben, welche sich des schwachen Fürsten bemächtigt, hätten es darauf angelegt, schließlich die Regentschaft des ganzen Landes an Johann von Bayern zu bringen. Mit Schrecken dachte man daran, daß dessen Gemahlin wegen der großen Ansprüche, die sie an Brabant erhob, noch nicht befriedigt; daß der Kaiser, ihr Oheim, darüber höchst erzürnt sei; daß er sich entschieden geweigert habe, dem jungen Herzog die Belehnung zu ertheilen. Man wußte, wie sehr Kaiser Sigmund die Ausdehnung der burgundischen Macht verhaßt war, und wie viel er heimlich mit Johann von Bayern verhandelt hatte.

Im Mai berief der Fürst die Landstände nach Brüssel und verlangte eine Steuer. Die Stadt Löwen aber, welche die Brüsseler Patrizier haßte, die sich so tief mit dem Herzog eingelassen, schrieb an die Edelleute Prälaten und Städte: „das Treiben des Hofes stürze das Land in den Abgrund, die Stände sollten sich in Löwen und nicht in der Hofesstadt versammeln, und etwas thun zur Aenderung der Landesregierung.“ Wirklich sammelten sich nach und nach in Löwen die vornehmen Adligen, die Nassau Wesemael Schoenvorst Diest Heverle Rotselaer und fast alle ihre Genossen. Zum Herzog nach Brüssel kamen nur wenige Adlige und Städteboten. Am 19. Mai schrieben ihm die in

Löwen Versammelten: „Seine Regierung sei würdelos, für das Land verderblich. Bei den Eiden, die sie ihrem Fürsten geleistet, daß sie seine Ehre und seinen Nutzen suchen wollten, könnten sie ihm jetzt keine Steuern bewilligen; denn sie müßten fürchten, das Geld würde in's Gegentheil verwandt." Zugleich forderten sie den kleinen Theil der Landstände, der nach Brüssel gekommen, auf, sich ihnen in Löwen zuzugesellen, und erinnerten daran, daß die Brabanter Landstände eine einzige große Genossenschaft bildeten, die in solchen Zeiten fest zusammenhalten müsse.

Dies geharnischte Auftreten war für des Herzogs Umgebung Wasser auf die Mühle. Der junge Fürst bekam Mittags und Abends nichts anderes zu hören, als: solchen Schimpf könne er nimmer ruhig hinnehmen. Es wurde Alles aufgestachelt, was nur von Grimm und Galle in ihm war. Bei Tage und bei Nacht standen die Hofleute auf der Wache, daß Keiner von den Landständen zu ihm komme. Schon hörte man sie mit lachendem Hohn öffentlich sagen: „Es sei ganz in der Ordnung, daß Jakobäa und der Herzog sich geschieden hätten. Denn dieser sei ein ächter Kabeljau und sie eine Hoek, und solche vertrügen sich ewig nicht mit einander. Es solle aber bald allen Herzogsfeinden nicht besser ergehen, als den Hoeks in Holland."

Der schwache Johann von Brabant, — fern gehalten von allen guten Rathgebern, täglich umringt von den schrecklichsten Verläumdungen gegen Gemahlin und Landesadel, erfüllt von Furcht, — trat einer seltsamen Verbrüderung bei. Seine Umgebung wollte geradezu Brabant in zwei Kriegslager scheiden, wie es seit langer Zeit mit dem unglücklichen Holland und Seeland geschehen. Stand der Landesadel auf der einen Seite, so sollte dem gegenüber ein Bund der Herzogsfreunde aufgerichtet werden. Johann von Bayern wünschte eine feste kabeljauische Partei auch in Brabant, man hoffte auf den Zutritt der größeren Städte. Nun war in jenen Zeiten eine Eidgenossenschaft der Art an sich nichts Ungewöhnliches. Denn noch immer beherrschte das Recht der Fehde und Fehdegenossenschaft alle Köpfe. Kein freier Mann

war einem Fürsten oder einer Stadt zu mehr verpflichtet, als er gerade durch seinen Treueid auf sich genommen hatte: im Uebrigen blieb Jeder sein eigener Herr, und durfte sich zur Fehde gegen seine Feinde mit Genossen verbünden, wie er wollte und konnte. In dieser Eidgenossenschaft aber, deren Urkunde am 24. Mai 1420 zu Brüssel besiegelt und beschworen wurde, wehte ein katilinarischer Hauch. Ein schwachsinniger Fürst muß den Aushängeschild geben zu einer heimlichen Verbrüderung auf Tod und Leben, die nichts Anderes im Sinn hat, als daß ihre Mitglieder die vornehmsten Aemter mit den Einkünften an sich reißen. Sie wollen des Landes Rechte, wo sie entgegen stehen, zerstören, und Jedermann, der sich ihnen widersetzt, verderben. Obenan in der Urkunde standen drei Ritter mit goldenen Sporen: Johann von Assche, Johann von Coudenberg, Eberhardt geheißen T'Serclaes, dann folgten noch sechszehn Namen, hauptsächlich aus dem Brüsseler Patriziat. Sie beschwuren mit aufgerichteten Fingern und auf die Heiligen: „Des Herzogs hohe Herrlichkeit und Rechte wollten sie wahren und fördern wider Alle und Jede, in allen Dingen und zu jeder Stunde, und Leib und Gut dabei nicht sparen. In allen Stücken aber wolle Einer dem Andern brüderlich helfen und dessen Vortheil suchen, ihm zur Liebe, allen seinen Widersachern zum Verderben. Wer jedoch das Geringste von dieser heimlichen Gesellschaft offenbare, der solle auf ewig ausgestoßen sein, und den wollten sie Alle als einen meineidigen Verräther hassen und verfolgen, wo er sich blicken lasse. Die Gesellschaft solle bestehen bleiben, wer auch von den Verschworenen falle oder verschwinde. Mißhelligkeiten sollten durch zwei Schiedsrichter, die der Herzog dazu bestelle, gleich abgethan sein.“ Wie später in der Untersuchung eines der Häupter der Verschwörung bekannte, ging die Absicht dahin, Jeden, der gegen den Herzog gewesen wäre, niederzulegen und mit ihm nach Gefallen zu thun, d. h. ihn um Leben oder Freiheit zu bringen, seine Güter aber unter einander zu vertheilen.

Bei diesem Wagestück rechneten die Frevler auf die kräftige

Hülfe Johanns von Bayern, der jetzt ein großes Heer zu sammeln anfing. Schon hatte man sich noch anderer Hülfe von außen versichert. Am 21. Mai wurde der Ritter von Crayenhem, Befehlshaber in den Landesburgen zu Millen Gangelt und Bucht und zugehörigen Ortschaften, seines Amtes entsetzt, und diese Schlösser und Gebiete an Johann von Heynsberg und seinen ältesten Sohn auf Lebensdauer übergeben. Ein anderer Sohn des Heynsberg war Bischof zu Lüttich, ein Dritter Graf zu Blankenheim, und mit all ihren Verwandten bildeten die Heynsberge, welche in der Nachbarschaft von Brabant angesessen waren, ein mächtiges Geschlecht, das sich weidlich in Krieg und Fehden tummelte.

Ein anderer Schritt sollte die Mehrzahl der Patrizier in Brüssel nach sich ziehen. Zwischen zwei Parteien derselben, den Vandenheetvelde auf der einen, den Lombecks und Vanderstraaten auf der andern Seite, hatte lange Zeit Haß und Fehde gewüthet. Vor drei Jahren waren ihre Sachen auf des Fürsten Schiedsspruch gestellt, und dieses Urtheil sollte spätestens Ostern 1420 erfolgen. Herzog Johann hatte die Frist versäumt, und beschied gleichwohl am 20. Juni die Vandenheetvelde zu sich. Sie erklärten: „Er habe kein Recht mehr zum Schiedsspruche, und sie, jedoch nicht ihre Feinde, hätten seither streng den Frieden gehalten.“ Dennoch verurtheilte er sie zu zeitweisem Exil und langwierigen Wallfahrten. Nun begaben sich die Vandenheetveldes, an deren Spitze drei Brüder dieses Namens, welche die Ritterwürde schmückte, klagend zu den Ständen nach Löwen: ihre Gegner aber gesellten sich mit ihrem Anhange anderen Tags, den 21. Juni, zur Eidgenossenschaft der Herzogsfreunde. Am folgenden Tage trat auch der Herzog selbst dieser heimlichen Gesellschaft bei und erklärte urkundlich: „Er lobe und genehmige ihre Satzungen, wolle treulich zu ihr halten, und den Verschworenen, die seine getreuen Räthe Mannen Freunde und Unterthanen seien, helfen wider Jedermann.“

Es kam nun darauf an, ob sich die Städte für den Herzog erklärten. Herzogenbusch Breda Bergen op Zoom Steenberg

Aerschot Sichem schienen geneigt dazu, wenigstens waren sie der Löwener Versammlung fern geblieben. Maestricht dagegen, ferner Nyvels Herentael Lier Vilvoorden und noch fünf andere Städte hielten zu Löwen, welches sich an die Spitze der Herzogsfeinde gestellt hatte. Diese Stadt, deren Mauern die verödete Stammburg der alten Fürsten einschlossen, war von einer Bürgerschaft bewohnt, die in ihrem Wohlstande zurückgekommen, um so streitsüchtiger auf die alten Rechte pochte. Wer nicht mehr auf Polstern liegt, bettet sich gern auf alte Pergamente. Die Entscheidung lag bei den beiden größten Städten des Landes, Brüssel und Antwerpen: sie aber nahmen ihre eigene Stellung zwischen den Parteien. Denn ihre Regierenden waren kabeljauisch gesinnt, und trugen Scheu vor dem Beginnen des Adels und der Löwener. Brüssel und Antwerpen tagten vereinigt mit Herzogenbusch und wiesen die Einladung, nach Löwen zu kommen, zurück. So gab es drei Ständeversammlungen, eine bei dem Herzog, eine in Löwen, und die dritte bildeten die drei Städte Brüssel Antwerpen Herzogenbusch. Endlich wollten diese Drei die Sache, koste es was es wolle, zum Austrag bringen. Sie schickten ihre Abgeordneten auf den Cortenberg mit dem Befehle, nicht von dannen zu weichen, bis der Frieden im Lande hergestellt wäre. Hin und her ritten die Städteboten und unterhandelten und mahnten, droheten, vermittelten.

Allein diesmal war die Adelsversammlung stärker und geschickter, als die reichen Bürger in den Großstädten: denn bei Bürger und Bauer war der Unwille über des Herzogs Regierung ebenso heftig als allgemein. Je mehr sich die Kunde vom Thun und Treiben seiner Anhänger verbreitete, je höher die Furcht stieg vor seinem Verbündeten, dem mächtigen Johann von Bayern, der mit großer Heeresmacht vor Leyden stand, dem Bischof von Lüttich und den andern Heynsbergen, die offenbar in den Rheinlanden noch mehr Helfer hatten, — je Schlimmeres man von den heimlichen Anschlägen wider des Landes Freiheit ahnte, — um so lauter und mächtiger erscholl die Stimme durch ganz Bra-

bant: es müßten die Stände, eingedenk ihrer alten Verbrüderung, sich fest zusammenschließen, damit schweres Unglück vom Lande abgewendet werde. Die Löwener Versammlung fing an, sich mit Maßregeln der Strenge zu beschäftigen, die all die Verführer des Herzogs treffen sollte. Mehr und mehr traten die Städte auf Seite des Adels. In Brüssel selbst, wo der Herzog unter dem Patriziate den größten Anhang hatte, vollzog sich eine offene Spaltung in der Bürgerschaft. Die Zünfte waren, wie die meisten kleinen Städte, hoekisch gesinnt, und der Uebermuth der Höflinge, der Riß zwischen Herzog und Ständen, der steigende Einfluß der Fremden, das regte sie mit jedem Tage leidenschaftlicher auf. Die ganze Stadt war voll wilder Parteiung und voll schrecklicher Gerüchte, Alles schärfte seine Waffen und seine Freunde.

Die Hofpartei sah ein, daß sie sich verrechnet hatte, und suchte das Unwetter einstweilen abzuwenden. Was Adel und Städte am meisten erbitterte, war die schmachvolle Behandlung der Herzogin. Kehrte Jakobäa an den Hof zurück, so waren damit die schlimmsten Gerüchte niedergeschlagen, und den Landständen ein Pfand gegeben, daß auch ihnen der Zutritt zum Fürsten wieder offen stehe. Also mußte der Herzog seine Gemahlin ersuchen, das Vorgefallene zu vergessen, und wieder nach Brüssel zurück zu kommen. Um dieser Bitte stärkeres Gewicht zu geben, wandte man sich an die Schöffen zu Mons und an die Hennegauer Landstände. Der Herzog schickte seine gewandtesten Unterhändler, seinen Sekretär Meister Wilhelm Bont und seinen Siegelbewahrer Colenson. Sie waren die Höflichkeit selbst, und baten die Stände, soviel ihrer am 6. August erschienen, herzlich um Verzeihung, „daß ihr Herzog ihnen so wenige Tage Frist sich zu versammeln gegeben, und in der Eile nicht mal sein großes Siegel an das Berufungsschreiben gehängt habe. Aber der Grund sei nur das sehnlichste Verlangen, daß seine Gemahlin zu ihm zurückkehre. Das habe er auch schon gegen die Hennegauer Barone und geistlichen Herren geäußert, die zu ihm nach Brüssel gekommen, es sei aber fruchtlos gewesen. Nun

möge man doch den lügnerischen Löwenern nicht glauben, sondern aus Liebe und Treue Alles aufbieten, damit die Fürstin ihren Entschluß ändere und wieder ihres Gemahles Hof mit ihrer Gegenwart beehre.“ Die Stände waren keineswegs zahlreich gekommen. Auch im Hennegau hatten sich die Parteien feindselig geschieden. Der Großrichter führte heftige Händel mit Jakobäas immer getreuer Hauptstadt Mons. Er war mit den Herren von Enghien Vertain und Seinzelles nach Brüssel zum Herzog gegangen. Die in Mons anwesenden Stände erkoren eine Gesandtschaft, die sich nach Ath verfügen und bei Jakobäa die Bitte ihres Gemahls befürworten solle. Allein die beiden Vornehmsten dieser Gesandtschaft, der Abt von St. Ghislain und der Herr von Havrech waren, als die Andern in Ath eintrafen, nicht da und ließen sich Geschäfte halber entschuldigen. Jakobäa aber gab am 10. ihre Antwort schriftlich, und es wurde beschlossen, sie den Ständen vorzulegen, welche auf den 25. August wieder zu berufen.

Natürlich war man in Löwen bald unterrichtet, was Jakobäa geantwortet, und warum die Hennegauer Stände keine Eile hätten. Die Löwener Versammlung wartete nicht mehr. Am 15. August ließ sie ein feierliches Urtheil ausgehen, welches über des Herzogs ganzes Ministerium, neun Räthe und zwei Sekretäre, scharfe Landesverweisung auf so lange verhängte, bis Holland und Seeland in die Hände des Herzogs und seiner Gemahlin zurückgestellt seien. Die Abtretung von Jakobäas Erblanden ohne ihr Wissen und Wollen — die Vertreibung der Herzogin vom Hofe und die Osterszene, — die Veräußerung der drei Schlösser an die Heynsberge — der Spruch gegen die Vandenheetvelde — waren als die vornehmsten Gründe angeführt, weshalb die Räthe und Sekretäre des Herzogs auf der Stelle aus dem Lande müßten. Eine Abschrift dieses Urtheils wurde von dem Landtagsmarschall eiligst an die Herzogin nach dem Hennegau gesandt.

Die Hennegauer Ständeversammlung, das sah Jeder voraus,

drückte ihr Siegel unter das Verbannungsurtheil. Sie war diesmal glänzend und zahlreich. Für Jakobäa führten das Wort die Herren von Stainkerken und Haynin und Jakob Hennekart der beredte Schöffe, und die Fürstin selbst erschien mit ihrer Mutter in der Hauptstadt, wo die Stände tagten.

Die beiden Fürstinnen waren am fünften Tag, nachdem sie erfüllt von Zorn und Abscheu Brüssel verlassen hatten, nach Mons gekommen, und Jakobäa hatte seitdem von ihrer Mutter Einkünften den eigenen Hofhalt bestritten. Vergebens hatte sie von ihrem Gemahl wenigstens die Urkunden über ihr Eingebrachtes und ihre Widthumsgüter zurückverlangt. In ihrer schriftlichen Erklärung, welche in der Ständeversammlung verlesen wurde, forderte sie nun entschieden: „Entweder müßten, weil sie nicht länger auf ihrer Mutter Kosten leben könne, ihr die eigenen Güter und Besitzungen wieder zu Handen gestellt, oder es müsse ihr Gemahl ihr standesmäßigen Unterhalt geben; sie hätte doch wohl mehr Anspruch darauf, als seine Pferde und Jagdhunde, welche er nach dem Hennegau geschickt habe.“ Was aber die Hauptsache betraf, so erklärte sie, sie wolle zu ihrem Gemahl zurückkehren, setzte aber dafür eine Frist und Bedingung, welche das äußerste Aufsehen hervorrief.

Jakobäa hatte im stillen Hennegau ein halbes Jahr lang Zeit gehabt, darüber nachzudenken, wie in Konstanz und in der päbstlichen Kanzlei gleichsam hin und her die Würfel fielen, welches Eheloos ihr beschieden werde. All die hoekisch Gesinnten, welche sie umgaben, brachen in Verwünschungen aus, wenn vom Brabanter die Rede war, und dachten bereits daran, ob ihre Fürstin nicht eine andere Verbindung eingehen könne, die ihrer Partei bessere Hülfe bringe. Gründe fanden sie genug, auseinander zu setzen, warum Jakobäas Ehe nichtig sei. Sie war mit Johann von Brabant rechtes Geschwisterkind: die Dispensation hatte der Pabst gegeben, genommen, und wieder zu geben versprochen. Der heilige Vater hatte ihrem Gemahl geheime Botschaft geschickt, er werde die Ehesache nochmals untersuchen lassen

und die kanonischen Hindernisse entfernen. Die neue Dispensation war aber nicht erschienen, und selbst, wenn sie wirklich eintraf, konnte sie denn noch in die Vergangenheit hinein wirken? Eines war doch gewiß: an dem Tage, als Jakobäa die Ehe einging, hatte das Gebot der Kirche in voller Kraft bestanden. Denn der Pabst hatte seine am 22. Dezbr. ertheilte Dispensation am 5. Januar darauf widerrufen, am 30. März einen verstärkten Widerruf nachgeschickt: die Hochzeit aber war bürgerlich am 10. März, kirchlich am 10. April gefeiert worden. Nun kam noch hinzu, daß Jakobäas Mutter auch als des Gemahls geistliche Mutter erschien, sie hatte ihn nämlich aus der Taufe gehoben. Dies zweite Ehehinderniß war früher übersehen oder verschwiegen, von den päbstlichen Bullen hatte keine es erwähnt. Das Alles schienen denn doch in einer gläubigen Zeit, wo man das Kirchenrecht als das Realste auf der Welt ansah, für eine junge Fürstin Fragen, welche ihr in's Leben schnitten: ihr Seelenheil, ihre Ehre, ihr ganzes Dasein war mit einem furchtbaren Ernst dabei betheiligt.

Jakobäa beschloß, auf einer raschen Entscheidung der Sache durch den päbstlichen Stuhl zu bestehen. Sie erklärte ihren zu Mons versammelten Landständen: „Da ihr Gemahl sich im Ehevertrag verpflichtet habe, Dispensation von den Ehehindernissen zu beschaffen, und nichts desto weniger der Pabst seine Dispensation widerrufen, was öffentlich an vier Bischofskirchen angeschlagen, auch ihnen Beiden selbst angekündigt sei, — so finde sie, nach dem, was gute Freunde ihr sagten, in Anbetracht ihres Seelenheils keine Ursache, zu Johann von Brabant zurückzukehren, und sie denke auch nicht, daß, wenn bis zur nächsten Weihnacht keine genügende Dispensation erscheine, sie zu ihm zurückkehren müsse."

Oheim Johann von Bayern war bereits davon unterrichtet, was Jakobäa vorhabe. Es wurde in der Ständeversammlung ein Brief von ihm verlesen des Inhalts: „Er höre mit Erstaunen, daß man sich herausnehme, über die Ehe zwischen seiner Nichte und seinem Vetter von Brabant zu sprechen. Das habe

ihn so in Harnisch gebracht, daß er auf der Stelle selbst nach dem Hennegau käme, wenn nicht wichtige Angelegenheiten ihn hinderten. Aber er bitte und ersuche die Stände, ihr Aeußerstes zu thun, damit Jakobäa ohne Weiteres zu ihrem Gemahle zurückkehre."

Die Hennegauer aber meinten: „Was ihre Fürstin verlange, sei ganz in der Ordnung. Nur möchte es gar zu arg erscheinen, wenn ein Termin bestimmt werde, bis zu welchem die Dispensation da sein müsse. Rathsamer wäre es, daß der Herzog von Brabant eine angesehene Botschaft nach Rom schicke, um mit allen Kräften eine volle und förmliche Dispensation in's Werk zu setzen. Ohne Zweifel aber sei der Herzog seiner Gemahlin von dem Tage an, wo sie Brüssel verlassen habe, bis zum Erscheinen der Dispensation standesmäßigen Unterhalt schuldig. Das Eine wie das Andere bei ihm zu betreiben, müsse sofort eine Gesandtschaft nach Brüssel gehen. Dies solle man auch Johann von Bayern schreiben." Dieser Ständebeschluß wurde am andern Morgen Jakobäa mitgetheilt. Sie erbat sich Bedenkzeit bis zwei Stunden nach der Tafel, und erklärte dann: „Sie danke ihren getreuen Ständen für soviel Liebe und Mühe, nehme den Beschluß an, wolle keinen andern Rath befolgen, und Nichts dagegen thun oder schreiben." Dann erwählte sie ihrerseits die Aebte von St. Ghislain und Cambron und Herrn von Stainkercken und Meister Hoves zu Gesandten, denen sich Hennekart und andere fünf Abgeordnete von Mons und einer von Valençiennes zugesellten.

Am 4. September trafen die Hennegauer in Brüssel ein. Was aber fanden sie hier? Die ganze Stadt tosete in hellem Aufruhr. Der Herzog hatte zwei Tage vorher einen Patrizier seines Anhangs, Johann Clütink, zum Amtmann von Brüssel gemacht. Dieser war ein Mann, dessen Verwegenheit allbekannt. Früher hatte er zum Volke gehalten, jetzt aber hieß es, er habe sich dem Herzog außer dem gewöhnlichen Unterthaneneide noch besonders auf Leib und Leben zugeschworen, d. h. er war urkundlich Mitglied der heimlichen Verschwörung geworden. Zur selben

Zeit waren drei Abgesandte des holländischen Fürsten in Brüssel angelangt, ein Ritter an ihrer Spitze, welche mit dem Herzog heimliche Geschäfte hatten. Alle Welt sprach davon und man glaubte nicht anders, als der Bayer habe drei bis vier Tausend Lanzen versprochen, Brabant und Hennegau zu zwingen, dafür habe ihr Herzog ihm die Markgrafschaft Antwerpen mit dem Gebiete von Lier abgetreten. Erschreckt und erbittert hatten sich die Zünfte zusammen gerottet, von Löwen her wurde gehetzt und geschürt, und die Brüsseler schickten einen Brief an den Hof des Inhalts: „Wenn Diejenigen, über welche die Ständeversammlung zu Löwen Landesverweisung ausgesprochen, nicht sofort in die Verbannung gingen, so würde man das Schloß stürmen, sie ergreifen und todtschlagen." Das Volk schrie und tobte so ungestüm, daß Einige von den Verbannten ihr Heil in der Flucht suchten. Auch die holländischen Gesandten reiseten eiligst ab. Kaum aber waren die Letzteren bis in die Gegend von Mecheln gekommen, als ein Fähnlein Reisiger sie niederwarf und nach Löwen führte, weil man sich ihrer Schriften bemächtigen wollte, um klar zu wissen, was Johann von Bayern mit dem Herzoge verhandele.

Tags darauf, am 6. Septbr., erhielt die Hennegauer Botschaft Zutritt zum Herzog, fand ihn aber schon umgeben von den Herren von Enghien Vertain und andern Hennegauern, welche zur Partei der Kabeljaus hielten. Der Fürst gab auf den Vortrag der Abgeordneten nichts als leere Ausflüchte, und sie verließen Brüssel auf der Stelle, und erstatteten schon am 7. Jakobäa in Ath Bericht, wie es in Brüssel und Löwen aussehe. Gleich nach ihnen trafen mehrere vornehme Edelleute aus Löwen ein, mit denen Jakobäa, von ihrer Mutter begleitet, sich sofort auf den Weg begab nach Brabant.

Ihre heißeste Hoffnung — neuer Krieg gegen den Oheim, Wiedereroberung ihrer Erblande — schien sich zu erfüllen. Die Brabanter Ständeversammlung hatte sich entschieden.

Die Fürstin stellte durch offene Briefe die Stände zu

Löwen als die Vertheidiger ihrer Rechte und Ehren auf. Das war Adel und Städten viel werth; denn durch solche Erklärung entgingen sie dem Vorwurfe, sie seien Empörer. Mit ebenso klugem Bedacht hatten sie den Nächsten am Throne beschickt, des Herzogs Bruder, daß er zu ihnen komme. Ihn als Regenten aufzustellen, hatte gleich Anfangs Jakobäas Mutter gerathen. Dies war Graf Philipp von St. Paul, am Burgunder Hof erzogen, und jetzt von seinem Vetter Herzog Philipp zum Generalkapitän von Paris ernannt. Er besaß wenigstens etwas von dem, was seinem Bruder fehlte, etwas Verstand und ein wenig Willenskraft. Brabant fiel ihm anheim, wenn der regierende Herzog starb: jetzt sollte er die Regierung übernehmen, da sein Bruder offenbar nicht mehr Gewalt über sich selbst hatte. Des Letzteren Umgebung war wiederum einen Schritt zurückgewichen: statt der Verbannten mußte der Herzog zehn Andere vom Adels- und Prälatenstande zur Landesregierung bestellen, unter ihnen fehlte jedoch nicht der Ritter T'Serclaes. Schleunigst hatte Johann auch nach Paris geschickt und ließ dem Bruder vorstellen, „es sei gar nicht nöthig, daß er nach Brabant komme; er solle lieber den Aufständischen recht bündig schreiben, daß sie zu ihrer Pflicht zurückkehrten.“ Allein St. Paul hörte auf das inständige Bitten seiner Schwägerin Jakobäa, er kam, begrüßte flüchtig seinen Bruder in Brüssel, und ging dann sogleich nach Löwen. Mit ihm erschienen die Gesandten des Königs von Frankreich und des Herzogs von Burgund, welche helfen sollten, Jakobäa mit ihrem Gemahl zu versöhnen. Das Erste, was jetzt die Stände beschlossen, war, daß St. Paul ging und Jakobäa und ihre Mutter ehrerbietig nach Löwen geleitete. Mit großen Ehren und Feierlichkeiten wurden sie hier von Ständen und Gesandten eingeholt und empfangen. Es sollte das Genugthuung sein für den Osterschimpf am Brüsseler Hofe. Dann nahmen sie und der Schwager ihre Hofhaltung zusammen in Mecheln, wo wiederholt die Vornehmsten aus den Landständen, wenn sie kamen, sich mit dem Fürsten zu berathen, auf Landes Kosten bewirthet

wurden. Der Graf St. Paul reisete unterhandelnd hin und her, und mit ihm arbeiteten die Gesandten, bis jede Partei einwilligte, auf einem Rechtstage den 20. September zu Vilvoorden allen Streit zu schlichten und zu sühnen.

Die Verschworenen in Brüssel aber wußten noch andern Rath. Hatten sie soviel gethan und gewonnen, und sollten nun doch von der Herrschaft zurücktreten? Nein, lieber wollten sie doch mit gutem deutschen Kriegsvolk Brabant zwingen, und sich erst ersättigen an ihrer Feinde Gütern. Ihr großer Helfer, der siegreiche Johann von Bayern, stand mit starkem Heere an der Brabanter Gränze. Also besandten sie heimlich die Heynsberge und andere deutsche Grafen und Herren jenseits der Maas: „ob sie sich rasch zu einem ritterlichen Zug auf Brüssel entschließen wollten? Viel Ehre Lust und Beute sei dabei zu holen." Das reiche Brüssel stach den Herren in die Augen, und sie sagten zu. Während nun die Herzogin St. Paul und die versammelten Stände zu Vilvoorden des Herzogs harrten, erklärte ihn T'Serclaes für unwohl, er könne nicht kommen, er habe sich allen Zutritt verbeten. Zwei bis drei vertraute Diener trugen regelmäßig vor Aller Augen die Speisen in das Gemach des Fürsten. Dieser aber hatte längst Brüssel hinter sich. Am Andreas-Abend den 30. September war er mit fünf seiner Verschworenen in größter Stille fortgeritten. Sie setzten des Nachts bei Mecheln über die Dyle, und ohne viel aus dem Sattel zu kommen, eilten sie auf heimlichen Wegen, bis sie am andern Abend in Herzogenbusch eintrafen. Dort warteten schon die Herren von Assche Gaesbeek Heynsberg der Junker von Kleve und andere Vertraute.

Nun ging es hier an ein eifriges Unterhandeln mit den Verbündeten, bald war man auf diesem, bald auf jenem Schlosse an der Gränze zusammen. Die drei Heynsberg, der Graf von der Mark, der Graf von Mörs, die Herren von Büren, Merode, Appelteren, Wyckrode und eine Menge anderer deutscher Herren zwischen Maas und Rhein, zusammen beinahe dritthalbhundert,

verschwuren sich mit dem Brabanter Herzoge und traten in seine Fehdegenossenschaft. Der erklärte Preis der Hülfe waren Schlösser, Geldsummen, und andere reiche Beute, welche des Herzogs Feinde lassen sollten. Es war eine große Adelsverschwörung, welche nicht übel Lust hatte, die Brabanter und insbesondere die Brüsseler etwas vom Lütticher Brod kosten zu lassen. T'Serclaes Assche und die andern Rädelsführer hatten schon die Listen fertig, wie sie unter einander die Güter und Schätze ihrer Mitbürger, welche Tod Kerker oder ewige Verbannung treffen sollte, vertheilten. Ueber den Kriegsplan war man noch uneinig. Die Einen hielten es am gerathensten, den Ravenstein zu befestigen und von dort aus Brabant unaufhörlich zu brandschatzen. Denn dergleichen war damals in Fehden das Gewöhnlichste. Man legte sich in ein festes Schloß oder Städtchen, und machte von dort so lange Streifzüge auf des Feindes Gebiet und war fleißig im Rauben Einäschern und Todschlagen, bis der Befehdete sich entweder zum Ziele legte, oder man zum Ersatze dessen, was er verweigerte, Beute genug geholt hatte. Die Meisten von den Brabanter Helfern aber hielten solche Kriegsart zu langweilig, sie waren dafür, man müsse in hellen Haufen auf Brüssel ziehen.

Als die Versammlung zu Vilvoorden endlich erfuhr, daß der Herzog entwichen, erklärte sie, weil er damit selbst die Regierung abgegeben, seinen Bruder zum Regenten, oder wie man es in den Niederlanden hieß, zum Ruhwart. Tags darauf, am 2. Oktober, begaben sich die Stände im feierlichen Zuge mit der Herzogin und dem Ruhwart nach Brüssel. So kehrte Jakobäa in ihre Residenz zurück, wo sie nun die eigentliche Genugthuung erhielt. Regent und Stände erklärten zu Brüssel den Krieg gegen Herzog Johann von Bayern, um Jakobäas Erblande ihm mit Waffengewalt wieder abzunehmen. Nachdem er zu Leyden die Hoeks auf das Haupt getroffen, belagerte er jetzt Gertrudenberg und hatte auch in Heusden eine drohende Stellung gegen Brabant genommen. Man beschloß, zunächst sich

dieser beiden Gränzfestungen zu versichern, um weiteres Vordringen des Feindes abzuwehren. Ohne Zweifel war er mit den deutschen Herren im Einverständniß: er von der einen, sie von der andern Seite dachten die Brabanter so zu fassen, daß sie all ihren Willen thun müßten.

Ueber vierzehn Tage war den Edlen und Städten von Brabant die Heeresfolge angesagt, und Breda zum Sammelplatze bestimmt. Einmüthig erschienen sie, es fehlten nur die Fähnlein von Herzogenbusch und den Landesverwiesenen. Nachdem in Breda selbst eine starke Besatzung gelegt war, setzte sich ein großes Heer in Bewegung, an der Spitze die Herzogin Jakobäa, von ihrer Mutter begleitet, und der Regent St. Paul. Der Marsch ging zuerst auf Heusden. Die Festung wagte keinen Widerstand, Jakobäa zog ein, ließ sich von Neuem huldigen, und bestellte Arnold von Sevenbergen, einen ihrer Getreuesten, zum Kommandanten. Freilich mußte sie diese Stadt, welche die Brabanter vor sechszig Jahren an Holland verloren hatten, schon jetzt ihnen für die Kosten des Kriegszuges verpfänden. Am 19. Oktober war Alles wieder in Breda versammelt, und rückte am folgenden Tage vor Gertrudenberg.

Hier aber lag der Kern der Heeresmacht des Oheims. Die Burg, auf welcher der tapfere Herr von der Merwede befehligte, stand noch ungebrochen, die Stadt jedoch war in der Gewalt Johanns von Bayern. Die Brabanter schlossen die Stadt ein und fingen an wacker zu stürmen. Sie wurden zurückgeworfen. Sie begannen von Neuem, sie versuchten es hier und da, acht Tage lang: immer aber wurden sie zurückgeworfen. Da sahen sie ein, daß sie die Stadt nicht nehmen könnten, und daß sie noch weniger es wagen dürften, nach Holland zu marschiren. Man mußte sich begnügen, die Burg mit Proviant Soldaten und allem Kriegszeug tüchtig auszustatten. Schon am 29. Oktober hatte Jakobäa das bittere Schauspiel, wie das stattliche Heer der Brabanter abzog, um bald darauf wieder auseinander zu gehen.

Der kurze Feldzug hatte sie gelehrt, wie wenig daran zu denken sei, der Herzogin Erblande wieder zu erobern. Johann von Bayern konnte sich freilich nicht verbergen, daß ganz Brabant wider ihn sei. Seiner Gewohnheit nach wollte er die Dinge dort sich erst weiter entwickeln lassen, und verhandelte unterdessen eifrig mit den Friesen, um sie unter seine Botmäßigkeit zu ziehen. Auch von der friesischen Seite her wollte er die Utrechter Stiftsleute, gegen deren Waaren und Güter er wiederholt Beschlag verhängte, einengen.

Zwischen Holland und Brabant dauerte also einstweilen bloß ein Gränzkrieg fort, der diesseits hauptsächlich von den Hoeks genährt wurde, und zwar mit großer Erbitterung. Die Brabanter hatten an mehreren Plätzen auf der Schelde Kriegsschiffe liegen, welche den Strom deckten. Die starke Seefestung Sevenbergen war ein anderer Hort der Hoeks. Namentlich Dortrecht hatte schwer von ihnen zu leiden. Verbündet mit Antwerpenern machten sie auf raschen Fahrzeugen Streifzüge an die Küsten von Seeland und Holland, sie verbrannten Ostende und Stuyvesand, während die Seeländer zwar Sandvliet und Lillo plünderten, jedoch auf der Schelde nicht weiter vordringen konnten.

Johann von Bayern, der sich in der Nachbarschaft zu Dortrecht und Rotterdam aufhielt, ließ die Burg in Gertrudenberg scharf berennen. Als ihr Kommandant, der Herr von der Merwede, sich nicht anders mehr helfen konnte, machte er seine frühere Drohung wahr. Er bedeckte die Stadt mit einem Regen von Feuerpfeilen, am 11. November brannte sie ab bis auf ein kleines Stückchen, nicht einmal das Archiv wurde gerettet. Die Hoeks aber stürmten von der Burg hernieder und fielen mörderisch ihre Feinde an. Das holländische Kriegsvolk hatte Mühe und Noth, sich zu verschanzen.

In Brabant hatten sich unterdessen ziemlich alle Stände gegen ihren Herzog erklärt. Am 25. November war allgemeiner Landtag in Brüssel, wo St. Paul und Jakobäa erschienen. Hier unterzeichneten fünfzehn Prälaten, achtundfünfzig vom

Adel, und sechsundzwanzig Städte förmlich die Bestallung des Grafen von St. Paul als Ruhwart von Brabant, und zugleich eine öffentliche Darlegung, weshalb sie so handeln müßten. Der Regent bot Adel und Städte auf, sich wohlgerüstet zu halten, und setzte unzuverlässige Beamte ab, unter ihnen auch den Brüsseler Amtmann oder Oberrichter Johann Clütink. Mit dem abwesenden Herzog, der jetzt in Maestricht wohnte, wurden Unterhandlungen angeknüpft, damit er zurückkehren möge. Wider Erwarten fand man ihn freundlich und entgegenkommend, und es wurde ausgemacht, daß er in den ersten Tagen des Dezembers nach Diest komme. Dort begrüßte ihn eine feierliche Gesandtschaft seiner Gemahlin, seines Bruders, und seiner Landstände, sechszig Personen stark. Sie baten ihn auf das Herzlichste, er möge von seinem Groll und Plänen ablassen, und wieder im Frieden im Lande wohnen, in Antwerpen oder Brüssel, wo es ihm gefalle. Ja die Antwerpener setzten hinzu: wolle ihr Fürst ihnen die Freude machen und nach Antwerpen kommen, so würden sie zu seinem jubelreichen Einzug die Mauern niederreißen, wenn das Thor nicht breit genug. Bei alledem konnte man doch nicht eines Sinnes werden. Es wurden zwar neue Unterhandlungen über vierzehn Tage in Diest, und noch einmal einen Monat später in Eyndoven eröffnet, allein dort führten bereits neben T'Serclaes und Assche das große Wort Heynsberg, der Graf von Mörs, und der Herr von Büren. Offenbar wollten des Herzogs Anhänger nur Zeit gewinnen, bis sie mit ihren Rüstungen fertig waren.

Jakobäa hatte gleich, als der erste Diester Tag fruchtlos verlief, erkannt, daß es ihrem Gemahl und seiner Partei gar nicht um ehrliche Versöhnung zu thun sei. Sie sah wilde und blutige Dinge kommen, und wollte nichts mehr damit zu schaffen haben. An Wiedereroberung ihrer Erblande mit Brabanter Hülfe war ja ohnehin nicht mehr zu denken. Ein Besuch ihres Verwandten, des Pfalzgrafen Ludwig, welcher dem englischen Könige eine Reiterschaar zuführte, gab ihr willkommenen Anlaß, mit der

Mutter nach dem Hennegau zu gehen. Am 17. Dezember waren die Fürstinnen wieder in Mons, wo sie den Vetter empfingen, dessen erzbedeckte fünfhundert Reisige Bewunderung erregten, wo sie herzogen. Der Kurfürst und seine Reiter wurden von der Stadt Mons, da Jakobäa es ausdrücklich so gewünscht hatte, auf das Schönste bewirthet, und der Herr von Vertain gab ihm das Geleite im Namen der Fürstin, als er nach Frankreich hineinzog, um sich dem englischen Heere zuzugesellen.

Siebentes Kapitel.

Brüsseler Blutgerichte.

Eindruck der Niederlage vor Gertrudenberg. Oberrichter Clütink und die vier Schöffen. Der Herzog vor Brüssel. Ueberrumpelung der Stadt. Uebermuth des deutschen Kriegsvolkes. Wachsende Aufregung. Adelsstände in Löwen. Plan der Herzoglichen. Die Nacht des 27. Januar. Festnehmen der fremden Ritter und Reisigen. Verhaftungen der Patrizier. Hinrichtung Clütinks. Strafurtheile. Plünderung der Fremden. Sturz der Patrizierherrschaft. Die neue Verfassung. Fall der Burg von Gertrudenberg. Abzug der Hoeks. Jakobäa in England. Entdeckung der Verschwörungsurkunde. Hinrichtung von T'Serclaes. Schmähliche Erklärung des Herzogs. Deutsche Hülfe für die Gefangenen. Neue Aufregung der Zünfte. Hinrichtung von vierzehn Patriziern. Erledigung der deutschen Herren. Abfindung St. Pauls. Strenge Sittengesetze. Der Zünfte Uebergewicht gebrochen. Letzte Revolutionsszenen.

Der holländische Kriegszug hatte sein Ziel verfehlt, und Gertrudenberg erinnerte gar sehr an die Schmach vor Dortrechts Mauern. Das blieb niederschlagend für den Regenten St. Paul, für den Adel und die übrigen Freunde der Herzogin, ihre Gegner aber fingen wieder an, ihr Haupt zu erheben.

Die Brüsseler Patrizier hatten fortwährend ihren heimlichen

Verkehr mit des Herzogs Umgebung. Als er nun sein fremdes Kriegsvolk im Anzuge wußte, schrieb er an vier Schöffen, ob er ohne Gefahr nach Brüssel kommen, und ob sie ihm den Einlaß erleichtern würden? Es waren dies Heinrich Clütink, Johann metten Schachte, Egidius von Keghel, und Johann von Leeuw: diese Vier waren unter den Sieben des Schöffengerichts seine entschiedenen Parteigänger. Eilig beriefen sie ihre Freunde zu einer heimlichen Berathung in die Frohnfeste, deren Befehlshaber jetzt der abgesetzte Oberrichter Johann Clütink war. Der Beschluß ging dahin, daß Zwei von ihnen in aller Stille sich zum Herzog aufmachten mit der Botschaft: „Er solle nur kommen. Clütink mit den drei Schöffen werde ihm bis Tervueren entgegenreiten, während der vierte Schöffe das Löwener Thor offen halte. Clütink nehme seinen Amtsstab mit: der Fürst solle ihn, welchen ja nicht er selbst, sondern der wider seinen Willen aufgestellte Regent abgesetzt habe, als rechtmäßigen Brüsseler Amtmann anerkennen, dann werde Clütink seinen Amtsstab wieder erheben und vor ihm herziehen, dann würden sie Alle dessen Geboten Folge leisten.“

Der Herzog brach sofort mit den Rittern und Reisigen von Herzogenbusch auf, und kam in Eilmärschen noch selben Tags den 20. Januar nach Diest. Hier sollte ihn der Graf von Mörs treffen, der die Kriegsvölker vom Rheine brachte. Diesem hatten aber die Maestrichter ihre Thore versperrt, er konnte hier nicht über die Maas und mußte anderswo den Uebergang suchen. Das war schlimme Nachricht, allein zum Umkehren war es für den Herzog zu spät. Zwei Uhr nach Mitternacht verließ er Diest, und indem er die Landstraßen vermied, kam er nach Tervueren, zwei Stunden von Brüssel. Hier warteten seiner schon der abgesetzte Amtmann mit den drei Schöffen und anderen Patriziern. Feierlich erhob Clütink seinen Amtsstab wieder in des Herzogs Gegenwart, und als damit der Rechtsform genug geschehen, eilten die drei Schöffen zur Stadt, und begaben sich auf ihre Sitze zu ihren Amtsgenossen auf dem Rathhause.

Der Herzog folgte ihnen auf dem Fuße und kam vor das Löwener Thor. Aber siehe da, es war verschlossen. Bestürzt schauten die Ritter an den hohen Mauern und Zinnen hinauf, sie erschienen verzweifelt hoch. Die Einen riefen „Fort, fort! Verrath!" Die Andern verfluchten die falschen Städter.

Die Nachricht, der Herzog stehe vor dem Löwener Thor mit großem Ritterheer, flog wie ein Lärmruf durch die Stadt. Die drei Schöffen, welche nicht seine Verschworenen, beriefen eiligst den großen Rath. Es war eine stürmische Sitzung, hin und her wurde geschrieen. Die Einen beriefen sich auf den Regenten, die Andern sagten: wenn der rechte Herzog komme, höre die Macht seines Stellvertreters auf. Das dauerte fast zwei Stunden, und unterdessen mußte der Herzog mit seinen Rittern vor dem Thore warten. Als der Herr von Heynsberg sich darob gar zu wild geberdete, rief ein armes Bettelweib ihm zu: „Herr, sorgt nicht so sehr, wie Ihr hineinkommt, sondern wenn Ihr drinnen seid, wie Ihr wieder herauskommt." Der Graf St. Paul kam selbst an's Thor, und sprach durch das kleine Einlaßpförtchen zu seinem Bruder. Er erklärte ihm: „nur wenn er Jedermann in seinem Stand und Wesen lasse, wie er ihn finde, komme er herein." Der Herzog versprach es laut und förmlich. Endlich hatten es auf dem Rathhaussaale des Herzogs Anhänger durchgesetzt: er dürfe in die Stadt einreiten mit all seinem Hausgefolge und mit hundertzwanzig Rittern, jedoch nicht mit Verbannten, nicht mit Fremden und abgesagten Feinden der Brabanter. Das Letzte zielte besonders auf Herrn von Heynsberg, einem vielbekannten Kriegshaupte, der schon manchen Brüsseler Kaufmann niedergeworfen. Die Schöffen kamen das Thor zu öffnen, ihren Herzog zu begrüßen, und ihm den Spruch zu überbringen. Nun ritten erst die Hundertzwanzig, während der Herzog noch stille hielt, in's Thor, dann aber rief er auch den Uebrigen „Vorwärts!" zu. Einige Bürger wollten sich widersetzen, doch der Schöffe Heinrich Clütink rief: „Laßt sie nur herein, alle herein!" Nun zogen sich die Bürger zurück, der

Herzog ließ seine ganze Reiterei vor sich vorbei, und als der letzte Mann in's Thor war, setzten sich alle in Galopp und rasselten durch die Straßen nach der Fürstenburg auf dem Kaltenberg. Hier hatte Johann noch eine Unterredung mit dem Regenten, die beiden Brüder wechselten ein paar kalte Worte mit einander, und St. Paul verschloß sich in seine Wohnung.

Die Stadt war nun gewonnen, jedoch nicht die Bürgerschaft: des Herzogs Anhänger thaten ihr Möglichstes, sie zu ihren Gunsten zu bearbeiten. Er selbst begab sich am andern Morgen auf das Rathhaus, wohin nicht blos der große Rath, sondern auch die Geschwornen der Zünfte berufen waren. Der Fürst ließ ihnen erklären: „um des Friedens, nicht des Krieges wegen sei er gekommen, und alle möchten ihm thätig beistehen, die Eintracht im Lande herzustellen.“ Dasselbe schrieb Heynsberg an die Herren von Wesemael und Monyouw nach Löwen. Die Bürgerschaft blieb schwankend. Inzwischen zog auch der Graf von Mörs mit den übrigen Deutschen in Brüssel ein. St. Paul aber reisete in der Stille nach Löwen. Als Johann das Letztere erfuhr, entbot er die Schöffen zu sich und fragte: „was sie thun würden, wenn sein Bruder mit einem Heere vor die Stadt rücke?“ Sie boten ihm die Stadtschlüssel an, er möge die Thore durch seine Leute bewachen lassen. Da rief der gutmüthige Fürst: „Nein, nein, ich verlasse mich auf Eure Treue, ich will auch Euch ein treuer Herr sein.“ Damit verpaßte er die Tage, an welchen er am ersten einen großen Streich hätte wagen können.

Denn allmählig fiel das viele deutsche Kriegsvolk den Bürgern, bei denen es im Quartier lag, nicht wenig beschwerlich. Noch schlimmer war, daß diese Gäste ihre Lust und Laune nicht bergen konnten. Uebermüthig gingen und ritten sie auf den Straßen hin und her, die bloßen Schwerter in der Hand, und lagen in allen Wirthshäusern und prahlten: „Sie gingen nicht wieder weg von Brüssel, sie hätten denn alle Taschen voll Brabanter Kronen, — bald hätten einige Herren zum letztenmal das Sonnenlicht gesehen, plötzlich würden sie weg sein, dann

wären ihre schönen Frauen und Töchter und Häuser wohlfeil für des Herzogs Kriegsleute.“ Das ärgerte nun das Volk ganz unbändig, und die Bürgerschaft nahm eine drohende Haltung an.

In der Burg aber wußte man nichts Anderes zu thun, als die Vornehmsten der Verschwornen zu versammeln. Wiederum hörte der Fürst nichts Anderes, als: der Graf von St. Paul solle nur kommen und der ganze Adel mit ihm, dann würden sie Alle sich um ihren Fürsten schaaren, mit Leib und Leben würden sie ihn vertheidigen wider Jedermann. Einige riethen auch, man solle sich auf die Zünfte stützen, welche feinere Handwerke trieben, denn diese seien dem Herzoge zugethan, — das aber warf er weit von sich.

In der Bürgerschaft wurde es immer unruhiger, als man merkte, wie des Herzogs Anhänger stets die Köpfe zusammensteckten, und noch immer nichts geschah. Die Luft hing voll von unheimlichen Gerüchten. „Wozu,“ so flüsterten sich die Bürger zu, „sei denn der Herzog mit so vielem Volk in Brüssel eingedrungen? Gewiß werde er plötzlich über seine Feinde herfallen. Aber wenn dann die fremden Völker Herren der Stadt seien, wer werde dann die theure Kriegsrüstung bezahlen? Müßten zuletzt nicht alle Bürger mit ihrer Habe und ihren Freiheiten dafür büßen?“ Und dann dachten sie wieder, daß Herzog Johann von Bayern noch immer an der Grenze stehe. Er beschoß jetzt aus seinen schweren Geschützen die Burg in Gertrudenberg, sie litt bereits schwere Noth. Wenn dies Bollwerk fiel, und der Gefürchtete auf Brüssel zog, wenn das fremde Kriegsvolk in der Stadt mit ihm gemeinschaftliche Sache machte? Sollten sie sich wie Schlachtopfer überliefern lassen? Da mußten sie doch zuvorkommen, und vor allen Dingen erst wieder Herren werden in der eigenen Stadt. So sprachen die Freunde der Vandenheetvelde und die andern Patrizier, welche es nicht mit den Herzoglichen hielten, und säumten nicht, die Bürgerschaft in der Stille aufzureizen. Einige Bürger entwichen heimlich und legten sich halbwegs zwischen der Stadt und der Ständeversammlung zu Löwen auf

Posten, damit die Briefe und Boten zwischen Beiden um so sicherer gingen.

In Löwen war der Adel noch immer beisammen, während die meisten Städteboten die Ständeversammlung verlassen hatten. Von hier kam jetzt beständig nach Brüssel Rath und Antrieb, wie man sich heimlich versammeln und rüsten, und wie man die Zünfte gegen den Heynsberg und seine Leute aufstacheln solle, bis ein allgemeiner Aufstand losbräche, dann würde der ganze Adel gleich von Löwen heranziehen. Die Dinge waren auf den Kopf gestellt: gegen den rechtmäßigen Fürsten hatten sich sein Bruder und die adligen Stände erhoben, und sie brauchten die Zünfte, ihnen den Willen zu thun.

Die Verschwörer aber im herzoglichen Schloß trugen entweder noch immer Scheu, zur That zu schreiten, oder des Herzogs Angst und Schwäche hielt sie zurück, ihre schrecklichen Vorsätze auszuführen. Sie rechneten auf nicht weniger als 1400 bis 1500 Mann in Waffen. Diese Macht sollte plötzlich auf dem Markte stehen, des Herzogs Banner aufwerfen, das Rathhaus und die Hauptgebäude besetzen, und losbrechen über alle ihre Feinde. Eine Liste der Reichsten und Angesehensten, denen man Verderben geschworen, war ja längst aufgesetzt. Der Amtmann Clütink selbst sollte Sturm läuten, selbst dem Volke zurufen: „Fort mit allen Zöllen, fort mit allen Accisen.“

Es war am sechsten Tag nach des Herzogs Einzug, am Montag den 27. Januar, als dieser Plan auf einmal in der Stadt ruchbar wurde. Die nächste Nacht, hieß es, sei zur Ausführung bestimmt. Mehrere der Vornehmsten wurden davon in Kenntniß gesetzt. An diesem Abend gingen wenige Bürger schlafen. Nachts bemerkte eine Magd Licht in der Kammer eines deutschen Reiters. Sie meldete es ihrem Herrn, dieser sah den Mann sich eilig waffnen, und sagte es seinen Nachbaren. Da wollten auch Andere beobachtet haben, wie sich Ritter und Kriegsknechte in voller Rüstung auf's Lager geworfen. Das gab nun ein heimlich Sprechen und Laufen von einem Hause zum andern, man klopfte

an die Thüren der Patrizier, welche es mit der Stadt hielten, und sagte: „gleich werde das helle Glöckchen auf der Burgkapelle läuten, dann marschire das fremde Volk nach dem Markte, werde das Rathhaus besetzen, in die Häuser einbrechen, sie mit Blut überschwemmen." Die Brüsseler aber waren nicht die Leute, welche dem Sturm aus dem Wege gingen und sich in Kammern und Keller verschlossen: nein, noch vor Mitternacht standen die Zünfte auf dem Markte, eine neben der andern wohlgereihet und in blanker Rüstung.

Die Verschwornen wurden bestürzt. Das hatten sie nicht erwartet. Sie schickten ihren Herzog, nur von Wenigen begleitet, zum Markt hinunter. Hier ritt er von einer Zunft zur andern, und sprach ihnen gutmüthig zu, sie zu beruhigen, daß sie nur erst wieder nach Hause gingen. Allein er bekam nichts Anderes zu hören, als: „ihm gelte es nicht, er solle nur ruhig wieder heimreiten." Da gab er plötzlich seinem Pferde die Sporen, und ritt eilends wieder nach der Burg. Auf halbem Wege aber hörte er hier und dort sagen, die Bürger hätten sich noch nicht zerstreut. Da kehrte er um, und erschien nochmal auf dem Markte, und fing von Neuem an, die Zünfte auf das Freundlichste und bei seiner Liebe und Gnade zu beschwören, daß sie doch auseinander gehen möchten. Jetzt aber wollte ihn Keiner mehr hören, man ließ ihn nicht zu Worte kommen, und verwirrter als vorher kam er in sein Schloß zurück. Seine Kriegsleute mußten sich vertheilen, als dächten sie an nichts als an ihr Vergnügen, sie sagten: „nur des Lärmens wegen hätten sie sich bewaffnet, weil sie nicht gewußt, was das bedeuten solle, und ob es nicht ihnen selbst gelte." Den ganzen folgenden Tag geschah von Seiten der Verschworenen nicht das Mindeste.

Jetzt war ihre Sache verloren. Bei den Bürgern stieg die Wuth und der Aerger, je länger sie der Dinge warteten. Da nichts sich rührte, begannen sie heftig zu sprechen: „wie unerhört es sei, daß der Fürst sein eigen Volk mit fremden Kriegsknechten überziehe. Und was die Herzoglichen für feige Leute seien!

Die Brüsseler brauchten nur mannhaft aufzutreten, gleich wichen Jene zurück.“ Die Gemüther erhitzten sich immer mehr, und andern Tags ergriffen die Zünfte wieder die Waffen, und zogen in der Frühe vor die Burg. Sie überschritten nicht die Reihe der Steinsäulchen, welche den Burgfrieden abgränzten, aber davor standen sie und wichen nicht und schrieen immerfort: „den Heynsberg wollten sie haben, oder sie würden ihn mit Gewalt holen.“ Auf den alten Heynsberg hatte das Volk eine besondere Wuth, er war nicht nur der Hauptheifer des Herzogs, der ihm die deutschen Kriegsvölker aufgebracht hatte, sondern es hieß auch: ganz Brüssel sei ihm verpfändet und verschrieben vom Herzog für die Kosten des Heerzuges. Dem wüthenden Andrängen des Volkes vermochten der Herzog und seine Partei nicht zu widerstehen. Heynsberg mußte sich zum Scheine an den Oberrichter Clütink ausliefern. Dieser kam mit den Schöffen und hatte Heynsberg angefaßt, und so zogen sie, die Zünfte hinterdrein, nach dem Rathhause, wo Heynsberg in Fesseln gelegt wurde. Jetzt wußten die Bürger es klar, wie sehr man sie fürchte, und nun gingen sie auch weiter. Ihre Haufen drangen in die Häuser, und all die fremden Ritter und Reisigen ließen sich vereinzelt überfallen und gefangen nehmen, denn sie waren sonder Befehl und Ordnung. Nur der Graf von Mörs, weil er später gekommen und nicht gewaltsam gleich den Andern in die Stadt eingebrochen war, durfte auf Ehrenwort in seiner Wohnung bleiben.

Abends kam St. Paul von Löwen her mit den Baronen und den Vertretern der Städte Löwen und Antwerpen. Unter großem Jubel zog ihm das Volk entgegen. Der Regent belobte die Bürgerschaft und sagte: sie hätte das ganze Vaterland gerettet. Am andern Morgen begab er sich in den Pallast und ließ die Vertrauten und Dienstleute seines Bruders, unter ihnen auch mehrere Hennegauer Ritter, ergreifen. Nicht besser erging es des Herzogs Amtmann Clütink, an dessen Stelle wieder der vom Regenten Eingesetzte trat.

Das Volk aber war damit nicht zufrieden, und lärmte auf

allen Straßen. Andern Tags führte man viele Patrizier in's Gefängniß, unter ihnen auch die beiden Schöffen Heinrich Clütink und Johann von Leeuw; ihre beiden Mitschuldigen Keghel und Metten Schachte retteten sich durch die Flucht. Die Zünfte hatten sich in Rotten vertheilt, stürmten die Patrizierhäuser und schleppten des Herzogs Anhänger hervor. Die am meisten Verhaßten kamen auf die Folter, und aus dem, was über ihre Geständnisse verlautete, setzte sich das Volk gräuliche Dinge zusammen. Schon hieß es: sie müßten sterben alle mit einander. Und da der Regent Scheu trug, diesem Verlangen zu willfahren, rotteten sich am 2. Februar die Zünfte wieder zusammen, und standen in Waffen auf dem Markte, und warteten und lärmten. Sie ließen dem Herzog und den Ständen sagen: „wenn nicht bald geschähe, was sie forderten, würden sie selbst etwas thun, wovon man noch weit und breit sprechen solle." Da kam endlich der Herr Vanderzype, welcher des Regenten rechte Hand war, aus dem Rathhaus über den Markt und sagte: „Nun soll's losgehen! Nun wird angefangen!" Und sogleich führte Johann van Diedighem, welchen der Regent zum Oberrichter bestellt hatte, des Herzogs Oberrichter, den verwegenen Johann Clütink und einen Diener desselben, welcher den Kerkermeister gemacht hatte, aus dem Rathhause hervor. Angesichts des Volks mußten sie niederknieen, der Henker trat herbei, und ihre Köpfe flogen auf die Erde.

Diese Beiden waren die Ersten. Der Tiger hatte Blut gekostet, ihn hungerte nach mehr. Noch immer wurden Patrizier, die es mit dem Herzog gehalten, aus ihren Verstecken gezogen und mußten die Folter fühlen. Ihrer Einundzwanzig, die entflohen waren, ladete man bei Verlust von Leib und Gut vor's Gericht. Die man aber gefangen hatte, sollten sterben auf der Stelle, alle ohne Ausnahme: so verlangte es das Volk in seiner Wuth. Nur mit Mühe erlangten es die Stände, daß man sie ihrem Spruche überließ. Am 6. Februar erging der Spruch der Barone und der drei Städte Brüssel Löwen Antwerpen:

daß die gefangenen Brüsseler in Fesseln und ewiger Gefangenschaft ihr Leben hinbringen sollten in verschiedenen Städten und Burgen des Landes. Nachts fuhren sie ab, hart auf Karren gebunden, daß die Stricke ihnen in's Fleisch schnitten. Den T'Serclaes aber und noch ein paar Hauptschuldige ließen die Bürger vorläufig noch nicht aus ihren Händen. Nach dem Herrn von Assche und Andern, welche früher durch die Stände des Landes verwiesen waren, hatte man Tagelang vergebens gesucht: sie wurden jetzt für vogelfrei erklärt und fünfhundert Kronen auf ihre Köpfe gesetzt.

Die fremden Reisigen mußten zu Fuß und sämmtlich nackt und bloß Brüssel verlassen, kein Stück ihrer Habe durften sie mitnehmen. Hundertfünfzig deutsche Herren und Ritter aber blieben gefangen. Auch ihnen ließ der Regent all ihre schönen Waffen und Pferde wegnehmen, und verschenkte sie an seine Freunde, wie es ihm beliebte.

Herzog Johann aber mußte am selben Tag, den 6. Februar, seine Wohnung in Löwen nehmen, in der Stadt, dessen Bürgerschaft am heftigsten ihn bekämpft hatte. Er ging gern, denn in Brüssel war es ihm zu unheimlich geworden. Der ständische Adel aber blieb in der Hauptstadt versammelt. Wie kläglich stand es jetzt um das vordem so stolze, so stattliche Brüsseler Patriziat! Die meisten Häupter waren als erklärte Verräther im Kerker oder auf der Flucht. Die Zünftigen sahen sich auf einmal als die Herren und Meister der Stadt. Also ladete der Rest der Patrizier sie ein, förmlich an der Stadtregierung Theil zu nehmen, und rasch eine neue Verfassung zu begründen.

Mit dem politischen Geschick, welches damals Gemeingut der Bürger jeder größern Stadt war, hatten die Zünfte in den Tagen dieser Aufstände nicht versäumt, sich eine festere Ordnung zu geben. Die verwandten oder benachbarten Gewerke hatten sich zusammen geschaart, und so ergaben sich aus den etwa vierzig Zünften neun Gruppen, welche sich die neun Völker (de negen natien) nannten: jede erkor sich einen Kirchenpatron, unter

dessen Schutz und Namen sie sich stellte. Außerdem hatte man, damit die Nachbarn bei Kriegs- und Feuerlärm um so rascher sich ordneten, die Bürgerschaft eingetheilt in Bezirke von hundert und von zehn Mann, welchen je ein Hundertmann und ein Zehntmann vorgesetzt wurde. Diese Einrichtungen blieben neben der alten Siebentheilung des Patriziats die Grundlage für die neue Stadtverfassung. Schon am 3. Februar war sie von allen Schöffen Patriziern und Stadtbeamten, so wie vom Regenten und den Landständen besiegelt, und trat sofort in Geltung.

Sie war mit politischer Weisheit und von Seiten der Sieger nicht ohne Mäßigung ausgedacht. Auch jetzt noch erkannte der gemeine Bürger den Patrizier als höher berechtigt an. Das Gericht blieb bei den sieben Schöffen aus den Geschlechtern: die Zünftigen beschieden sich, daß nur Patrizier, weil vollfrei von Alters her, schöffenbar seien. Der Schöffenrath erhielt die Stelle einer ausgleichenden Behörde, die Verwaltung kam dagegen an neue Kollegien, welche aus Patriziern und Zünftigen gemischt waren. Den Magistrat bildeten fortan ein patrizischer und ein zünftiger Bürgermeister, zwei patrizische und zwei zünftige Schatzmeister, dazu sechs zünftige Rathsherren. Die Schöffen wählten aus der dreifachen Zahl der hier von den sieben Geschlechtern, dort von den neun Völkern Vorgeschlagenen die Beamten und Rathsherren. Hinwieder erkoren die Zünfte aus drei von den Schöffen Vorgeschlagenen den patrizischen Bürgermeister. In ähnlicher Weise wurde die Ernennung der übrigen städtischen Beamten unter Geschlechter und Zünfte vertheilt. Die Letztern behielten sich vor, in Kriegszeiten ebenso viele Hauptleute und Thorwarte zu bestellen, als die Patrizier. Bei wichtigen Fragen zog der Magistrat den „weiten Rath“ zu, in welchem außer den Zunftmeistern diejenigen Sitz und Stimme hatten, welche einmal Schöffen oder Rathsherren gewesen. Handelte es sich aber um eine ernste große Sache, so kam sie an die Bürgerschaft, und diese war dann durch sämmtliche städtische Beamte und durch anderthalbhundert Geschworne der Zünfte vertreten, denn jede der vierzig

Zünfte hatte ihre vier Geschwornen. Ausdrücklich war noch vereinbart, daß ohne einstimmiges und öffentliches Urtheil der 19 Glieder des Magistrats und der Schöffen Niemand verbannt oder an Hals und Hand gestraft werden könne.

Es blieb nun sechs Wochen ruhig, und Alles ließ sich an zu Frieden und Ordnung. Herzog Johann war um Mitte Februars wieder nach Brüssel gezogen, sein Bruder, der Regent selbst, hatte ihn von Löwen eingeholt. Auch der Furcht vor dem feindlichen Heer an der Gränze wurde man entledigt. Die Hoeks, die über ein halbes Jahr lang die Burg von Gertrudenberg vertheidigt hatten, konnten sich nicht mehr halten. Herzog Johann von Bayern hatte seine guten Stücke aufgepflanzt, und schleuderte schwere Geschosse gegen die Mauern. Ein Thurm auf der Burg stürzte zusammen und bald darauf noch einer. Die Hoeks wehrten sich wie Verzweifelte. Erst als die zerrissenen Mauertrümmer, welche das Blut der Gefallenen geröthet, gar keinen Schutz mehr boten, riefen die Belagerten die Vermittlung des Gemahls ihrer Fürstin an, des Herzogs von Brabant. Der holländische Herzog wollte sich den Ausspruch seines Neffen gefallen lassen, und dieser lautete dahin: Dietrich von der Merwede solle die Burg in die Hände Johanns von Bayern übergeben, und sie verlassen frei und ehrenvoll mit all seinem Kriegsvolk. In geschlossenen Reihen zogen die tapferen Männer ab, und als man sie tückischer Weise im offenen Felde anfiel, standen sie auch hier wie Helden und warfen die Angreifer zurück. Der Herzog Johann von Brabant ging nun am 1. März nach Antwerpen, um mit den Ständen von Holland und Seeland über den Frieden zu verhandeln. Es wurde wenigstens erst Waffenstillstand geschlossen.

Während man aber mit Jakobäas großem Gegner sich auf Friedensfuß setzte, kam die seltsame Nachricht nach Brüssel, die Herzogin sei heimlich nach England geflüchtet, und habe sich den König von England zum Beschützer, seinen Bruder, den ritterlichen Herzog Humfried, zum Verlobten erwählt. Ihre Ehe mit dem Herzog von Brabant erkläre sie für erschlichen und für nich-

tig, und lade ihn vor den Richterstuhl des Pabstes. Diese Nachricht empörte die Brabanter auf's Aeußerste. Also die geliebte Fürstin hatte solche Schande über sie verhängt! Zu den verhaßten Engländern war sie geflohen, um Hülfe gegen den Räuber ihrer Erblande zu finden, und Brabant trug die Schuld ihres Verlustes! Auf's Neue erwachte nun der Grimm über die Vermessenen, welche ihren armseligen Fürsten soweit gebracht, daß Jakobäa weinend und zu Fuß von seinem Hofe hatte fliehen müssen. Nun wollte es das Unglück, daß gerade in jenen Tagen der Probst der Schloßkapelle, Gerhard Vanderstraaten, gefangen genommen wurde. In seiner Kammer entdeckte man die geheimen Verschwörungsbriefe vom 24. Mai und alle Siegel noch daran. Jetzt war es klar wie der Tag, welch eine furchtbare und verbrecherische Verschwörung über Brüssel und dem Lande gehangen. Schrecken und Wuth bemächtigte sich der Bürger. Auf der Stelle machten Brüsseler Bevollmächtigte die Runde durch die Städte, wo ihre Mitbürger gefangen lagen, ließen sie noch in der Osterwoche auf die Folter spannen, und entrissen ihnen durch die grausamsten Qualen traurige Geständnisse. Die Meisten jedoch wollten nicht gewußt haben, was es mit dem Verschwörungsbriefe eigentlich auf sich gehabt: sie hätten, sagten sie, ihre Siegel daran gehängt, als sie gesehen, daß so vornehme Herren, wie Assche T'Serclaes Coudenberg und Andere, es zuvor gethan. Als man die Protokolle der Untersuchungsrichter auf dem Brüsseler Rathhause vorlas, füllte sich sofort der Markt wieder mit Bewaffneten. Drei Tage lang standen dort die Zünfte mit ihren Piken und Aexten und schrieen „Rache! Rache!" und wichen nicht. Vor allen Andern forderten sie den Kopf des T'Serclaes, und dachten nicht mehr daran, daß sein heldenmüthiger Vater einst Brüssel gerettet. Am vierten Tage kam Vanderzype vom Regenten und rief ihnen zu: „Kinder, seid guten Muths, sogleich soll Recht geschehen!" Hinter ihm erschienen Ritter T'Serclaes, der ehemals so Gefürchtete, und mit ihm zwei der vornehmsten Patrizier, ein Coudenberg und ein Pipenpoy. Der Henker folgte ihnen. Einen nach dem andern traf das Beil.

Vier Wochen später, am 4. Mai, stellte Herzog Johann von Brabant die schmähliche Urkunde aus: „Seine Mitverschwornen hätten des Landes Rechte und Freiheit angetastet, ihn selbst von seiner Gemahlin, seinem Bruder und seinen besten Freunden und Unterthanen feindlich getrennt. Deshalb wären die Stände mit Fug und Recht in's Mittel getreten, und hätten, um größeren Schaden zu wenden und ihn selbst wieder zu seinem herzoglichen Stand und Wesen zu bringen, seinen Bruder zum Regenten erkoren, der mit ihnen Alles auf das Schönste Beste und Brüderlichste ausgerichtet. Deshalb bestätige er Alles, was geschehen, im Ganzen und im Einzelnen, und verpflichte sich bei seiner herzoglichen Ehre, daß niemals er oder seine Nachfolger des Vorgefallenen wegen Jemand ungünstig oder undankbar sein sollten. Ja, wenn jemals er oder ein anderer Herzog der Brabanter die ständischen Freiheiten antaste, oder sich durch eine feindliche Eidgenossenschaft von den Landständen scheide: so seien sofort alle Unterthaneneide gelöst, und die Stände dürften und sollten dann einen Regenten bestellen, der volle Fürstengewalt habe, und welchem Alle so lange Gehorsam schuldig, bis jedem gekränkten Rechte Genugthuung widerfahren sei!" Niemals konnte ein Fürst sich tiefer vor seinen Unterthanen demüthigen. Dafür erlaubte ihm sein Bruder, der Regent, daß er wieder einen Oberrichter von Brüssel ernannte.

Nun schien es, daß den Verfolgten von anderer Seite her Hülfe kommen werde. Es lagen die hundertfünfzig deutschen Grafen und Herren noch immer gefangen in Brüssel. Sie sollten sich sühnen nach Brabanter Recht, hieß es, oder im Kerker bleiben. Denn die Brüsseler fürchteten ihre Rache, wenn sie frei würden. Die Gefangenhaltung so vieler vornehmen Herren fühlte man in den Rhein- und Niederlanden als eine Schmach für allen Adel. Die beiden Fürsten von Brabant hielten ihretwegen mit dem Herzog von Burgund und dem Bischof von Lüttich eine Versammlung in Mecheln, die Kurfürsten des Reichs forderten die Freilassung, der Kaiser drohte mit Acht und Oberacht, Ge-

sandtschaften kamen und gingen. Der Regent St. Paul rechtfertigte sich bei dem Kaiser in einem ausführlichen Briefe, welchen er mit der Erklärung schloß: die Gefangenen könnten jeden Augenblick den Rechtsweg gegen Diejenigen ergreifen, welche Hand an sie gelegt hätten. Bei alledem hielten die Zünfte ihre Gefangenen fest.

Die verurtheilten Patrizier aber, welche in die Brabanter Städte vertheilt waren, freuten sich so vieler und erhabener Fürsprecher und dachten, durch deren Hülfe in Kurzem auch wieder frei zu werden. In einigen Städten lichtete man den Gefangenen ihre Fesseln und erlaubte, daß ihre Freunde sie besuchten und mit ihnen aßen und tranken. Da hörte man sie sprechen: „sie würden zur rechten Zeit schon mit denen abrechnen, die sie in's Unglück gebracht.“ Solche Reden wurden in Brüssel wieder erzählt, und setzten die Stadt in neue Unruhe. Die Zünftigen zitterten vor Wuth und Angst. Sie fürchteten neue Verschwörungen des Patriziats, neue Ritterzüge vom Rhein her. Eben erst hatten sie die Süßigkeit des Mitherrschens gekostet: sollten sie dulden, daß man sie in die alte Verachtung zurückstoße? Aller Haß loderte wieder auf. Zum drittenmal standen die Zünfte in vollen Waffen auf dem Marktplatze und schrieen und tobten und wichen nicht. Sie verlangten, die gefangenen Patrizier sollten herbei, damit ihnen geschehe wie dem Clütink und dem T'Serclaes. Der Regent, die Schöffen, die Stände beschworen sie vergebens. Umsonst stellten sie vor: die Gefangenen seien ja schon verurtheilt, zweimal denselben Mann richten sei wider alles Recht. „Zur Hölle die Verräther!“ schallte es aus den tobenden Reihen zurück, „jetzt wissen wir erst, zu welchen Verbrechen sie sich verschwuren.“ Als man noch immer zögerte, wurden Stimmen laut: „Dann holt den Heynsberg und die deutschen Herren herbei, und schlagt ihnen die Köpfe ab auf öffentlichem Markte!“ Alle Zünfte wiederholten diese Drohung. Das wirkte. Die gefangenen Patrizier waren der Verschwörung gegen ihre Mitbürger überwiesen, und gegen erklärte Feinde hielt man damals das Todesurtheil für gerecht. Die deutschen Herren

aber hatten noch nichts gefrevelt, als daß sie auf des Herzogs Befehl gewaltsam in die Stadt eingeritten. Ihre Enthauptung zog über Brabant unfehlbar die Acht und einen Heereszug des Reiches herein. So dachten St. Paul und die Stände, und gaben schmählich genug die Opfer preis. Die Vornehmsten der Patrizier wurden aus den verschiedenen Orten herbeigefahren, und bestiegen am 7. Mai auf dem Marktplatze ihrer Vaterstadt das Blutgerüst. Vormittags starben zehn, und nach Tische noch vier. Und während langsam einer nach dem andern enthauptet wurde, standen rings in Reihen die bewaffneten Zünfte und vor dem Rathhause die Schöffen mit dem Oberrichter, und Alle sahen zu den ganzen Tag. Auch der Regent war gegenwärtig, ja selbst seinen Bruder, den armen bleichen Herzog hatte man genöthigt, der Hinrichtung Derer zuzuschauen, welche sich einst für ihn und mit ihm verschworen hatten. Am andern Abend führte Vanderzype seine Braut zur Hochzeit über den Marktplatz, wo das Blut ihrer Verwandten noch nicht trocken war. Der geängstigte Herzog bestätigte auch diese Unthaten, verließ aber Brüssel auf's Neue.

Die Freunde der deutschen Herren benutzten Vanderzypes Hochzeit, um ihm und seiner Braut köstliche Geschenke in Gold und Edelsteinen zu machen. Dadurch höchlich geschmeichelt wußte dieser Mann, welcher den Regenten ganz beherrschte, so geschickt die Sachen zu drehen, daß man die Herren frei gab auf ihr Ehrenwort, sich zum Feste Allerheiligen wieder in Brüssel zu stellen. Sechszehn weigerten sich dessen und blieben gefangen. Der Graf von Mörs wurde sogleich für immer freigelassen. Die Anderen stellten sich sämmtlich am gedachten Tage, nur Heynsberg kam nicht. Ein Schiedsgericht gewählt aus ihren Freunden und Brabantern fällte den Spruch: sie sollten Urfehde schwören, daß sie niemals an den Brüsselern Rache nehmen, und daß, wenn dies dennoch von Einem geschähe, auch die Andern sich freiwillig wieder gefangen stellen wollten. Die Urfehde wurde geschworen. Jene andern Sechszehn brachen später aus den Gefängnissen aus, und gaben sich selbst ihre Freiheit wieder.

Der Graf St. Paul zeigte wenig Lust, die angenehmen Zügel der Herrschaft wieder abzugeben, und die Brüsseler bestärkten ihn dabei. Er verlangte zuletzt Landestheilung, und wenig fehlte, daß Bürgerkrieg ausbrach. Den Ständen gelang es endlich, ihn mit großen Summen und mit den konfiszirten Gütern all der Enthaupteten und Verbannten zu beschwichtigen. Er nahm diese Besitzungen an als gute Beute.

Der Herzog aber scheuete sich zwei Jahre lang, das schreckliche Brüssel wieder zu betreten. Während dieser Zeit waren die Zünfte fleißig daran, ihre Herrschaft zu befestigen. Ein beständiger Stadtkapitän wurde eingesetzt, der stündlich für den guten Stand der Festungswerke und allen Kriegszeugs einstehen mußte. Die Zünfte erhielten die freie Wahl ihres Bürgermeisters und der beiden Schatzmeister, sie erhielten freies Gericht über die Beleidiger einer Zunft, Zutritt für die Hundertmannen zum großen Rath, und die Freiheit, daß kein Zünftiger gestraft werden durfte ohne Zustimmung seiner Geschwornen. Zuletzt wurde sogar beschlossen, daß jeder Zünftige Schöffe werden könne, und daß jeder Nichtpatrizier in eine Zunft eintreten müsse. Strenge Sittengesetze aber sollten der Zügellosigkeit steuern, welche sich vom Hofe über die Stadt verbreitet hatte. Lustige Gesänge wurden verboten. Für unfähig zu Amt und Würden wurde erklärt, wer außer der Ehe eine Geliebte unterhielt. In ernster bürgerlicher Zucht und Sitte sollte das städtische Leben neu gesunden.

Erst gegen Ende des Jahres 1423, als andere Sorgen ihn bedrängten, versöhnte sich der Herzog mit den Brüsselern, und kehrte in ihre Mitte zurück. Hier wurde ihm allmählig Einer der neuen Beamten ganz besonders widerwärtig. Dies war der Kapitän, welcher die Stadt gleichsam im fortwährenden Belagerungszustande hielt. Der Herzog dachte ihn abzusetzen, die Zünfte aber ließen ihn nicht fahren. Zum vierten Male brauchten sie ihr altes Mittel, und besetzten wieder Tage lang bewaffnet und drohend den Marktplatz. Indessen war doch viel vom alten

Feuer verraucht, und es gelang dem Hofe, sich unter den Zünften selbst eine Partei zu machen. Am 24. Dezember verkehrte St. Paul auf dem Rathhause mit dem Magistrate, plötzlich trat er an's Fenster und rief: „Zu mir in Waffen, wer Freund ist des Herzogs und der guten Stadt!“ Sofort stellte sich ein Theil der Zünfte zu ihm, im selben Augenblick rückte der Herzog mit dem vornehmsten Landesadel auf den Platz. Der Rest der Zünfte wurde verwirrt, und ging endlich auseinander. Jetzt wurden dreizehn Hauptschreier verhaftet und dem Herzog zur Strafe überliefert. Der Kapitän legte sein Amt nieder. Nicht lange darauf wurde Gerhardt Vanderzype meuchlerisch von einem Todfeinde erschlagen.

Dies war die letzte Szene dieser Brüsseler Revolution, deren fürchterliches Andenken sich tief in die Gemüther der Zeitgenossen einsenkte. Sie war das Gegenstück zu dem Lütticher Aufstande, nur mit dem Unterschiede, daß in Brüssel bloß der Stadtadel zerschmettert wurde. Eine große Anzahl der Patrizier verließ die Vaterstadt, und suchte das Blutgericht der Zünfte zu vergessen in den dunkeln Stürmen und Wogen der Hussitenkriege.

Fünftes Buch.

Humfried von England.

Erstes Kapitel.

Jakobäas Flucht nach England.

Entschluß der Trennung vom Gemahl. Drängen Philipps zur Rückkehr. Die Rechtsverständigen über die Gültigkeit der Ehe. Jakobäas Erklärung vor den Ständen. Zuströmen der Hoeks. Charakter Humfrieds von England. Sein Verdienst um Literatur. Antriebe der Hoeks. Robertsart. Jakobäas Beziehungen zum englischen Hofe. König Heinrich V. Humfrieds Aussichten. Anschlag auf Jakobäas Person. Eilige Flucht. Ankunft in Calays. Empfang in Dover und London. Erklärung gegen den verlassenen Gemahl. Eintritt in den Schutzverband des englischen Königs. Englands Volk und Königshof. Philipp in Brüssel. Sein gewaltthätiges Auftreten. Englische Bedenken. Der Krieg in Frankreich. Die burgundische Politik. Engere Verbindung zwischen Burgund und England. Jakobäas Ehren in England.

Als Jakobäa zum zweitenmal Brabant verließ, reifte in ihr der Entschluß, für immer sich zu trennen von dem Schwächling an Leib und Seele, den man ihren Gemahl nannte. Was sie nach Löwen und Brüssel zurückgeführt hatte, war vor allem andern der heiße Wunsch gewesen, ihre Erblande wieder zu erobern. Daß dies niemals durch Brabanter Hülfe geschehe, war ihr jetzt klar geworden. Zum Dreikönigsfeste kam ihr Schwager St. Paul, der viele Neigung für sie fühlte, nach dem Hennegau,

sie zu besuchen und in Mons zu turniren. Seitdem aber war Alles, was Jakobäa aus Brüssel erfuhr, danach angethan, sie tief zu empören. Jede neue Nachricht sagte ihr nur, wie Johann von Brabant sich mit neuer Schande bedeckte und allem Volk zum Gespötte geworden. Unauslöschlicher Abscheu bemächtigte sich ihrer gegen diesen bleichen Halbblöden, und sie fragte sich hundertmal, ob sie denn ihre ganze Jugend vertrauern müsse in einer Ehe voll Oede und Schmach?

Keiner war thätiger, den Frieden mit ihrem Gemahl zu vermitteln, als der junge Herzog Philipp von Burgund. Jakobäa durchschauete ihn. Wie hatte er sie einst zur Ehe mit dem Brabanter, wie hatte er sie dann zum Frieden mit dem Oheim gedrängt, der ihr das halbe Erbe gekostet! Und warum bestürmte sie jetzt, als sie im ruhigen Hennegau weilte und in Brüssel der Aufruhr tobte, wieder derselbe Vetter, daß sie in die kinderlose Ehe mit dem Schwachsinnigen zurückkehre? Seltsame Fügung! Fast überall in den Niederlanden, in Namur Luxemburg Brabant und Holland standen die Fürstenhäuser nur noch auf wenigen Augen, und gerade der burgundische Herzog stand einem wie dem andern sehr nahe durch Blutsverwandtschaft und Erbverträge. Betrachtete er sich etwa schon als den gemeinschaftlichen Erbnehmer? — Vergebens eiferte Philipp Jakobäas Mutter an, die Tochter an die Heiligkeit der Ehe und an des burgundischen Hauses Stolz und Ehre zu erinnern. Jakobäa konnte erwiedern: „Ob sie denn nicht gerade von ihm und der Mutter gleichsam gezwungen worden, in diese jammervolle Ehe einzutreten? Ob man denn damals ihre Jugend und Unerfahrenheit nicht schmählich geknechtet habe? Nun aber sei sie zwanzig Jahre alt, und denke ihrem eigenen Verstande zu folgen.“

Eifriger durchdachte sie jetzt die Gründe, welche ihre Ehe sollten ungültig machen. Noch immer hörte man nichts von der Dispensation des Pabstes, die sie gefordert hatte. Sie holte sich Rath bei gelehrten Geistlichen und Doktoren des Kirchenrechts. Die Antwort lautete beunruhigend: auch Diejenigen, welche die

Verbindung nicht geradezu für nichtig erklärten, konnten doch ihre Bedenken nicht unterdrücken. Jakobäa war entschieden.

Am 16. Februar berief sie die Hennegauer Stände zu sich nach Valenciennes und ließ ihnen auseinander setzen: „Ihre Ehe mit Johann von Brabant sei aus vier Ursachen ungültig: sie seien Geschwisterkinder; ihr verstorbener Gemahl der Dauphin ihm blutsverwandt; ihre Mutter habe ihn aus der h. Taufe gehoben; endlich sei die erste Dispensation vom Pabste bereits vernichtet gewesen, als sie die Ehe eingegangen. Auf Grund dieser vier Punkte, und nach dem Rath mehrerer angesehener Rechts- und Kirchenmänner, erkläre sie ihre Ehe für nichtig, wolle sich an Johann von Brabant fortan nicht verpflichtet halten, noch ferner an ihn binden lassen."

Diese öffentliche Erklärung zerriß alle Anstrengungen der Gegner: Jakobäa konnte nicht mehr zurück. Jetzt hörten auch die Stände nicht mehr auf des Brabanters Schreiben, welcher nun endlich der Gemahlin standesmäßigen Unterhalt zusicherte. Die in Valenciennes Versammelten beschlossen, über der Fürstin hochwichtige Erklärung sich schlüssig zu machen, wenn alle großen Herren vom Hennegau beisammen seien.

Philipp von Burgund und Johann von Bayern waren auf das Aeußerste empört. In Arras und in Gent, im Haag und in Brüssel wurde eifrig getagt und verhandelt. Es war umsonst: Jakobäa verharrte bei der eigenmächtigen Scheidung, und die Schwere der Schuld, welche sie damit beging, trieb weiter auf verhängnißvolle Bahnen.

Denn nun kam die Nachricht, daß Gertrudenberg und damit die letzte Hoffnung gefallen, auf welcher der Krieg gegen Holland beruhete. Johann von Bayern hatte völlig gesiegt. Die Häupter der Hoeks flüchteten an Jakobäas Hof, umdrängten sie, bestürmten sie, und fanden täglich neue Mittel und Wege, Angst und Abscheu vor der Brabanter Ehe in die Seele der jungen Frau zu werfen. Und dann schwellten sie ihr den Busen wieder mit Hinweisung auf einen Fürsten, der Rettung schaffen konnte.

Humfried von England sollte der Führer der Hoeks sein, und der Preis seiner Hülfe Jakobäas Hand. Nur zuviel glänzende Eigenschaften besaß dieser Prinz, bei dessen Gedenken ihr leidenschaftliches Herz zitterte in Wonne und Erregung.

Humfried Herzog von Glocester, der dritte Bruder des Königs von England, war wie ein heller Strahl in der Schlacht und im Festsaal der gefeiertste Ritter. Wo er erschien, fesselte er durch das Adlige und Hinreißende seines Wesens, und man fühlte sich ihm innerlich geneigt, wenn er seinen Witz und frohen leichten Sinn flattern ließ. Besonders die Frauen und das Volk hatten sich ihn zum Liebling erkoren: sie erzählten sich hundert Geschichten von seinen Siegen und seinem Edelmuth. Für Frauenschönheit hatte er eine große Schwäche. Auch ließ er sich wohl von jäher Leidenschaft hinreißen. Doch diese Fehler, welche man bei einem Staatsmann bedenklich finden konnte, überglänzte in Jakobäas Augen ein Vorzug, welcher für sie so neu als verlockend war.

Es flogen damals durch die Welt die ersten entzückenden Schimmer einer neuen geistigen Morgenröthe. An den Höfen zeigten sich Griechen und andere Jünger der antiken Literatur und Kunst, und aus den Werken, welche sie eröffneten, strömte ein so frischer köstlicher Born des Lebens und Wissens, daß, wer davon gekostet, sich für den Meister hielt aller Dinge auf der Erde. Auch Glocester, dessen Seele so leicht empfänglich war, begeisterte sich für die Philosophie und Dichtkunst der Alten. Stets war er umringt von Gelehrten und Bücherhändlern, und sie widmeten ihm ihre Werke als ihrem Hauptbeschützer in England. Jakobäa mit ihrem sprühenden Geiste, mit ihrem durstigen Herzen für Alles, was groß und herrlich, ihr mußte es ja als ein himmlisches Glück erscheinen, an der Seite eines Gemahls zu leben, der noch einen andern Lebenshort sein nannte, als der Johann ohne Gnade, der Johann ohne Furcht, der Johann von Brabant, aus deren Umgebung sie von Nichts hörte, als von Schwertthaten, politischen Ränken, und rohen Liebeshändeln. Oder

konnte sich die junge Fürstin etwa an den hochgelehrten Prälaten und Doktoren erbauen, deren haarspaltende Scholastik sich an der Gültigkeit ihrer Ehe abmühte?

Auf diesen Prinzen also richteten die hoekischen Herren, die nun in Menge an Jakobäas Hofe verkehrten, täglich die Gedanken ihrer Fürstin. Sie stellten ihr vor, daß sie Alles daran setzen müsse, ihre Erblande und treuen Unterthanen zu retten; daß nur noch von England Hülfe zu hoffen; daß Herzog Humfried Sieg bringe über all ihre Feinde. In der That war Humfried, der Jüngste unter den drei Brüdern des Königs, kühn und hochstrebend, dabei gewandt im Rath wie im Waffenwerk. Sein Bruder hatte ihn, als er vollmündig wurde, zum Herzog von Glocester erhoben und ihm die Grafschaft Pembrock gegeben. Im Jahr darauf in der Schlacht bei Azincourt, als die englischen Streitäxte in die französische Ritterschaft eindrangen, stürzte Humfried verwundet nieder an der Seite seines königlichen Bruders. Dieser aber setzte den rechten Fuß über dessen Leib und schützte ihn mit seinen Waffen, bis man ihn wegtrug. Jetzt im dreißigsten Lebensjahr stand Humfried in der vollen Blüthe des männlichen Alters: sein ungeduldiges Herz sehnte sich nach Macht und Auszeichnung, sein ruhloser Sinn vertiefte sich in allerlei Pläne und Mittel, Beides zu erlangen.

Insbesondere war es Robertsart Herr von Escaillon, der nicht aufhörte, Jakobäa von England zu erzählen. Er besaß ihr Vertrauen, und hatte nach des Oberschatzmeisters v. d. Berge Ermordung einen großen Einfluß gewonnen. Dieser Hennegauer Ritter stammte aus England, seine Verwandten hatten am englischen Hofe hohen Stand, und auch er war im Grunde seines Herzens noch ein Engländer. Eben von London zurückgekehrt, schilderte er seiner Fürstin all die Huldigung und Herrlichkeit, die ihrer in der englischen Hauptstadt warte. Das englische Königshaus war Jakobäa blutsverwandt. Ihre Ahnfrau Philippa, der Kaiserin Margareth Schwester, wie ihr Vater, Herzog Wilhelm, standen dort noch in ruhmreichem Andenken. Auch Vetter

Ludwig der Pfalzgraf hatte eine englische Prinzessin zur Gemahlin. Schwung der Gesinnung, Thatkraft, und ritterliche Feste gab es damals am englischen Hofe, welchem der König und seine drei Brüder vorleuchteten, mehr als irgendwo in Frankreich, in den Niederlanden oder am Rheine. Wenn Jakobäa dort Schutz und Hülfe fand, so durfte sie sich für geborgen halten.

Drei ihrer vertrauten Ritter, Gerhard von Poelgeest, Johann von Wassenaar — Beide begegneten uns schon in Leyden — und Gerhard von Assendelft, reiseten im tiefsten Geheimniß nach London. König Heinrich konnte nicht anders, als seiner jungen Blutsverwandten, welche verfolgt von Unglück und argen Feinden sich schutzflehend an ihn wandte, ihre Bitte nicht abschlagen. Es empörte sein ritterliches Gefühl, wie grausam, wie räuberisch man ihr mitspielte. Wohl aber ergriff er auch mit Begierde die schöne Gelegenheit, in den Niederlanden festen Fuß zu fassen. Aus Jakobäas Erbrechten sproßte eine reiche Saat von Ansprüchen auf weite Gebiete, daraus erwuchs Hülfe und Rückhalt für seine französischen Kriege, außerdem ein treffliches Mittel, wie er seinen burgundischen Alliirten im Zaum und Bündniß festhalten konnte. Heinrich V. ließ sich das Versprechen geben, daß Jakobäas Erbländer für immer mit seinem Königreiche alliirt, und daß Humfried ihr Erbe sein sollte.

Dieser aber dachte bald an nichts mehr, als an die schöne Jakobäa, von deren Geist und kriegerischer Kühnheit die Ritter und Knappen weit und breit erzählten. Konnte es denn auf der Welt ein Abenteuer geben, das ein Ritterherz köstlicher reizte, als die junge Vielverfolgte an ihren Feinden rächen? Und dabei ließ sich ein prächtiger Lohn verdienen, mit ihrer Hand reiche ansehnliche Fürstenthümer. Man konnte deutscher Reichsfürst werden, statt in England ewig der Dritte oder Vierte zu bleiben.

Am 1. März fertigte der König im Westmünster den Geleitsbrief für Jakobäa und ihre Mutter aus. Beide wollten, so hieß es darin, nach Ponthieu reisen, der Grafschaft, welche bei der Vermählung mit dem Dauphin Jakobäa zum Widthum ver-

schrieben war. Allein Diese hatte keine Zeit mehr zu verlieren. Vetter Philipp, der seine Augen und seine Horcher überall hatte, konnte nicht entgehen, was man im Hennegau und in London plante. Unbedenklich sofort zur Gewalt entschlossen, hatte er insgeheim Befehl gegeben, sich plötzlich der Person Jakobäas zu versichern. Johann von Luxemburg, sein Befehlshaber in der Pikardie, setzte sich in Marsch nach dem Hennegau. Jakobäa aber erhielt Wind davon und eilte, der Gefahr zuvor zu kommen. In Valenciennes nahm sie Abschied von ihrer Mutter, um sich in dem nahen Schlosse zu Bouchain, wo ihr Vater so gerne wohnte, ein paar Tage zu vergnügen. Dort hatte Robertsart schon Alles vorbereitet, und seine Leute in der Nähe verborgen. In der ersten Nacht zu Bouchain rüstete Jakobäa sich zur schleunigen Flucht, und bestimmte, wer sie begleiten solle. Es waren vier Frauen und ein kleines Dienergefolge. Noch vor Tagesanbruch, — an einem Freitag den 6. März, — waren Alle zu Pferd und im Felde, und als sie eine Weile geritten waren, hielt Robertsart am Wege mit etwa vierzig Reitern, von denen die Meisten eine Armbrust führten. Ehrerbietig grüßend kam er der Fürstin zur Seite, und nun ging es in eiliger Flucht auf die gefährliche Reise. In den meisten Städten und Schlössern lag burgundische Besatzung. Plünderndes Kriegsvolk streifte umher. Robertsart wich geschickt allen größeren Plätzen aus, und indem sie ohne Rast ihre Fahrt fortsetzten, kamen sie am ersten Tage unentdeckt nach Houdain, einem Städtchen bei dem burgundischen St. Paul, ritten noch einen Theil der Nacht hindurch, und erreichten schon am nächsten Abend Calays. Hier waren sie gerettet vor aller Verfolgung, und der englische Kommandant und seine Offiziere kamen, der schönen Fürstin ihre Grüße und Dienste darzubringen.

Eilends fuhr nun ein Bote über den Kanal mit der Nachricht an den König. Bis Antwort kam, ging Jakobäa öfter, auf die Hafenmauer zu steigen, wo sie sehnend über das Meer hinblickte, hinter welchem die englischen Dünen in bleichen Um-

rissen dämmerten. Ein Schiff landete, es brachte ihr die förmliche Einladung vom Könige, und holte sie herüber. Als die englische Küste in Sicht kam, begrüßten sie schmetternde Trompeten, denen die Fanfaren von ihrem Schiffe antworteten. Dieses hatte Masten und Raaen mit Wimpeln und Feldzeichen behängt: unter den Mauern des Schlosses zu Dover aber harrte mit geschmückten Bannern und Fähnlein Herzog Humfried und eine zahlreiche Ritterschaft. Alles Volk in England war begierig, die junge Heldin zu sehen, die Urenkelin der Königin Philippa und Tochter des Herzogs Wilhelm, von deren ritterlichen Thaten noch die englischen Balladen erzählten. Als Jakobäa an's Land stieg, wurde sie auf das Schönste und Ehrenvollste empfangen, und nachdem man die Begrüßungen ausgetauscht hatte, schwang sie fröhlichen Herzens sich auf den Zelter, und Alle ritten gen London zu. Doch kamen sie am selben Abend nicht mehr hin, sondern erst andern Morgens bei guter Tageszeit. Glänzend war die Aufnahme bei Hofe. Humfried führte Jakobäa zum König, und Dieser kam ihr in einer Weise entgegen, daß nichts ehrenvoller und nichts herzlicher sein konnte. Er der König von England und Frankreich ehrte in ihr die Blutsverwandte, die einstige Dauphine, die schutzflehende Fürstin. Alles schauete auf diese Beiden, denn König Heinrich und die schlanke Jakobäa waren Beide Meister in feinem und fürstlichem Wesen.

Das Erste, was Jakobäa auf englischem Boden vornahm, war die öffentliche Erklärung: „Ihre Ehe mit Johann von Brabant sei nichtig, und sie lade ihn vor den Richterstuhl des Pabstes in Rom, wenn er ein Recht auf ihre Person behaupte.“ Diese Erklärung wurde, wie es Brauch war, durch ihre Bevollmächtigten angeschlagen an das Portal von vier bischöflichen Kirchen: zu Cambray Utrecht Lüttich Köln. Es waren dies dieselben Dome, an deren Pforten einst der Widerruf der päbstlichen Dispensation zu lesen stand. Auch in Mons Brüssel Löwen und in den holländischen Städten wurde diese öffentliche Scheidung und Absage, welche eine seit drei Jahren vermählte Frau eigenmächtig

wider ihren Ehemann vornahm, veröffentlicht. Zugleich schrieb sie an die Hennegauer: „Niemals hätte sie zu ihrem Recht kommen können, wie sie es verlangt habe, und ganz verlassen von Rath und Hülfe hätte sie ihre Zuflucht zu dem König von England genommen, der berühmt sei als ein Ehrenmann, in dieser Sache unparteiisch, ihr aber ein rechter Blutsverwandter. Und das habe sie in Eile thun müssen, weil es beschlossen gewesen, sie gewaltsam zu ergreifen."

Nunmehr war ein förmlicher Akt nothwendig, durch welchen Jakobäa sich dem Schutze und der Bestimmung des Königs überantwortete. Die Sache war im englischen Staatsrath erwogen, und vorzüglich der König und Humfrieds Oheim, Heinrich Beaufort der Bischof von Winchester, waren dafür gewesen. Dieser Prälat aber besaß den Ruhm eines ausbündigen Staatsmannes. In Gegenwart der englischen Großen sowie ihrer eigenen Räthe trug Jakobäa dem Könige vor: „wie hart und grausam, wie ganz wider Recht sie behandelt und beraubt worden, und daß sie auf der Welt keinen Vogt und Beistand habe. Sie bitte daher um Aufnahme in des Königs Schutz und Schirm." Der König fragte: „Ob sie in allen Stücken seinen Anordnungen sich fügen wolle?" Und nachdem sie erwiedert hatte, „sie unterwerfe sich ganz seinem Willen", so erklärte Heinrich V. von England und Frankreich: „Er nehme die gegenwärtige Jakobäa von Bayern, Gräfin von Holland Seeland und Hennegau, seine Blutsverwandte, auf in seinen königlichen Schutz und Schirm, wolle ihr Hülfe und Beistand eines Vaters leisten, nicht blos als ihr Anwalt in Rom, sondern auch gegen alle Diejenigen, die wider Recht sie unterdrücken wollten, und zwar mit all seiner und der Seinigen Macht und Stärke." Damit war Jakobäa unter das Mundium des Königs getreten, d. h. unter seine Vogtei, da sie selbst keinen Vater Bruder oder Gemahl zu haben erklärte.

Jetzt war ihre Sache des Königs Sache, und damit um so weniger Zweifel daran sei, bestimmte er ihr öffentlich seinen jüngsten Bruder, Herzog Humfried von Glocester, zum künftigen

ehelichen Gemahl. Jakobäa aber setzte in einem geheimen Vertrage Humfried zum Erben ihrer Länder ein, und trat in dauernde Allianz mit England.

Nunmehr sah Jakobäa sich umgeben von Freiheit Ehren und Freuden, es nahete sich das köstlichste Glück des Lebens, es winkte endlich die theure Hoffnung, ihr Vatererbe für sich selbst und Recht und Sieg für ihre Getreuen wieder zu erobern. Sie athmete auf, es war wie lang vermißte Lebensluft, die ihr zuströmte. Das war hier ein Volk, wie ihr Vater es sich immer gewünscht hatte: königstreu, voll frischer strebender Kraft, geschmückt mit Schlachtenruhm, und reich an kernhaften und geschickten Kriegsleuten aus dem Volke, den berühmten Bogenschützen. Mit Gelde war man allerdings in England damals noch wenig versehen: die fremden Kaufleute, besonders Die von der deutschen Hanse, beuteten gar zu eifrig das Land aus. Wohl aber besaß England ein für jene Zeit schon ziemlich klares und einheitliches Staatswesen, das auch einigermaßen fest und dauerhaft erschien. Eine tüchtige Regierung vertrug sich mit einer gemäßigten Ständefreiheit, und seltener als anderswo widersetzte sich der Eigenwille des Adels und der Städte den gerechten Anforderungen des Fürsten. Französische Geschichtschreiber, die nach England kamen, wunderten sich, wie ritterlich und königstreu der Adel, wie kraftvoll und übermüthig das Volk sei, wie es aber gleichwohl die Gesetze achte und seine Steuern regelmäßig zahle.

Und dann, mit wieviel trefflichen Menschen lebte Jakobäa jetzt am englischen Hofe! Neben ihrem herrlichen Glocester stand sein älterer Bruder, der ehrenhafte männliche grundgescheidte Herzog von Bedford. Der Zweitgeborne, der tapfere Herzog von Clarence, führte die Heere Englands in Frankreich. Der Erste der vier Brüder aber war der König selbst, Heinrich V., ein hochherziger ritterlicher Fürst, der aus wilder trüber Jugend hervorgetreten war wie der lichte allerfreuende Tag, und gleich groß sich zeigte als Staatslenker wie als Feldherr. Was konnte Jakobäas Herz stolzer schlagen machen, als daß ein solcher König

in ihr die ebenbürtige Heldennatur ehrte? An seiner Königin aber, der eben erst von der Seite des französischen Thrones nach England heimgeführten Katharina, fand sie eine Genossin, welche jung und schön war wie sie selbst, und entschieden ihren romantischen Geschmack theilte.

Leider zog sich die Erfüllung von Jakobäas heißesten Wünschen noch in weite Ferne. Die plötzliche Nachricht ihrer Entweichung nach England hatte an den Höfen von Brüssel Arras und dem Haag ein wahres Halloh erregt. Eiligst schickten sie Gesandte nach London. Der verlassene Gemahl forderte seine Frau, welche ihm von Gottes und Rechts wegen gehöre. Der Oheim in Holland donnerte von dem Aergerniß, das Jakobäa und Humfried der ganzen Christenheit gäben, und drohte mit den höchsten Kirchenstrafen. Am gescheidtesten handelte sofort Vetter Philipp von Burgund. Er erklärte dem englischen König rund heraus: diesen Schimpf nehme er nicht geduldig hin, koste es was es wolle.

Die Sache war allerdings der größte Aerger für ihn. Humfried hatte seine Schwester heirathen sollen, und es war schon viel darüber verhandelt: jetzt stand auf einmal Jakobäa an der Stelle der stolzen Burgunderin. Und war es nicht für das ganze burgundische Haus — Philipp aber war Haupt dieses Hauses — eine noch größere Schande, wenn seine Nichte es ungestraft vollendete, seinen Vetter als Gemahl eigenmächtig zu verstoßen und einen englischen Prinzen zu heirathen? Vollends unerträglich war ihm der Gedanke, daß Jakobäa all die schönen niederländischen Pläne, die er im Stillen hegte, plötzlich durchkreuzen sollte. Denn wo blieb die herrliche Anwartschaft auf ihre Lande, wenn der ritterliche Degen Humfried an der Hand der kühnen und volksbeliebten Jakobäa sich dort festsetzte?

Philipp war schon am zweiten Tag nach Jakobäas Flucht in Brüssel, erklärte ihrem verlassenen Gemahl seinen Beistand, und trieb ihn an, auf der Stelle Jakobäas bewegliches Gut im Hennegau mit Beschlag zu belegen, und selbst hinzureisen und

Alles vorzukehren, wie er sich des Landes versichere. An Jakobäas Mutter setzte Philipp neue Hebel an, damit sie der Tochter Herz bestürme: sie solle zurückkehren und sich seinem Schutz und Rath anvertrauen, denn er allein sei ihr nächster Verwandter und nicht der König von England. Zugleich gab er seinem Feldhauptmann Johann von Luxemburg Befehl, in den Hennegau einzurücken und Jakobäas und ihrer Mutter Besitzungen wegzunehmen. Die Entflohene weigerte entschieden die Rückkehr. „Sie habe," schrieb sie den Hennegauern, „bei ihrem Vetter Philipp nicht den geringsten Beistand gefunden." An ihn selbst richtete sie das Ersuchen, ihr vor allen Dingen erst Holland und Seeland wieder zu schaffen. Philipp trat darüber mit Johann von Bayern in eine Unterhandlung, welche sie natürlich nicht sehr beeilten.

In England aber störte Philipp Alles auf, was irgend Humfried und Jakobäa feindlich schien. Beide wären am liebsten gleich mit guten Truppen nach den Niederlanden gesegelt. Jedoch König Heinrich, als er auf so heftigen Widerspruch seines burgunder Alliirten stieß, konnte sich nicht verbergen, daß Jakobäas Lande, die man erst erkämpfen mußte, kein Ersatz für Frankreich; daß Burgund Englands halbes Heer sei; daß die französischen Eroberungen vielleicht rasch verloren gingen, wenn Herzog Philipp Englands Feind werde. Im Vertrag zu Troyes — 21. April 1420 — hatte der schwachsinnige König Karl den Engländer zu seinem Schwiegersohn, zum Regenten und Erben von Frankreich erklärt, seinen eigenen Sohn aber des Reiches enterbt. Beide Könige hatten sich mit dem Burgunder Herzog, der selbst ein französischer Prinz war, gegen den Dauphin verbündet. So maßlos, so ganz wider Ehre und Natur zerfleischte in Frankreich Parteiwuth die Familien. Entfesselt stürmten alle Kriegsfurien durch das unglückliche Land. Es wurde ein Krieg, in welchem sich die ausgehungerten Bauern in die Wälder warfen, und vom Raube lebten: denn wenn sie in ihren Häusern blieben, liefen sie Gefahr, daß man sie aufschnappte, um Lösegeld zu er-

pressen, und sie am Halse zwischen die Bäume hing, wenn sie nicht zahlen konnten. Die englisch-burgundischen Fahnen rückten siegreich vor auf allen Wegen, des Dauphins Heer verlor Stadt auf Stadt, und mußte dem englischen Könige Paris und den besten Theil Frankreichs überlassen.

Herzog Philipp von Burgund hatte sich zu Troyes von des Dauphins Erbe nur wenige Gränzstriche vorbehalten. Selbst die Anhänger Frankreichs bewunderten seine Mäßigung, und beklagten, daß Ritterehre ihm vorschreibe, des Vaters Blut zu rächen. Und doch lag auch hinter dieser Mäßigung des jungen Fürsten — er war erst 23 Jahre alt — Nichts, als ruhige Berechnung. Wurde Frankreich von den feindlichen Waffen in Stücke zerschlagen, so kam früher oder später die Zeit, wo Philipp entweder ein ansehnlicher Theil zufiel, oder er selbst als des Reiches Retter auftrat, um sich dessen Krone zu verdienen. Jedenfalls blühte ihm die Hoffnung, den Glanz des königlichen Hauses von Frankreich zu erneuern, indem er sein eigenes machtvolles Reich gründete. Auf französischem wie auf deutschem Gebiete schien damals Alles aufgelöst in Zwietracht und Verwirrung. Der deutsche Kaiser war in eine Welt von Sorgen und Geschäften begraben, man heischte sein Eingreifen an allen Enden des Reichs, hier auf der Kirchenversammlung, dort gegen die Hussiten und zugleich in Italien und Ungarn und Polen. Während die französische Krone nur noch als ein dünner Goldreif zwischen Frankreich und England schwebte, hatte sich die Kaiserkrone aus ihren Höhen herabgesenkt unter beutegierige Fürsten, welche die Juwelen ausrissen. Hier wie dort hadernde oder schwächliche Regenten, in Parteihaß verblendete Völker und Städte, — sollte es da nicht einem gescheidten ausharrenden Fürsten gelingen, hier seine französischen, dort seine deutschen Lande abzulösen und zu einem unabhängigen Reiche zusammen zu schließen? Philipp fühlte sich als den Mann, dies Unternehmen zu vollbringen. Holland vor Allem — darauf hafteten begierig seine Blicke. Dies reiche Schiffs- und Städteland gab seinem burgundischen Reiche erst die Vollendung, denn

die Holländer hatten damals mehr Schiffe in See als Franzosen oder Engländer.

Philipps Räthe konnten ihre Bedenken nicht verschweigen. Sollte man Hollands wegen sich in einen Krieg mit England stürzen? Der gefürchtete König Heinrich hatte bereits öffentlich für Humfried und Jakobäa Partei genommen. Schon hatte Burgund sich zu tief in den Krieg mit dem Dauphin versenkt, zuviel erschienen zwei solche Feinde auf einmal. Der junge Herzog aber fragte: „Ob denn die Engländer ihn nicht nöthiger hätten, als er sie? ob denn seine Heere nicht vollgerüstet im Felde stünden? Das heiße ja an seines Hauses Recht und Ehre verzweifeln, sein Flandern den Engländern opfern, wenn er zugäbe, daß Jakobäa und ihre Länder in der Engländer Gewalt geriethen.“ Dies Alles schrieb er auch König Heinrich nach England, und beharrte scharf und entschlossen darauf: niemals dürfe Jakobäa sich mit Humfried vermählen.

Ihr Unglück wollte nun, daß in London die Schreckensnachricht erscholl: des Königs Bruder, der tapfere Herzog von Clarence, sei in Frankreich ein Opfer seiner Kühnheit geworden, mit ihm gefallen die Blüthe seiner Ritterschaft. Jetzt am wenigsten durfte König Heinrich mit Philipp brechen, Englands ganze Kraft war aufzubieten, um das französische Gebiet zu behaupten. Also antwortete er seinem burgundischen Alliirten: „Warum sie denn Jakobäas Sache entzweien solle? Diese werde nicht durch die Waffen, sondern durch das kanonische Recht entschieden.“ Humfried aber mußte sich öffentlich von Jakobäa trennen: ein königliches Gebot beorderte ihn drei Monate nach ihrer Ankunft über's Meer, um in Frankreich zu verweilen. Bald folgte ihm König Heinrich selbst mit großem Heer, und während Englands und Burgunds Waffen glücklich gegen den Feind vordrangen, beschwichtigte er den Alliirten durch die Vorstellung: „Er könne der schutzflehenden Blutsverwandten nicht die Zuflucht weigern, wenigstens nicht auf so lange, bis ihr Prozeß in Rom entschieden sei; das könne man erst abwarten, und dann weiter sehen, wie sich

diese Angelegenheit ordnen lasse.“ Philipp war es zufrieden. Humfrieds Vermählung war für's Erste hintertrieben, und die burgundischen Agenten in Rom, mit Gelde reichlich versehen, sorgten schon dafür, daß Jakobäas Prozeß überaus gründlich und langwierig untersucht wurde. Auch versöhnte er sich jetzt mit ihrer Mutter, und holte sie in glanzvollem Geleite zu seiner eigenen Mutter nach Arras, wo der ganze Hof sie mit den ausgesuchtesten Ehren und Festlichkeiten umringte.

So blieb nun Jakobäas Angelegenheit ein Jahr und darüber in der Schwebe, und rückte nicht vorwärts und nicht rückwärts, eine lange Zeit für ihr ungeduldiges Herz. Man suchte sie mittlerweile am englischen Hofe durch große Auszeichnungen zu entschädigen. Ein Hennegauer Ritter, Johann Bloundell, der im Tower gefangen saß, wurde ihr zugesandt, über ihn nach Gefallen zu verfügen. Ihr Hofhalt war gleich Anfangs herrlich bestellt, und durch förmliche Akte erhielt sie monatlich einhundert Pfund Sterling aus des Königs Einkünften zugesichert, damals eine bedeutende Summe, denn Pfalzgraf Ludwig, der doch für England vierhundert Reiter in's Feld stellte, bezog für das Jahr noch zweihundert Pfund weniger als Jakobäa. Sie wohnte auf den königlichen Schlössern, unter andern auch zu Hartford. Als die junge Königin eines Sohnes genas, und zu Weihnachten mit großem Prunk und Volksjubel das Tauffest begangen wurde, da war Jakobäa die geehrte Pathin, welche den Erben der englischen und französischen Krone über das geweihte Wasser hielt. Ihre Segenswünsche wurden vom Himmel nicht angenommen: indem sie ihrem Pathkinde die Hände auf's Haupt legte, gab sie ihr Unglück mit auf seinen Lebensweg.

Zweites Kapitel.

Johann von Bayern Herr in Friesland.

Gegensatz der Frieslande zu den Nachbarlanden. Frühere Zustände. Umgestaltung der altgermanischen Freiheit. Parteien und Häuptlinge. Kriegsbrauch. Landeszerrüttung. Vitalienbrüder. Kaiser Sigmunds Pläne. Reichsfreiheit der Friesen. Johann von Bayern von den Schieringern gehuldigt. Die kaiserlichen Abgesandten. Erster Kriegszug Johanns von Bayern. Eintracht der Friesen. Zweiter Feldzug. Neue Huldigung der Schieringer. Verhandlungen mit den Vettkoopern. Erwerbung des Landes bis zur Lauwers. Allianz bis zur Weser. Utrechter Krieg. Bischof Friedrich. Wageningen. Holländische Anstrengungen wider Utrecht. Die St. Elisabeths Nacht. Fortdauernde Wassernoth. Neuer Aufstand der Friesen. Bestand der friesischen Landesherrschaft Johanns. Unternehmungen der Hoeks. Haerlemer Aufruhr. Des Herzogs Vorkehrungen. Frieden mit Brabant und Utrecht.

Was Jakobäa aus den Niederlanden hörte, war nicht danach angethan, Freude und Hoffnungen zu erregen. Freilich, wenn sie blos Rache wollte, — kaum daß sie nach England geflüchtet, so brach schrecklich schon das Gericht über Alle ein, die ihr in Brabant Herzeleid zugefügt. Die ganze ihr feindliche Partei wurde zerschlagen: sie war geflüchtet oder hingerichtet oder im Kerker und Elend. Hatte aber Jakobäa Gewinn davon? Ihr mächtigster Feind, das eigentliche Haupt jener Partei, war ja nicht im Mindesten gefährdet. Die Brabanter suchten sich mit Johann von Bayern zu vertragen, und ließen ihn ruhig im Besitze von Holland und Seeland, dessen widerrechtlicher Verlust der vornehmste Anlaß der Brüsseler Umwälzung gewesen. Er hatte sich jetzt von den Brabanterhändeln ab- und der Ostgränze seines Gebietes zugewandt. Hier lag er mit den Utrechtern im scharfen Gränzkrieg, und um ihr Stiftsland noch besser zu umklammern, suchte er zuvor Herr zu werden über Friesland. Ohne gewaltige Kriegszüge in's Werk zu setzen, wie die hollän-

dischen Fürsten vor ihm, erreichte er dort bedeutendere Erfolge, als irgend Einer. Nichts bekundet mehr seine politische Meisterschaft, und nichts schaffte ihm bei allen Niederländern größere Achtung, als daß auch die Friesen sich endlich fügten, jenes eiserne Volk, von dessen Jahrhunderte langem Widerstand alle Chroniken voll waren, von dessen Grimm und Wildheit man erzählte bei jedem abendlichen Torffeuer.

Die friesischen Küstenlande waren in bürgerlicher wie in politischer Entwicklung gewöhnlich hundertfünfzig Jahre hinter den Nachbaren zurück. Nunmehr sollte die Bevölkerung rasch in ähnliche Zustände übergehen, wie sie anderswo durch die Fürstenherrschaft längst bestanden. An keinem Punkte Deutschlands gibt sich diese Stufenfolge einfacher und natürlicher zu erkennen.

Die Landschaften der Friesen bestanden ursprünglich aus Reihen von ganz kleinen Freistaaten, bewohnt von Bauern Händlern und Schiffern, welche ihre Angelegenheiten ordneten in öffentlichen Gerichts- und Landesversammlungen. Mit der Zeit blieb der Vorsitz auf diesen Gautagen, die Richterstelle, erblich an einem Hofe haften, dessen Geschlecht sich durch große Erbgüter Ruhm und Familienstolz auszeichnete. Das war der erste Ansatz zur Ausbildung der Macht eines Häuptlings. Den zweiten ergab die fortgesetzte Führerschaft in den Gränzkriegen. Als die Angriffe von außen sich mehrten, war es natürlich, daß sich das Ansehen des Mannes befestigte, welchem die meisten Verwandten und Nachbaren als Anführer folgten, und welcher Holz Steine und Leute hatte, um eine schützende Burg zu bauen, die man Stinse das ist Steinhaus nannte. Jedesmal dort, wo der Gränzkrieg hartnäckig, sehen wir auch am ersten Häuptlinge auftreten. Ihre Hausmacht aber wie ihr öffentliches Ansehen breiteten sich — und dies war das Dritte — unwiderstehlich aus, als der Parteikampf zwischen Vettkopern und Schieringern das ganze Volk in eine Menge kleiner Gruppen zersetzte, deren jede, je eifriger sie trachtete, ihre Feinde zu bewältigen, um so fester sich an einen Machthaber anschloß, der für sein Geld, wie es in

der alten Beninga Chronik heißt, „konnte Büchsenmeister kommen lassen und Büchsen schmieden und gießen, und also das Mordinstrument, das des Teufels Kaplan erfunden, wider die Feinde ins Werk richten.“ Damals schlossen viele Bauerschaften mit ihrem Erbrichter förmlich Verträge. Sie wollten ihm Beistand leisten, wo immer er sie dazu auffordere zu ihrem eigenen Besten. Seine Burg aber wollten sie mit Graben und Bollwerk stark machen, damit sie zu ihrer Aller Schutze genüge, und zum Unterhalte der Burg wollten sie dem Richter jährlich freien Torf bringen, sein Heu machen, und einen halben Gulden bezahlen.

Die Gegensätze der friesischen Parteien waren dieselben, wie zwischen Hoeks und Kabeljaus, nur landschaftlicher gefärbt, auch mehr durchwebt mit einer zahllosen Menge kleiner Sonderfehden. Die Schieringer traten vorherrschend im westlichen Friesland, wo Stavern und Leeuwarden, die Vettkooper im östlichen auf, wo Groeningen und Emden die Hauptplätze bildeten. Gränzstreitigkeiten, Handelsneid, zufällige Beleidigungen säeten Zwiespalt zwischen Nachbargemeinden, und Blutrache und Erbfragen der Häuptlinge ließen die Fehde ausbrechen. Es war ein wildes Durcheinander von großen Parteikriegen und von Haß und Habsucht kleinerer Kreise.

War daher ein paar Jahre Ruhe gewesen, so konnte man sicher darauf rechnen, bald gebe es wieder Straßengefechte in den Städten, Erstürmung der festen Kirchhöfe, und Schlachten auf offener Wahlstätte, welche Wiesen und Moore mit Todten bedeckten, Hunderte von Gefangenen in den Kerker brachten. Bald erhielt die eine, bald die andere Partei Oberhand, und trieb ihre Feinde in die Verbannung. Dann ging es über deren Güter her. Man belegte sie mit Schatzungen, und schlug sie dem zu, der diese entrichten wollte. Solche Zahler der Kriegsbußen erholten sich dann an hörigen Bauern, die auf der Vertriebenen Grund und Boden saßen. Die Zinsbauern mußten Pfand und Bürgen stellen, daß sie die Renten regelmäßig ablieferten. Die Vertriebenen aber warteten schon, um mit Parteigenossen in der

Nähe wieder hereinzubrechen und Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Man hatte eine solche Wuth auf einander, daß wenn die Rache nicht anders gelingen wollte, die in's Elend Gejagten heimlich die Dämme durchstachen, bis die Meerfluthen über den Dächern ihrer Landsleute zusammenschlugen. Es war gar nicht möglich, härtere Qualen, teuflischere Arten von Meuchelmord auszusinnen, als diejenigen, in welchen Häuptlinge ihren Familienhaß sättigten. Edo Wyneken ließ seinen gefangenen Schwager erst im Hungerthurm faulen, und dann den halbtodten Mann mit härenen Stricken entzwei sägen. Selbst die Mönche griffen zu den Waffen, ein Kloster überfiel das andere mit Brand Raub und Todtschlag, und die im Gefechte gefangenen geistlichen Mitbrüder wurden auch wohl an die Bäume gehangen, bis sie todt waren. Ging eine große Fehde zu Ende, so liefen öfter noch Mönche aus zerstörten Klöstern zuchtlos umher, und nur mit Gewalt konnte man sie dazu bringen, ihre Ruinen wieder anzubauen.

Jedes Mittel war nun den Häuptlingen recht, wenn es nur half, die Gegner niederzuschlagen. Da gab es zunächst die Vitalienbrüder, recht- und friedlose Banden von Seeräubern. Sie hatten sich gebildet, als die Hansestädte gegen die Dänen Kaperbriefe austheilten, fanden aber das Handwerk so sehr nach ihrem Geschmack, daß sie es auch nach dem Kriege und zwar gegen Jedermann fortsetzten, und die Zeiten der Wikinger und Normannen erneuerten. Die friesischen Häuptlinge wurden der Hülfe der Vitalienbrüder und ihres Raubes froh, und gewährten ihnen Schlupfwinkel, wo man eine gute Einfahrt vom Meere her befestigen konnte und im Hintergrunde eine feste Burg oder Stinse hatte. Von Zeit zu Zeit kamen die Hansen mit ihren Kriegsschiffen gefahren, um wieder ein paar dieser Räubernester auszubrennen, und weil das nicht ohne Schaden und Unglimpf für den Häuptling, der sie hegte, abging, so waren immer gleich ein paar andere Häuptlinge im Sattel, den Hansen zu helfen und an Beute und Todtschlag sich mit zu freuen.

Ging es nun nicht mit Vitalienbrüdern, so wendete man

sich an benachbarte Fürsten. So hatten einst die Vettkooper den Herzog Albrecht zu Hülfe gerufen, und sein Sohn, Jakobäas ritterlicher Vater, hatte die Friesen mit gewaltigen Heeren, mit schweren Niederlagen heimgesucht. Allein die Unterwerfung hatte immer nur gerade so lange gedauert, als er mit dem Kriegsheer auf friesischem Boden stand. Abgezogen durch seine Händel mit den Kabeljaus und mit Frankreich war er genöthigt, die Friesen in ihrer alten Freiheit gewähren zu lassen. Er erneuerte mit ihnen ebenso, wie sein Bruder Johann von Bayern, der damals noch Lütticher Fürstbischof war, von einem Jahre zum andern den Waffenstillstand, und mußte es selbst hinnehmen, als im Jahre 1414 Stavern, seine letzte größere Stadt in Friesland, verloren ging.

Damals faßte König Sigmund in seinen hochfliegenden Ideen, wie er des Reiches alte Herrlichkeit herstelle, den Plan, die Friesen frei und frank bloß unter Kaiser und Reich zu stellen. Er war mit Herzog Wilhelm, Jakobäas Vater, zerfallen, und ihm und den andern Fürsten, die sich in den Niederlanden burgundischem Einflusse beugten, dachte er das starke unbändige Friesenvolk als des Königs Freie, als Hort und Felsen der Majestät des deutschen Reichs gegenüber zu stellen. Er schrieb deshalb den Friesen und schickte seinen Kanzler Bontslow und seinen Kaplan Meister Clant, einen Kölner Domherrn. Diese sollten ihnen seine Willensmeinung sagen und alles Nähere ordnen. Herzog Wilhelm gerieth darüber in großen Zorn. Auf's Strengste verbot er den Friesen, dem Könige Huldigung und Reichspfennig zu leisten, und schrieb nach Friesland: „Es nehme ihn großes Wunder, was die kaiserlichen Abgesandten dort eigentlich wollten. Der Kaiser müsse wohl schlecht unterrichtet sein. Nächst Gott im Himmel kenne er, der Graf von Holland, in seinen friesischen Landen keinen Herrn, als sich selbst, nur daß er und seine Vorfahren sie von Kaiser und Reich zu Lehen hätten, wie er das wohl beweisen könne. Er warne deßhalb Jedermann, weil er zu seinem Rechte stehen wolle, und könne den Herren Abgesandten

leicht etwas Unangenehmes widerfahren.“ Allein die Friesen ließen sich nicht irre machen. Der Häuptling der Rüstringer setzte sogar den Krieg gegen Holland auf seine eigene Hand fort. Herzog Wilhelm war fest gekettet in seinen französischen Händeln, und mußte selbst den Schiedsspruch in seiner Fehde mit dem Rüstringer den Hansestädten überlassen. Auch Jakobäa, die bald darauf seine Nachfolgerin wurde, konnte Nichts dagegen thun, als Sigmund zu Konstanz am 30. September 1417 die Friesen förmlich für Reichsfreie erklärte, die nur ihm und dem Reiche Huldigung und Steuer zu leisten hätten. In einer ausführlichen Urkunde bestätigte ihnen der Kaiser zugleich alle ihre Freiheiten und preislichen Landesgewohnheiten, vernichtete jede Art von Abhängigkeit und Verband, in welche sie zu andern fürstlichen Herren gekommen, uud gelobte: die Friesen niemals unter das Gebot eines Fürsten zu stellen, niemals ihren Dienst außer ihren Landesgränzen, und niemals eine andere Steuer zu fordern, als von jeder Haushaltung den Reichsgroschen jährlich. Der Kaiser versprach auch, wenn er über rebellische Friesen Strafe verfügen müsse, sie nicht an den unschuldigen Kindern zu vollziehen.

Doch es war viel zu spät, um durch kaiserliche Privilegien Frieslands Freiheit noch zu retten. Der Schaden saß bereits im Marke: es war die Parteiwuth. Der Bürgerkrieg brach wieder los. Die Schieringer griffen an, wurden zurückgeworfen, aus Emden und Groeningen vertrieben, und bei Nordhorn von Focko Ukena, dem herrlichen Helden der Ostfriesen, auf das Haupt geschlagen. Vergebens schickten sie um Hülfe an den Kaiser. Was kümmerten sich die Vettkooper viel um Reichsacht! Die kaiserlichen Boten und ihr Herr waren ja wieder in weiter Ferne. Da ersahen die unterdrückten Schieringer einen näheren und stärkeren Helfer, Johann von Bayern.

Zu Stavern und Schlooten waren im Jahre 1418 die Vertriebenen aus dem ganzen Lande mit den Schieringer Häuptlingen aus dem Oster- und Westergau versammelt. Dort erkannten sie den Herzog Johann von Bayern als ihren rechten

Landesherrn an. Sie gestanden ihm Belehnung der Richter zu, eine Haussteuer, Zoll und Münze, sowie Heeresfolge innerhalb ihrer Landesgränzen, wogegen der Herzog versprach, ihnen wider ihre Feinde zu helfen und die Vertriebenen wieder zu ihren frühern Ehren und Gütern zu bringen. Auch ließ er, was den holländischen Seefahrern besonders lieb sein mußte, die Friesen ausdrücklich auf das Strandrecht verzichten. Die Vettkooper erkannten die Größe der Gefahr, die sie bedrohete. Sie warteten nicht, bis die Schieringer, ohne Zweifel auf Johanns Anrathen, sich mit Hülfe der Vitalienbrüder eine starke Macht schufen. Die Seeräuber sammelten sich bereits in Dokkum, und baueten Blockhäuser und Verschanzungen am Esumer Siel. Beide Plätze wurden von den Vettkoopern erstürmt, Stadt Dokkum ging in Flammen auf, und längs des Strandes bei dem Siel starrten von den Pfählen die Köpfe der Enthaupteten. Die Vettkooper zu Groeningen aber stellten die Stadt unter den landesherrlichen Schutz des Utrechter Bischofs.

Jetzt kamen die kaiserlichen Gesandten zum zweitenmal, und gaben sich die größte Mühe, zwischen den Parteien Frieden zu machen. Johann von Bayern ließ sie gewähren, er rechnete nur zu sicher darauf, daß sie mit Muth und Mitteln bald am Ende wären. Es geschah so. Anfangs schien Alles gut zu gehen. Die kaiserlichen Gesandten verkündigten dreijährigen Waffenstillstand, hörten Klagen und Widerreden der Einen und Andern, und dachten bald den großen Richterspruch zu verkündigen. Allein die Vettkooper verschwuren sich hoch und theuer, niemals sollten die Vertriebenen wieder an ihrem Heerdfeuer sitzen. Verfolgt von dem Hasse der Wüthenden hielten sich des Kaisers Boten ihres Lebens nicht mehr sicher, und zogen sich zurück aus dem wilden Lande. Bald folgte eine zweite Schlacht, sie war bei Hindelopen den 12. Mai 1420, kostete den Schieringern ihre besten Leute, und warf sie an die Westküste zurück in die festen Plätze Stavern und Schlooten. Die Vettkooper folgten ihnen auf dem Fuße, und fingen an Schlooten zu bestürmen.

Um diese Zeit hatte Herzog Johann von Bayern die Hände wieder freier. Leyden war erobert, die Utrechter hatten den Krieg mit ihm nicht gewagt. Jetzt erklärte er ihnen, der Stadt Groeningen, und den friesischen Häuptlingen der Vettkooper den Krieg. Sofort landete bei Stavern unter dem Befehle Heinrichs von Renesse ein holländisches Heer, zog die Schieringer an sich, und marschirte auf Schlooten. Focko Ukena empfing sie grimmig. Das Gefecht war lang und blutig, aber endlich konnten die Vettkooper nicht mehr. Ihr Rückzug wurde Flucht, in der Eile mußten sie ihr Geschütz versenken. Das westliche Friesland war befreiet.

Weiter ging Johann für's Erste nicht. Er war zu klug, um seines Bruders Wilhelm Beispiel zu folgen und Friesland mit Truppen zu überschwemmen. Statt dessen bemächtigte er sich einiger festen Plätze, verstärkte sein Kriegsvolk, und schob es allmählig tiefer in's Land hinein, indem er die friedlichsten Absichten äußerte. Die Sache der einen Partei verschmolz er mit seiner Herrschaft, zugleich aber suchte er die andere Partei sich durch Verträge und Unterhandlungen zu verbinden. Sein größtes Hinderniß war der argwöhnische Unabhängigkeitssinn in jedes Friesen Brust. Jedesmal wenn er die Schieringer fester faßte, näherten sie gleich nachher sich den Vettkoopern wieder, als schlüge sie ihr Gewissen, daß sie der Heimath alte Freiheit opferten. Herzog Johann schien sich wenig darum zu kümmern: er wußte, wie leicht in Friesland die brüderlichste Eintracht wieder in Feuer und Rauch aufgehe. Hatten sich die Parteien wieder eine Weile gezankt, geschimpft, blutig geschlagen, und lahmten ihnen dann Muth und Kräfte, so warf er zeitig genug seine Haken aus, Vettkooper wie Schieringer näher an sich heran zu ziehen, und wieder einen Schritt weiter zu thun zu dem Ziele, das ihm in der Landesherrschaft über ganz Friesland winkte.

So hatten sich die im Mai 1420 durch die holländische Hülfe geretteten Schieringer schon im August mit den Vettkoopern wieder vertragen, erst zu einem zwanzigjährigen Waffenstillstande,

dann zu allgemeiner Amnestie und zu einem festen ewigen Landfrieden. Beide Theile sahen ein, daß einem Fürsten, wie Johann von Bayern gegenüber, aufrichtige Einigkeit noth thue. Den Frieden meinten sie jetzt so ernstlich, daß die Parteihäupter gelobten, ihre mannbaren Kinder sich gegenseitig auszuliefern und ganze drei Jahre als Friedensgeiseln in Verwahr zu halten. Als aber die Schieringer zögerten, die Kinder zu stellen, erhob sich sofort wieder die Kriegswoge, und wälzte sich unaufhaltsam durch's Land, bis selbst Stavern von den Vettkoopern erstürmt war. Koppen Jarichs, der beste General der Schieringer, lag todt auf der Wahlstatt. Nun mußten sie wohl wieder zu Herzog Johann kommen, und ihn um Rettung anflehen. Im November erfolgte ihre neue Huldigung. Er ernannte Herrn von Renesse zu seinem Generalkapitän in allen Frieslanden von Stavern bis zur Weser, und sandte ihn mit einem starken Heer versuchter Leute hinüber. Jetzt war es Herzog Johann voller Ernst, und nun zeigte sich auch, was fester Wille und überlegene Kriegskunst gegen die stolze starre Tapferkeit leicht verbundner Schaaren vermochten. Vergebens führten die vornehmsten Häuptlinge der Vettkooper, — Ocko ten Broek, Focko Ukena, Sybet von Rüstringen, — ihre besten Leute und die Hülfstruppen von Kampen Deventer und Zwolle in's Feld: sie wurden aus einer Stellung in die andere geworfen. Dokkum und Esumer Siel wurde von den Herzoglichen wieder erobert, und gaben hinter festen Werken treffliche Haltplätze ab. Nach solchen Erfolgen huldigte bis zur Weser Alles, was Schieringer Namen trug, dem mächtigen Herzog. Er berief die Vorsteher aus den Städten und Gemeinden und alle Häuptlinge und Aebte nach Medenblick in Holland. Dort schwuren sie ihm einen feierlichen Eid als Unterthanen, und bekannten sich als treulose und meineidige Leute, wenn sie jemals ihm als ihren Landesherrn nicht zustehen sollten. Ja, in all ihre festen Schlösser und Plätze nahmen sie fürstliche Besatzung ein.

Während man dies in Medenblick vereinbarte, hatte des

Herzogs Vertrauter, Florenz von Alkmade, schon mit den Häuptlingen der Vettkooper angeknüpft. Er stellte ihnen vor, wie sie der großen Macht Johanns von Bayern niemals widerstehen könnten, und wie gerade ihre Partei ehemals von ihm und seinen Vorfahren mehr gute Dienste und Freundschaft erfahren hätte, als die Schieringer. Mißvergnügt über das Mißlingen all ihrer Pläne, voll Furcht, jetzt würden die Gegner bei dem Herzoge gar zu große Macht bekommen, hielten die Vettkooper es für gerathen, sich ebenfalls mit ihm gut zu stellen. Also erklärten sie sich zu Unterhandlungen bereit, um wieder zu des Fürsten Gnade zu kommen. Eine große Tagfahrt wurde angesetzt im Juli 1421 zu Greetsiel im Emslande, zu welcher die Vornehmsten der Vettkooper jeder mit fünfzig, der Herzog aber mit tausend Mann kommen solle. Dort sollte auch zwischen den Fürsten von Holland Geldern und Jülich auf der einen, und dem Utrechter Bischof mit seinen Städten auf der andern Seite Frieden gemacht werden. Die Unterhandlungen waren im besten Gange, da fiel den Groeningern, Ocko ten Broek, Focko Ukena, und dem Rüstringer Sybet ein, jetzt könnten sie wohl Dokkum wegnehmen, kein Mensch versehe sich eines plötzlichen Ueberfalls. Heimlich und mit süßen Worten suchten sie Umwohnende für ihr Vorhaben zu gewinnen. Doch die Leeuwarder Richter entdeckten es, meldeten es sofort dem Herzoge Johann, „ihrem gnädigen Herrn und lieben guten Freunde," und erklärten, lieber wollten sie den Tod leiden, als ihm ihren Eid brechen. Beschämt mußten die Vettkooper ablassen von den treulosen Anschlägen, und waren nun in den Greetsieler Verhandlungen wie Aale geschmeidig. Sie sahen, welche Macht der Herzog entwickelte, um den Utrechtern an's Leben zu greifen. Eine holländische Flotte fuhr in die Mündung der Utrechter Eeme ein, ein Heer setzte sich gegen ihre Landesgränze in Bewegung, und der feindliche Herzog von Geldern machte nicht minder gewaltige Anstrengungen. Mitten in diesem Utrechter Kriege entbot Johann von Bayern die Abgesandten der Groeninger und die beiden mächtigsten Häuptlinge, Ocko und

Sybet, zu sich auf sein Schloß zu Briel. Das war den Holländern etwas Neues und erfüllte sie mit inniger Freude, daß jetzt die stolzen friesischen Häuptlinge auf ihres Fürsten Schloß kamen zum äußersten Ende von Holland, um sich zu vertragen.

In der That unterzeichneten sie für sich und in Vollmacht der übrigen Vettkooper Häuptlinge zu Briel am 1. September 1421 den Frieden. Friesland westwärts der Lauwers wurde förmlich an Herzog Johann und seine Nachkommen abgetreten, und alle Bewohner, welche ihm noch nicht gehuldigt, sollten nur noch vier Wochen Zeit haben, die Huldigung nachzuholen, dann werde man sie deßhalb angreifen. Herzog Johann ließ sich ausdrücklich zusichern, daß er in all diesen neu gewonnenen Gebieten nach Gutbefinden Schlösser und Bollwerke anlegen könne, um das Land zu zwingen und in Ruhe und Unterthänigkeit zu halten. Zwar verzichtete er auf die Herrschaft jenseits des Lauwers, dagegen schlossen alle dort wohnenden Friesen bis zur Weser hin mit ihm einen ewigen Frieden, ein Schutz- und Trutzbündniß, sowie einen Handelsvertrag, der jedem Kaufmann und Schiffe freien Verkehr und Wandel sicherte. Man verabredete kräftige Maßregeln, um gemeinsam in allen Landen bis zur Weser hin den Landfrieden durchzusetzen. Todtschläge, welche auf der Gränze zwischen dem jetzt holländischen und dem noch freien Friesland begangen würden, sollten für einen Geistlichen mit vierhundert, für einen gemeinen Hausmann mit zweihundert Schildthalern gesühnt sein. Alles aber, was man einander in den holländischen und friesischen Kriegen angethan, war vergeben und vergessen. Alle Verbannte und Geflüchtete durften auf ihre Besitzungen zurückkehren, nur sollten die aus Groeningen und aus Emden Vertriebenen oder Geflüchteten zwar ihre Güter wieder haben, jedoch beider Städte Gebieten nicht auf vier Meilen nahe kommen. Dem mächtigen Ocko ten Broek sicherte der Herzog das Gebiet von Emden als erblichen Besitz zu, und der größte Häuptling Frieslands sah es nun als eine Ehre an, daß Johann ihn unter seine Kammer-

herrn und Hausgenossen aufnahm. Die Groeninger aber sandten dem Fürsten fünfzig fette Ochsen zum Geschenke.

Herzog Johann von Bayern mochte mit stolzer Genugthuung seinen großen Gewinn überblicken, und schon hatte er sich gute Aussichten eröffnet, seine Herrschaft nach und nach bis zur Weser auszudehnen. Denn die Stadt Groeningen, den mächtigen Häuptling Ocko von Emden, und Aurich, noch mehr den Rüstringer hatte er wie die übrigen Häuptlinge und Landschaften ostwärts der Lauwers auf's Engste in sein Interesse gezogen.

Es war aber der große Erfolg, welchen der Herzog in Friesland erreichte, um so mehr zu bewundern, als er zur selben Zeit tief in die Brabanter Händel und noch unvortheilhafter in den Utrechter Krieg verwickelt war.

Bischof Friedrich von Utrecht war ein ebenbürtiger Gegner. Obwohl hochbejahrt betrieb er den Krieg mit Jünglingseifer. Seine Schaaren streiften plündernd und brennend bis tief in Holland hinein, und hätten auf ein Haar einmal selbst Amsterdam erobert. Drittehalbhundert Bürger dieser Stadt fielen dicht vor den Thoren in Hinterhalt, und die nicht erschlagen wurden, führte man in den Kerker nach Utrecht. Weil in Leyden fünf Gefangene, welche Freunde der Utrechter, hingerichtet waren, führten Diese alsobald fünf ritterbürtige Holländer vor das Thor und legten ihnen das Haupt vor die Füße. Die Utrechter hatten allerlei wildes Kriegsvolk aus der Fremde in Sold, die man „die leichten Gesellen" nannte. Für sie wurde ein kleines rothes Wimpel gemacht mit langem Schweif und weißem Kreuz darin. Dies mußte überall das vorderste im Zuge sein, und die leichten Gesellen wurden scharf unter des Wimpelführers Befehl gestellt. Wer in einem Kloster plünderte, sollte auf der Stelle an den Galgen. Mehrere Landschaften in Holland, selbst bis nahe vor Dortrecht Leyden Haerlem, welche sich nicht anders helfen konnten, erkauften für regelmäßige Steuern von den Utrechtern Frieden. Ihre Namen wurden auf einer Liste vor dem Rathhaus ange-

schlagen, damit Jedermann sie wisse. Denn wer sich an Befriedeten vergriff, mußte es mit dem Schwerte büßen. Auch die Dortrechter Rheinstraße hielten die Utrechter eine Zeit lang besetzt, und trieben ansehnlichen Zoll ein.

Aerger noch wurde Geldern heimgesucht. Der greise Bischof, welcher Reiten nicht mehr vertrug, setzte sich auf einen Wagen, und fuhr begleitet von sechshundert Lanzknechten nnd fünfhundert Reisigen weit in Geldern hinauf bis nach Arnheim, und wo er herkam, loderten Städte Schlösser Dörfer in Flammen, nachdem sie ihre beste Habe hergegeben. So erzählt der Utrechter Chronist folgendes Stückchen, welches die damalige Kriegsführung anschaulich macht. Am Sankt Martins-Abend, wo man hätte denken sollen, die Utrechter feierten das Fest ihres Stiftspatrons, zogen sie tausend Mann stark in der Stille nach Renen, ihrem Gränzorte. Dort aßen sie fröhlich zur Nacht, und schlichen dann zu Fuß bis vor das geldrische Städtchen Wageningen. Darin wohnten reiche Leute, und der Platz war auch voll von Kriegsvolk und Solchen, die mit ihrer Habe hinein geflüchtet. Ungemeldet standen die Utrechter plötzlich vor einem Thore, schlugen das Schloß auf, und fingen an mit einer Balkenmaschine auf die verrammelte Pforte zu stoßen. Die Wächter hörten es und fragten: „wer da so klopfe?“ Man antwortete: „es seien Leute da, welche hinein wollten.“ Die Wächter riefen: „Lärmet doch nicht so, man holt schon die Schlüssel.“ Aber die Utrechter stießen mit voller Macht zum drittenmal, da sprang die Pforte auf, Alle stürmten hinein, und die Stadt war gewonnen. Ein Theil der Einwohner stürzte sich über die Mauern und aus einem andern Thor, aber die Utrechter fingen doch an hundert Mann, darunter den Ritter Heinrich von Homoet, viele gesattelte Pferde und anderes reiches Gut. Und als sie mit dem Plündern fertig waren, hielten sie Raths, was sie mit der Stadt thun wollten, und wurden einig, sie abzubrennen. So geschah es, und sie zogen mit den Gefangenen und all der Beute, soviel sie in der Eile wegschleppen konnten, fröhlich wieder heim, und dankten Gott

und Unserer lieben Frau und ihrem guten St. Martin, die ihnen dazu verholfen hätten.

Herzog Johann aber brauchte drei Mittel, sagt unser Chronist, Utrecht endlich doch zu zwingen: Krieg Hunger Zwietracht. Seine Barone und Städte, ebenso wie der Herzog von Geldern, mußten ohne Ruhe und Rast Einfälle in's Utrechter Stift machen, heute hierhin, morgen dorthin. Zu Zeiten stellte er sich selbst an die Spitze, um mit verheerender Macht des Feindes Land zu durchziehen. Am meisten nützte es ihm, wenn er das ganze Stiftsland von allem Handel und Verkehr mit Flandern und mit Brabant, mit Geldern und Friesland, mit Seeland und Holland absperrte. Der Hafen des Utrechter Landes in der Südersee war die Mündung der Eeme, dorthin fuhren die Proviantschiffe von dem Yssel. Die Utrechter hatten sich beeilt, auf die Seekante ein Blockhaus zu setzen, um die Einfahrt in die Eeme zu schützen. Johann aber ließ zwei große Schiffe machen, legte sie hart vor das Blockhaus, und hielt die Leute darin im Zaume, was nicht schwer war. Dann ließ er eine Flotte von kleinen Schiffen her kommen, welche auf der Eeme und an der Küste ab- und zufuhren, und bei günstigem Winde den feindlichen Fahrzeugen und dem Lande jeglichen Schaden zufügten, bei ungünstigem Winde aber sich hinter die beiden großen Blockschiffe flüchteten. Die Oberysseler verloren eine Menge Schiffe. Auf solche Art gedachte Johann von Bayern die Utrechter, indem er ihnen alle Zufuhr abschnitt, langsam auszuhungern, denn der wilde Krieg ließ sie gar nicht mehr dazu kommen, Getreide zu bauen und Vieh zu züchten. Durch all dieses drängende Ungemach, so hoffte der Herzog, werde das niedere Volk in den Städten schwierig werden, daß es den Kabeljaus helfe, wieder empor zu kommen und die gegenwärtige Regierung zu stürzen.

Die Utrechter litten schwer, zuletzt viel schwerer, als die Holländer. Allein unter den Augen ihres wachsamen thatkräftigen Fürsten leisteten sie einen Widerstand, der noch lange nicht gebrochen war, als die Holländer ein so schreckliches Unglück traf,

daß sie alle Hände bedurften, um sich nur selbst zu retten. Es hatte den Sommer und Herbst fast immer geregnet, hoch waren die Flüsse angeschwollen, da trieb ein heftiger Nordweststurm die Meereswogen in die Mündungen der Flüsse, das Wasser staute sich, und seine Wucht drängte immer furchtbarer gegen die Dämme. Endlich brachen sie. Es war in St. Elisabeths Nacht, den 19. November 1421, als plötzlich ganz Dortrecht unter Wasser stand, zwei Fuß hoch rauschte es durch die Straßen. Doch was war das im Vergleich mit den Verwüstungen draußen, die man am andern Morgen gewahrte! Wo sonst Dörfer standen in Mitten von Wiesen und Gärten, da war jetzt viele Stunden weit nichts zu sehen, als Himmel und Wasser, nichts zu hören, als das Heulen des Sturmes und der Wellen. Hier und da ragte noch ein Kirchthurm aus den wilden Wogen. Zwei und siebzig blühende Pfarrdörfer waren von den Fluthen begraben mit all den armen Menschen darin. Die Wenigen, die sich gerettet, hatten nichts mehr, als das nasse Zeug, das ihnen vom Leibe hing, und viele der reichsten und adligsten Geschlechter waren Bettler auf immer.

Und nun kamen Tag auf Tag neue Unglücksboten. Längs der ganzen holländischen Küste, bis weit in Friesland hinein, waren an zahlreichen Stellen die Dämme geborsten. Und das dauerte noch viele Monate lang. Noch immer stürmte es, noch immer trieb der schwere dunkle Nordwester die brüllenden Wogen in's Land hinein, auf welches endloser Regen nieder fluthete. Im September des nächsten Jahres stand beinahe das ganze Nordholland unter Wasser, kein Damm wollte mehr halten vor der Wuth der andauernden Stürme. Im Norderland brach der Deich bei Petten, die brausenden Wogen stürzten schäumend in das Dorf, vierhundert Menschen flüchteten sich eben noch in die Kirche und harrten da in Todesangst. Aber die Wellen brachen und schlugen an den Kirchenmauern, bis die Kirche zusammenstürzte, und Balken und Steine Alles erschlugen, was nicht weggespült wurde.

Bei so namenlosem Unglück galt es aufzubieten, was Holland hatte an Muth und Männern. Der Landesfürst leuchtete Allen voran: hier spendete er Geld, dort wies er das Volk zu den schleunigsten Dammarbeiten an. Er versetzte selbst die Juwelen seiner Gemahlin, um Geldmittel zu bekommen. Auch diese Noth ging endlich vorüber, wie Alles auf der Welt; aber zum Andenken daran steht Dortrecht jetzt auf einer Insel, und noch heutzutage breitet sich Meer und Sumpf auf den meisten Stellen, wo das Stadtgebiet früher mit dem festen Lande zusammenhing. Gerade diese Gegend war prangend gewesen voll Dörfer und schöner Adelssitze, weil sie fruchtbar und blühend war vor vielen andern.

Doch keine fürchterliche Naturgewalt bändigte jemals die Menschen, daß sie abließen von ihrem feindlichen Thun gegen einander. Sobald die Schrecken der Natur aufhören, beginnen die Menschen wieder ihre Kräfte gegen einander zu regen: das ist ihnen so natürlich, als daß der Baum wächst und seine Aeste ausstreckt, so lange seine Säfte nicht vertrocknen. Als die Wasserfluthen in Holland sich wieder verliefen, standen auch die Parteien wieder da im alten Haß und Grimm.

Am raschesten hatten die Friesen zugegriffen, und die Landesnoth der Holländer benutzt. Herzog Johann hatte schon vorher gemerkt, wie die Vettkooper wieder die Köpfe zusammensteckten. Anfangs November verlangte er, sie sollten auf der Stelle seinem Generalkapitän Florenz von Alkmade dreihundert Söldner stellen, die Schlechten zu züchtigen und die Guten zu beschützen. Er hatte selbst den Rest der Vitalienbrüder an sich gezogen und sie in seine friesischen Festungen gelegt. Kaum aber hörten die Friesen von der entsetzlichen Wassernoth in Holland, als sie sich sogleich auf des Herzogs neue Festung an der Lemmer warfen. Der Generalkapitän Alkmade fiel bei der Erstürmung. Nun wurde gearbeitet und unterhandelt nach allen Seiten hin, um sämmtliche Friesen wieder zu einigen und zu einem festen Bunde zusammenzuschließen. Es glückte. Denn es hatte jetzt aller Orten die Erkenntniß Eingang gefunden, daß einem

Fürsten wie Herzog Johann gegenüber es bald um die alte Freiheit würde gethan sein. So kamen denn wirklich aus allen friesischen Städten und Bauerschaften von der Südersee bis zur Weser die Häuptlinge Aebte und Vorsteher zu Groeningen zusammen, und gelobten einander am 1. Februar 1422 ehrliche Eidgenossenschaft und festen Landfrieden. Alles sollte vergeben und vergessen sein; die Verbannten, nur wenige ausgenommen, durften zurückkehren; der Praxis, mit welcher sich die Parteien gegenseitig die Einkünfte ihrer Güter abjagten, wollte man für immer entsagen. Es wurde auch festgesetzt, Keiner dürfe von gestrandeten Schiffen mehr als ein Drittel der geborgenen Güter behalten, und damit man die Fehden um so gewisser durch den Rechtsweg abschneide, wurde bestimmt: wenn der Richter nicht binnen fünf Tagen ernstlich daran gehe, Recht zu schaffen, solle er Wohnung und Kost des Klägers zahlen. Ein Hauptpunkt des Vertrages war, die Vitalienbrüder und andere Kriegsknechte aus vier Festungen fortzuschaffen, die Festungen selbst zu schleifen. Die Friesen gingen auch sofort an die Ausführung. Esumer Siel wurde mit Hülfe von Hamburgern und Lübeckern erstürmt, die Dokkumer Besatzung zog freiwillig aus.

Es war dieses Bündniß und sein Erfolg allerdings ein guter Anfang, durch eine feste Eidgenossenschaft sich der Fremdherrschaft allmählig zu entledigen. Noch aber war man nicht so weit, und nahm ausdrücklich in den Bündnißbrief die Klausel auf: „Alles vorbehaltlich der landesherrlichen Rechte Herzog Johanns, dem man im Oster- und Westergau gehuldigt und geschworen habe.“ Er ließ die Friesen auch sofort wissen, sie sollten ihm erst den Landfrieden, gegen welchen er an sich nichts einzuwenden habe, vortragen und sich nicht einfallen lassen, ihn ohne sein Wissen und Wollen zu besiegeln. Es blieb fortwährend seine Herrschaft über Friesland bis zur Lauwers unangetastet, und der Landfrieden, so lange Johann von Bayern lebte, ziemlich ungestört.

Ohne Zweifel hätte dieser Fürst seine friesischen Pläne mit

größerem Nachdruck verfolgt, hätte ihm seine Nichte Jakobäa nicht den Streich gespielt, der all seine Pläne zerriß. Die Nachricht von ihrer Flucht nach England war in's Volk gefallen, wie ein Stein in's Wasser, der dessen Wellen in immer weitere Schwingungen versetzt. Aller Orten fingen die Hoeks wieder an, lebhafter zu werden, sich heimlich zu versammeln und zu rüsten. Aus den friesischen und Utrechter Landen, und wo sie sonst gegen Johann von Bayern gekämpft hatten, machten sie sich auf und zogen nach England. Selbst in Holland und Seeland verließ Mancher in der Stille den heimischen Heerd. Schon zeigten sich an den Seeküsten und Flußufern wieder Schwärme von leichten hoekischen Schiffen.

Im Frühling 1422 brach in Haerlem ein schwerer Aufstand aus, um den kabeljauischen Rath zu stürzen: nicht weniger als sechs und dreißig Rathsherren wurden vom wüthenden Volke erschlagen. Des Herzogs Rache war da wie der Blitz. Eine Reihe von Bürgern traf das Schwert des Henkers, ein drittel Hundert ging auf ewige Zeiten in's Elend, ein halbes Hundert mußte sich im Haag oder Briel in strenge Geiselschaft stellen. Diese Verurtheilten gehörten zu den reichsten und vornehmsten Bürgern. Die andern Theilnehmer am Aufruhr durften nicht Schwert nicht Harnisch mehr tragen, nur ein kleines Brodmesser wurde ihnen erlaubt. Selbst die Zünfte mußten ihre Handfesten sofort ausliefern, damit der Fürst bestimme, was davon noch übrig bleiben solle. Johann von Bayern räumte mit den Hoeks jetzt in Haerlem so gründlich auf, wie vor zwei Jahren in Leyden. Diese beiden Städte waren fortan leidenschaftlich kabeljauisch. Kein Wunder, denn siegten jemals die Vertriebenen, so mußten die Andern es ihnen büßen und den Gütern und Aemtern entsagen, deren sie jetzt allein froh waren.

Trotz der Strenge, mit welcher Johann die Hoeks in Haerlem zerschmetterte, mußte er im nächsten Frühjahr in der bedeutendsten Stadt Seelands, in Zierícksee, wieder einen hoekischen Aufruhr erleben. Gefährlicher aber noch als die Aufstände in

den Städten, die er niederschlagen konnte, waren die hoekischen Schaaren, die an den Gränzen lauerten, Schiffe und Waarenzüge anhielten, und wo kein Mensch sie vermuthete, plötzlich einfielen und brannten und plünderten. Zwischen den vielen Inseln und Flüssen lagen sie verborgen in Buchten und Verstecken. Heimliche Freunde und Zuträger gab es genug, besonders auch in den Klöstern, deren Bewohner nicht vom alten Recht und nicht von der Erbfürstin lassen konnten. Auf den befestigten Kirchhöfen der Klöster fanden die Hoeks ihre Bergeplätze, die Mönche versteckten sie sogar in ihren Zellen.

Es war das Glück der Kabeljaus, daß ein so wachsamer und kraftvoller Fürst wie Johann in Bayern Herr im Lande. Wo feindliche Gesinnung auftauchte, fegte er sie fort sammt ihren Trägern. Er wußte auch in Mönchszellen seine Hoeks zu finden. An verschiedenen Orten wurden bewaffnete Schiffe und Truppen aufgestellt, Handelszüge zu geleiten, und rasch zu bedrohten Dörfern und Burgen zu eilen. Des Herzogs vornehmste Sorge war, wie er die Seeküsten den feindlichen Geschwadern verschließe. Er kündigte seinen dortigen Unterthanen an: täglich erhalte er Nachrichten, wie die Verbannten danach trachteten, die Schlösser und Städte auf der Gränze zu überfallen, entweder um sie zu besetzen und das Land zu bekriegen, oder sie zu plündern und zu brennen. Die Einwohner mußten ihre Mauern Gräben und Wälle verstärken, und ihre Mannschaften Tag und Nacht in Bereitschaft halten, um einander beizuspringen und die Hoeks zu schlagen und zu fangen. In Brouwershaven wurde ein Fort angelegt, um auf dieser Haupteinfahrt vom Meere her die Feinde zu beobachten. Die noch weiter im Meer hinausliegenden Dörfer auf der Insel Voorne konnte der Herzog nicht stets beschützen. Im Vorsommer 1422 mußte er ihnen die Kriegslast erleichtern, weil sie so sehr verarmt und an Leuten vermindert seien.

Diese Sorgen waren der Grund, weshalb Johann von Bayern die Friesen in Ruhe ließ, und sich mit seinen Nachbaren auf Friedensfuß setzte. Er kannte seine Nichte und die große

Zahl und Kühnheit ihrer Ritter, und war auf seiner Hut. Schon im November 1420 schickte er seine Bevollmächtigten nach Gertrudenberg, um den Frieden mit Brabant abzuschließen. Im Sommer darauf wurden auch mit den Utrechtern Vertragsartikel aufgesetzt. Tapfer hatten sie ihre Bedränger zurückgeschlagen: eine gute Aernte im Vorjahr und die reiche Beute, die sie von ihren Kriegszügen mitbrachten, hielt noch eine Zeit lang den Hunger zurück. Endlich aber kam er doch und nahm Besitz vom verwüsteten Lande, und mit ihm zog die Seuche ein. Die besten Bürger und Kriegsleute starben weg, ehe man ihre Nachbaren begraben hatte, und es blieben keine Männer übrig, die Waffen der Todten wieder aufzunehmen. Das Stiftsland wurde immer enger von den Feinden umschlossen, immer weiter verheert. Von den Lüttichern schien ihm einmal Hülfe zu kommen, die Maßregeln Johanns aber löschten auch diese Hoffnung wieder aus. Dennoch zogen sich noch fast ein Jahr lang Streit und Verhandlungen hin und her, ehe man den Frieden öffentlich verkündigen konnte. Die Utrechter mußten sich dazu verstehen, beiden Herzogen beträchtliche Geldsummen zu zahlen. Das Land Hagestein gab Johann dem Stifte vorläufig zurück, um es im Rechtswege zu fordern, und bis der Prozeß entschieden, sollte es unbefestigt bleiben. Die Stiftsleute erhielten wieder freien Verkehr in Holland, und es wurde festgesetzt, daß jeder Schaden, den künftig Holländer oder Utrechter einander zufügten, von jenen in Utrecht, von diesen im Haag sollte geklagt und nach Urtel und Recht gesühnt werden. Die Verbannten durften zurückkehren, nur Jakob Lockhorst, Johann v. d. Spiegel, und ihre Nächstverbündeten nicht, weil sie die Achtbriefe, welche sie gegen Utrecht gewonnen, nicht herausgeben wollten. Die Stadt erklärte sie vielmehr für vogelfreie Feinde.

Jedermann wußte, es war dies ein fauler Frieden, und der Herzog von Holland würde sofort ihn brechen, als er vor Hoeks und Engländern sich sicher wisse. Zunächst schien er Willens, mit den Friesen in's Gericht zu gehen. Schon hatte er

Ocko ten Broek beschieden, vor ihm in Amsterdam zu erscheinen und sich zu verantworten, wie er sich unterstanden, des Herzogs Festungen anzugreifen. Die neuen Nachrichten aber, welche aus London kamen, verboten Jakobäas Oheim sofort jeden andern Gedanken.

Drittes Kapitel.

Humfried von England und Philipp von Burgund.

Gleiche und entgegengesetzte Charakterzüge. Erste Feindschaft. Tod König Heinrich V. Sein Vermächtniß an Humfried. Dessen Vermählung. Jakobäas Verschulden. Humfrieds Rüstungen. Erwartungen im Hennegau. Humfrieds Ansprüche als Regent von England. Winchester. Veränderte Lage der Dinge in Frankreich. Vermittlungsversuche. Philipps Bündnisse mit den Herzögen von Bedford der Bretagne Brabant Holland und Seeland. Thätigkeit Johanns von Bayern. Sein Testament. Päbstliche Verbote gegen Humfried. Falsche Bullen. Annahme des Schiedsgerichts. Prozeß der Herzöge um die Frau. Des Papstes Widerruf seines Widerrufs der Dispensation. Verhandlungen. Schiedsspruch. Humfrieds Erklärung. Landung in Calays. Letzter Rechtstag in Paris. Triumphirender Einzug in den Hennegau. Ständeversammlung. Huldigung Humfrieds. Die Enghiens.

Niemals gab es zwei junge Fürsten, die einander so ähnlich, und innerlich doch so ganz verschieden, als Humfried und Philipp. Beide waren glänzende Erscheinungen, in Beider Herzen glühete Ruhmliebe, Beide trugen die Artikel der Ritterehre stets auf ihren Schwertspitzen. Staunen sollte die Welt vor ihrer fürstlichen Herrlichkeit. Philipps Phantasie erhob sich nicht zu den erhabenen Schönheiten der Dichtkunst und Philosophie, andere Reize dieser Welt verschmähete er so wenig wie Glocester. Dieser liebte es ebenfalls, auf Festen und Turnieren umher zu

schwärmen: wenn es ihm aber gerade nicht bequem war, konnte er sich Tage lang in ein geistvolles Buch oder Gespräch vertiefen. Vielleicht hatte man ihn auch irgendwo als verirrten Schäfer bei einem hübschen Landmädchen zu suchen. Philipp dagegen machte ein förmliches Studium daraus, jene prunkvollen Feste und Aufzüge zu veranstalten, für welche die damalige Ritterwelt so viele Schätze und Gedanken vergeudete. Immer erschien er in gewählter Kleidung, sein Mantel blitzte von Edelsteinen, auf seinem Hute wogte ein Strauß der allerkostbarsten Federn. Die erbliche Prachtliebe seines Hauses trieb er auf's Höchste. Zog er in die Städte ein, ließ er sich ein bloßes Schwert vortragen, und ritt einher im strahlenden Gefolge von Edlen und reichgeschmückten Dienern.

Dem englischen Prinzen schlug das Herz des Volkes entgegen, weil es das eigene fröhliche Herz in ihm erkannte und wie er aus natürlichem Edelmuth Bedrängten beispringe. Allein auch Philipps sanft eindringendem Wesen konnten Wenige widerstehen. Er entzückte die Frauen durch feinste Höflichkeit, und war herzlich und leutselig, wo man ihm seine Pläne nicht kreuzen wollte. Glocester war, wie sein Großvater Johann von Gent, welcher Wiclef beschützte, ein wenig Freigeist, und machte sich bei den Prälaten immer nur verhaßt, denn seinem Witze entschlüpfte keine Blöße, die sich die Geistlichkeit gab. Philipp ging bei keiner Kirche vorbei, ohne einzutreten und Almosen darzubringen.

Als der jüngste der englischen Prinzen war Humfried noch wenig in Staatshändeln aufgetreten. Daß er beauftragt wurde, dem Kaiser Sigmund an der englischen Küste in's Wasser entgegen zu reiten, und später ihm auf der Rückkehr das Geleite zu geben, wollte nicht viel bedeuten. Philipp aber, obwohl mehrere Jahre jünger, war auf's Tiefste in alle Schliche und Mittel der großen Politik eingeweiht und umringt von klugen vielbewährten Rathgebern. Mit heißer Begierde strebte Humfried danach, gleich dem Burgunder an die Spitze eines mächtigen Reiches zu kommen. Unaufhörlich plante und wühlte er, und wo sich ein Ziel zeigte,

stürzte er mit hochgeschwungenem Degen darauf los, sprang aber oft daran vorbei und in's Leere. Der Burgunder umgarnte sein Opfer erst, und dann faßte er es plötzlich mit leisem Griff und stählernem Nachdruck. Man nannte ihn l'Assuré d. h. dreist und fest, denn man fühlte, daß in dem jungen Fürsten ein Geist wohne, der vor Nichts zurückschrecke und ruhig ausdauere in seinen Plänen.

Es war merkwürdig, wie schon bei dem ersten Begegnen sich Beider Naturen abstießen. Dies traf sich vor ein paar Jahren, als Humfried sich nach St. Omer begab, zur Bürgschaft, daß Philipps Vater, der in Calays mit den Königen von Deutschland und England unterhandelte, heil und gesund zurückkomme. Philipp, damals zwanzigjährig, empfing den englischen Prinzen mit großer Pracht und Höflichkeit, und beeilte sich, ihm am andern Morgen Besuch zu machen. Als er aber mit seinen Edelleuten zu Humfried in's Zimmer trat, drehte sich dieser kaum nach ihm um, rief ihm einen kühlen „Guten Morgen" zu, und that und sprach, als wenn der Erbe von Burgund nicht zugegen wäre. Philipp wußte schon damals seinen Groll zu verbergen, vergessen aber hatte er den Schimpf niemals. Kein Anderer als Philipp konnte es hindern, als Humfried Jakobäas Hand ergreifen wollte, und Keiner hätte es schroffer und beleidigender thun können. Tödliche Feindschaft war zwischen Beiden erwachsen. Philipp erfocht Siege an der Spitze seiner Heere, Humfried durfte sich nicht regen. Anderthalb Jahre schon war Jakobäa in England. Da endlich fiel für Humfried die Fessel, welche ihn zurückgehalten.

Nicht dreiviertel Jahr waren verflossen, seit zu Weihnachten das jubelvolle Tauffest des Erben von zwei Königskronen gefeiert war, da kam die Trauerbotschaft aus Frankreich, des Kindes edler Vater sei nicht mehr unter den Lebenden. Mitten von seiner hochgehenden Siegesbahn hatte ihn der Tod weggerafft. Auf dem Sterbelager beschwur König Heinrich seinen Bruder Bedford und seine vertrautesten Räthe: „Sie sollten jedes Opfer bringen, damit die Freundschaft und Einigkeit zwischen England

und Burgund nicht gestört werde; insbesondere sollten sie Humfried von jedem Streit mit Philipp zurückhalten; denn an dem Tage, wo der Zwiespalt zwischen beiden aufkomme, sei Englands Sache verloren auf französischem Boden." Indem der sterbende König Bedford zum Befehlshaber diesseits der Meerenge und Glocester zum Statthalter in England ernannte, gebot er dem Letzteren, nie und unter keiner Bedingung England zu verlassen.

Der ruhmvolle König hatte noch sterbend Alles gethan, um zu hemmen, was er befürchtete. Allein was vermögen Verstand und Politik gegen die Leidenschaft eines stolzen Herzens? Humfried wollte endlich das geliebte Weib vor aller Welt sein nennen, endlich auftreten als der Herr ihrer Fürstenländer. Von Rom kam keine Entscheidung. Der Pabst hatte auf Jakobäas Klage Richter ernannt, die Sache zu untersuchen, ein Beweis, daß sie noch untersuchenswerth. Aber der Prozeß schleppte sich hin, und es war kein Ende abzusehen. Humfried und Jakobäa wollten nur noch die Trauerwochen abwarten. Englische Rechtsgelehrte mußten öffentlich ein Gutachten ausstellen. Es ging dahin: Johann von Brabant sei niemals ehelicher Gemahl Jakobäas von Bayern gewesen. Nun stand auch der kirchlichen Trauung nichts mehr im Wege. Noch im Herbste führte Humfried seine Braut zum Altare. Die Hochzeit wurde mit königlicher Pracht gefeiert, wahrscheinlich am 30. Oktober 1422, denn an diesem Tage fertigte man die Staatsurkunde aus, welche Jakobäa englisches Bürgerrecht gab. Humfried nannte sich fortan Graf von Hennegau Holland Seeland und Herr von Friesland.

Jakobäa lud schwere Schuld auf ihr Gewissen. Wohl mochte ihr ein Verhältniß schrecklich sein, in welchem sie ohne gültige Zulassung, ja gegen die Gebote der Kirche lebte: durfte sie deshalb selbst diesen Ehebund zerreißen? Hatte sie doch Jahr und Tag darin gelebt, öffentlich und freiwillig: alle Welt hatte ein Recht zu glauben, daß ihre Ehe gültig sein müsse. Sie selbst hatte eine neue Dispensation in Rom beantragt, — bis der Pabst sich endgültig erklärte, mußte sie ausharren.

Höchstens konnte sie, wenn die Gewissenszweifel zu peinigend waren, sich von Tisch und Bett ihres Gemahles scheiden. Sie aber erklärte eigenmächtig die bestehende Ehe für nichtig, eigenmächtig ging sie einen neuen Ehebund ein: — das war ein Frevel wider Wahrheit und Treue, wider die Kirche, und wider die bürgerliche Gesellschaft.

Humfried hatte sofort nach seiner Vermählung vom Herzog von Brabant die Herausgabe der Erblande Jakobäas gefordert, und auch an Philipp von Burgund einen Brief gerichtet, worin er ihn um seine Vermittlung in dieser Sache anging. Zu gleicher Zeit sammelte er ein ansehnliches Heer, um mit Gewalt der Waffen seinen Forderungen Nachdruck zu geben. Im Hennegau hieß es, Jakobäa sei bereits gesegneten Leibes, in Mons wolle sie Wochenbett halten, und sechstausend englische Bogenschützen ständen bereit, sie hinzuführen. Vergebens suchte — von Philipp dazu angetrieben — der Herzog von Brabant Besatzungen in die festen Plätze zu bringen. Die Hennegauer wichen ihm mit aller Höflichkeit aus, und hüteten sich, ihn mit mehr Leuten, als sie im Nothfall rasch bewältigen konnten, in ihre Städte zu lassen. Mons machte sich fertig, einer langen Belagerung so gut wie einem plötzlichen Angriffe zu widerstehen. Man verbat sich den Ausländer, welchen der Herzog von Brabant als Großrichter ihnen aufdrängen wollte. Philipp war sehr ungehalten, und hatte nichts dagegen, als die hungernden Schaaren des Dauphins und seine eigenen den Hennegauern in's Land fielen und große Verwüstungen anrichteten. Humfried ermuthigte sie, sich der Eingedrungenen zu erwehren, und schickte ihnen den Herrn von Robertsart d'Escaillon als Anführer, weil, wie er schrieb, dieser ihnen als Landeseingeborner am liebsten sei. Er selbst versprach, so bald als möglich zu kommen.

Zu seinem Unglück wollte er zwei Dinge zugleich durchsetzen, seine Herrschaft in England und die Eroberung in den Niederlanden. In London aber war ihm ein ganzer Mann entgegengetreten, der in kluger Politik so unerschütterlich feststand,

als in seinem Ansehen und seinen Reichthümern. Dies war Heinrich Beaufort, ein Sohn von Humfrieds Großvater und dessen Geliebten Katharina Swynfort. Es waren ihm später die Rechte der ehelichen Geburt zugesichert und, da er von der Thronfolge ausgeschlossen blieb, die kirchliche Laufbahn eröffnet. Als Bischof von Winchester trat er unter die vornehmsten Lords der Kirche, und genoß sehr reiche Einkünfte, wobei er auch von seinem Vater und König Heinrich V. ansehnlich erbte. Mit seinem Gelde machte er Geschäfte wie ein ächter Engländer, und sammelte ungeheure Schätze. Zu dem französischen Kriege hatte er der Krone mehr Geld vorgeschossen, als man ihm wieder zahlen konnte. Der verstorbene König hatte großes Vertrauen auf seine Dienste, und ihn auch unter die Vormünder seines Söhnleins gesetzt. Wiederholt war Winchester Kanzler von England gewesen, berühmt war er als Vermittler auf der Konstanzer Kirchenversammlung, wohlbekannt und von Gewicht in der römischen Kurie. Was vermochte Humfried mit all seiner ritterlichen Leidenschaft, mit seinem leichten Geist und Witz gegen einen solchen Mann! Er haßte Winchester, wie das Volk ihn haßte, als einen stolzen habsüchtigen trugvollen Prälaten. Aber auch Diesem war das glänzende fahrige und freigeistige Wesen seines Neffen zuwider. Mit innerer Lust, aber noch mehr in Erkenntniß dessen, was England wahrhaft frommte, suchte er ihm seine Sprünge gründlich zu verderben.

Humfried wollte nach seines Bruders Tod als Regent von England auftreten. Die Lords der Regierung erklärten ihm aber: eine Regentschaft sei gegen des Landes Recht und Herkommen. Glocester fragte: ob ihn denn nicht der sterbende König zum Statthalter eingesetzt? ob er denselben nicht öfter schon, wenn er abwesend gewesen, vertreten habe? ob denn Einer näher stehe dem unmündigen Thronerben, als er, da sein älterer Bruder Bedford außer Landes? Winchester erwiederte: über seinen Tod hinaus könne kein König einen Regenten über England setzen. Das Parlament stimmte bei. Man bestellte für die Landes=

regierung einen Geheimerath von sechszehn Mitgliedern und ernannte ein Ministerium, dessen Führer Winchester war. Um jedoch Glocester möglichst gefällig zu sein, erklärte man ihn zum Protektor des Reichs und der Kirche von England und gab ihm den Vorsitz im Geheimerath, Beides jedoch nur für die Zeit, in welcher Bedford von England entfernt sei. Also regierte der Geheimerath, und der Protektor war an dessen Beschlüsse gebunden.

Das zerstörte Humfrieds Pläne. In seinem Aerger konnte er sich nicht entschließen, von England abzusegeln und Winchester freie Hand zu lassen. Ohnehin erklärte man ihm rund heraus: „Jeder Mann und jeder Livre, den England übrig habe, sei nöthig, damit sein Bruder Bedford in Frankreich die Eroberungen behaupte; die größte Vermessenheit wäre es, sich jetzt in einen Krieg mit dem einzigen Verbündeten, dem mächtigen Burgunder, zu stürzen." Von Staatshülfe abgeschnitten, sah Humfried sich bloß auf die Mittel angewiesen, welche ihm sein eigenes Vermögen und seine und Jakobäas Freunde und Anhänger gewährten. Wohl aber waren die Lords es zufrieden, daß die Herzogin von Holland ihre englischen Einkünfte und Ehren fort genieße.

Humfried mußte deshalb auf Diejenigen hören, welche ihm sagten, der Herzog von Burgund scheine geneigt, sich mit ihm auf guten Fuß zu setzen. Jakobäa erhielt von ihrer Mutter einen Brief, man dürfe nicht mit Waffengewalt auftreten, es werde sich Alles nach Wunsche fügen. In der That wäre Philipp jetzt ein Krieg mit Humfrieds Engländern sehr störend gewesen. Seine Gemahlin starb, und gleich nachher ihr Vater, der arme schwachsinnige König von Frankreich. Der Dauphin trat die Regierung an, und ein großer Theil der französischen Großen, die vorher ihres Königs Befehl und Beispiel gefolgt waren, fragten sich jetzt, ob sie noch länger dem Engländer wider den rechten Thronerben dienen sollten? Der Herzog Amadeus von Savoyen machte Friedensvorschläge. Die Lage der Dinge war mit König Heinrich V. Tode ganz verändert, — Philipp wollte

sie erst sich abklären lassen. Deßhalb gab er sich den Anschein, als könne er sich in Frieden und Freundschaft mit Humfried auseinandersetzen. Mit beiderseitigem Einverständniß wurden Vermittler ernannt, es waren Jakobäas Mutter, ihr Neffe der Graf St. Paul, und der Graf von Ligny. Sie konnten aber keinen andern Ausspruch finden, als daß sie allerseits das Unglück darstellten, welches ein Krieg zwischen Humfried und Philipp verursachen müsse; Bedford möge auf seinen Bruder, Philipp als Haupt des burgundischen Hauses auf seinen Vetter einwirken; Jakobäa solle einstweilen zu ihrer Mutter zurückkehren, und sich dem Urtheil ihrer nächsten Verwandten unterwerfen; sodann werde der Pabst entscheiden über die Gültigkeit ihrer Ehe.

Daß Humfried und Jakobäa diesen Spruch nicht annahmen, war vorauszusehen: er stempelte sie ja zu öffentlichen Ehebrechern. Allein unterdessen war für Humfried — und darin lag es, was Philipp zunächst wollte — die schönste Zeit unbenützt verstrichen, und seine Truppen zehrten an seinem Vermögen. Er sah sich zuletzt genöthigt, sie auseinander gehen zu lassen. Denn Philipp hatte ihm unterdessen einen Riegel nach dem andern vorgeschoben.

Bedford hatte sich entschlossen, die achtundzwanzigjährige Burgunderin, welche einst Humfried zugedacht war, selbst zu heirathen. Um sich seinen Schwager noch mehr zu verbinden, ließ er den Herzog von der Bretagne aus der Gefangenschaft, damit dieser die zweite Schwester Philipps heirathe. Die drei Schwäger kamen in Amiens zusammen und schlossen im Frühjahr 1423 einen fürstlichen Bund, „einander fortan nur wie eines Blutes Brüder zu behandeln. Keiner sollte des Andern Ehre heimlich oder öffentlich antasten lassen, ihn vielmehr sofort unterrichten, wenn er etwas erfahre, das ihm an Ehre oder Gut schädlich sein könne. Den Widersacher von Einem wollten auch die andern Beiden sofort wie treue Brüder bekämpfen." Das Alles war deutlich genug auf Humfried gemünzt. Auf weitere Erklärungen gegen seinen Bruder wollte Bedford, so oft auch Philipp darauf zurückkam, sich nicht einlassen. Jedoch mußte zuletzt Humfried in

den Vertrag von Amiens eintreten, und denselben Schwur leisten, wie die drei andern Herzöge.

Kaum war das Bündniß zu Amiens geschlossen, als Philipp es sich angelegen sein ließ, auch seinen Vetter von Brabant sich völlig gefügig zu stellen. Ihre beiderseitigen Räthe und Gesandten trafen sich in Hal, in Arras, in Brügge, und zuletzt kamen beide Herzoge im Juni zu Grammont zusammen. Hier vereinigten sie sich über folgende Artikel: „Johann von Brabant unterwirft seinen Streit mit Humfried von Glocester dem Schiedsspruche Bedfords und Philipps. Wenn Glocester dasselbe thut, bleibt Johann noch ein ganzes Jahr lang verpflichtet, keinen Schritt zu thun, keine Allianz einzugehen ohne Philipps Einwilligung. Dieser ist ihm dagegen Bürge, daß er bis zu ausgemachter Sache all die Länder Jakobäas ruhig besitze. Will Glocester sich dem Schiedsspruche nicht unterwerfen, so wird der Herzog von Burgund seinem Vetter Johann wider den Engländer helfen wie ein guter und treuer Freund und Blutsverwandter.“ Zugleich streckte Philipp seinem Vetter große Summen zu den Kriegskosten vor, für welche er sich später wohlweislich Pfandansprüche auf Holland und Seeland geben ließ. Noch wiederholt kamen Beide zusammen, ihre Maßregeln zu berathen, nnd ohne Zweifel geschah es auf Philipps Andringen, wenn der Herzog von Brabant es endlich über sich gewann, seine Residenz im November wieder in Brüssel zu nehmen.

Philipp aber ging noch weiter. Keiner war eifriger, all diese Bündnisse in's Werk zu setzen, als Johann von Bayern. Auf all den Fürstentagen in Amiens Troyes Brügge Mecheln u. s. w. war er gegenwärtig, und wußte zu rathen und zu schlichten und zu knüpfen, was ihm nöthig schien. Bei den Beziehungen zum Burgunder Neffen fand er die beste Hülfe an seiner Schwester Margaretha von Bayern, Philipps Mutter. Sie war eine Fürstin von höchst ausgezeichneten Eigenschaften, in der Politik ungemein thätig, und von großem Einflusse auf ihren Sohn, der ihr die Regierung zu übertragen pflegte, wenn er seine Län-

der auf längere Zeit verlassen mußte. Wenn aber Johann von Bayern sich in Flandern oder auf Seeland mit den Herzogen von Burgund und Brabant eben besprochen hatte, so eilte er schon wieder nach Holland, um jeden Aufstand im Keime zu ersticken. Beständig gingen Streifzüge durch das Land, die Verdächtigen aufzufangen. Wer nur Miene machte, seine Steuern oder Strafen nicht zu zahlen, wurde in's Gefängniß geworfen. So erging es auch den Nachkommen seines natürlichen Bruders, des tapfern Adrian Bastards von Holland, der im Blockhause vor Dortrecht gefallen war. Der vorsichtige Fürst hatte schon im Februar 1423 Ritterschaft und Städte von Holland und Seeland zu sich nach dem Haag berufen: sie hatten einander geloben müssen, sich gegenseitig zu Hülfe zu eilen, sobald Gefahr drohe. Aber trotz alledem, wenn plötzlich fünftausend englische Bogenschützen landeten, so erschien das für die gräfliche Macht von Holland und Seeland als eine höchst bedenkliche Sache. Brabanter Hülfe war ungewiß, jedenfalls saumselig. Die Utrechter blieben unsichere Nachbaren, die Friesen treulos. Einzige Rettung lag dann im raschen Heranrücken burgundischer Heere. Jakobäa hatte dem Oheim den ärgsten Streich gespielt: er fand alle Ursache sich vorzusehen, daß sie ihn nicht plötzlich überfiel und aus dem Lande trieb. Philipp wußte die Verlegenheit des Vielgefürchteten zu benutzen. Johann von Bayern, der noch immer keine Leibeserben hatte, mußte ihn zu Brügge am 6. April 1424 durch Schrift und Siegel als seinen wahren und nächsten Erben in all seinen Ländern und Gütern, seinem beweglichen und unbeweglichen Vermögen erklären, ausgenommen natürlich das Herzogthum in Bayern, sowie die Grafschaften Holland und Seeland, von denen er selbst nur auf zwölf Jahre die Regierung hatte. Wahrscheinlich wurde damals ein wechselseitiges Testament errichtet, denn auch Philipp hatte weder Brüder noch Kinder. Allein er war der Jüngere, und erhielt einstweilen auf die bedeutenden Allodial-Herrschaften seines Oheims, wie Voorne Arkel Goyland,

die nächsten Ansprüche, und damit jedenfalls für einen Theil von Holland und Seeland fürstliches Regierungsrecht.

Mittlerweile kamen auch von Rom Verbote gegen das eheliche Zusammenleben Jakobäas mit dem englischen Prinzen. Ihr verlassener Gemahl war darüber höchlich erfreuet. Er sandte geistliche Herren auf Reisen durch Brabant, nach dem Hennegau, nach Holland Utrecht Lüttich. Ueberall schlugen sie an den Dom- und Hauptkirchen die päbstlichen Verbote an die Pforten. Aber es kamen wieder andere geistliche Boten, die andere päbstliche Bullen an die Kirchenpforten hefteten, worin der Pabst die Brabanter Ehe Jakobäas ausdrücklich für ungültig erklärt und die neue Ehe mit Humfried ausdrücklich erlaubt hatte. Mit Staunen sah das Volk an den Kirchthüren so seltsame und sich widersprechende Erklärungen. Die Sache machte ungeheures Aufsehen, und man wußte nicht mehr, was Recht oder Unrecht. Die Wenigsten hatten Kenntniß davon, daß die Bullen, welche Jakobäas neue Ehe billigten, gefälscht seien. Hatte doch der Pabst seine erste Dispensation widerrufen, und nun sollte er auch seinen Widerruf widerrufen?

Immerhin aber blieb die laut und vielbesprochene Frage nach der Gültigkeit seiner Ehe für Humfried etwas höchst Peinliches. Der Streit der beiden Fürsten, die sich um die Frau an den Kirchthüren befehdeten, hatte wenig Ritterliches. Noch schlimmer, Humfried sah sich jetzt einer festgeschlossenen Kette von Fürsten gegenüber, die vom äußersten Westen Frankreichs bis zur Südersee reichte. Die Herzöge von Bretagne Bedford Burgund Brabant Holland waren wider sein Unternehmen eng verbündet. In England selbst erklärten sich seine Mitregierenden auf das Entschiedenste dagegen. Philipp bedrängte seinen Bruder Bedford, die Sache entweder rasch abzuschließen, oder zu gewärtigen, daß er sein Bündniß mit den Engländern zerreiße. Im September 1423 kam er nach Paris, und Bedford wußte ihn nicht anders zu begütigen, als daß er auf der Stelle einen Eilboten nach England abfertigte: Humfried solle und müsse ein Schiedsgericht an-

nehmen, und das könne nur bestehen aus den beiden Nächsten der Streitenden, seinem Bruder und Philipp von Burgund. Humfried zögerte noch immer. Doch was wollte er anfangen? Jedesmal wenn er Miene machte, loszubrechen, näherte sich Philipp wieder seinem Onkel, dem Savoyer Herzog, der ihn bestürmte, die Engländer zu verlassen und mit dem Könige von Frankreich seinen Frieden zu machen.

Am 15. Februar 1424 stellte Humfried die Vollmacht aus für Bedford und Philipp, worin er sie als Schiedsrichter in seiner Streitsache mit dem Herzog von Brabant annahm. Jakobäa konnte sich erst einen Monat später entschließen, ihre Ehre und ihr Recht dem Schiedsspruche zu unterwerfen. Dieser sollte auf der Stelle erfolgen, das hatten Beide gefordert. Nun aber fanden die beiden Richter noch immer keine Zeit, zusammen zu treten, während Philipp unterdessen wieder in Brügge war und mit den niederländischen Fürsten verhandelte. Humfried schickte seine Gesandten nach Brügge, da fehlten dort wieder die Anwälte seines Brabanter Gegners. Endlich im Juni wurde zu Paris eine feierliche Versammlung von fürstlichen Räthen, von Prälaten und Rechtsgelehrten eröffnet. Bedford und Philipp waren gegenwärtig und bestellten Doktoren im geistlichen und im weltlichen Recht, die Sache zu untersuchen und ein Urtheil zu fällen. Von jeder Partei traten die Anwälte auf, stellten ihre Forderungen, und brachten ihre rechtlichen Ausführungen und Beweise vor. Mehrere Tage lang wurde hin und her verhandelt, dies geprüft und Jenes erwogen. Es war ein seltsamer Prozeß: zwei Fürsten, welche dieselbe Frau geheirathet, stritten mit Rechtsgründen darum, wem sie gehöre.

Die Brabanter brachten triumphirend eine Bulle vor, welche der Pabst in Rom jetzt erlassen hatte, sie war vom 27. Mai. Darin erklärte Martin V. Folgendes: „Die erste Dispensation, welche Johann von Brabant und Jakobäa von Bayern ertheilt sei, habe er widerrufen, weil man ihm vorgestellt, ihre Heirath würde Krieg und Unheil herbeiführen: es sei aber gerade das Gegen=

theil der Fall. Größeres Aergerniß drohe, wenn die Gültigkeit dieser Ehe noch irgend zweifelhaft erscheine. Deshalb erkläre er: Johann und Jakobäa hätten auf Grund seiner ersten Dispensation gültig die Ehe eingehen, gültig darin beharren können, und es sei gerade so, als wäre der Widerruf der ersten Dispensation, den er für nicht vollzogen erkläre, niemals erschienen, und Alles und Jedes, was zur Schändung der Ehe geschehen, bleibe durchaus vergeblich und nichtig."

Humfrieds Anwälte ließen sich nicht abschrecken. Sie griffen die Sache bei der Wurzel an. „Schon das Biervlieter erste Eheverlöbniß zwischen Jakobäa und dem Herzoge von Brabant sei hinfällig geworden, weil die beiden Bedingungen, auf welche hin es abgeschlossen war, nicht erfüllt worden. Denn der Verlobte habe eine gültige Dispensation zur bestimmten Frist nicht erbracht, er habe ferner gegen sein Versprechen Erbländer Jakobäas veräußert." Dann stellten sie die erste Dispensation als ungültig dar, „weil der Pabst sie auf Grund falscher Vorspiegelungen ertheilt und später widerrufen habe. Als die Hochzeit eingegangen, sei die erste Dispensation schon widerrufen, also keine mehr vorhanden, also die Ehe von Anfang an ungültig gewesen. Wie könne der Pabst in die Vergangenheit hinein dispensiren! Wenn Geschwisterkinder sich aus Irrthum geheirathet und ein Theil die Verbindung gelöst habe, könne man diese hinterher noch zur Ehe stempeln? Wie könne eine Bestätigung ein neues Recht machen, das gar nicht bestanden habe! Ohnehin verbreite sich auch die neue Dispensation nur über zwei, nicht über alle andern Ehehindernisse. Jakobäa sei also Niemandes Eheweib gewesen, frei und ehrenvoll habe sie Humfried ihre Hand gereicht. Also müsse ihm der Herzog von Brabant ihre Erbländer mit all ihren Erträgnissen herausgeben, und zwar, weil er im bösen Glauben gewesen, Schaden Interesse und Kosten vergüten."

Die Anwälte des beklagten Gemahls antworteten mit feinen und langen Rechtsausführungen. „Jakobäa sei freiwillig in die Ehe eingetreten, freiwillig darin Jahr und Tag verblieben. Sie

selbst habe die neue Dispensation beantragt, müsse sie also annehmen. Statt dessen sei sie ihrem Gemahl entflohen, der das Recht auf ihren Besitz gehabt, er sei der Beraubte, er müsse vor allem wieder in seinen früheren Besitzstand gesetzt werden. Um so mehr könne er einen Theil des Besitzstandes, nämlich seiner Gemahlin Länder, zurückbehalten."

Auf diese Länder kam es den beiden Vettern Johann und Philipp an, Jakobäa selbst hätten sie gern für immer in England gewußt. Der Brabanter erklärte zuletzt: „Er wolle auf den Besitz Jakobäas verzichten. Allein, so lange er lebe, müsse er den Hennegau behalten, auf Anderes lasse er sich durchaus nicht ein. Nach seinem Tode könne Humfried das Fürstenthum bekommen; er müsse aber alle Schulden Jakobäas und die Prozeßkosten in Rom übernehmen; ferner auf die Städte Hal Heusden und Gertrudenberg zu Gunsten Brabants verzichten; endlich erklären, daß weder Jakobäa noch ihre einstigen Kinder irgend Etwas an Brabant zu fordern hätten." Also Jakobäa mit Holland und Seeland und mit ihren Schulden wollte man Humfried lassen: wie er aber Johann von Bayern vertreibe, das blieb ihm selbst überlassen.

Die beiden Schiedsrichter thaten endlich folgenden Ausspruch: „Die Parteien wären nicht zu einigen, man müsse zu einem vorläufigen Mittel greifen. Die beiden Herzöge von Bedford und Burgund möchten den Pabst ersuchen, den Handel schleunigst, und zwar zu gleicher Zeit in Bezug auf den Besitz und in Bezug auf das Recht, zu entscheiden. Während der Prozeß schwebe, sei jedes thatsächliche Vorgehen untersagt, und solle Jakobäa anständigen Unterhalt aus den Einkünften von Vermandois Ponthieu und Ostervant beziehen."

Eines hatte Humfried durchgesetzt, — man tastete die Gültigkeit seiner Ehe nicht an, — das war Alles. Der Spruch bedeutete für seinen Bruder und Philipp eigentlich nur Zeit gewinnen. Denn ihre vereinigten Waffen erfochten in Frankreich Sieg auf Sieg. Bis an die Loire gehörte ihnen das Land und

sein König, dessen Heer Bedford im August an dem blutigen Tage von Verneuil niedermähte, war bald so arm geworden, daß er den Tisch nicht mehr zahlen konnte. Die englischen Balladensänger nannten ihn den großen Grafen von Ponthieu, oder den armen König von Bourges. Gewiß, er und ganz Frankreich waren verloren, wenn Bedford, der kluge und tapfere Feldherr, den burgundischen Alliirten bei gutem Muthe erhielt, und wenn er von England zur rechten Zeit immer etwas Nachschub an Truppen und Geld bekam. Beides sollte nun auf einmal aufhören.

Humfried hatte mit tiefer Erbitterung den Schiedsspruch vernommen. Also darum hatte er sich Monat für Monat, und Jahr für Jahr hinhalten, seine Truppen feiern, seine Gelder schwinden lassen, um nun endlich wiederum nichts zu hören, als Warten und wieder Warten. „Das sei kein Schiedsspruch, nur Hinhalten!" rief er. „Er und Jakobäa könnten ja alt und grau darüber werden, bis das römische Urtheil erscheine! Und würde denn der Pabst zum drittenmal seine Bulle kassiren?" Hatte Philipp ihm so viele Ränke und Riegel vorgeschoben, jetzt endlich wollte er sie mit einemmal durchbrechen. Eiligst sammelte er von Neuem Gelder Mannschaft und Schiffe. Das Londoner Volk jauchzte ihm zu, und ein ansehnlicher Theil des Adels stellte seine Fähnlein. Auch die hoekischen Edelleute strömten herbei. Täglich kamen neue Nachrichten nach den Niederlanden, wie stark und streitbar Humfrieds Heer werde, und groß war in Holland und Seeland die Furcht vor plötzlicher Landung der Engländer. Vier Wochen nach der Verneuiller Schlacht hatte Glocester fünftausend Mann und mehr wohlgeübte Truppen beisammen, für den damaligen Krieg eine ansehnliche Macht. Es waren fast dritthalbtausend Reisige, unter ihnen an dreihundert Ritterbürtige, denn gerade vom vornehmen Adel war ein großer Theil für Jakobäas Sache begeistert. Auch mit großem und kleinem Geschütz schien das Heer reichlich versehen. Oberster General wurde Lord Marishal. Eine große glänzende Gesandtschaft, bestehend aus einem

Grafen zwei Baronen einem Abte zwei Schöffen zwei Rathsherren und Andern, welche die Hennegauer Stände ihnen entgegensandten, fand Humfried und Jakobäa in den letzten Septembertagen mit ihrem Heere bei Dover und Sandwich gelagert, wartend auf den ersten günstigen Wind, um unter Segel zu gehen. Die Gesandten konnten bei der Rückkehr nicht genug erzählen, wie fröhlich das fürstliche Paar sei, und wie schön und und artig sie von ihm aufgenommen seien. Anders erging es dem Herold, welchen der Herzog von Brabant nach England sandte, sich zu erkundigen, wie dort die Sachen ständen. Humfried ließ ihn ergreifen und als einen Spion auspeitschen, dann wurde er in's Gefängniß geworfen. Zum Glücke für ihn war er einst mit dem Bischof von Winchester im heiligen Lande gewesen, und kam auf dessen Verlangen wieder los.

In den ersten Tagen des Oktobers schifften sich Humfried und Jakobäa ein, und stiegen nach glücklicher Fahrt in Calays an's Land. Sie hatten klüglicher Weise auf eine Landung im Gebiete des Oheims verzichtet, und wollten lieber, als mit Johann von Bayern, erst mit seinem Namensvetter in Brabant anbinden. Der ganze Hennegau wartete ja nur auf ihr Erscheinen. Ihre Landung in Calays war die letzte Anfrage an Philipp, ob Humfried feindlich dorthin marschiren, oder ob er sein Heer freundlich Bedford zuführen solle? Auch die Zeit erschien günstig, denn Philipp war gerade mit den Vorbereitungen zu seiner zweiten Hochzeit beschäftigt.

Auf die Nachricht aus Calays gerieth Alles in Bewegung. Die Hoeks kamen in hellen Haufen gezogen, zu ihrer Fürstin Heer zu stoßen. Johann von Bayern rüstete mit Macht. In Brabant wurden eiligst die Stände berufen: sie bewilligten, daß ein allgemeines Aufgebot des Landes ausgerufen werde, und alsbald rückte ein starkes Brabanter Heer an die Gränze nach Nyvels. Vergebens forderte es Einlaß in Mons: die Bürger rüsteten sofort ihre Stadt für eine Belagerung. Bedford aber und Philipp eilten mit ihren Räthen nach Paris, um die letzte Vermittlung

zu versuchen. Bedford war gegen seinen Alliirten die Liebenswürdigkeit selbst, er gab ihm die glänzendsten Feste, gab ihm französische Grafschaften zu Eigen: umsonst, Philipp blieb fest darin, den Engländern nicht einen Schritt weiter zum Hennegau zu gestatten. Schon hatte er, sobald Humfrieds Rüstungen ruchbar wurden, mit dem Könige von Frankreich Waffenstillstand geschlossen.

Wiederum wurde Tage lang zu Paris verhandelt. Beredsam ließen sich hören die gescheidtesten Juristen und die gelehrtesten Bischöfe. Humfried ging auf Alles ein, nur auf dem Einen bestand er unerschütterlich. „So lange Jakobäa lebe, gebühre ihm die Regierung ihrer Länder.“ Philipp gab nicht nach, Bedford durfte des Bruders Ehre nicht preisgeben. Wiederum kam es zum feierlichen Ausspruch, aber der Schluß konnte nicht anders lauten, als wie vor einem Vierteljahr. Mit diesem Entscheide fertigten Philipp und Bedford ihre Gesandten ab, der Eine zu seinem Bruder nach Calays, der Andere zum Vetter in Brüssel. Der Brabanter nahm den Spruch an, zog seine Truppen nach Löwen zurück, und bestellte den Herzog von Havrech zu seinem Statthalter im Hennegau, dort seine Rechte bestens wahrzunehmen. Als aber Bedfords Boten vor Humfried und Jakobäa kamen, erklärten diese rundweg: „Sie kehrten sich nicht an die Pariser Beschlüsse, und würden ihr Land nehmen mit ihren guten Waffen.“ Sie hatten bereits ihren Herold nach dem Hennegau gesandt, daß sie mit ihrem Heere kommen würden und der Treue ihrer Unterthanen gewärtig seien. Jetzt eilten sie aufzubrechen, denn es war bereits Mitte Novembers geworden. So lange hatte sich Humfried noch einmal durch Philipps Künste hinhalten lassen. Die abgewiesenen Boten langten in Paris wieder an, und der bestürzte Bedford mußte es anhören, wie Philipp außer sich vor Zorn ausrief: „Jetzt weiß ich genug! Euer Bruder nimmt keine Vernunft an! Ich aber will meinem Brabanter Vetter helfen mit all meiner Macht, daß er seine Ehre und sein Land wahre.“

Während die burgundische Gesandtschaft — nämlich der Bischof von Tournay Johann von Luxemburg, die Herren Roland von Uutkercken und Gilbert von Lannoy, sämmtlich Ritter, und Meister Simon von Formelles, beider Rechte Doktor — noch in Löwen mit dem Herzog von Brabant unterhandelten, rückten Humfried und Jakobäa schon in Eilmärschen nach dem Hennegau. Ihr Zug ging durch das Artois über Guines, Therouanne, Bethune, Crespin. Eine Vorhut von fünfzehnhundert Reisigen zog voran, dann folgte das fürstliche Paar mit achthundert Pferden und dreihundert Ritterbürtigen, der Rest bildete den Nachtrab. Keiner ihrer Leute durfte im Burgundischen etwas von den Einwohnern nehmen, als was freundlich geboten ward. Sie wollten nicht des Landesherrn Feinde sein.

Als sie die Hennegauer Gränze berührten, war bereits das ganze Land in freudigem Aufruhr. Nur die Bürger von Valenciennes zögerten noch, ihre Thore aufzuthun, man zog daher geraden Wegs nach Mons. Die Herzogin-Mutter kam ihnen entgegen, Tochter und Schwiegersohn feierlich zu begrüßen, und hatte ein sehr großes Gefolge hinter sich. Denn ihr Hof war ein Sammelplatz flüchtiger Hoeks aus Holland und Seeland gewesen; sie hatte aber auch an alle Herren und Städte im Hennegau geschrieben, sie sollten zu ihr stoßen, Jakobäa und Humfried entgegen zu ziehen. Fast die gesammte Ritterschaft des Landes empfing hier jubelnd die heimkehrende Fürstin. Havrech, den Johann von Brabant zu seinem Statthalter bestellt hatte, war der Erste, der zu Jakobäa überging und ihr allen Vorschub leistete. Mit flatternden Fahnen zog Jakobäa im Triumph durch ihr Erbland, und zeigte dem geliebten Gemahl die theuern Plätze ihrer Jugend, das schöne Schlösserland des Hennegaues, das ein rechtes niederländisches Kastilien war. Bouchain, von wo sie vor drittehalb Jahren heimlich entflohen, war die erste Stadt, welche sie bei ihrem Heimzuge wieder betrat. In der altberühmten Abtei St. Ghislain, deren Bewohner ihr besonders treu ergeben, machte sie längere Rast. Dann am Sonntag, den

27. November und am zehnten Tage nach dem Aufbruch aus Calays, hielt Jakobäa mit Gemahl Mutter und Ritterschaft die Auffahrt in der Hauptstadt Mons. Am andern Morgen kamen Bürger und Edelleute, sie zu begrüßen, und die Stadt brachte zum Frühtrunke zwei Ohm Wein. Am zweiten Nachmittage erschienen Humfried und Jakobäa im Schützengarten, wo die wehrhafte junge Bürgerschaft ein Fest gab. Aber am selbigen Tage thaten sie auch dazu, daß die Stadt noch besser befestigt wurde, und riefen die Stände des Landes zusammen.

Als nun die Prälaten, die Ritterschaft, und die Städte in dem Naalster Hofe, dem fürstlichen Schlosse, am Freitag den 1. Dezember versammelt waren, erhob sich der Subprior Jean l'Orfevre, und hielt in Gegenwart und im Auftrag Humfrieds und Jakobäas die Rede. „Gottesfurcht und Landeswohl müßten allezeit die Leiter des Denkens und Thuns von Fürsten sein. Wider Gott und die heilige Kirche sei die Fürstin in Verbindung mit dem Herzog von Brabant getreten, und deßhalb sei das keine Ehe gewesen, und zwar aus vier Punkten. Zuerst: Beide seien im zweiten Grade Blutsverwandte. Zweitens: Jakobäas erster Gemahl, der Dauphin, sei im dritten Grade mit dem Herzog von Brabant verwandt gewesen. Drittens: ihre Mutter habe diesen Fürsten aus der Taufe gehoben, Jakobäa sei also seine geistliche Schwester. Viertens: ihre Ehe sei noch vor der Vollziehung durch Beilager vom Papste widerrufen, und der Widerruf in vier Bischofskirchen bekannt gemacht. Mit Bewilligung der Fürstin sei zwar Dispensation in zwei Punkten eingeholt; wolle man nun auch in den andern Punkten noch Dispensation nachsuchen, so sei das null und nichtig, weil sie selbst nicht dazu einwillige. Sie habe vielmehr durch ihre erste Ehe ihr Gewissen befleckt. Deßhalb habe sie gebeichtet und Absolution erhalten unter der Bedingung, daß sie zwölfhundert französische Kronen gebe zum Almosen und zur Strafe ihres Leibes. Diese Buße sei von ihr erfüllt, und dann habe sie sich durch das Wort der heiligen Kirche und nach dem Rathe mehrerer großen und ange-

sehenen Kirchenleute Italiens und anderer Länder ehelich verbunden mit dem Herzog von Glocester, und in dieser Ehe habe sie zwei Jahre und länger bestanden, ohne daß irgend Jemand gehindert oder widersprochen. Sie verlange deßhalb, daß ihr Gemahl, der Herzog von Glocester, als Regent und Vogt vom Hennegau anerkannt werde."

Als die Stände diesen Vortrag gehört, begaben sie sich am Nachmittag in die Rathskammer, und Jaques Hennekart erörterte ihnen Punkt für Punkt das Recht der Fürstin. Die Gründe, welche gegen Jakobäas erste Ehe sprachen, leuchteten ein. Man sagte, sie habe selbst erzählt, wie sie immer gleich Espenlaub gezittert, wenn der Herzog von Brabant in ihre Kammer getreten, aus Furcht vor so großer Sünde. Man beschloß, die noch fehlenden Barone und Aebte zu beschicken, und als diese bald darauf von selbst kamen, faßten die Hennegauer Stände nach drei Tagen und vielen feierlichen Reden den Beschluß: „das Verlangen der Fürstin sei in der Ordnung." Nun siegelten sie einen Brief an den Herzog von Brabant, worin sie ihm Lehnspflicht und Huldigung auffsagten, und ihn der Gelübde entließen, die er dem Lande als Fürst gethan hatte. Tags darauf wurde Glocester als Graf von Hennegau und als dessen Regent und Vogt im Namen der Erbherrin gehuldigt in Ehren und Freuden. Vier Stückfaß Wein, zwei roth und zwei weiß, wurden ihm dargebracht; der Fisch, der nach altem Brauche hätte dabei sein müssen, fehlte; allein man konnte keinen so großen Fisch ausfindig machen, daß man davon Ehre gehabt hätte.

Von Mons reiseten Humfried und Jakobäa nach Soignies, Maubeuge Quenoit Valençiennes, und dort wie in allen Städten empfing Humfried die Huldigung. Die einzige Stadt Hal und die beiden Herren von Enghien und noch ein adliger Herr blieben auf Johanns von Brabant Seite. Nach Hal hatten die Brüsseler eilig ihren Amtmann Pipenpoy mit einer starken Truppenmacht geschickt. Die Enghien aber waren noch von Jakobäas Großvater her Blutsfeinde des Wittelsbacher Stammes, mit ihnen

hingen auf's Engste zusammen Johann von Luxemburg, Philipps großer Feldhauptmann, und seine mächtigen Verwandten. Eine solche Familienfeindschaft war nicht unwichtig in jener Zeit, wo die altfreien Barone an Recht und Rang den fürstlichen Häusern noch weit näher standen, als heutzutage. Alle anderen Hennegauer Städte und Ritter arbeiteten eifrig, sich für Jakobäa zu rüsten und ihre Mauern und Schlösser in guten Stand zu setzen. Auch bewilligten sie Humfried eine Kriegshülfe von vierzigtausend Livres.

Humfrieds Engländer aber und die Hennegauer drangen über die Gränze vor, und warfen siegreich jede feindliche Schaar zurück. In größter Bestürzung, denn eines so raschen Vorgehens hatte er sich von Humfried und Jakobäa nicht versehen, rief Johann von Brabant alle Städte seines Landes zum Widerstande, und schrieb dringende Briefe an den Oheim in Holland und den Vetter Philipp, ihm zur Hilfe zu eilen.

Das waren Jakobäas glücklichste Tage. Nach so viel Qual und Schande, nach so langem Harren sah sie endlich sich an der Spitze eines mächtigen Heeres, welches den Sieg in seinen Fahnen trug, endlich an der Seite eines leidenschaftlich geliebten Gemahls, bei dessen ritterlichem Auftreten ihre theuern Erblande ihm als ihrem Fürsten zujauchzten. Und als wollte das Glück gleich zu Anfang ihrer neuen Laufbahn sie überhäufen, so mußte jetzt ein entsetzliches Schicksal den Mann treffen, der als furchtbarster Gegner gegen sie im Felde stand, den Oheim von Holland.

Viertes Kapitel.

Tod Johanns von Bayern.

Seine heilsame und kräftige Regierung. Seine Leutseligkeit. Ritter Nothafts große Vollmachten. Maßregeln gegen die Hoeks und Engländer. Ritter Johann von Vliet. Die Verbannten und der englische Kaufmann. Mordbürgschaft. Gift am Gebetbuch. Hinrichtung Vliets. Letzte Urkunde des Herzogs. Sein Tod. Elisabeth von Görlitz. Vorsichtsmaßregeln der Kabeljaus. Huldigungsreise Johanns von Brabant. Schutz- und Trutzbündniß des Fürsten mit einer Partei. Philipp von Burgund Anstifter. Dortrechter und Ziericksee r. Wiedereindringen von Hoeks. Ihre Sammelplätze. Wichtigkeit Schoonhovens. Ueberrumpelung der Stadt.

Ohne die ewigen Kriegshändel hätten Holland und Seeland unter Herzog Johanns Regierung gute Tage gehabt. Gleichwie er an seinem Hofe das alte Recht der fürstlichen Pfalzen, daß Keiner darin den Degen ziehen dürfe, wieder herstellte, so wußte er auch in seinem Lande den Frieden zu handhaben. Wehe dem Friedbrecher! Noch ehe sein Fuß den Bord eines rettenden Schiffs betrat, hatte ihn der strafende Arm des Fürsten ereilt. Nichts half seinen Anhängern ihr Verdienst um ihn, wollten sie sich nicht zur Ruhe geben. Den mächtigen Baron Heemskerck, der den Utrechter Frieden nicht besiegeln wollte, siegelte der Fürst sofort aus dem Lande hinaus. Vorzügliche Sorgfalt widmete Johann den Deichen, Hollands Schirm, und Handel und Fischereien, Hollands Lebensadern. Der Kaufmann zog überall unter sicherm Geleite, und wenn sein Schiff strandete, hatte kein Mann, der zur deutschen Hansa gehörte, mehr Grundruhrrecht zu fürchten: der Herzog hatte es abgeschafft. Im Uebrigen war dieser Fürst so leutselig, daß er keinem Unterthan sich weigerte, der ihm persönlich ein Anliegen vortragen wollte, und hatte dabei, trotz der wilden Zeiten, wenig Acht auf seine persönliche Sicherheit. Für einen schönen Hengst aber, der ihm gefiel, war er im Stande, die Einkünfte einer ganzen Amtei zu versetzen.

Die vertrauten Räthe und Minister waren Gaesbeek Egmon Kralingen Ritter Johann von Vliet und die vier Borsselen, unter letzteren besonders Ritter Franz und sein Vetter Philipp von Cortgene. Des Fürsten rechte Hand aber blieb Ritter Heinrich Nothaft von Werdenberg. Dieser führte als Vizthum auch die Verwaltung von Niederbayern, soweit es seinem Herrn von dessen Vater Albrecht her zugefallen war, ließ ihm Pferde aus Ungarn kommen, wußte immer Geld zu schaffen, und nahm dafür Versatzbriefe auf Schlösser Gerichte und Renten in Niederbayern. Hier war man übrigens auf den Vizthum schlimm zu sprechen: man beschuldigte ihn, er habe während der fünfzehn Jahre seines Amts mehr Steuern eingetrieben, als in seinen Rechnungen ständen. Als Nothaft im Sommer 1424 nach Straubing heraufkam, erhuben die Landstände die bittersten Klagen, und der Fürst mußte aus den Niederlanden seine Räthe schicken, um in dieser Sache zu richten. Er ließ den Ritter aber deshalb nicht fallen, denn er wußte, daß er sich auf ihn verlassen könne, wo Noth an Mann gehe. Der Herzog hatte nicht einmal Anstand genommen, Nothaft das Jahr zuvor, als er ihn zum Schatzmeister für alle seine Lande bestellte, urkundlich unerhörte Vollmachten zu ertheilen. Der Schatzmeister allein besetzte die Kanzlei, er hatte die ganze Hofhaltung zu führen, ihm mußten gehorchen und auf seinen Vorschlag wurden angestellt die Hofmeister Küchenmeister Schreiber und andern Amtleute und Diener in des Fürsten und seiner „lieben Gesellin Herberge.“ Der Schatzmeister hatte in seinem Verwahr das große Staatssiegel nicht bloß, sondern auch das Kleinsiegel (Sekret) des Fürsten, jedoch trug Dieser beständig noch ein Geheimsiegel bei sich. Alle Tage kam Nothaft mit drei oder vier Räthen, die der Herzog auf seinen Vorschlag dazu bestellte, in die Rathskammer, um jede Art von Regierungssachen zu handhaben. Die Amtleute in Holland Seeland und Friesland, und selbst die Bürgermeister und Schöffen in den Städten konnte der Ritter ab- und einsetzen, natürlicher Weise mit des Herzogs Wissen und Willen. Was in

der Rathskammer einmal beschlossen und vom Fürsten genehmigt war, das durfte der Letztere nicht wieder umstoßen. Alle Einnahme und Ausgabe ging durch Nothafts Hand, der Herzog verpflichtete sich sogar, niemals für sich allein einen Strafrechtsfall abzumachen. Jedes halbe Jahr konnte der Fürst Rechnungslegung fordern, oder der Ritter sie beantragen. Weil Nothaft aber viele und mächtige Feinde hatte, wie Egmond Leyenburg und andere Barone, so mußten der Herr von Gaesbeek und die Hauptstädte in Holland und Seeland geloben, dem Ritter Beistand zu leisten, falls er unrecht überfallen würde. Der Herzog durfte ihn seines Amtes nicht entlassen, ohne Alles, was er ihm schuldete, den letzten mit dem ersten Pfennig bezahlt zu haben, widrigenfalls hafteten dafür alle Märkte und Schlösser in Niederbayern. Nothaft aber sollte zu jeder Zeit, sogar ohne Urlaub, ziehen dürfen aus dem Lande.

Nur einem Diener und ächten Freunde, der auf Tod und Leben ergeben war, konnte ein Fürst so große Gewalt überantworten. Johann von Bayern aber bedurfte solcher Männer, denen er unbedingt trauen konnte. Denn hoekisch Gesinnte schlichen von allen Seiten, und nur durch äußerste Härte und Wachsamkeit ließ sich verhindern, daß plötzlich an mehreren Orten die Flamme des Bürgerkriegs aufloderte. Nur ein kleines Beispiel finde hier aus einem Amtsbuche Platz. Im Juli 1424 saßen des Abends Dortrechter Bürger im Wirthshaus, und unterhielten sich von allerlei. Boudyn sagte: „Der Kaiser wäre den Dortrechtern ein guter Kaiser gewesen, weil sie auf seine Briefe hin dem gnädigen Herrn von Bayern gehuldigt hätten.“ Da rief Adrian Nachtegael: „Ein Bube und ein Geck sei der Kaiser und ein Bettler mit der Kasse! Das fallende Vieh gebühre dem Herrn und der Stadt mit ihrem Beyeren, das sie gebeyert hätten, und allen denen, welche den Kaiser lieb hätten und geholfen, daß die Fürstin so habe aus dem Lande müssen. Welche Hand oder Ansprüche denn der Herzog zu dem Lande habe?“ Diese und andere schändliche Worte ärgerten die Bürger sehr, besonders was er

von dem Beyeren sagte, denn Beyeren hieß auch soviel als Almosen zusammenklingeln. Boudyn stand gegen Nachtegael auf und wollte mit dem Schwerte über ihn her. Die Sache wurde ruchbar, Nachtegael ließ sich nicht sehen, und vier seiner Freunde mußten dem Schatzmeister in die Hand geloben, er werde sich auf Erfordern vor dem Rathe verantworten und genugthun. Er aber ließ seinen Anklägern sagen: „Würde er in dieser Sache nur um ein Haar gebüßt oder geschoren, so wolle er seine Freunde aufbieten, sie sollten es Jenen und ihren Freunden am Leibe abholen." Schon im Juni waren die Landstände bei dem Herzog versammelt, um zu berathen, wie man sich gegen die Engländer schütze. Am 4. Juli, also gleich nachher, als Humfried den Pariser Schiedsspruch verworfen, erging an alle Amtleute Schöffen Räthe und Gemeinden ein Edikt Herzog Johanns: „Er habe sichere Kunde, daß der Herzog von Glocester mit seinem Heer in Holland oder Seeland landen wolle. Jedermann müsse seine Waffen und alles Kriegszeug in Stand setzen, und auf den ersten Glockenschlag dorthin eilen, wo der Feind den Fuß an's Land setze. Der Herzog werde sofort da sein mit all seiner Macht. Wer sich weigere oder hindere, den solle man auf der Stelle gefangen nehmen, oder wenn er sich widersetze, gleich niederschlagen."

Aber seltsam, vom Sommer des genannten Jahres an hören die Befehle gegen die Hoeks auf. Als die Nachricht kommt, Humfried sei in Calays, läßt Johann von Bayern jede Stadt einzeln sich erklären, wie sie sich gegen die Engländer verhalten wolle. Gegen seine Gewohnheit rührt er sich wenig, als die Engländer und Hoeks den Hennegau einnehmen. Er geht im November nach Seeland, um am Platze zu sein, falls Feinde dort landen sollten. Im Dezember, als ihn sein Brabanter Vetter um Hülfe gegen Humfried anruft, ist wiederholt die Rede davon, daß er mit Heeresmacht nach dem Hennegau ziehen wolle. Es wird aber gleichwohl dem Brabanter keine Hülfe geschickt. Dagegen warnt ihn Johann von Bayern, mit dem Burgunder sich

in Etwas einzulassen, wozu er ihm nicht vorher gerathen: sie Beide wollten immer im Einverständniß handeln. Auch gelobte er Jakobäas Mutter, ihre Leibzuchtsstadt, die wichtige Festung Schoonhoven, solle außer Fehde bleiben, nur müßten die Bürger sich der Flüchtlinge entschlagen, die er gebannt habe. War Johann von Bayern jetzt etwa milder gegen Jakobäa gesinnt? Vielleicht gönnte er seiner Nichte von ihrem väterlichen Erbe wenigstens den Hennegau. Denn eine fürchterliche Sterbensmahnung war ihm geworden, wohl geeignet, Nachdenken zu erwecken.

Die Hoeks haßten ihn tödlich, und nachdem er fünf Jahre hindurch all ihre Angriffe niedergeschlagen, machten sie Mordanschläge auf sein Leben. Einer der vertrautesten Räthe war ihm der Ritter Johann von Vliet, der schon bei Herzog Wilhelms Zeiten Hofmarschall gewesen, und von ihm die Hand seiner natürlichen Tochter Beatrix erhalten hatte. Von Jakobäa war er mit der Herrschaft über die Insel Marken belehnt worden. Es war derselbe, der das Wagestück ausführte, vor den Thoren Brüssels den Herrn von Bergen=Grimbergen niederzuwerfen, von welchem oben erzählt wurde. Vliets Gemahlin aber blieb ihrer fürstlichen Schwester im Herzen ergeben, sie ärgerte sich über Glück und Hochmuth der Kabeljaus, und stachelte ihren Gemahl wider deren Gönner, den Herzog, auf. So kam es, als Jakobäa nach England geflüchtet war, das Jahr darauf zwischen dem Fürsten und seinem Hofmarschall zu Mißhelligkeiten, und der Ritter wurde all seiner Dienste entlassen. Nun spie er Gift und Galle auf den Herzog, knüpfte mit den Hoeks an, und wie sich denken läßt, gab er seinem Grimm laute Zunge.

In Schoonhoven hatten die Hoeks ihre rechte Herberge. Dort kam Herr Johann von Vliet auf Himmelfahrtstag an, und an dem Abend ging er speisen bei Johann dem Bastard von Langeraek. Da wurde er bekannt mit einem Herrn, der sich als einen englischen Kaufmann vorstellte, mit Namen Jan Henrichson. Ferner waren da zwei des Landes Verbannte, Florenz von Toll und Peter Butenweech, die sich heimlich dort aufhiel=

ten, und noch fünf oder sechs andere Herren aus der Stadt. Nach Tische gingen sie zusammen auf dem Damme am Strome spazieren, und der Ritter kam mit dem Engländer in's Gespräch. Dieser fragte ihn, ob er Wälsch könne? „Nein.“ Ob er Latein könne? „Nein.“ „Dann seid Ihr blos ein halber Mann“, sagte der Kaufmann, sprach noch dies und jenes, und zuletzt kam er auf den Herzog zu sprechen und fragte, „ob er viel ausreite, oder zum Schießen gehe, oder wie er seine Zeit täglich zubringe?“ — „Reiten thut er nicht viel,“ erwiederte Herr Johann, „aber täglich pflegt er zu schießen.“ — „Da nimmt er dabei auch wohl Briefe oder Zettel an?“ — „Gewiß, es ist ein Herr von gutem Herzen, Niemand weigert er Gehör oder Zettel anzunehmen.“ — Da sagte der Kaufmann: „Ja, ich habe sagen hören, man nehme ihn wenig vor Vergiften in Acht. Sollte man ihn wirklich so leicht vergiften können?“ — „Warum sollte das so unmöglich sein?“ sagte Vliet und brach das Gespräch ab. Er überdachte die Sache und bestellte den Kaufmann auf den andern Abend zwischen zehn und eilf Uhr in seine Kammer in der Herberge, und da wurden sie einig, der Engländer sollte ihm um Margarethentag, drei Tage früher oder später, das Gift liefern, den Herzog damit zu vergeben, dazu viertausend Kronen für den Anfang, und wenn das Werk vollbracht sei, noch vierzigtausend Kronen. Das Gift sollte ankommen mit einem Briefe, mit dem Siegelring versiegelt, den Henrichson an der Hand hatte. „Ob er's nun in England könne wissen lassen, daß er den rechten Mann gefunden?“ fragte der Letztere. Der Ritter antwortete: „Das könne er wohl thun, nur nennen sollte er ihn nicht.“

Das war also am Freitag nach Himmelfahrtstag. Am Montag darauf kamen Florenz von Toll und Peter Butenweech mit Vliet auf dieselben Sache zu sprechen, und sie verabredeten eine Zusammenkunft in der Dorfkirche zu Willigen. Dort wurde festgesetzt: sie wollten ihm das Gift bringen, und wenn er's gestrichen hätte, würden sie ihm auf sein Wort zweitausend Kro=

nen baar geben, und fünfzig Tausend in Pfand oder Gelde bei heimlichen Freunden, die ihm sicher wären, hinterlegen, daß er's haben solle, wenn das Werk gefruchtet hätte. Und das müßte geschehen sein vier Tage vor Margarethentag, der noch vor Mitte Juli fällt. Sie fragten Herrn Johann: „was für Gelöbniß oder Bürgschaft er darum wolle?" — „Ihr seid Vertriebne und Verbannte", erwiderte er, „an Euch wäre ich nicht sicher!" — „Aber wißt Ihr Keinen in Utrecht, der's Euch verbürgte?" Und Herr Johann nannte Gerhard den Keyser und Johann Knyff. „Wohl!" sagten sie, und machten einen sichern Tag aus, wo sie in Loepick in der Kirche wieder zusammen kämen. Jene Beiden reiseten nun nach Utrecht, um mit Dietrich dem Braunen sich wegen der Bürgschaft zu benehmen. Am bestimmten Tage kamen sie mit diesem Dietrich, und ferner mit Gerhard dem Keyser und Johann Knyff nach der Loepicker Kirche, wo sie den Ritter trafen. Die Beiden aus Schoonhoven sprachen mit den drei Utrechtern, und gingen dann wieder zu Herrn Johann, und Dieser sagte zu Jenen: „Ich habe mit diesen Beiden einen Bürgschaftsvertrag geschlossen um eine Sache, für welche sie mir Geld zahlen sollen: wollt Ihr dafür bürgen als Kaufleute?" Da sagten Gerhard und Johann Knyff: „Ja, wir bürgen Euch dafür." So wurde man nun einig, und sie gaben dem Ritter das Giftbüchschen in einem hirschledernen Beutelchen. Sie meinten aber, es werde wohl nicht stark genug sein; wenn es nicht fruchten sollte, würden sie ihm anderes Gift von England kommen lassen. Schließlich wurde noch verabredet, sobald Florenz und Peter oder Dietrich der Braune es die beiden Utrechter wissen ließen, sollten diese Herren Johann das Geld geben.

Nun reisete er nach dem Haag, und strich an des Fürsten Gebetbuch das Gift, es war etwa so viel wie eine Nuß. Was noch in dem Büchschen war, das schüttete er an einen Abort, trat das Büchschen mit seinen Füßen auseinander, und warf es hinterdrein. Und den Handschuh, womit er das Gift gestrichen, hieb er entzwei, und verbrannte die Stücke im Feuer. Seine

Finger aber rieb er an der Mauer ab, ehe er etwas aß. Der Herzog wurde krank, starb aber nicht. Als nun Vliet nach Schoonhoven kam und die zweitausend Kronen haben wollte, da machte man Einreden und meinte, das Gift habe nicht geholfen und dergleichen, so daß nun der Ritter an Dietrich den Braunen schrieb und ihm den Brief durch ein Weiblein sandte. Aber auch von Utrecht erhielt er kein Geld. Auch wußte er nicht, ob die beiden Utrechter Bürgen von der Sache wußten oder nicht.

Mit solchen Worten legte Johann von Vliet ein Geständniß ab, und auf dieses Geständniß ist der Ritter gestorben. Sein Verbrechen war bald nach der That ruchbar geworden, man weiß nicht mehr auf welche Weise. Unsere Urkunden weisen nach, daß er schon am 21. Juli in Purmerende gefangen lag, und daß die Geheimräthe des Fürsten mit Abgeordneten der vier vornehmsten Städte hinreiseten zu seinem Verhör. Am Tage seiner Enthauptung, am 3. August, wiederholte er sein Geständniß vor dem ganzen Rath von Holland, worin außer dem Schatzmeister saßen die Barone Franz Florenz und Philipp von Borsselen, Wilhelm von Egmond und andere Räthe, auch Einige aus dem Luxemburger Lande, dazu die Abgeordneten der zehn bedeutendsten Städte in Holland. In Gegenwart der Abgeordneten der Stände, und unter ungeheurem Zulauf aus dem ganzen Lande, wurde er geköpft und geviertheilt. Sein Haupt wurde auf einem Thurm der Hofpforte im Haag ausgesteckt, und die Stücke seines Leibes fuhr der Henker nach den vier Hauptstädten Hollands, wo er sie am Thore aufhing. Das war die Strafe des Fürstenmordes. In Leyden hing das Stück seines Gebeins noch im nächsten Jahr, bis es ein Windstoß niederwarf, und der Stadtrath es durch den Todtengräber sammeln und auf dem Kirchhof einscharren ließ.

Nun siechte der Herzog noch lange Monate hin. Er wußte, daß sein Lebensfaden schon halb zerschnitten war. Im September beschenkte er die Geistlichkeit seiner Hofkapelle im Haag mit Gütern und Freiheiten, „damit sie seines Alters und seiner Seele im Gottesdienste gedenken sollten.“ Und er war doch erst ein

Fünfziger. Auf des Brabanters Drängen fing er endlich an, mit Macht zu rüsten, und versprach, wenn er gesund wäre, mit seinem Heere am dreizehnten Tage zur Stelle zu sein. Damals aber, zu Ende des Dezembers, war er bereits sehr krank, und Wilhelm von Egmond, den er einstweilen zum Ruhwart bestellt hatte, und der Schatzmeister Gaesbeek beriefen die vornehmsten Kabeljaus nach dem Haag, um Maßregeln auf den Todesfall des Fürsten zu berathen. Am bezeichneten dreizehnten Tage sank er plötzlich todt zu Boden, es war am Dreikönigsmorgen des Jahres 1425. Tags vorher hatte er noch seinen getreuen Nothaft eine Zahlungsanweisung von 300 fl. gemacht, wofür der Ritter die Kleinodien gekauft, mit welchen der Herzog zu Neujahr seine Gemahlin nnd deren Hofdamen und Gesinde beschenkt hatte. Johann von Bayern wurde im Haag begraben, und ein paar Hand voll Erde bedeckten nun den Weitgefürchteten und all seine großen Pläne.

So hatte endlich Vliets Gift doch gewirkt. Wessen Hand es mischte, ist niemals offenbart worden. Es trafen dabei zusammen der persönliche Haß des entlassenen Hofmarschalls, der Parteihaß der Hoeks, und offenbar ein Anstoß aus England, wo sich die Flüchtigen an Jakobäas Hofe sammelten. Ihren Oheim, diesen Furchtbaren, mußten die Hoeks erst aus dem Wege haben, erst dann konnten sie auf Sieg sich Rechnung machen. In England wurde auch ein Abgesandter Johanns von Bayern erschlagen, den er wahrscheinlich auf heimliche Kundschaft dorthin geschickt hatte: für diesen verordnete Jakobäa noch in ihrem Testamente vierhundert Seelmessen nebst Genugthuung an seine Verwandten.

Zum zweitenmal nach kurzer Ehe mußte sich Elisabeth von Görlitz in den Wittwenschleier hüllen. Alle ihre Aussichten, durch welche sie hoch sich über Jakobäa gehoben, waren dahin. Um so enger schloß sie sich an Philipp an, und trug so wenig als irgend ein Kabeljau Scheu, sich durch Güter der vertriebenen Hoeks zu bereichern.

Auf die Schreckensnachricht, ihr gewaltiger Hort und Herzog sei plötzlich Todes verblichen, eilten alle Vornehmen der Kabeljaus nach dem Haag. Noch bildeten hauptsächlich sie die Stände des Landes, noch hatten sie allein die Aemter im Besitz, und damit sie dabei blieben, ließen sie kaum einen Tag nach des Herzogs Hintritt vergehen, als sie schon in feierlicher Ständeversammlung zusammentraten, und Johann von Brabant, weil er der Landesherrin rechter Gemahl und Vogt sei, zu ihrem Herrn und Fürsten erklärten. Sie stellten die Herren von Gaesbeek und Egmond als seine Statthalter und Ruhwarte des Landes auf, und erließen schleunige Gebote an die Städte und Amtleute, im Namen des Herzogs von Brabant das Recht zu verwalten und die Steuern zu erheben, gegen jeden Angriff werde man ihnen beistehen. Dann reiseten die Ruhwarte zu den Hauptstädten, um sie zu stärken und zu ermuthigen, und eröffneten eine neue und grimmige Hetze gegen Jakobäas Anhänger. Auch die letzten Hoeks sollten flüchten, damit das Land von Unrath rein und klar sei, wie das Verdeck eines Kriegsschiffes.

Zugleich sandten die Kabeljaus ihre Boten nach Brüssel, der Herzog müsse auf der Stelle zu ihnen kommen. Johann von Brabant berief sofort seine Stände nach der Hauptstadt, zu rathen, was zu thun. Man war einig, der Herzog müsse unverzüglich nach Holland, um wenigstens dies Land zu schützen, damit es ihm nicht ebenso wie der Hennegau verloren gehe. Also bestellte er seinen Bruder St. Paul zum Oberfeldherrn, vertrauete die Landesregierung einem Zwölferrath aus den Ständen, und begab sich am 18. Januar mit seinem Hofe und mehreren Räthen nach dem Haag. Er war sehr krank und konnte nicht zu Pferde sitzen. Doch die Kabeljaus ließen ihm keine Ruhe, sie fuhren und trugen ihn in Holland und Seeland umher, damit er nur erst die Huldigung empfinge. Am 8. Februar gelobte Johann: sämmtliche Freiheiten und Privilegien unverbrüchlich zu halten, von den Gütern des Landes auf keine Weise etwas zu entfremden, nur Landeseingeborne anzustellen, und seines Vorgängers

Schulden zu bezahlen. Auch versprach er feierlich, Keinen von den Verbannten oder Flüchtlingen wieder in's Land zu lassen ohne freiwillige Zustimmung der Stände. Alles hieß er gut, was die Kabeljaus bisher gethan hatten, und ernannte Gaesbeek zum ersten Ruhwart, Egmond zum Schatzmeister des Landes, und Franz von Borsselen zum zweiten Ruhwart. Dabei überschüttete er seine Anhänger mit Privilegien und Gnaden, und machte sich verbindlich, Keinen seiner Stelle zu entsetzen, es sei denn, er bezahle ihm zuvor Alles, was derselbe von ihm fordern könne für Auslagen Rückstände und dergleichen. Es war ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß des Fürsten mit einer Partei. Mit den Friesen dagegen vertrug sich Johann von Brabant, ohne sein Fürstenrecht zu sehr zu betonen, damit er nur Frieden vor ihnen habe.

Wer aber hinter all diesen Vorgängen stand als Anstifter, war Herzog Philipp. Alsbald nach Johanns von Bayern Tode erschienen die burgundischen Räthe und mit ihnen die Abgeordneten der flandrischen Städte im Haag, die Pläne ihres Herrn in's Werk zu setzen. Die Kabeljaus begriffen recht wohl, daß unter dem Brabanter Schwächling sie allein die Herren im Lande seien, und sie durften sich verlassen auf die Zusage des Herzogs von Burgund, er werde seinen Vetter bei ihnen vertreten, und ihnen helfen mit seiner Stärke, wo es Noth thue.

Ohne Philipps Einmischung wäre Holland und Seeland sicher Jakobäa nicht verschlossen geblieben. Denn das Volk glaubte, der Pabst selbst habe ihre frühere Ehe vernichtigt, und Humfried sei jetzt des Landes rechter Vogt.

Die Bürgerschaft von Gouda war nicht dazu zu bringen, daß sie dem Brabanter huldigte. Selbst die beiden vornehmsten Städte, Dortrecht in Holland und Ziericksee in Seeland, erklärten sich neutral. Sie meinten erst abzuwarten, wer sich als rechter Landesherr ausweise. Die Zierickseer schickten Boten nach Mons: man möge ihnen Abschrift der Bulle senden, in welcher der Pabst Jakobäas Ehe mit Humfried für recht und gültig erkläre. Zugleich schlossen die Bürger dieser Stadt einen festen Bund mit

einander: sie wollten fest zusammenstehen in der schweren Zeit, jeden Schaden gemeinschaftlich tragen, und nur Dem als Fürsten huldigen, den einmüthig all die Bürgerbeamten und Räthe anerkennen würden.

Die Verbannten aber kehrten auf heimlichen Wegen in's Land zurück, und regten ihre Freunde auf. Die leichten Fahrzeuge der Hoeks ließen immer zahlreicher sich auf den Flüssen und Küstengewässern blicken. Sie hatten zwei Hauptplätze, wo sie sich sammelten, den einen im Süden auf den Wards, wo Yssel Leck und Maas zusammenströmten und man leicht die befreundeten Städte Gouda und Schoonhoven erreichte, den andern im Norden an der Mündung der Eeme, wo die Hoeks sich auf Amersfort stützten und Medemblick bedroheten, das bereits im Aufstande war. Humfried und Jakobäa hatten ihre offenen Briefe in Holland und Seeland umhergeschickt, und forderten die Unterthanen auf, zu ihnen zu stehen als den rechten Fürsten, und sie fanden genug Anhänger, welche diese Briefe heimlich verbreiteten. Auch die Hennegauer Stände sandten die Mahnung, daß Holland-Seeland-Hennegau bei einander und ungetheilt bleiben müßten. Johann von Brabant erklärte dagegen Jeden für einen Landesverräther, der solche Briefe nicht sofort abliefere, oder der einem Hoek Herberge oder Förderung gebe. Ja, er setzte sogar zwanzig Kronen darauf, wer einen Hoek fange und liefere, und zehn, wer einen todtschlage.

Mitten in diese Gährung und Unruhe erscholl auf einmal die Nachricht, die Hoeks hätten sich Schoonhovens bemeistert. Diese wichtige Stadt am Leck gehörte zu den Leibzuchtsgütern von Jakobäas Mutter, und sie hatte dort Dietrich von Maerssen als ihren Statthalter eingesetzt. Auf dem festen Schlosse in der Stadt war Wilhelm v. d. Coulster als erblicher Inhaber von Johann von Bayern bestätigt worden, den Kriegsbefehl aber auf der Burg führte Arnold Beylink, der Schultheiß in Gouda gewesen. Nun hatten sich gerade in Schoonhoven und Umgegend viele Flüchtlinge versammelt, die ihren Genossen im Hennegau

Nachricht gaben, daß sich hier ein guter Schlag führen lasse. Jakobäa hielt Rath mit Humfried, ihrer Mutter, und mit ihren Getreuesten. Man konnte durch die feindlichen Heeresmassen, welche sich von Brabant heranwälzten, nicht durchdringen. Aber es mußte etwas geschehen, um dem holländischen Volke zu zeigen, daß die Fürstin nahe sei. Also erhielt Florenz von Kyfhoek Befehl, in aller Stille mit versuchten Leuten nach Schoonhoven aufzubrechen, und die Freunde dort wurden benachrichtigt, sich bereit zu halten. Es war um die Mitte des Märzmonats. In kleinen Haufen, denn größere hätten Aufsehen erregt, kam Kyfhoek bis in die Nähe der Stadt, und es gelang dem Schlauen, durch List seine Leute hinein zu bringen. Sofort stellten sich die Bürger auf ihre Seite, die Kabeljaus flüchteten in Eile auf ihre Burg, und rasch wurde auch diese rings umzingelt und bestürmt. Schon in der nächsten Nacht fielen die Vorderburg und andere Bollwerke in die Hände der Hoeks. Jetzt strömten von allen Seiten ihre Parteigenossen nach Schoonhoven. Ihre besten und erfahrensten Kriegsführer fanden sich ein, es waren Fünf darunter, die bereits den Ritterschlag sich verdient hatten, und zwanzig andere Edle. Schoonhoven wurde der Hauptwaffenplatz der Hoeks, von welchem aus sie gedachten, tiefer in Holland einzudringen.

Fünftes Kapitel.

Fürstliche Zweikampfsbriefe.

Zorn Philipps. Annäherung an Frankreich. Aufgebot zum Kreuzzug gegen Humfried. Parteiung in der Ritterschaft. Frankreichs Vortheil. Die Burgunder und Brabanter Kriegsvölker. Irrthum Humfrieds und Jakobäas. Humfrieds erster Brief an Philipp. Falschheitsvorwürfe. Anfängliches Stillschweigen Philipps. Gräßliche Verheerung des Hennegaues. Erstürmung und Einäscherung von Brain. Humfried bei Soignies.

Ausforderung zur Feldschlacht. Flucht des Städtevolks. Scharmützel unter den Ritterschaften. Ankündigung des Waffenstillstandes. Humfried von Philipp gefordert. Annahme des Duells und des Kampfrichters. Tagbestimmung. Philipps zweiter Brief.

Der Tod des Oheims und die Einnahme von Schoonhoven stellten Humfried und Jakobäa auch den Besitz von Holland und Seeland in fröhliche Aussicht. Doch inzwischen war ein arger Feind rasch und klirrend auf die Bühne getreten.

Humfried hatte all die klugen Berechnungen Philipps zerbrochen, plötzlich die so weit und geschickt angelegten Netze zerrissen. Er war sogar mit seinem Heere durch burgundisches Gebiet gezogen, ohne den Landesherrn nur einmal um Erlaubniß zu fragen. Nichts konnte für den Stolz und die Politik des Burgunder Herzogs peinlicher sein. Daher als die Nachricht erscholl, Humfried marschire wirklich nach dem Hennegau, gab es bei Allen, die es mit Frankreich gut meinten, freudige Gesichter. Jetzt hatte der friedenstiftende Savoyer Oheim sein Spiel gewonnen, und der französische König erhielt Zeit, sich von seinem tiefsten Falle zu erholen. Philipp war gleich von Paris nach Maçon gereist, und hatte dort mit Amadäus, mit französischen Großen, mit den Gesandten Karl VII. unterhandelt. Hätte die ritterliche Pflicht der Blutrache vom Burgunder Fürsten nicht gefordert, daß die Mörder seines Vaters bestraft wurden, oder hätte sie der König, welchen sie als Rathgeber umringten, opfern wollen, so wäre schon jetzt Frieden geschlossen und die englisch-burgundische Allianz aufgelöst. Einstweilen feierte Philipp seine Hochzeit, und verlobte seine Schwester Agnes mit Karl von Bourbon. Zu Weihnacht ging er mit dem ganzen Hofe nach Chartreux, und seine fromme Herzogin bediente die Mönche im Refektorium, während sie speiseten.

Voll Grimm und Beschämung sann Philipp, wie er Humfried überbieten könne. Vor aller Welt sollte er beschimpft werden. Nun war es damals die schreckliche Zeit der Hussitenkriege. Man zog wider die böhmischen Ketzer und Wüthriche in's Feld, gleich

wie gegen Ungläubige und Christenfeinde. Auch in den Niederlanden war der Aufruf zum Kreuzzug von allen Kanzeln verkündigt, und viele Ritter und Bürger waren zu König Sigmunds Fahnen geeilt. Sollte sich Humfried nicht zu einem solchen ketzerischen Unhold stempeln lassen? Er hatte ja die Kirche geschändet, die Grundfesten der christlichen Gesellschaft erschüttert, als er öffentlich eines Andern Eheweib zur Frau nahm. Eine Art Kreuzzug also ließ Philipp gegen Humfried aufbieten, in größter Hast und öffentlich in all seinen Landen. Von den Kanzeln in der Kirche, vor den Rathhäusern, auf den Dörfern mit klingender Schelle, überall wurde verkündigt: „Ritter und Lehnsleute, Adel und Bauern, und Alles was nur Waffen tragen könne, solle sich in Eile aufmachen und versammeln unter den Befehlen der Herren von Luxemburg, L'Isle Adam, Croy, und anderer Lieutenants und Feldhauptleute des Herzogs, um zu dem Brabanter Heer zu stoßen und gegen Humfried von England zu streiten, so tapfer und eifrig sie es vermöchten.“ Chatillon war als Sammelplatz bestimmt.

Eine so ungewöhnliche Weise, gegen einen Vetter und Alliirten aufzutreten, regte alle Welt auf. Große Mengen Volks setzten sich nach dem Hennegau und Brabant in Bewegung. Nun spaltete sich feindlich alle Ritterschaft in den Niederlanden, in Frankreich, in England. Man ergriff die Sache als einen höchst wichtigen Rechts- und Ehrenhandel, bei dessen Entscheidung jeder Mann betheiligt sei. Es fragte sich: kann eine Frau, die ihre Ehe für nichtig hält, ohne Weiteres ihren Mann verlassen und einen andern nehmen? Bei all der adligen Gewöhnung, den Frauen zu huldigen und zu dienen, als wären sie Engel vom Himmel, verstanden jene Ritter doch keinen Spaß, wo es ihre eheherrlichen Rechte anging. Die Flucht der Frau war die größte Schande für den Mann, und es handelte sich dabei auch um die Landgebiete Schlösser und Einkünfte, welche die Vermählung eingebracht. Dagegen gab es wieder Männer genug, welche gerührt von der jungen Fürstin Reiz und Unglück erklärten: „Hei-

lige Ritterpflicht sei es, gegen Diejenigen aufzutreten, welche sie erst in eine schmähliche Ehe hinein getrieben, und dann schamlos beraubten und verfolgten. Und worüber man sich denn empöre? Jakobäa habe ja gerade so gehandelt, wie Pabst und Kirche es wollten. Niemals hätte man in Rom die Ehe zwischen so nahen Verwandten zugeben dürfen, darum sei ja auch die erste Dispensation schon nach vierzehn Tagen widerrufen, und nur auf päpstlichen Befehl sei Jakobäa von der unseligen Verbindung zurückgetreten. Der heilige Vater selbst habe ihre Ehe mit dem Herzog von Glocester gesegnet und bestätigt." Erwiederten Jene nun, „das Alles sei nicht wahr, der Pabst habe ja zum zweitenmal Dispensation geschickt," so beriefen sich die Andern auf die Bullen, die aller Orten öffentlich verlesen und an den Kirchthüren angeschlagen seien. Sie sagten: „Von einem Widerspruch des Pabstes zu Rom höre man nicht das Geringste mehr. Diese Bullen verdienten also wohl mehr Glauben, als jene andern, mit welchen des Brabanter Herzogs Leute umherzögen. Wie könne man auch nur denken, daß diese ächt seien! Werde denn der Pabst widerrufen den Widerruf seiner Dispensation? Der arme Brabanter glaube ja selbst nicht an sein Recht, er habe zu Paris erklärt: daß er Jakobäa Humfried lassen wolle. Nun, dann müsse er auch ihre Fürstenthümer herausgeben."

So stritt man hin und her. Man griff zu den Waffen des kanonischen und des römischen Rechts, die Köpfe erhitzten sich, und zuletzt schlug jede Partei an's Schwert, als an die einzige Entscheidung. Wenn die Ritterschaft in England und im Hennegau sich freudig um Humfried schaarte, so zogen dagegen selbst aus dem englischen Frankreich Fähnlein heran, welche ihn bekämpfen wollten. Gegenüber von Humfrieds und Jakobäas Tafelrunde hatte sich eine ritterliche Genossenschaft gebildet, welche es sich zum Ziele setzte, die beleidigte Sitte und Rittere hre zu rächen. Diese Herren hefteten auf ihren rechten Arm kleine runde Schilde von Silber, auf welchen ein Stück Sonne gemalt war, zum Zeichen, daß so hell strahlend das Recht des Gemahls sei, welchen

Jakobäa freventlich verlassen. Als Bedford zum Besuche kam an Philipps Hofe, sah er zwei berühmte Ritter, den Bastard von St. Paul und Adrian von Humieres, mit diesen Armschilden einherstolzieren. In seiner Gegenwart ließen sie sich vernehmen: „Kein Engländer dürfe sagen, Glocester habe besseres Recht, als der Brabanter, oder er müsse ihnen erst den Armschild abreißen und sein Leben gegen sie im Kampf einsetzen." Schon hatte Bedford seinen Leuten befohlen, den Uebermüthigen die Armschildchen abzureißen, denn er hatte gehört, als sagten sie: kein Engländer werde sie antasten, oder er müsse mit ihnen kämpfen. Als er jedoch erfuhr, es handele sich bloß um Glocesters Ehesache, ließ er es hingehen.

Aus Tournay kamen außer den Mannschaften, welche die Stadt schickte, um gegen die Engländer zu kämpfen, noch dreihundert Gesellen, die sich „Leute vom guten Willen" nannten, weil sie auf ihre eigenen Kosten lebten. Jakobäa aber erhielt in jener Zeit den Beinamen „Dame Jacque la desirée."

Voll Sorgen nahm Bedford wahr, wie tagtäglich die Truppen seines Alliirten sich in Frankreich verdünnten, und wie Eifer und Interesse des Krieges nach den Niederlanden verlegt wurde. Die Lorbeeren seiner Schlacht von Verneuil, noch eben in frischer Blüthe, sollten rasch abwelken. Jetzt sollte für Frankreich sich wieder ein nationaler Wille stählen, vor allen Dingen erst den Fremden vom französischen Boden zu vertreiben. Denn die Franzosen, die im eigenen Lande für oder wider ihren angestammten König zu Felde zogen, kämpften nun in den Niederlanden für eine gemeinschaftliche Sache. Philipp aber sammelte in Dijon Gelder, wie zu einem großen Kriege, und ließ den Grafen von Luxemburg in den Hennegau einrücken mit einem starken Heere, welches sofort ungeheures Verderben verbreitete.

Die Brabanter hatten sich unter dem Befehle des Grafen von St. Paul versammelt. Auch ihrer hatte sich eine sonderbare Aufregung bemächtigt. Sie waren außer sich vor Aerger, daß ihre einst so geliebte Herzogin jetzt mit fremdem Heer und

Gemahl an ihrer Gränze stehe. Nicht einmal die Fehde, wie es doch unter allen Fürsten und Edlen des römischen Reichs Sitte war, hatte Humfried ihnen angesagt, als seine Engländer bereits auf Brabanter Gebiet streiften, und mit Brand und Todtschlag nicht einmal die geweiheten Hallen der Mönche und Nonnen verschonten. Wer in Brabant jemals Armbrust oder Bogen gespannt hatte, nahm sie jetzt auf die Schulter. Die Bogenschützen Englands hatten sich in den französischen Schlachten einen so furchtbaren Namen gemacht, daß Leute von Ritterart es sich zur Ehre rechneten, in ihren Reihen zu kämpfen. Nun wollten die Brabanter Bogenschützen es den englischen zeigen, daß sie ihren Ruhm nicht fürchteten. Philipp aber trieb aus den burgundischen Ländern immer neue Massen herbei. Es gab, Brabanter und Burgunder zusammengerechnet, ein Heer von mehr als sechszigtausend Mann, für jene Zeit etwas Unerhörtes. Man erzählte später, es seien bei dem ersten Aufruf an 180,000 Mann zusammen geströmt: Philipp aber habe die Meisten nach Hause geschickt, weil sie ja keiner habe ernähren können. Philipp sandte seine besten Feldherren: außer Johann von Luxemburg dessen Bruder Peter Graf von Conversant, dann die berühmten Kriegsmänner, den tapfern und klugen Herrn von Croy, den Herrn von Villers, der unter dem Namen L'Isle Adam weithin gefürchtet war, den Herrn Andreas von Valins, den Bastard von St. Paul, die Herren von Humieres, von St. Traille, und mehrere Andere.

Das hatten sich Humfried und Jakobäa nicht träumen lassen. Die Letztere beklagte sich bitter, daß ihr Vetter Philipp sie so grausam verfolge, und erklärte: „wider Jederman werde sie ihr Recht vertheidigen." Humfried aber schäumte wie ein Gießbach, als er erfuhr, Philipp lasse gegen ihn ein allgemeines Aufgebot ergehen, wie gegen einen Türken und Heiden. Nach ihrer Meinung hatten sie alles Mögliche gethan, um den Herzog von Burgund zufrieden zu stellen. Jahre lang hatten sie ihre Kriegslust gezügelt, Jahre lang auf den Besitz ihrer Fürstenthümer verzichtet, und waren von einem Unterhandlungstage zum

andern gekommen. Schließlich hatten sie nichts begehrt, als daß Humfried Fürst sei in Jakobäas Erbe, so lange sie lebe. Das konnte ja Philipp einerlei sein, ob Humfried oder Johann von Brabant ihr Land regierte. Starb Jakobäa kinderlos, so kam ja doch in einem wie im andern Falle Philipp die Anwartschaft zu. Und nun war er im benachbarten Artois und regte noch immer unabsehliches Kriegsvolk wider sie auf, und erfrechte sich sogar, in seinem Aufruf zu sagen: sie wollten keine Vermittelung annehmen. Jakobäa wies ihren Gemahl an, dem Burgunder öffentlich seine Falschheit vorzuwerfen, und so schrieben sie ihm folgenden Brief:

„Hoher und mächtiger Fürst! Vieltheurer und viellieber Vetter!

Man hat mir berichtet, daß in Euern Landen und Herrschaften jüngst von Euretwegen verkündet und ausgerufen ist, alles waffenfähige Volk und überhaupt alle Adligen und Unadligen, die Euch lehns- oder dienstpflichtig, sollten auf den Tag bereit sein, mit Herrn Johann von Luxemburg und Andern zum Dienst meines Vetters von Brabant zu gehen wider mich, meine Freunde Helfer und Unterthanen. Und dabei hat man mehrere unwahre Dinge zu hören gegeben. Soviel oder mehr habe ich entnommen aus der Kopie gewisser Briefe, welche von Euch geschrieben lauten in Eurer Stadt Dijon den zwanzigsten November. Diese Erlasse und Briefe erschienen, glaube ich, mit Euerm Wissen und Befehl, obgleich Ihr gut genug wißt, was ich in der letzten Zeit auf Eure Bitten Vorstellungen und Gesuche gethan, — wie oft ich mich meinem guten Bruder dem Regenten und Euch unterstellt habe, um den Streit und Zwiespalt beizulegen, dessen in jenen Briefen gedacht ist, und der besteht zwischen meinem genannten Vetter von Brabant und mir, — wie viel Rechtstage ich deßhalb angenommen, und welche Angebote zu meinen Ungunsten ich thun ließ, auf die, wir Ihr besser wißt, als ein Anderer, man von Seiten des Herzogs von Brabant niemals eingehn, noch irgend einen Vertrag annehmen wollte, — voraus-

gesetzt, daß das Alles in jenen Briefen in's Gegentheil gefärbt ist, wie Ihr Euch durch beiliegende Abschrift, wenn Ihr sie einsehen wollt, überzeugen könnt. Und ich weiß auch, daß, was ich hierin gethan, Eurem guten Gedächtnisse noch nicht entschwunden ist.

Und Ihr wißt auch, wenn Euch Blutsfreundschaft bewegen sollte, etwas zu thun, so müßtet Ihr eher meiner Partei, als der andern zu helfen geneigt sein, da meine Genossin und Gemahlin zwiefach Eure rechte Base ist, und mein Vetter von Brabant Euch so viel und so nahe nicht angeht. Und außerdem seid Ihr dazu verpflichtet durch den Friedensvertrag, den Ihr und ich feierlich beschworen haben. Das wird der Herzog von Brabant niemals schwören, sondern er hat, wie Ihr wißt, eine gegentheilige Allianz gemacht, die Euch gegen ihn aufbringen müßte. Dieser Vertrag ist nicht durch mich gebrochen, noch wird er es jemals. Ja, schon der Gedanke würde mich schwer bekümmern, und ich sollte meinen, wenn ich das gethan hätte, könnte mir nie mehr Gutes widerfahren, wie es auch nicht thun würde. Eben so halte ich wahrlich Euer Gemüth für so edel, daß Ihr in Euerm Leben nicht anders handelt, um keiner Sache willen.

Andrerseits aber habt Ihr noch nicht wahrnehmen können, daß ich weder vordem, noch seit ich hier bin, nicht stets in dem Wunsche gelebt hätte, Euch und den Eurigen gefällig zu sein, oder daß ich jemals gethan bewirkte oder ertrug oder duldete, daß Euch und Euern Unterthanen irgend Kümmerniß oder Schaden geschah. Ich habe vielmehr Eure Unterthanen behandelt und gehalten und mir empfohlen sein lassen, als wären es meine eigenen, wie sie davon Euch selbst Kunde geben können.

Und hiermit wißt Ihr, wie ich Euch bisher geschrieben was wahr ist, daß ich nicht hierher gekommen bin, irgend etwas von einem Andern zu suchen, vielmehr zu fordern oder anzusprechen, zufrieden bin mit dem, was mir gebührt und gehört von wegen meiner Gemahlin, Eurer Base, und was ich mit Gottes Hülfe bewahren will, so lange sie lebt, und das ist mir völlig genügend. Wenn ich aber etwas thun mußte und muß gegen meinen besagten Vetter, so trage nicht ich, wie Ihr wißt, die Schuld,

sondern durch seine Unternehmungen gezwungen, meine Ehre zu wahren und mein Land zu vertheidigen, konnte ich nicht anders, wie Ihr wohl wissen könnt der Wahrheit gemäß, — dies, glaube ich, wißt Ihr schon, es sind sattsam bekannte Dinge. Deßhalb kann ich nicht glauben, daß jemals jene Erlasse und Briefe mit Euerm Wissen oder sicherer Kenntniß gemacht sind.

Deßhalb, hoher und mächtiger Fürst, mein vieltheurer und vielgeliebter Vetter, bitte ich Euch in Wahrheit sehr, daß Ihr, was hier gesagt ist, wohl erwägen wollt, nämlich: was ich in Betracht Eurer und Eures Vorstellens und Ersuchens gethan, die Verwerfung von Seiten der andern Partei, — die Nähe — der Blutsfreundschaft, — den Freundschaftsvertrag, — daß ich in keiner Sache Euch zuwidergehandelt habe, — und die besagten Unternehmungen meiner Gegner. Und ich glaube, daß selbst, wenn das sich so verhielte, was man mich hat wissen lassen und was ich noch nicht glauben kann, — wenn Ihr es recht bedenket, so werdet Ihr andern Rath fassen und anderer Meinung sein.

Wollt Ihr aber anders handeln, so wird Gott, dem man Nichts verheimlichen kann, mein gutes Recht schützen, und auf den Eid, den Ihr geleistet, darauf berufe ich mich.

Hoher und mächtiger Fürst, vieltheurer und vielgeliebter Vetter, durch den Ueberbringer Dieses laßt mich Eure Meinung wissen, und giebt es eine Sache, die ich für Euch thun könnte, so werde ich es von ganzem Herzen thun, Unser Herr weiß es, der Euch beschützen möge.

Geschrieben in meiner Stadt Mons unter meinem Siegel, den zwölften Januar. Hoher und mächtiger Fürst, mein vieltheurer und vielgeliebter Vetter, ich schicke Euch hierin eingeschlossen die getreue Kopie jener Briefe, so gezeichnet: de Croy. Euer Vetter, Herzog von Glocester, Graf von Hennegau Holland Seeland Pembrocq und Herr von Friesland."

Philipp nahm diesen Brief vom Herold, der ihn feierlich überbrachte, in Empfang und steckte ihn in die Tasche,

so scharf er auf seine Wahrhaftigkeit und ritterliche Bundestreue auch abzielte. Die rechte Zeit zur Antwort schien ihm noch nicht da. Nochmal kamen seine und Bedfords Kanzler und Geheimräthe nach dem Hennegau und nach Brabant, und nochmal zogen sie hin und wieder, um gütlichen Vertrag zu Stande zu bringen. Das dauerte so zwei Monate. Unterdessen aber rasete ein entsetzliches Kriegstoben, welches Philipp mit stiller Lust anfeuerte. Die Menschen wußten sich vor innerer Wuth und Aufregung nicht zu lassen: es war, als wenn Jedermann im Gegner zugleich seinen Todfeind wüßte. Nationalhaß, die Rohheit jener Zeiten, und die schweren Fragen, welche Jakobäas unselige Ehesache heraufbeschworen, Alles wirkte zusammen. Das Elend der Hennegauer war nicht zu beschreiben. Was die Wildheit und Habgier ihrer englischen Gäste übrig ließ, das holten sicher die Brabanter und Burgunder. St. Paul hatte sein großes Heer längs der Gränze vertheilt, seine beiden Hauptplätze waren Hal und Nyvels. Es hieß, Philipp selbst wolle Valençiennes belagern, Croy und Johann von Luxemburg sollten Mons angreifen. St. Paul unterdessen ruhete nicht, von der Brabanter Seite her die feindlichen Streifzüge mit Mord Raub Brand zu vergelten, und wenn man Engländer fing, schickte man sie auf Wagen gebunden nach Brüssel. Er hatte in seinem Lager auch 1200 Burgunder, und da er selbst noch so jung war, hatte ihm Philipp den Grafen von Conversant, den Bruder Johanns von Luxemburg, beigegeben, der ihn leitete. Einmal legten sich die Brabanter in die Büsche und Schlupfwinkel bei Brain, ein kleiner Haufe mußte die Engländer herausfordern, und als diese ordnungslos hinter ihnen herstürmten, geriethen sie in Hinterhalte, und wurden mit Verlust bis vor die Mauern von Brain zurückgeworfen. Da kamen die Jagdhunde, welche des Fürsten Jägermeister von Alters her in großer Zahl in Brain zu halten pflegte, aus dem Thore, und zerfleischten die halbtodten Engländer, und Keiner wagte vor der Wuth der ausgehungerten Thiere, sich den jammervollen Menschen zu nahen.

Endlich legte sich die ganze Brabanter und Burgunder Macht vor Brain, welches mit tiefen Gräben, mit hohen Mauern und Thürmen, mit starken Vorwerken auf das Trefflichste bewehrt war. Die reichen Brabanter Städter hatten in großer Menge grobe Geschütze und Wurfmaschinen mitgebracht: diese pflanzten sie ringsum auf, und überschütteten die Stadt mit einem unaufhörlichen Hagel von Kugeln. Die schweren Steingeschosse zerrissen die Mauern, glühende Pfeile steckten die Thorbedachung in Brand. Die Engländer aber, obgleich ihrer nur ein paar Hundert waren, und die tapfern Bürger von Brain wankten nicht.

Humfried und Jakobäa waren auf die Nachricht, daß man Brain angreife, von Mons aufgebrochen und standen zu Soignies, eine Stunde vom feindlichen Lager. Weil sie mit Angriff drohten, stellten sich zwei Mal die Brabanter und Burgunder auf dem Felde in Schlachtordnung, während im Lager auf den Streithengsten die Fähndriche harrten mit eingerollten Bannern, bis das Treffen beginne. Humfried rührte sich nicht. Es schien, als fürchte er sich eben so sehr, das übermächtige Heer der Brabanter anzugreifen, als diese sich fern hielten von den Engländern. Und doch wollten die Brabanter wissen, er habe bereits den Tag der Schlacht bestimmt gehabt.

Man beschloß nun im Brabanter Lager, einen allgemeinen Sturm gegen die Stadt zu wagen. Die Herren schmückten sich mit ihren besten Waffen und schönsten Feldzeichen. Wagen voll Heu und Stroh wurden herbeigeschleppt, die Gräben zu füllen, und darüber warf man Baumzweige und allerlei Holzwerk. Ueber diese Brücken stürmten die Belagerer und legten die Leitern an, vorn an die Herren mit fliegenden Bannern. Doch die Festungsmauern waren hoch, und die Belagerten brauchten so fleißig Büchsen und Bogen und stürzten so eifrig Steinblöcke hinunter, daß sie die Stürmenden in die Gräben warfen, mancher Herr verloren ging, und der Angriff abgeschlagen wurde.

Leider noch einen solchen Sturm auszuhalten, sahen sich Bürger und Besatzung zu schwach. Sie kapitulirten am 11. März,

dem achten Tage nach dem Beginne der Belagerung. Alle Engländer sollten frei abziehen den Stock in der Hand, und die Bürger wurden in die Gnade des Herzogs von Brabant gestellt. Man hatte sie wissen lassen, daß sie mit einer Summe Geldes davon kämen. Solche Bedingungen hatte sich der Belagerten Tapferkeit erzwungen. Es war vergebens, alle Wuth entladete sich über der unglücklichen Stadt. Als die Thore sich öffneten und die Engländer abzogen, war all das Städtervolk aus Brabant und Lüttich, aus Flandern Artois und der Boulogne nicht zu halten. Die Massen drangen in die Stadt, schlugen alles todt, was ihnen vor die Augen kam, Bürger und Engländer, plünderten, brannten, und es dauerte nicht lange, so war der ganze Platz ein Meer von Feuer und Rauch, aus welchem das Fluchen der Plünderer und der Todesschrei ihrer Opfer hervortönte. Nur ein Theil der Engländer und Bürger wurde von den Rittern in das Zelt des Feldherrn gerettet. Jetzt warf man auch die Thore und Mauern in den Stadtgraben, und wo früher Brain gestanden, sah man nur eine Stätte voll Asche Trümmer und Leichen. Alle Ritter im Heere waren empört über eine solche Niederträchtigkeit und sagten: „Da sehe man es, dies Städtervolk lerne niemals, was Recht und Brauch im Kriege sei.“

Man fragte die Engländer im Zelte des Oberbefehlshabers, warum sie die Stadt, welche doch so fest und mit Lebensmitteln noch versehen gewesen, übergeben hätten? Sie antworteten: als sie von den Mauern gesehen, wie die Herren mit ihren Feldzeichen und Bannern zum Sturm heranrückten, sei auch der Ritter St. Georg, ihr heiliger Landespatron, darunter gewesen. Auf weißem Streitroß habe er gesessen, ganz in seinem gewöhnlichen Schmuck und Wappen, in leibhafter Gestalt sei er vom Pferde gestiegen, habe den Graben durchwatet und habe begonnen, die Mauer zu erklimmen. Als sie das gesehen, seien sie vor Schrecken und Grauen halbtodt gewesen, und alle Kraft sei ihnen gewichen, und Jeder habe im Stillen gedacht: das sei ein Zeichen

der Rache Gottes gegen ihren Herrn den Herzog und seine schlechte und ungerechte Sache. Es war aber unter den Herren, die zum Sturm heranritten und sich ihre Banner vortragen ließen, auch ein Herr Daniel von Bouchout gewesen, der auf einem Schimmel saß, und sein Wappen war gerade so wie des St. Georgs, welchen die Engländer in ihrer Aufregung, in ihrem bösen Gewissen zu erblicken glaubten.

Als Brain eingeäschert wurde, ging im Heere der Brabanter und Burgunder die Rede: jetzt werde man nach Soignies aufbrechen und die Engländer angreifen. Da erschienen Humfrieds Herolde bei St. Paul und forderten ihn heraus zur Feldschlacht. Wiederum stellte sich das große Heer in Schlachtordnung. Aber es stand einen ganzen Tag, es wartete den folgenden und noch zwei Tage, während es schneiete und regnete, der Feind kam nicht, und das Wetter wurde immer wüster. Endlich brach St. Paul auf: die Brabanter aus den Städten fühlten keine Kriegslust mehr, das schlechte Wetter hatte sie mürbe gemacht, und die Unthaten in Brain lagen ihnen im Gewissen. Sie hatten noch immer große Furcht vor den Engländern. Also wurde beschlossen, wieder nach Hause zu ziehen. Weil St. Paul aber fortwährend fürchtete, daß Humfried ihn anfalle, so ließ er alle die Ritter und Herren gedrängt und in Waffen reiten, als ginge es zur Schlacht, und auch das Städtervolk mußte gute Ordnung halten. So marschirten sie langsam vorwärts, und richtig, als sie eine Strecke Weges hinter sich hatten, hieß es: die Engländer wären da. Sogleich stürzten sich all die Bürger und Herren aus den Städten, es mochten ihrer noch bei Vierzigtausend sein, in die wildeste Flucht, warfen die Rüstung weg, und ließen ihre Wagen im Stich. Die Felder sah man weit und breit mit Waffen und Kriegszeug besäet. Es waren aber nur achthundert Engländer da, denen Humfried erlaubt hatte, dem Abzuge der Brabanter zuzusehen. St. Paul mit seinen Rittern faßte Stellung auf einer Anhöhe, die Engländer standen ihm gegenüber, dazwischen war eine Vertiefung mit einem kleinen Bache. Man schoß und plänkelte hin und her,

und es gab einige Todte und Verwundete. Das dauerte so den ganzen Tag, weil jeder Theil hoffte, der Gegner solle zuerst abziehen. Als es anfing, dunkel zu werden, kamen eilends Herolde von Humfried und von Philipp: es sei Waffenstillstand, denn diese Beiden wollten Jakobäas Sache entscheiden im Zweikampf. So trennten sich die Heere, die wahrlich keine große Streitlust gezeigt hatten. St. Paul folgte mit den Edlen und Reisigen den Fortgelaufenen nach Brüssel, und die Burgunder Kriegsleute bezogen Garnisonen an der Gränze von Hennegau. Humfried zog nach Mons zurück.

Sein Säumen war nun erklärt. Es war nicht allein die furchtbare Größe des Brabanter Heers, was ihm bedenklich erschienen. Philipp hatte ihm auch Geist und Sinne in eine andere Richtung gelenkt. Gerade als Humfried in Soignies angekommen, hatte er von Philipp einen Brief erhalten. Als die Hennegauer bereits in heller Verzweiflung waren über die fürchterliche Verheerung, die solche erdrückende Massen fremden Kriegsvolks über ihr kleines Land verbreiteten, schrieb der Burgunder am selben Tage, als sein und der Brabanter Heer sich vor Brain legte, die Antwort an Humfried. Seinen Brief hatte er, um der Sache die größte Oeffentlichkeit zu geben, im vollen Rathe erörtern lassen. Die Antwort lautete:

„Hoher und mächtiger Fürst Humfried,
Herzog von Glocester!

Ich Philipp, Herzog von Burgund, Graf von Flandern und Artois, habe Euren Brief, den Ihr mir aus Mons im Hennegau unter Eurem Siegel am letzten 12. Januar geschrieben, empfangen. Er enthält mehrere Dinge, unter andern: Ihr hättet erfahren, wie man in meinen dortigen Landen und Herrschaften von meinetwegen hat veröffentlicht und ausrufen lassen, daß alle Waffenfähigen bereit sein müßten, zu ziehen mit meinem vieltheuren und viellieben Vetter Johann von Luxemburg und Andern in den Dienst meines vieltheuren vielgeliebten Vetters, des Herzogs von Brabant, wider Euch und Eure Freunde und Un-

terthanen, und daß man dabei Mehreres wider die Wahrheit zu hören gegeben, wie das Eure Briefe enthalten. Soviel und noch mehr hättet Ihr aus gewissen Briefen ersehen, von denen Ihr mir eine Abschrift zugeschickt habt, und die von meinetwegen zu Dijon den 20. November verfaßt sind. Ich übergehe nun, hoher und mächtiger Fürst, den größten Theil Eures Briefes mit Stillschweigen, denn es liegt mir wenig oder nichts daran, ausgenommen was meine Ehre berührt, welche ich nicht will und darf schmähen oder beleidigen lassen wider Recht und Billigkeit. Deßhalb schreibe und erkläre ich Euch, daß die Briefe und Aufrufe im Wesentlichen ganz wie die Abschrift sind, die Ihr mir geschickt habt, und daß sie mit meinem Wissen und auf meine Anordnung Vollmacht und Anweisung geschrieben sind.

Dazu bin ich bewogen, weil Ihr Euch weigertet, den Artikeln und Punkten zu gehorchen, welche jüngst durch Euren lieben Bruder, den Regenten, und mich im großen Rathe zu Paris aufgesetzt und darnach Euch vorgelegt sind, um den Streit und Zwiespalt beizulegen zwischen meinem vieltheuren und vielgeliebten Vetter, dem Herzoge von Brabant, auf der einen und Euch auf der andern Seite. Diese Artikel hat dieser mein Vetter, der Herzog von Brabant, — um Gott auf seine Seite zu ziehen und Eurem lieben Bruder und mir zu Gefallen zu sein, — bewilligt und eingeräumt; aber nichtsdestoweniger seid Ihr — nach Eurer Weigerung, und ohne das Ende des Prozesses, der am römischen Hofe über jenen Streit schwebt, abwarten zu wollen, — eingefallen mit Waffen und Kriegsgewalt in das Hennegauer Land, und bemüht Euch, meinen Brabanter Vetter daraus zu vertreiben und ihm seine Besitzungen zu rauben. Das sind die Ursachen meiner Briefe, und diese sind zuverlässig und wahrhaft, so wie Ihr wohl wissen könnt, und nicht übergehen noch verleugnen könnt.

Ich habe also darin nichts hören lassen wider die Wahrheit, wie Ihr lügenhafter Weise und mit Unrecht mich zeihen und beschuldigen wollt, wie mir scheint, in Eurem Briefe. Ich bewahre ihn bei mir, als Beweisstück, wenn es Zeit sein wird. Genug

und zuviel gereicht es mir zur Schande, was meinem Vetter, dem Herzog von Brabant, Ihr gethan und Euch zu thun bemüht, ohne mir Ehre und Ruf antasten zu wollen, was ich nicht leiden würde und will, nicht von Euch und keinem Andern.

Auch glaube ich, daß die, welchen ich anhänge und welche mir anhängen aus Blutsfreundschaft Herkunft und Schwägerschaft, sowie meine getreuen festen Vasallen und Unterthanen, welche so herrlich und treu meinen Vorfahren und mir gedient haben, dergleichen nicht würden hingehen lassen noch dulden. Und deßhalb fordere und ersuche ich Euch durch diesen Brief: daß Ihr widerruft und widersagt, was Ihr geschrieben habt, daß ich nämlich etwas wider die Wahrheit hätte hören lassen wie gesagt ist und dem gemäß, was Euer Brief und offenes Schreiben enthält.

Und wollt Ihr es nicht thun und wollt Ihr aufrecht halten jene Rede, die mir Ehre und Ruf antasten kann, so bin und werde ich bereit sein, mich dessen zu erwehren meinen Leib gegen den Euren, und Euch zu bekämpfen mit der Hülfe Gottes und Unserer lieben Frau, indem ich einen angemessenen und passenden Tag annehme vor dem höchsten durchlauchtigsten und mächtigsten Fürsten, dem Kaiser, meinem vieltheuren Herrn und Vetter. Und auf daß Ihr und alle Welt sehet, daß ich diese Sache kurz machen will und streng meine Ehre wahren, so bin ich, gefällt es Euch besser, es auch zufrieden, daß wir zum Kampfrichter nehmen meinen vieltheuren geliebten Vetter, der auch Euer Bruder ist, den Regenten, Herzog von Bedford, den Ihr mit Recht nicht ablehnen dürft; denn er ist ein solcher Fürst, daß ich weiß, er würde Euch und mir und allen Andern ein rechtschaffener Richter sein. Und um der Ehre und Furcht Gottes willen, und um das Vergießen von Christenblut und um die Verheerung des Volkes, mit dem ich herzlich Mitleid habe, zu vermeiden, muß es für Euch und mich, die wir junge Ritter sind, passender sein, — im Fall Ihr die obigen Worte aufrecht halten wollt, — durch meinen Leib ohne Weiteres die Frage zu Ende bringen, ohne

dahin auf dem Kriegswege zu gelangen, wodurch viele Edelleute und Andere so gut von Eurer als von meiner Seite erbärmlich umkommen müßten. Käme es so, das würde und müßte uns mißfallen, und müßte es ebenso Euch, weil der Krieg unter Christen allen katholischen Fürsten mißfallen muß. Mir wenigstens hat der Krieg mißfallen, und mißfällt mir, wenn es sich anders machen ließ.

Hoher und mächtiger Fürst! Ueber den Inhalt Dieses wollt Ihr mir antworten durch Euer offenes Schreiben und durch Ueberbringer Dieses oder durch Andere, so bald es sich thun läßt, ohne diese Sache zu verzögern durch Schreibereien oder sonstwie; denn ich verlange in dieser Sache kurzen Bescheid um meiner Ehre willen, und ich darf und werde die Sache nicht auf diesem Punkte lassen. Und über diese Angelegenheit hätte ich nach Empfang Eures Briefes Euch früher geantwortet und geschrieben, hätten mich nicht mehrere wichtige Nachrichten überkommen und mich aufgehalten. Und damit Ihr wisset, daß Dieses kommt von meinem Willen und aus eigner Bewegung, habe ich meinen Namen unter diesen Brief geschrieben und mein Handsiegel darunter setzen lassen. Gegeben den 3. März 1424."

Philipp kannte seinen Mann. Er wußte, daß dieser Brief Humfried in ein Meer von Aerger und Geschäftigkeit stürzen werde. Denn die Antwort, eine wahre Staatsschrift für Ritter jener Zeit, wollte wohl überlegt sein im fürstlichen Rathe. Mit feiner Kunst hatte Philipp seine Worte so gewählt, daß sie Humfried tief verwundeten, und zugleich Alles wach riefen, was von edelmüthiger Leidenschaft in ihm steckte. Während nun Brain bestürmt wurde, und Philipp in Flandern und Brabant war, um über seine holländische Erbschaft mit seinem Vetter Johann und den holländischen Landständen zu verhandeln, sann Humfried über seiner Antwort. Während das feindliche Heer in Schlachtordnung seinen Angriff erwartete, zögerte er noch immer, weil Philipp ihn ja persönlich gefordert, und weil er unschlüssig geworden, ob ihm, bis seine Sache mit Philipp rein und klar

stehe, Ritterpflicht nicht verbiete, gegen dessen Leute einen Schlag zu thun. Vielleicht war es ihm auch nicht unlieb, daß etwas seine Gedanken fesselte, was wie eine Rechtfertigung aussah, wenn er die Entscheidungsschlacht mit dem großen Feindesheer immer noch aufschob. Seine Antwort lautete:

„Hoher und mächtiger Fürst Philipp, Herzog von Burgund, Graf von Flandern, Graf von Artois und Burgund!

Ich Humfried, Sohn Bruder und Onkel der Könige von England, Herzog von Glocester, Graf von Hennegau, von Holland und Seeland und von Pembrough, Herr von Friesland, und Großkämmerer des Königs von England, — habe Euern offenen Brief vom 3. dieses Monats empfangen, den Ihr, damit ich versichert sei, sein Inhalt komme von Eurem Wissen und eigner Bewegung, mit Eurem Namen gezeichnet und unterschrieben und darauf Euer Siegel habt setzen lassen. Den größten Theil seines Inhalts hier zu wiederholen, gilt mir eben so wenig oder noch weniger, als Euch von meinem Briefe, den ich Euch geschrieben aus meiner guten Stadt Mons in meiner Grafschaft Hennegau unter meinem Siegel am 12. Januar. Nur dies: wenn Euer Brief erwähnt, ich hätte, wie Ihr sagt, mich geweigert, meinen Streit mit meinem Vetter dem Herzoge von Brabant gütlich beizulegen, so ist das weniger als Wahrheit. Denn mein vieltheurer und vielgeliebter Bruder, der Regent, und der ganze französische Rath wissen, was ich darin gethan, und auch Ihr wißt es. Wenn Ihr das verkennen wollt, könnt Ihr es nicht.

Und daß Ihr sagt, ich hätte Euch lügenhafter Weise und mit Unrecht etwas in meinem Briefe vorgeworfen, und daß es Euch schon zuviel zur Unehre und Beleidigung zu gereichen scheine, was Ihr mir aufbürdet, gegen meinen Vetter von Brabant gethan zu haben, ohne Euch Ehre und guten Ruf kränken zu wollen, — und wenn Ihr deßhalb von mir verlangt und ersucht in Eurem Briefe, ich sollte zurücknehmen und widerrufen,

was ich in meinem Euch geschrieben, — oder, wenn nicht, Ihr bereit wäret, Euch zu vertheidigen Leib gegen Leib und mich zu bekämpfen: — so lasse ich Euch wissen, daß was in meinem Briefe steht, ich sage und als wahr aufrecht halte und daß ich dabei bleiben will; und das ist schon bestätigt durch das, was Eure Leute und auf Euren Befehl gethan und begangen haben in meiner Grafschaft. Nicht um Euch, nicht um einen Andern werde ich mich davon lossagen. Also werde ich mit der Hülfe Gottes und Unserer lieben Frau und meines Herrn St. Georg Euch den Inhalt meines Briefes — meinen Leib gegen den Eurigen — bekennen und gestehen machen, daß er Wahrheit sei, vor einem der Kampfrichter, welche Ihr gewählt habt; denn Beide sind wir gleich.

Und da Ihr verlangt, daß unsere Sache kurz sei, wie es auch mein Verlangen ist, mein lieber Bruder aber näher ist, so bin ich es zufrieden, die Sache vor ihm auszurichten, und nehme ihn zum Kampfrichter an. Und was den Tag betrifft, den Ihr in meine Wahl stellt, so bestimme ich Euch den Tag meines Herrn St. Georg, der zunächst kommt, oder einen andern nach Gefallen meines Bruders. An diesem Tage werde ich, so Gott will, bereit sein und nicht fehlen. Will aber mein Bruder sich der Sache nicht unterziehen, so bin ich es zufrieden, daß sie vor sich gehe vor dem sehr hohen und mächtigen Fürsten, dem Kaiser, und desgleichen, wenn der Kaiser nicht will, vor meinem Schwager Adalbert oder einem anderen unparteiischen Richter.

Weil ich aber nicht weiß, ob Ihr bei Eurem Handsiegel verharren wollt, so verlange und ersuche ich Euch, daß Ihr durch den Ueberbringer Dieses mir einen anderen Brief sendet, gesiegelt mit Eurem Staatssiegel, gleichwie dieser Brief mit dem meinigen.

Und was den Brabanter betrifft, wollt oder wagt Ihr zu sagen, daß er besser Recht hat, als ich in dieser Frage, so bin ich bereit, es Euch — meinen Leib gegen den Eurigen — am Tage und vor den Richtern wie vorbesagt bekennen zu machen,

daß ich besser Recht habe und haben werde, mit der Gnade Gottes, Unserer lieben Frau, und St. Georgs.

Und Euch zum Zeichen, daß ich alles hier Gesagte aufrecht halten, durchführen und vollenden will, habe ich meinen Namen darunter geschrieben und mein Staatssiegel setzen lassen. Geschrieben in meiner Stadt Soignies den 16. März 1425."

Am selben Tage als Humfried diesen Brief absandte, — es war der Tag des Gefechts bei Soignies, — kam schon von Philipps Seite her die Nachricht an St. Paul, daß Waffenstillstand sei. Philipp hatte jetzt auf Humfrieds zweiten Brief förmlich und unter seinem Staatssiegel geantwortet. Er nahm, wie es Brauch war, den wesentlichen Inhalt der vorigen Briefe in den seinigen wieder auf, nahm den St. Georgstag an, und erklärte, Bedford durch seine vornehmsten Gesandten zu beschicken, damit er das Kampfrichteramt annehme. Auf Humfrieds Behauptung, es sei eine Falschheit, ihm vorzuwerfen, daß er sich geweigert habe, seinen Streit mit dem Brabanter gütlich auszugleichen, antwortete Philipp, indem er Humfrieds Worte brauchte: „Mein Schwager, der Regent, und der ganze Rath von Frankreich wissen wohl, was Ihr gethan habt, und auch ich weiß es. Ich will das nicht verkennen, und wenn ich es wollte, könnte ich es nicht, wie das Eure Briefe besagen. Darüber lasse ich Euch wissen, daß man mich darin wahrhaft finden wird, und Euch nicht, wie sich darthun läßt durch den Bericht der Euch geschickten Gesandten, ganz nach den Einigungsartikeln, die Euer Bruder, ich, und der Rath anriethen, die Ihr ablehntet, und gegen deren Vorschrift in den Hennegau eindranget, obwohl mein Vetter von Brabant sie vollständig angenommen hatte." „Wenn seine Leute," schrieb er ferner „im Hennegau etwas zu Nutz und Ehre seines lieben Vetters, des Herzogs von Brabant, gethan, so sei er darüber erfreut und ihnen sehr verbunden." Jedoch hätte Philipp nicht der kluge Fürst sein müssen, der er war, wenn er Humfrieds Herausforderung, im Zweikampf auch das Besserrecht zu entscheiden, annehmen sollte. Er wich durch die

Erklärung aus: „daß allein dem Papste die Entscheidung gebühre, wer das Besserrecht habe, Humfried oder Johann von Brabant, und daß er des Papstes Macht und Ansehen nicht vorgreifen oder ungehorsam sein wolle.“ Philipp endigte, indem er schließlich Humfried die Schuld des Zweikampfes zuschob, seinen Brief mit den Worten: „Und so hoffe ich zu unserm Herrn Jesus Christus und seiner glorreichen Jungfrau-Mutter, daß wir aus dem Kampfe, den Ihr unternommen, nicht scheiden, ohne daß ich meine gute Sache der Art vertheidigt habe, daß Ihr nicht weiter zu sorgen braucht, noch andere Sonderbarkeiten in die Welt zu schicken. Und da Ihr mich ersucht, daß ich Euch unter meinem Staatssiegel die Kopie meines Briefes schicke, den ich Euch unter meinem Handsiegel schickte, so schicke ich sie Euch nach Verlangen.

Und das, was ich geschrieben, will ich frei und redlich halten und vollführen auf Fürstenwort, welches ohne Makel, vielmehr wahrhaft und evangelisch sein soll.“

Sechstes Kapitel.

Humfrieds Abzug.

Der St. Georgstag. Aufregung in der Ritterschaft. Philipps Kampfübungen. Muster von Waffen und Wappen. Bedfords Vermittlung zurückgewiesen. Die öffentliche Meinung gegen Humfried. Der Pabst wider die falschen Bullen. Raubsucht der Engländer. Plünderungszug der Brabanter. Eifersucht zwischen Valenciennes und Mons. Abfall der Hennegauer Städte. Humfrieds Entschluß zur Abreise. Eidgenossenschaft zu Jakobäas Schutze. Ihr Abschied. Eleonore von Cobham. Humfrieds Aerger in England. Aufschub des Zweikampfs. Philipps Gewinnste. Heeresaufgebot in Holland. Schoonhoven belagert. Fall der Burg in der Stadt. Arnold Beylink. Sprungreisen. Die Bauern der Umgegend. Das Rotterdamer Abenteuer. Schwierige Stellung des Belagerungsheers.

Den Festtag des hohen und heiligen Ritters Georg, des Landespatrons der Engländer, den 24. April hatte Hum-

fried erkoren, um Mann gegen Mann das Glück seines Degens zu versuchen. In St. Omer sollte das Stelldichein sein. Mit pochender Begierde harrten die Ritterschaften dem Tage entgegen. Nicht oft konnte ihnen ein so köstlicher Anblick werden. Schon jeder gerichtliche Zweikampf zog alle ächten Ritter der Umgegend herbei, um mit eignen Augen und unerschütterlichem Ernste die Wucht und Redlichkeit der Schläge zu messen, mit denen sich die Kämpfer bedachten, — welch goldner Tag in des Ritterthums Annalen mußte es werden, wenn zwei solche Fürsten das Gottesgericht auf ihre Klingen nahmen, der eine ein strahlender Paladin auf der nächsten Stufe am englischen Throne, der andere ein junger kühner Degen und Erbe eines glänzenden Reiches! An diesem Tage mußten die uralten Artikel vom ritterlichen Zweikampf auf's Neue geprüft und geprägt werden, daß sie galten als Gesetz für alle Ewigkeit.

In diesem Sinne faßte auch Philipp die Sache auf. Er that es aus Berechnung, aus angeborner Prunkliebe, jedoch auch aus Fürsorge für den Fall, daß er sich trotz seiner heimlichen Gedanken seinem Gegner stellen müsse. Er zog nach seiner Stadt Hesdin an der flandrisch-französischen Gränze, und errichtete dort ein förmliches Rüstlager. Von weit und breit wurden die berühmtesten Waffenschmiede und Fahnensticker, die angesehensten Fechtmeister und Wappenherolde verschrieben. An das Schloß stieß ein schöner Wald, in seinem dichten Schatten wurde eine Rennbahn bereitet, und dort übte sich der Herzog jeden Morgen mit seinen Edlen in den Waffen. Er hatte aber noch mehrere geheime Plätze, wo alterfahrene Ritter ihn unterrichteten, wie er sich decke wie er dem Gegner zwischen die Rüstung haue, in welchem Augenblick er springen und Athem schöpfen könne, wie er seinen Widerpart in Staub und Sonnenstich bringe, oder sollte ihn selbst dieser Nachtheil treffen, Beides, Durst und Schweiß, ertragen lerne, und einen langen Athem bekomme. Mehrere seiner Edlen übten sich täglich mit ihm ein auf Alles, was in den Schranken Einem begegnen konnte. Denn sie glühten vor Verlangen, daß

der Herzog von Glocester ein paar Rittern befehle, ihm im Streite zur Seite zu stehen: diesen wollten sie dann gegenüber treten.

Kamen die Herren vom Fechten zurück, so beschaueten sie, was die Waffenschmiede und die Stickerinnen fertig gebracht, blitzende Harnische und Ringketten, Lanzen und Handäxte, Alles leicht und zierlich, aber stahlhart, dabei das Herrlichste in Wappenstickerei. Jedes Stück wurde geprüft und geübt und verbessert, bis Alles wohl zu Leibe saß. Den Pferden wurden vorn die schimmernden Stahlplatten, hinten die goldgestickten Decken angepaßt, je nach dem Maße der Herren. Ein großer Saal aber war behängt mit schimmernden Feldzeichen Bannern Fähnlein Roßdecken, buntfarbig und funkelnd in Pracht und Schönheit. Kein Fürst in der Welt konnte köstlichere Rüstung haben, man kam weither, sie anzuschauen, und noch zwanzig Jahre später zeigte man in Lille, was damals in Hesdin an Waffen geschmiedet wurde, als ein Meisterwerk von Reichthum Kunst und Geschmack.

Auch von Bedford langten Gesandte in Hesdin an, seinen Dank darzubringen, daß Philipp ihn zum Kampfrichter wählte. Jedoch hatten sie auch Befehl, die inständigsten und ehrenvollsten Vorstellungen nicht zu sparen, damit der Herzog sich bewegen lasse, vom Zweikampfe abzustehen. Allein Philipp erklärte: „Nichts in der Welt werde ihn davon abbringen, so sehr dürste ihn darnach, sich mit seinem Beleidiger zu messen im Schwertertanze.“ Sollte er dabei nicht erwogen haben, daß Bedford und die Lords eher alles Andere geschehen ließen, ehe sie Humfried gestatteten, mit dem Herzog von Burgund in die Schranken zu treten? Denn was sollte der Ausgang sein? Blieb Philipp auf dem Platze, so war die burgundische Allianz unrettbar verloren. Fiel aber Humfried, so war Alles vom Hasse der Engländer zu fürchten, selbst wenn Bedford seines Bruders Blut nicht rührte.

Natürlich wurde Humfried mit Vorwürfen nicht verschont. Sie kamen von Bedford, von Winchester, von Allen, denen an Frankreichs Eroberung noch etwas gelegen war. Als er aus

seinem ruhmlosen Feldzug wieder nach Mons gekommen, hörte man ihn oft und laut zu Jakobäa sprechen, was er jetzt Alles thun wolle, und wie heiß ihn verlange, den verhaßten Burgunder mit Schwert und Kolben niederzuschlagen. Bald aber schien es ihm unausweichlich, daß er jetzt nach England müsse, sich dort rechtfertigen, sein Haus bestellen und sich rüsten, damit er nicht weniger reich und stattlich an Waffen und Gefolge in St. Omer erscheine, als der Burgunder.

Entschieden war die öffentliche Meinung zu Philipps Gunsten umgeschlagen. Humfried hatte vom Hennegau keine Verwüstung, von der armen Stadt Brain nicht die Vertilgung abgewehrt. Gleichsam vor seinen Augen war sie erstürmt und eingeäschert, und ihre Bürgerschaft schändlich und jammervoll erschlagen. Er hatte nirgends Hülfe gebracht, und kein Versprechen gehalten. Denn Philipps Wille und unabsehlichen Kriegsvölker hatten sich wie eine undurchdringliche Mauer gegen ihn erhoben. Und diesen Großmächtigen hatte der Engländer vorschnell einen Lügner gescholten. Laut und überall betheuerten die burgundischen Ritter, ihr Fürst sei keiner Lüge fähig. Das Gerücht übertrieb die Sache, und es hieß: Glocester habe an den Herzog von Burgund geschrieben, er sei ein falscher und meineidiger Verräther gegen den König von England. Dergleichen Reden machten die Leute vollends gegen den Engländer erbost, der so viel an Uebermuth und so wenig an Thaten zeige.

Gerade jetzt kamen auch von Rom Bullen, welche Humfried in des Volkes Meinung herabsetzten. Der Pabst hatte am 13. Februar an den Herzog von Brabant und die niederländischen Bischöfe geschrieben: „Es seien Urkunden im Hennegau und in den Diözesen Utrecht Lüttich Cambray verbreitet und öffentlich verlesen und dem Volke sein Name und Siegel dabei gezeigt, als hätte er Jakobäas Ehe mit Humfried bestätigt und ihre Verbindung mit Johann von Brabant nach dessen Willen für ungültig erklärt. Niemals habe er solche Bullen ausgehen lassen, sondern sie kämen von Leuten, die Gott nicht vor Augen

hätten und immer Neuerungen Zwiespalt und Aergerniß suchten. Der Herzog von Brabant möge ihm deshalb nicht zürnen, die Ehesache werde ganz nach gemeinem Recht und Prozeß entschieden. Die Bischöfe sollten dies öffentlich in ihren Kirchen und Predigten bekannt machen, und alle Mittel anwenden, um Jeden, der solche falsche Bullen erdichte oder veröffentliche oder vorlese, zu ergreifen und in festem Gewahrsam zu halten, bis der Pabst seine Strafe bestimme.“ In Brüssel machte man von dieser Bulle sogleich zahlreiche Abschriften, ließ sie von ein paar Aebten, einem Domkapitel, einem kaiserlichen Notar bewahrheiten und besiegeln, und noch von den sechs vornehmsten Adligen Brabants bezeugen. Nun konnte kein Mensch mehr an der Aechtheit zweifeln. Eifrig ließ der Herzog diese Kopien im ganzen Hennegau Holland Seeland verbreiten, namentlich auch in Mons und Valenciennes.

Die Hennegauer Städte waren ohnehin auf Humfried und seine Engländer äußerst erbittert. Schwere Summen hatten sie zu Kriegszwecken zahlen müssen. Beutelustig aber waren die englischen Ritter und Bogenschützen aus ihrem armen Lande herübergekommen. Sie stahlen die Glocken von den Kirchthürmen, und aus der Erde die Bleiröhren, welche zwei Stunden weit das Trinkwasser nach Mons führten. Wen ihre Plünderung verschonte, den empörte ihr roher Stolz und Uebermuth. Mons hatte sich jede englische Besatzung verbeten. Keine englischen Soldaten, nur Edelleute, die bei dem herzoglichen Paar etwas zu melden kamen, wurden in die Stadt gelassen, selbst Lord Marishal durfte nur vier Begleiter in's Thor bringen.

Die Engländer lagen in ihren Besatzungen, während der Feind im Lande wüthete. Jedermann merkte, im Hauptquartier mangele es an festem Entschluß. Als St. Pauls Heeresmacht sich auflösete, hatten sich die Herren von Enghien Wesemael Schoenvorst und andere Brabanter Adligen zu Nyvels noch einmal versammelt, und waren fünfzehnhundert Pferde stark in den Hennegau eingefallen. Sieben Tage lang durchzogen sie die Grafschaft sen=

gend und brennend, eroberten mehrere Burgen und Städtchen, und gingen unbelästigt wieder über die Gränze. Nun blieb der der Hennegau ringsum eingekeilt von feindlichen Truppen: auf der einen Seite lagen die Burgundischen, auf der andern Seite die Brabanter. Das ausgesogene Land hungerte, und nirgends konnte Zufuhr herein.

Da redeten die angesehenen Männer einer zum andern: „Ach Jakobäa hat es für ihr Land doch schlimm gemacht, daß sie nach England ging, und noch schlimmer Humfried, daß er Krieg begann mit dem großen Burgunder.“ Und jetzt hörte man auf die, welche sagten: „Da sähe man, was davonkomme, wenn man leichtsinnig die Eide bräche, welche bei Eingehung einer Ehe geschworen seien: das räche Gott.“ Auch Jakobäa bekam genug Vorwürfe zu hören. Tonangeberin im Haß und Hetzen gegen die Engländer war Valenciennes. Es erschien dort eine Flugschrift, worin man Humfried vorhielt, wie er gegen Gott und Kirche und Landesfreiheit frevele. Dame Raison trat auf und sprach zu ihm: „Dein Vater war ein Königsmörder und erhielt seine Strafe. Dein älterer Bruder wollte Frankreich erobern und endete seine Tage unter Schmerzen. Du aber bist noch schlimmer als sie, du schändest das Weib eines Andern, und hast noch Laster und Sünden mehr als Vater und Bruder.“ Die Eifersucht zwischen Valenciennes und Mons ist Jakobäa öfter verderblich geworden. Beide Städte standen zu einander wie Brüssel und Löwen, nur war der Haß noch viel größer. Valenciennes wollte so gut eine Hauptstadt sein mit eigenem Freigebiet, wie Mons, die Grafenstadt. Es schien genug, daß hier die Bürgerschaft sich für Jakobäa begeisterte, damit Valenciennes kühl blieb, und wenn man in der Hauptstadt anfing, die Dinge sorglicher zu erwägen, lachten die Leute in Valenciennes bereits über die bedenklichen und langweiligen Herren von Mons.

Philipp aber, der die Stimmung der Hennegauer Städte wohl in Rechnung zog, sandte ihnen insgeheim Briefe, worin er drohete, sie schonungslos zu bekriegen, wenn sie noch länger

zu den Engländern hielten. Die Städte waren ohnehin in Schrecken: Philipps gewaltige Macht wider sich im Felde zu sehen, hatten sie nimmer erwartet, und das Jammerschicksal von Brain belehrte sie, was ihnen bevorstand. So dachte eine nach der andern daran, sich von Humfried loszusagen. Die Valençienner erklärten es öffentlich, sie gaben Philipps Feldhauptmann Johann von Luxemburg eine Kriegssteuer; die Bürger zu Ath, Bouchain, Soignies folgten, oder warfen sich gar auf die Engländer und vertrieben sie von ihrem Weichbilde. Jakobäas Mutter, die über ihren Neffen Philipp Manches vermochte, war bald nach der Erstürmung Brains zweimal bei ihm gewesen, in Isle und Oudenaerde, ihn zu begütigen. Allein sie hatte Nichts ausgerichtet, er verlangte: vor allen Dingen müsse erst das fremde Volk aus dem Lande. Diese Forderung erschallte jetzt einhellig aus allen Städten des Hennegau. Die Engländer mußten geradezu als Feinde auftreten, wenn sie noch länger sich im Lande ernähren wollten.

Humfried war rathlos. Erst wollte er auf Andringen der Hoeks sich nach Holland werfen, um dort sich huldigen zu lassen. Allein er konnte den Muth nicht fassen, daß er bis dorthin mit seinem Heere durchdringe, weil ihm die Burgunder und Brabanter Macht überall den Weg verlegte. Er wußte zuletzt nichts Besseres zu thun, als mit all seinen Landsleuten abzuziehen, — dies, so durfte er denken, werde ihm bei Bedford, bei Philipp, und in England hoch angerechnet. War doch Jakobäa einstweilen wieder im Besitz des Hennegau, und sollten denn seine Gegner, da er gegen sie so ehrlich war, nicht bis zum St. Georgstage redlich Waffenstillstand halten? Von dem trägen Brabanter war nichts zu fürchten, wenn nur Philipp ihn in Ruhe ließ. Philipp lächelte. Gern gewährte er dem Abreisenden freies Geleit, und ließ sofort in seinen Landen verkünden, Niemand dürfe den durchziehenden Engländern etwas zu Leide thun. Es war ihm ungemein lieb, daß der Krieg so still und rasch ein Ende nahm. Das große Brabanter Heer hatte wenig gethan

und bald sich zerstreuet. Durch das Regenwetter waren die Flüsse hoch angeschwollen, die Wege unwegsam. Das Land war für fremde Truppen ausgezehrt. Immerhin hätte Humfried sich in Mons halten können: rings um die Stadt war Alles voll Wasser, und kein Heer konnte bis vor ihre Mauern kommen.

Jakobäa wollte mit Humfried ziehen, denn ihre Seele hing an seinen Augen. Da traten aber im Augenblicke der Abreise die Hennegauer Städte und Vornehmen dazwischen. Sie bewogen auch Jakobäas Mutter, Humfried zu bestürmen, ihre Fürstin bei ihnen zu lassen, weil sie hofften, daß es dann eher zu einem ehrenvollen Austrage mit den Herzögen von Brabant und Burgund komme. Die Frage wurde im großen Rath erwogen, und Humfried fügte sich der Meinung der Uebrigen. Er dachte leicht genug, sein Weib in Mitten drohender Gefahren zu verlassen. Wie alle Menschen, die rasch ihre Entschlüsse wechseln, meinte er, die Sache werde sich schon machen, und scheute sich, ihr scharf auf den Grund zu schauen. Was war denn zwischen Philipp und ihm ausgemacht? Doch nur ein persönlicher Waffenstillstand, nur ein Zweikampf, um die Frage zu entscheiden, ob Philipp ein Lügner? Mehr war nicht vereinbart. Humfried griff zu einem Schutzmittel, das leicht zu haben war. Die Bürger von Mons mußten ihm vor dem Altarssakrament und die Hand auf's Evangelium schwören, daß sie ihre Fürstin als ihr theuerstes Kleinod beschützen wollten. Auch ließ er ihnen eine Anzahl Geschütze zurück, welche sie sehr nöthig hatten.

Er hatte seine Engländer, die noch immer an fünftausend Mann betrugen, bei St. Ghislain, zwei Stunden von Mons, zusammen gezogen. Die beiden Fürstinnen und mehrere vornehme Herren aus der Stadt gaben Humfried in den letzten Märztagen das Geleite. In St. Ghislain sollte geschieden werden. Jakobäa konnte sich aber von dem heißgeliebten Gemahl noch nicht trennen, man ging noch weiter mit bis nach Crespin, wo sie unter heißen Thränen Abschied nahm. Die Angst ihres Herzens sagte ihr, welch dunkeln Stürmen sie, die Verlassene, ent=

gegen gehe. Wohl festigte sie innerlich ihren stolzen Sinn, um muthig zu bestehen, was auch da komme. Es war aber eine andere Dame, welche Humfried begleitete, und er schien es nicht ungern zu sehen. Diese war die Tochter des Lords Cobham, die schöne und unternehmende Eleonore. Sie war als Hofdame Jakobäas mit herübergekommen, und da die Dinge in den Niederlanden ihr wenig Aussicht boten, sehnte sie sich zurück nach dem lustigen Altengland.

Humfrieds Weg ging durch das Artois wieder nach Calays. Seine Soldaten hielten sich unterwegs ganz ruhig, und bezahlten Alles, was sie brauchten. In Calays machte er Anstalten und Uebungen zu seinem Stelldichein mit Philipp. In England hatten sich unterdessen die Dinge für ihn verschlechtert. Sein ärgster Gegner Winchester war Kanzler des Reichs geworden, und hatte schlau und rastlos alle Gewalt in seine Hände gebracht. Von Humfrieds Recht und Regierung in England war gar nicht mehr die Rede. Am 12. April fuhr er nach England hinüber. In London angekommen trat er in die feierliche Sitzung des Regentschaftsrathes: auf dem Throne saß sein Neffe, ein Knäbchen von drei Jahren. Die Engländer, etwas unbeholfen von Natur, konnten sich noch nicht zu der Idee erheben, daß die Majestät des Thrones vorhanden sei, wenn nicht der Inhaber, unmündig oder nicht, leibhaft darauf sitze. Alles mußte so gerichtet werden, als rede und schreibe, belohne und gebiete die Majestät persönlich. Aber was mußte Humfried jetzt Alles anhören! Wie in einem Platzregen stand er von Vorwürfen und ärgerlichen Dingen. „Seinen Gelüsten," hieß es, „seiner Leidenschaft opfere er die ersten und heiligsten Interessen seines Neffen, seines Bruders, seines Landes. Frankreich, das sein großer Bruder erobert, dies Königreich wolle er im Zweikampf mit Burgund an seines Degens Spitze heften. Nie werde ihm das Recht und die Erlaubniß gegeben zu einem so thörichten, so unheilvollem Gange. Nie werde er wieder Geld und Truppen erhalten zum Kriege gegen Philipp." Humfried konnte sich nicht helfen, er war

nicht der Mann, der durch allgemeinen Widerstand grade durch seinen Weg ging. Gerade das, worauf Philipp gerechnet hatte, erfolgte: Glocester verbiß sich, rasend vor Zorn, in den Streit und Aerger mit seinen Feinden in England. Alle Minen ließ er springen, um Winchester wieder aus dem Sattel zu werfen, und das kostete all seine Gedanken, kostete Zeit und Geld. Er mußte zuletzt eine Verlängerung des Termins zum Zweikampfe nachsuchen, und so geschah es, daß er am St. Georgstage nicht erschien, als alle Welt in den Niederlanden auf ihn wartete.

So weit hatte es Philipp durch sein berechnetes Verfahren gebracht. Erst hatte er dem Engländer ein übermächtiges Heer in den Weg geworfen; dann war durch seine Ausforderung dessen Unternehmungsgeist gelähmt, gerade im entscheidenden Augenblicke; darauf wurden Glocester und seine Truppen aus dem Hennegau weggeschreckt; schließlich sprengte Philipp noch auf Humfrieds blanken Schild einen häßlichen Flecken, der seinem Ansehen in den Niederlanden, wo man die Gründe des Nichterscheinens in St. Omer weder kannte noch würdigte, nicht wenig schaden mußte. Wie es so häufig dem geht, der sich mißliebig macht, all sein Unglück wird ihm selbst zugeschoben. Jetzt hieß es, nicht Philipp, sondern Humfried habe zuerst den Zweikampfshandschuh hingeworfen, und das sei blos deshalb geschehen, damit er mit guter Manier aus dem Hennegau wieder fortkomme; denn groß sei seine Angst gewesen vor den gewaltigen Heeren seiner Feinde.

Humfried hätte sicher mehr Glück gehabt, wenn er dem Rathe der Hoeks gefolgt und sich nach Holland geworfen hätte. Seine fünftausend Engländer, verstärkt durch zahlreichen Zuzug von Hoeks und Hennegauern, hätten sich den Durchzug durch Brabant erzwungen, ehe St. Paul mit einem Heer sich zur Feldschlacht gegenüber stellte. Schlimmsten Falls konnte Humfried doch ebenso gut nach Holland kommen, wie Kyfhoek mit den Seinigen. Offenbar fürchtete man dergleichen in Brüssel. Der Herzog ging nach dem Haag und bot das ganze Land auf, da-

mit man eilig Schoonhoven wieder erobere. Die Kabeljaus brachten in der That ein höchst ansehnliches Heer zusammen. Mehr als fünfzehntausend Mann standen schon am 24. März vor der Festung, und schlossen sie auf allen Seiten ein. Bloß Gouda Oudewater Briel und Zierickſee hatten keine Truppen geschickt. Der Brabanter Herzog selbst hatte den Oberbefehl im Lager, unter ihm befehligten die beiden Statthalter, Gaesbeek und Franz Borsselen.

Nun gab es ein kühnes Stürmen und Streiten in der Stadt und vor der Stadt, denn Jeder wußte, daß es einen hohen Preis gelte. Die Stadt gehörte den Hoeks, diese aber waren der Burg nicht Meister geworden. Ihre Besatzung hielt sich männlich, es waren fünfzig ritterbürtige Männer darunter, und versehen mit gutem Geschütz und anderem Feuergewehr. Gerade dies aber fehlte den Hoeks. Wo hätten sie Gelder genug aufgetrieben, um die Donnerbüchsen gießen zu lassen und Geschützmeister einzuüben! Auch lebten Jakobäas Getreue schon so lange Zeit auf der Flucht und von raschen Ueberfällen, da konnten sie kein schweres Feuergewehr mitschleppen. Sie mußten also bald bei Tage, bald bei Nacht es versuchen, die Burg auf Leitern zu erklimmen, während die Kabeljaus täglich Anläufe machten, die Stadtmauern einzubrechen. Fleißig krachten draußen die Geschütze, und den Kugeln und dem Feuer, die sie in die Stadt warfen, begegneten die Geschosse von der Burg. Allein die Hoeks und die Schoonhovener Bürger ließen sich nicht irre machen. Sie keilten die Burg immer enger ein, und wußten, obgleich ein Theil ihrer Werke außer der Stadt lag, dennoch jeden Versuch, wie man Proviant hineinwerfen könne, zu vereiteln. Die Besatzung war dem Hungertode nahe. Sechs Wochen hatte sie heldenmüthig widerstanden, endlich ergab sie sich. Den tapfern Männern wurde ihr Leben gewährt. Arnold Beylink, der Schultheiß von Gouda, wurde allein ausgenommen, und unter den Ausspruch Jakobäas gestellt; denn er hatte mehr zu sühnen. Ueber ihn erging ein schweres Gericht, und es hieß später, lebendig habe

man ihn begraben, Nachts auf einen Mühlenwerf bei Schoonhoven. Ohne Zweifel hatte er ein schweres Verbrechen begangen, wegen dessen er aus Gouda geflüchtet war: und auf einem niederträchtigen Verbrechen, wie Nothzucht oder feiger Mord, stand die Strafe des Lebendigbegrabenwerdens.

Als die Hocks ihre Feinde im Innern der Stadt zum Schweigen gebracht und deren Waffen in Händen hatten, gingen sie fröhlich zum Angriffe über auf Die da draußen. In kühnen Ausfällen — Sprungreisen nannte man es — trugen sie Tag für Tag Schrecken und Verheerung unter die Hütten und Zelte der Belagerer. Ihr Uebermuth wie ihre Kühnheit kannten keine Grenzen. Heute schleppten sie diesen, morgen jenen Raub in die Stadt. Sie waren, wie immer, trefflich von Zuträgern und Kundschaftern bedient, denn in den Dörfern der Umgegend war Alles der Landesfürstin freundlich gesinnt. Um diese Bauern auf der Krimpener und Lopicker Weerd zu gewinnen, bot ihnen Herzog Johann gut Geleit und freien Verkehr, ihre Deiche wieder in Stand zu setzen; nur sollten sie geloben, den Belagerten keine Lebensmittel mehr zu bringen. Sie versprachen es, allein was thaten sie? Die Hoeks hatten die Dämme durchstochen und ließen ihren Feinden das tiefe Wasser auf den Leib schießen. Die Kabeljaus hatten schwer zu arbeiten, um Abzugsgräben zu machen. Dann kamen aber die Bauern heimlich und verstopften jene Gräben, so daß die Feldhütten der Belagerer wieder unter Wasser standen, und sie kein trockenes Plätzchen fanden, Nachts zu schlafen. Aus einigen Gegenden kamen sogar Mannschaften, welche Jakobäa für ihre rechte Landesfrau hielten, und thaten ihr in Schoonhoven den schuldigen Landesdienst von sechs Wochen gegen ihre Feinde, dann zogen sie wieder ab, und es rückten andere an ihre Stelle. Der Brabanter Herzog mußte zuletzt mehreren Dörfern und kleinen Städten in der Nähe von Schoonhoven sogar förmlich erlauben, ihren Frieden mit den Hoeks zu machen, weil diese ihnen mit Brand und Todtschlag gar so arg zusetzten und keine Hülfe möglich war.

Auf den Strömen aber lagen Hoeks im Hinterhalte, und kein Schiff war mehr vor ihnen sicher. Sie erstreckten ihre Sprungreisen immer tiefer in's Land hinein. Maitag wurde für Leyden ein traurig Angedenken. Ein Theil der Bürgerschaft war am Abend dieses Tages ausgezogen, und nahm Feldgeschütz und neunzehn Fässer Bier mit, um in's Lager vor Schoonhoven zu stoßen. Plötzlich fielen die hoekischen Schaaren mörderisch zwischen die Leydener, Feldgeschütz und Bier gingen verloren, und die Stadt sendete viele Frauen aus, die Todten zu holen und auf den Kirchhof zu bringen. Ein andermal, es war im Juni, verließen auserlesene Männer Schoonhoven in tiefer Nacht, und fuhren ganz in der Stille den Leck hinunter. Plötzlich am Morgen erschienen sie im Hafen von Rotterdam, kaperten die Schiffe, welche mit Gütern befrachtet lagen, und nahmen sie rasch in's Schlepptau. Die Antwerpener schrieen Zeter über solchen Schimpf und Schaden, alle Thorwächter bliesen, alle Glocken stürmten, und eilig bewaffnet stürzte die beste Bürgerschaft aus den Thoren, voran ihr Schultheiß mit dem Stadtbanner, nachzusetzen den frechen Räubern. Diese schifften mit ihrer Beute schon den Strom hinauf. Die Rotterdamer waren ihnen auf den Fersen, und schrieen und trompeteten mit Macht, daß Alles an die Ufer lief. So dauerte die wilde Jagd fast den ganzen Tag, und die Verfolger dachten die Hoeks gerade noch zu fassen, als man schon die Thürme von Schoonhoven erblickte. Nun aber wendete sich das Blatt. Die Fliehenden ließen die Ruder sinken und griffen an, ihre Freunde fielen aus den Stadtthoren heraus. Es wurde ein hitziges Gefecht, auch die Kabeljaus eilten herbei, Theil zu nehmen. Rasch füllten sich die Rotterdamer Schiffe mit Todten und Verwundeten, und das Ende war, daß Die, welche noch Ruderer genug hatten, das Weite suchten. Von den Leuten aus Rotterdam und dem Lager sah eine Menge sich umringt und gefangen. Selbst ihr verehrtes Stadtbanner mit dem Schultheißen ließen die Rotterdamer in den Händen der Hoeks. Da hatten sie zum ersten noch einen zweiten Schimpf und Schaden,

so arg, daß ihnen das Herz brechen wollte. Bekümmert schickten die Leydener Botschaft nach Rotterdam, um zu trösten und zu hören, wie der Hergang war. Die Hoeks aber zogen mit ihren Gefangenen in Schoonhoven ein unter Glockenklang und Freudengeschrei, daß es weit hinausschallte in's feindliche Lager.

Bei solchem Gang der Dinge ersahen die Kabeljaus wenig Freude und Fortschritt. Sie mußten hart graben und schanzen, und waren selten sicher, ob ihre Bollwerke nicht am andern Morgen im Nassen lägen. Das Landvolk im Heere meinte in dieser Sache es anders, als die Herren aus den Städten. Schon im April wurden die Seeländer schwierig. Nach und nach äußerte sich Unlust und Ermüdung auch bei anderen Heerestheilen, auch sie wollten nach Hause. Nur durch inständige Vorstellungen, nur wenn ihnen die Kosten gezahlt wurden oder der Herzog auch für künftig die Kriegspflicht verringerte, ließen sich die Bauern bewegen, bei der Belagerung auszuharren. Das friesische Landvolk aus Nordholland zog endlich dennoch ab, und vergebens suchte man jetzt von ihm die Zehrungskosten zu erzwingen, welche sie von den Kabeljaus sich hatten vorstrecken lassen. Die Belagerung dehnte sich in den Sommer hinein. Längst war auch der Herzog wieder in Brabant. Nur die Ruhwarte Gaesbeek und Borsselen und die Kabeljauer Städte hielten aus. Sie durften Schoonhoven nicht verlassen, wollten sie den Hoeks nicht alle Straßen nach Holland hinein offen legen. Bereits fand sich Gouda im vollen Aufstande, und in anderen Städten und Landschaften stand das Volk auf dem Sprunge, sich für Jakobäa zu erklären.

Siebentes Kapitel.

Belagerung von Mons.

Philipps Beschlüsse. Herrichtung einer Stadt zur Belagerung. Die Burg in Mons. Eine Fürstenwohnung. Das Kapitel von St. Waltrud. Land- und Stadtadel. Die gemeine Bürgerschaft. Zwiespalt in der Stadt. Jakobäas Gegner. Erste Gesandtschaft an Philipp. Seine Forderungen. Jakobäas Widerstand. Umzingelung der Stadt. Jakobäas persönliche Macht. Heereszug der Brabanter. Zerstörung der Wasserleitung. Angriffe und Ausfälle. Noth der Bürger. Neue Gesandtschaft an Philipp. Jakobäas Bedingungen. Erstes, zweites, drittes Anerbieten der Stadt. Berufung des Herzogs von Brabant. Der Vertrag von Douay. Der Hennegau unter Philipps Herrschaft. Verabredung über Holland und Seeland.

Philipp hatte jetzt zur Genüge erkannt, wie ausgiebig der Widerstand der Hoeks, wie gefährlich die Kühnheit seiner Base sei, zugleich aber auch, wessen er sich von der Rücksichtslosigkeit seiner englischen Alliirten zu versehen habe. Sollten nun seine niederländischen Pläne, für deren Gelingen er schon drei Jahre lang in schweren Sorgen gelebt, ihm für immer verdunkelt werden? Nein, so beschloß er, lieber wolle er schon jetzt die Fürstenthümer Jakobäas an sich reißen, die Gefährliche aber in festem Gewahrsam nehmen, daß sie weder nach England noch nach Holland könne. Der tödtlich gehaßte Engländer sollte sich einer vollendeten Thatsache gegenüber, seine Schande aber noch erheblich vergrößert sehen. Schien doch die ritterliche Treue einleuchtend gewahrt! Philipp hatte ja blos mit Humfried, nicht mit Jakobäa Waffenstillstand geschlossen, und wer konnte es ihm verdenken, wenn er seine Interessen nicht so lange hintansetzen wolle, als es seinem Gegner gefiel, den Tag ihres Zweikampfes noch weiter hinauszuschieben?

Also erhielten seine Pikarden, die an der Hennegauer Gränze in Besatzung lagen, Befehl, ihre Plünderungszüge tiefer und gründlicher zu machen. Seinem Brabanter Vetter aber, dessen

Ritterschaft ebenfalls von Zeit zu Zeit sengend und brennend in den Hennegau streifte, schrieb Philipp in's Lager vor Schoonhoven: er thue klug, wenn er Jakobäa in ihrer Hennegauer Hauptstadt angreife.

Der Herzog von Brabant war der heillosen Händel in Holland müde und überdrüssig. Daß er selbst ihrer niemals Herr werde, soviel wußte er längst. Da er immerdar einer Stütze und eines Lenkers bedurfte, so war es natürlich, daß sein kluger und thatkräftiger Vetter ihm nach dem Tode des Oheims von Bayern mehr und mehr das wurde, was Dieser ihm gewesen. Seiner entflohenen Gemahlin den Hennegau wieder zu entreißen, dies Verlangen wenigstens fühlte er lebhaft: an Holland und Seeland war ihm weniger gelegen, er hatte sie ja schon früher an Johann von Bayern überlassen. Also hörte er gern auf Philipp, der ihm die Wiedereroberung des Hennegau versprach, für sich selbst aber die Regentschaft über Holland und Seeland verlangte. Es kam hierüber zu Abmachungen zwischen beiden Fürsten, die jedoch noch geheim blieben.

Die Bürger von Mons hatten gleich nach dem Falle von Brain begonnen, sich auf eine schwere Belagerung vorzubereiten. Sie trugen die Brücken in der Umgegend ab, ließen die Stadtgräben voll Wasser laufen, bedeckten die Thordächer gegen Brandgeschosse mit Erde, und prüften, ob die Ketten an den Zugbrücken nicht vom Rost gelitten. An einigen Stellen verwehrten Sümpfe den Zugang, auf andern riß man vor der Stadt die Höfe und Baumgruppen nieder, von welchen gedeckt sich Feinde heranschleichen konnten. Die Zünfte zogen auf zur Musterung, ob ihre Waffen blank und schneidig. Die Patrizier riefen von ihren Höfen draußen Rosse und Reisige herein, und stellten ebenso, wie die Schützengesellschaften, auserlesene Truppen auf, die noch besser ausgerüstet waren, als die Zunftgenossen. Auch wurden zweihundert Reiter von der Stadt in Sold genommen, Jagd zu machen anf die Mißgünstigen draußen. Die obersten Hauptleute ernannte die Fürstin gemeinschaftlich mit der Stadt. Dann

wurde von den Beamten fleißig nachgesehen, ob jeder Bürger mit Korn Wein Salzfleisch und Viehfutter versehen sei. Wer nicht hinlänglich Vorrath sich verschaffen konnte, mußte unweigerlich die Stadt räumen. Oefter schlichen sich die armen Leute von draußen, um vor der näher rückenden feindlichen Verheerung Schutz zu suchen, in die Stadt. Dann hielt man Haussuchung durch Bewaffnete, und trieb die Armen aus ihren Verstecken auf die Straße und zum Thore wieder hinaus. Denn unnütze Esser konnte Mons nicht brauchen, so wenig wie die unnützen Hunde, die man zu Hunderten todtschlug. Dagegen flüchteten die Landleute, die bis zwei Meilen in der Runde wohnten, ihr Korn und Vieh und bestes Gut hinter die Stadtmauern, damit es dem Feinde nicht zum Raube werde; die Eigenthümer durften jedesmal für eine Woche sich Vorrath holen. Auch Windmühlen wurden von draußen herein geholt, die man bestmöglich in der Stadt aufzustellen suchte. Jakobäa aber schenkte der Stadt außer drei kleineren Geschützen eine große Kanone, welche aller Welt als höchst werthvolles Besitzthum erschien.

Die Fürstin wohnte auf der uralten Burg, welche sich auf hohem, steil abfallenden Felsberge über der Stadt erhebt. Sie bewohnte hier eine Reihe kleiner Gemächer, behaglich eingerichtet nach der Mode der Zeit. Die weiße Kammer hatte man mit Burgunder Tuch austapezirt, auf welchem Papageien, und Damen, die auf der Harfe spielten, gestickt waren. Ein anderes Gemach zeigte Jagdstücke, und der grüne Saal die Kreuzfahrer, wie sie den Mohren und Aegyptern vor Jerusalem die Schlacht lieferten. Aus den Burgfenstern hatte die Fürstin ringsum eine erfrischende freie Aussicht. Man sah weit über die Stadt weg auf grüne Wiesen Gärten Buschwerk und ansteigende Anhöhen. Nichts blieb verborgen, was irgendwo im Weichbilde der Stadt sich begab. Deshalb hatten die Schöffen auf den Belfroy, den starken Hauptthurm der Burg, einen Trompeter gestellt, der auf seiner luftigen Höhe die Runde machen mußte und gleich trompeten, wenn sich Verdächtiges in Stadt oder Umgegend blicken ließ.

Aus der Burg führten unterirdische Gänge in die Tiefe des Berges hinab, welche nach dem Volksglauben noch jetzt sich unterirdisch erstrecken bis zwei Stunden weit zur Abtei von St. Ghislain.

Fielen Jakobäas Blicke von der Burghöhe nieder auf die Stadt zu ihren Füßen, so mochten sie am längsten auf der Stiftskirche der heil. Waltrud verweilen, und auf den vielen hübschen Häuschen, welche diese prächtige Kirche umgaben, und eigenthümlich gleichförmig waren. Die hl. Waltrud war Gründerin und Patronin von Mons, und die Bürgerschaft feierte kein größeres Fest, als wenn die Gebeine der Heiligen in prangender Prozession umher geführt wurden. In den gleichförmigen Häuschen wohnten die Damen des hohen Kapitels von St. Waltrud, sämmtlich erlesen aus Familien von ältestem Adel. Jakobäa aber trug das Aebtissin-Kreuz. Altberühmte Adelsgeschlechter gab es in keiner Gegend der Welt so viele, als im Hennegau, der ja sich selber pries, daß er des adligen Wesens Pflanzstätte sei für alle Niederlande. Die meisten Barone hatten auch eigenen Hof in Mons, wo sie zu Zeiten Wohnung nahmen, ebenso wie der Graf in der Stadt den Naalster Hof besaß, in welchen die Bürgerschaft für den Hofhalt der Fürstin die Lebensmittel lieferte. Wenn Jakobäa in's Ständehaus kam, was öfter geschah, so wurde ihr und ihren Damen ein Imbiß von Brod Käse Wein und Früchten vorgesetzt. An die Adligen vom Lande schloß sich der Stadtadel an, der damals in Mons noch so glänzend zahlreich und machtvoll war, wie kaum mehr in irgend einer Stadt Europas. Jedes Patrizierhaus war eingepfarrt in der Stiftskirche von St. Waltrud, und der Stadtadel bildete eine einzige große geschlossene Körperschaft, welche, reich an Erbgütern, auch die Aemter in der Stadt besaß und die Bürgerschaft beherrschte.

Es wäre aber im fünfzehnten Jahrhundert zum Verwundern gewesen, wenn nicht auch in der Hennegauer Hauptstadt andere tüchtige Leute gewohnt hätten, denen das herrschende Adelswesen zuwider war. Ihnen sollten gerade die Ereignisse, welche Jako-

bäa hervorrief, Luft machen. Wie einst in Brüssel sich das Patriziat gegen Jakobäa feindlich erwies, war es umgekehrt in Mons die niedere Bürgerschaft. Diese wurde es sich bewußt, daß sie am Burgunder, welcher die heftigsten Drohungen schickte, und an den Enghiens Helfer gewonnen.

So gut daher Mons sich nach außen bewehrt hatte, so viel Unglück prophezeite die Zwietracht in seinen Mauern. Der Herr von Havrech, der Großrichter von Haynin, der Schultheiß Pinkars de Herrines, der Bürgermeister Briboul de le Porte, der Schöffe Jaques Hennekart, die übrigen Schöffen, der größte Theil des Raths, die ganze Geistlichkeit, an deren Spitze der hochwürdige Abt von St. Ghislain stand, diese Alle wollten Leib und Leben für Jakobäa lassen, so sehr es auch Manchen in der Seele verdroß, daß so seltsame Fragen und Geschichten sich an die geliebte Landesherrin knüpften. Der Abt von St. Ghislain wich ihr in dieser schweren Zeit kaum von der Seite. Von Engländern waren nur ein paar Offiziere in der Stadt, und Jakobäa mußte ihre eigenen Leute nach St. Ghislain schicken, wo sie Stadt und Abtei bestens befestigten. Zum Befehlshaber von St. Ghislain war einer der Vielgetreuen, der Herr von Steinkercken, bestellt, und Jakobäa hatte ihm auch zwei Kanonen mitgegeben, die ersten, welche man in St. Ghislain sah. Der Vornehmste aber unter den Holländern, Herr Ludwig von Montfort, war in Mons geblieben. Bei alledem mußten die Hauptsache in der Stadtvertheidigung doch die bewaffneten Zünfte thun. Hatten sie unter den Schöffen gar keine, im Rath nur höchst geringe Vertretung, so fanden sich ihre Leute um so mehr unter den Konstablern, Hundertmännern und Zehntmännern, welche die Rotten führten. Die Zünfte, mit Ausnahme der Metzger, hegten von Anfang an die Meinung: man solle es nicht zum Aeußersten kommen lassen, die Herzogin müsse sich mit ihrem Vetter von Burgund vertragen. Als nun dennoch harter Krieg drohete, stieg der Haß gegen die Vornehmen mit jedem Monat, besonders gegen die Häupter in der Stadtregierung, die Schöffen. Ein

Bürger wurde bestraft, weil er auf offenem Markte und in Gegenwart von Stadtoffizieren ausrief: „Hätte er nur einen Schöffen da, so wolle er ihm mit seinem Bleikolben eins auf den Kopf geben, daß er das Gehirn verschütte." Ein Anderer rief den Schöffen, als er sie am Rathhausfenster stehen sah, zu: „Kommt mal herunter, ihr Canaillen, kommt nur mal zu uns!" Selbst bei feierlicher Berathung geriethen die Parteien an einander, und es kam vor, daß Jakobäa und ihre Mutter, während der Saal voll Lärmen und Toben und die Stadt voll Schrecken war, auf das Ständehaus eilen mußten, um Frieden zu stiften.

Es gelang der feindseligen Partei mehr und mehr, Mißtrauen gegen die Fürstin zu säen. Man verweigerte ihr die Schlüssel der Stadtthore. Man bestellte sechs Männer, mit denen allein sie in Sachen der Stadtvertheidigung sich benehmen solle. Man kehrte immer mit dem Ansinnen wieder, mit dem Herzoge von Burgund und Brabant sich gütlich zu vertragen; denn Philipp zeige große Neigung, einen Frieden zu vermitteln, der dem Lande zum Heile und der Fürstin nicht zur Unehre gereiche. Jakobäa widersetzte sich, und als Herzog Johann zwei Herolde schickte, frei Geleit für vierundzwanzig Bürger anzubieten, wollte sie die Herolde nicht in die Thore lassen. Doch gab ihnen die Stadt zwei Goldstücke, und als die Sache an die Zünfte kam, wurde das Geleit angenommen. Angesehene Bürger gingen mit der Herzogin-Mutter und Jakobäas Bevollmächtigten nach Hesdin.

Philipp aber wußte den Abschluß der Verhandlungen in die Länge zu ziehen. Schon setzte sich der Herzog von Brabant mit mächtigem Heere in Bewegung: da erst kamen die Gesandten zurück. Auf dem Ständehaus versammelten sich, wie es bei solchen Gelegenheiten Brauch war, der Großrichter, Schatzmeister, Schultheiß, und Bürgermeister, der Stiftsdechant, Abgeordnete der beiden Mönchsklöster, die Schöffen, Zunftvorsteher, Kriegshauptleute, und andere angesehene Bürger. Die Gesandten lasen eine Erklärung des Herzogs Philipp vom 15. May aus Brügge, des Inhalts: „Von ganzem Herzen thue es ihm leid, daß er

trotz allen Ersuchens seinen Vetter von Brabant nicht dazu vermögen könne, den landschädlichen Krieg aufzugeben und die Fürstinnen ruhig im Hennegau wohnen zu lassen. Jetzt aber wolle er aus natürlicher und gerechter Liebe für Tante und Base Beide unter seinen Schutz nehmen. Sie sollten zu ihm kommen, er wolle sie wie sein eignes Leben gegen alles Ungemach beschützen, und Jakobäa niemals in andere Hände liefern, als bis der heil. Vater ihre Sache entscheide, oder der Tod Humfrieds oder Johanns ihr die Freiheit wiedergebe, wie sie des Papstes Spruche gemäß sei. Und was den Schutz des Hennegau angehe, so wolle er, wenn die beiden Fürstinnen zu ihm kämen, und sobald er die Antwort des Vetters von Brabant habe, dem er nun zum letztenmale geschrieben, das Aeußerste aufbieten, um das Land vor Unheil zu bewahren." Abschrift seines Briefs an den Brabanter hatte Philipp mitgeschickt. Von Jakobäas Mutter, die in Condé zurückgeblieben, lag ein Vertragsentwurf bei, und die Mehrheit in der Versammlung erklärte: diesen Vertrag solle und könne die Herzogin annehmen. Jakobäa erwiederte: „Sie müsse erst darüber mit ihrer Mutter reden, jetzt aber könne sie nicht mehr zu ihr reisen."

Es war in der That zu spät. Denn schon umzingelte die Brabanter Reiterei die Stadt, Tags darauf fing das ganze Brabanter Heer an vor der Stadt zu graben und zu schanzen. Offenbar geschah das im Einverständniß mit Philipp, der auf eine oder die andere Weise die Base in seine Gewalt bekommen wollte. Nun war ein Vertrag nicht zu Stande gekommen, und Jakobäas Freunde konnten mit Recht fragen: ob sie denn jetzt ihre Fürstin auf ewig in des Burgunders Gefangenschaft überliefern wollten? Denn was hinter seinen herzlichen Worten steckte, das lag doch wohl vor Jedermanns Blicken. Man beschloß, die Stadt zu vertheidigen, verbrannte die Vorstädte, ein Kloster, und andere Gebäude draußen, und übergab Ludwig von Montfort und dem Schultheiß Pinkart von Herrines den Oberbefehl.

Es war Jakobäas persönlicher Antrieb gewesen, der es zu diesem Entschlusse gebracht hatte. Denn wer konnte dem Feuer-

geiste, der aus ihren Augen blitzte, wer dem Strome ihrer Rede widerstehen, in welcher soviel Heldenmuth und rührender Reiz sich mischte? Mons allein, wo sie selbst war, widerstand: alle anderen Städte des Hennegau waren abgefallen. Ihr Vetter Ludwig, der Pfalzgraf, mit welchem sie fortwährend Briefe wechselte, ließ sie wissen, sie solle nach England kommen. Sie aber wollte nicht fliehen vor der Gefahr, und glaubte fest an Humfrieds Verheißungen, der bei seiner Abreise aus Calays und noch später geschrieben: in wenigen Tagen werde er mit großer Heeresmacht zurückkommen. Der Thor, warum war er denn mit all seinen Truppen fortgezogen?

Der Herzog von Brabant hatte all seine Unterthanen zur großen Heeresfahrt aufgeboten, wiederum waren die Barone und die Städter und die Bauern mit ihrem besten Kriegszeug zusammengeströmt. Sie wollten ihre Ehre, die sie bei Soignies gelassen, wiederholen. Sammelplatz waren die Städtchen Nyvels und Roeulx an der Grenze, wo der Herzog pünktlich eintraf, und drei Tage verweilte, bis das ganze Heer beisammen Als er bis in die Nähe von Mons kam, schickte er Ritter und Reisige voraus, der Brücken und Hohlwege sich zu versichern, und rings um die Stadt Alles in Brand und Blut zu setzen. Zum Unglück für die Belagerten fand der Feind gleich die Röhren, welche das Trinkwasser zum Stadtbrunnen leiteten. Man hatte die Bleiröhren, soweit die Engländer sie aus der Erde gerissen, durch hölzerne ersetzt: die Brabanter nahmen jetzt die ganze Wasserleitung heraus, und ließen kein Stück unzerstört.

Als dies geschehen war, folgte das Heer und schlug sein Lager auf, rings wurde die Stadt eingeschlossen, und noch am selben Tage begannen die Geschütze zu spielen. Tag und Nacht wurde nun geschossen und gearbeitet. Die Steingeschosse der Brabanter schlugen krachend an die Mauern, hier und dort fiel eine Thurmseite herunter, glühende Pfeile flogen über die Brüstung in die Stadt. Doch die Belagerten standen bereit mit Hammer und Kelle, mit Wasser und Steinen und Erde, zu

löschen und jeden Schaden gleich auszubessern. Ruhten aber die Angreifer einen Augenblick, so wendete sich das Spiel. Ein kühner rascher Entschluß hatte immer die Ritter Jakobäas ausgezeichnet, und auch vor den Mauern von Mons leuchtete diese Tugend in vollem Glanze. In geschickten Ausfällen fiel Stoß auf Stoß bis tief in's feindliche Lager. Wie oft stand man hier auf den Stadtmauern, dort auf den Lagerhöhen, und sah den glänzenden Gefechten zu, welche die Ebene dazwischen erfüllten! Wie oft ließen die Belagerten die Zugbrücken fallen, um mit Jauchzen ihre Freunde zu empfangen, die mit reicher Beute und Gefangenen heranstürmten! Zu spät kamen die nachfolgenden Brabanter, die Zugbrücken flogen schon wieder in die Höhe, und der Feind empfing von Thoren und Thürmen nur Kugeln und Pfeile.

Allein diese unaufhörlichen Gefechte minderten zusehends die treuen Schaaren der Herzogin. Auch die Lebensmittel begannen zu fehlen: denn vom Felde ließ sich Nichts mehr herein bringen, weil die Stadt fest umschlossen und die Umgegend verwüstet war. Als die Zuflüsse zum Marktbrunnen aufhörten, trat sogar Wassersnoth ein. Was aber man von draußen hörte, war ganz geeignet, Alles in noch größeren Schrecken zu setzen. Feinde waren schon genug vor den Thoren, jetzt marschirte auch der gefürchtete l'Isle Adam mit den burgundischen Völkern heran.

Bei so dunkeln Aussichten war es natürlich, daß diejenigen, welche Jakobäa abhold waren, mehr und mehr Uebergewicht erhielten. Sie setzten es durch, daß in den letzten Tagen des Mai nochmal eine Gesandtschaft, begleitet von der Herzogin-Mutter, zum Burgunder Fürsten ging, welcher jetzt bis Douay gekommen war. Er wollte sehen, wie die Dinge verliefen, und bei der Hand sein, wenn die Engländer etwa von Calays aus hervorbrechen sollten.

In Douay bestimmte der Herzog Herrn Gerhard von der Aa als seinen Unterhändler, und die Abgesandten nahmen als den ihrigen Herrn Johann von Nassau. Jakobäa hatte kurz und stolz zwei Forderungen gestellt: „Ihr Vetter von Burgund

solle Hand ablassen von ihren Landen, und ihr Rechenschaft leisten für Schaden und Vergewaltigung." Nur das eine Anerbieten fügte sie hinzu: „daß sie mit ihm und seinen Freunden in einer gelegenen Stadt tagen, und Recht geben und nehmen wolle." Die Bürger von Mons traten nachgiebiger auf. Ihre Gesandten waren mit folgenden Vorschlägen beauftragt: „Herzog Philipp möge einen allgemeinen Rechts- und Sühnetag in Gouda Rotterdam oder Woerden ansetzen, dann solle Waffenstillstand eintreten, hinsichtlich der Englischen werde man sich schon einigen. Die Unkosten wolle man Philipp ersetzen, ihn auch treulich nach Jakobäas kinderlosem Tode als nächsten Erben und Herrn empfangen, bei ihren Lebzeiten könne man das doch unmöglich. Sein Recht aber auf Holland und Seeland müsse der Herzog erst nachweisen." Philipp hatte nämlich bereits verlauten lassen, daß ihm die Regentschaft über Holland und Seeland abgetreten sei. Man hatte auch wohl durchschauet, daß er es darauf angelegt habe, Jakobäas Person in seine Gewalt zu bekommen. Um ihn zu begütigen, ließ die Stadt wissen: „ihre Fürstin solle eine Stunde lang oder so ungefähr in seinen Händen sein." Geschah dies, so feierte er einen Triumpf, der für Humfrieds ritterliches Gefühl wie für Jakobäa nicht schmerzlicher sein konnte, — es lag auch stillschweigend darin ausgesprochen, daß Philipps Einmischung gerecht gewesen.

Allein die Abgesandten von Mons merkten bald, daß sie mit so unbestimmten Anträgen nicht kommen dürften. Ihr Unterhändler Johann von Nassau wagte es deshalb, auf eigne Hand andere Artikel vorzuschlagen. „Jakobäa solle dem Herzog von Glocester und allen Englischen absagen, — sie solle einen ganzen Tag in Philipps Händen sein, jedoch wohlverbürgt und versichert, daß es nicht länger dauere, — sie solle bis zur römischen Sentenz ohne Herrschaft, jedoch mit fürstlichem Hofhalt, und nach ihrem Belieben wohnen in Brabant Hennegau Flandern oder der Pikardie, — bis dahin sollten ihre Anhänger von ihren Gütern wenigstens die Einkünfte genießen, — Jakobäas Lande aber so

lange in Händen des Herrn Johann von Nassau sein, der als Statthalter Philipp darüber einen Eid schwören müsse. Dies Alles würde bis zu einem Termine gelten, den Philipp selbst bestimmen könne, und zwar ohne daß die Fristzeit öffentlich brauche bekannt zu werden, jedoch solle sie nicht lang sein. Innerhalb dieses Termins müsse der Herzog entweder einen sicheren Frieden zwischen beiden Parteien zu Stande bringen, oder erwarten, daß Jakobäa wieder von ihren Landen Besitz ergreife." — Man sieht hieraus, welche Vorsicht nöthig schien, um Jakobäas Person vor Philipps Tücken zu retten. Als dieser aber von solchen Vorschlägen hörte, brausete er auf: „Nicht friedlich, sondern fremd dünkten sie ihm."

Mit diesem Bescheid kam Herr Johann zurück und sagte: man dürfe vor dem Herzog gar nicht davon sprechen, nur das Eine habe er von Herrn Gerhard gehört: „wenn der Herzog sich von seinem Brabanter Vetter als rechtem Besitzer Holland Seeland Friesland abtreten lasse, und Jakobäa das anerkennen würde, so könne man vielleicht zu einer Tagsatzung mit ihm kommen." Die bestürzten Städteboten und die Herzogin-Mutter gingen nun bis zu den äußersten Anerbietungen vor. „Es solle Jakobäa nochmal in allen ihren Landen als einer rechten Erbherrin gehuldigt werden, — sie die Einkünfte davon behalten, — Philipp aber sofort bis zu des Papstes Spruche Mombar (Regent) sein von allen diesen Landen: er wie sie würden dann jedes sechs Männer zur Regierung anstellen. Das müsse, wenn sie vom Papste ihrem früheren Gemahl zugewiesen werde, dauern, so lange dieser lebe, und wenn er sterbe, bis sie sich wieder verheirathe. Außerdem sollten alle Stände es Philipp besiegeln, daß sie ihm als rechten Erbherrn huldigen würden, wenn Jakobäa kinderlos sterbe."

Als die Unterhandlungen bis auf diesen Punkt gekommen, hatte Philipp eigentlich Alles erreicht, was er wollte, nur war Jakobäa noch nicht völlig ihrer Einkünfte, und, — worauf er größeres Gewicht legte, — ihrer Freiheit beraubt. Allein er hatte sich auch überzeugt, daß die Stadt und Jakobäas Mutter

unmöglich weiter gehen, Jakobäa hingegen auch diese Artikel niemals annehmen werde. Hätten aber die Bürger von Mons sie ihm mit Gewalt überliefert? Er beschloß, Kriegsrecht auf anderm Wege zu suchen, er erkannte ja nur seinen Brabanter Vetter als ihren ehelichen Vogt an.

Auf sein dringendes Verlangen verließ dieser das Belagerungsheer, und kam mit fünfhundert Mann Gefolge nach Douay, wo Beide sofort Handels einig wurden. Am 1. Juni schlossen sie ihren Vertrag ab, drei Artikel enthielt er. „Erstens: Jakobäa soll im Lande des Herzogs der Burgunder und unter seiner Hand bleiben, bis ihr Prozeß in Rom durch Urtheil oder Tod beendigt wird, — zu ihrem Hofhalte geben ihre Länder eine passende Summe her. Zweitens: Der Herzog von Brabant erhält von Neuem Besitz und Gehorsam vom Hennegau, bestellt aber sofort, ohne dort erst Gericht zu halten, Johann von Luxemburg als Statthalter. Drittens: Jede körperliche Strafe und Konfiskation des Grundvermögens soll den Schuldigen erlassen sein, nicht aber die bürgerliche Strafe. Jeder der beiden Herzoge setzt zwei Richter ein, welche mit dem Statthalter die Strafe, welche auch auf Verbannung lauten kann, diktiren. So lange sich Einer vor das Gericht nicht stellt, wird all sein Vermögen mit Beschlag belegt."

Auf solche Weise bekam Philipp allerdings den Hennegau in seine Hand. Der Statthalter war ihm unterthänig, nur Anhänger Burgunds erhielten den Befehl in Städten und Festungen. Daß fortan auch Holland und Seeland an Philipp übergehen sollten, war jetzt festbeschlossene Sache. Es fehlte nur noch, daß Jakobäa überliefert wurde.

Sechstes Buch.

Philipp von Burgund.

Erstes Kapitel.

Jakobäa in Gefangenschaft.

Aufruhr in Mons. Jakobäas Partei niedergeworfen. Acht Fristtage. Jakobäas Briefe an Humfried und den Pfalzgrafen. Auffangen und Verlesen der Briefe. Huldigung Johanns von Brabant in Valenciennes. Anstalten zur Abführung der Herzogin. Jakobäa im Brabanter Lager. Angriffe auf den Reisezug. Ankunft in Gent. Lage und Einrichtung des Grafensteins. Kaiser Sigmund. Strafgerichte im Hennegau. Gelderpressungen. Fehde zwischen Mons und Valenciennes. Die burgundische Partei in den Niederlanden. Auftauchen von Einheitsplänen. Aussterben der Fürstenhäuser. Neugestaltung der Dinge. Furcht vor englischer Landung. Rüstungen Humfrieds. Anstrengungen der burgundischen Partei. Abtretung der Regierung von Holland und Seeland an Philipp. Widerspruch der Brabanter. Philipps Heereszug nach Holland. Seine Huldigung und Anordnungen.

Wuth und Bestürzung herrschte unter den Anhängern der Fürstin, als die Abgesandten mit der Abschrift des Vertrags zwischen den Herzögen von Burgund und Brabant am 3. Juni in Mons wieder eintrafen. Jakobäa selbst, wie ein Chronist sagt, glaubte gleich vor Schmerz zu sterben. Die Gegner aber liefen und redeten zusammen und äußerten ihre Freude. Schon standen sich die Parteien auf Tod und Leben gegenüber, und beriethen

verzweifelte Maßregeln. Am anderen Morgen begab sich Jakobäa in die Versammlung auf dem Rathhause, und rief den Schutz der Bürgerschaft an, und erinnerte sie an ihre heiligen Eide, sie nimmer zu verlassen. Allein man schrie ihr zu: „Die Stadt habe keinen Schutz mehr für sie, man könne sich nicht stärker machen, als man Kräfte habe.“ Vergebens suchten ihre Getreuen zu Worte zu kommen. Plötzlich sahen sie sich umringt und festgehalten. Keiner konnte mehr von der Stelle. Ein Hauptmann Glocesters wurde herbeigeschleppt. Vielleicht hatte der Unglückliche zu laut von Verrätherei gesprochen. Er mußte vor Jakobäa niederknieen, und sein Haupt rollte zu ihren Füßen. Draußen aber auf den Straßen war Alles voll Geschrei und Tumult. Bewaffnete Haufen drangen in die Häuser ein, rissen die Anhänger der Fürstin hervor und schleppten sie in die Gefängnisse. Zwei Tage lang währte der Aufruhr, das Lärmen und Wüthen. Drittehalbhundert Bürger, es waren fast alle Vornehmen, wurden in die Thürme geworfen: wer sich widersetzte, niedergeschlagen. Selbst der hochwürdige Abt von St. Ghislain wurde gefangen gesetzt.

Nun hatten die Sieger in der Stadt freie Hand, mit den Belagerern draußen Waffenstillstand zu machen. Jakobäa war schutzlos. Alles was ihr hold war, lag im Blute oder im Kerker. Man erklärte ihr rund heraus: „Freiwillig solle sie gehen, oder man ergreife sie und liefere sie aus an den Herzog.“ Sie hatte tödtliche Angst vor Philipp und seinen Anschlägen. Zögern aber oder Entfliehen konnte ihren Freunden das Leben kosten. Sie bat nur noch um das Eine, um acht Tage Aufschub, dann wolle sie sich in Philipps Hände überliefern. Und so groß war die rührende Macht ihres Unglücks, daß selbst die Bürgerschaft, welche in Wuth und Aufstand, auf der Stelle ihr die erbetene Frist bewilligte. In ihrer Noth und Bedrängniß schrieb Jakobäa Humfried folgenden Brief:

„Mein gestrenger Herr und Meister!

So demüthig, als ich nur kann und weiß in dieser Welt,

empfehle ich mich Eurer gütigen Huld. Mögt Ihr wissen, mein gestrenger Herr und Meister, daß ich jetzt schreibe Eurer ruhmwürdigen Herrlichkeit als die leidvollste Frau, als die Verlorenste und schändlichst Verrathene auf Erden. Denn, mein gestrenger Herr und Meister, am Sonntag, den dritten Tag dieses Monats Juni, kamen die Boten Eurer Stadt Mons zurück und brachten einen Vertrag, gemacht und geschlossen zwischen dem Vetter von Burgund und dem Vetter von Brabant. Dieser Vertrag war gemacht in Abwesenheit meiner Frau Mutter und ohne ihr Wissen, wie sie selbst mich benachrichtigt und vergewissert hat durch Meister Gerhard le Grand ihren Kaplan. Deßhalb, mein gestrenger Herr, schrieb mir meine Frau Mutter diesen Brief über jenen Vertrag, hinsichtlich dessen sie mir zu rathen nicht weiß und nicht wagt. Denn sie selbst wußte nicht, was zu thun, sondern bat mich, ich möchte meine guten Leute dieser Stadt bitten, um zu erfahren, welchen Trost und Beistand sie mir thun wollten.

Deshalb, mein süßer Herr und Meister, mögt Ihr wissen, daß ich am andern Morgen auf das Rathhaus ging und ihnen vorhalten ließ, wie auf ihr Verlangen und Bitten Ihr beschlosset, mich in ihrem Schutz und Schirm zu lassen als bei Solchen, die Euch geschworen hatten, Eure wahren und treuen Unterthanen zu sein, und daß sie mich wohl beschützen würden, um Euch davon gute Rechenschaft zu geben, welchen Eid sie gethan vor dem Sakramente des Altars und auf die heiligen Evangelien. Darauf mein hochgeehrter Herr und Meister, erklärten sie rund heraus: „Sie seien nicht mehr stark genug, mich zu beschützen.“ Und indem sie gleich ihre Gedanken zur That machten, rebellirten sie und sagten, meine Leute wollten sie morden, und so sehr, mein gestrenger Herr, daß sie mir zum Hohne einen Eurer Unterthanen ergriffen, den Hauptmann Macquard, und in meiner Gegenwart ihm sofort den Kopf herunterschlagen ließen. Und sie ließen alle die ergreifen, welche Euch lieben und Eure Partei halten, wie Bardoul de le Porte, Collard seinen Bruder, Aegidius de le Porte, Wilhelm de Leur, Johann du Bois, Wilhelm de Leye,

Samson Euern Hauptmann, Pierre, Baron, Sandrard, Dandre, und mehrere bis zur Zahl von zweihundertfünfzig von Eurer Partei. Und von Neuem wollten sie ergreifen Herrn Balduin den Schatzmeister, Herrn Ludwig von Montfort, Johann Fresne und Stephan d'Estre, welche sie noch nicht ergriffen haben, und ich weiß nicht, was sie thun werden. Auch, mein gestrenger Herr, sagten sie mir rund heraus: „Wenn ich keinen Vertrag machte, so lieferten sie mich in die Hände des Vetters von Brabant!“ Und ich habe keine Frist mehr, in dieser Stadt zu bleiben, als acht Tage, sollen sie mich nicht mit Gewalt nach Flandern bringen. Das ist mir weh und hart, denn ich zweifle, ob ich in meinem ganzen Leben Euch wiedersehen werde, wenn Ihr nicht beschließt, in Eile mir zu helfen.

Ach mein gestrenger Herr und Meister! Alle meine Hoffnung und mein ganzes Denken steht bei Eurer Herrlichkeit, in Betracht, mein gestrenger Herr und meine einzige und höchste Liebe, daß alles Dies, was ich leide, geschieht, weil ich Euch liebe. Deshalb demüthigst flehe ich zu Euch, so sehr und so innig, als ich auf dieser Welt nur kann, um Gotteswillen möget Ihr Mitleid haben mit mir und meinem Jammer, und mir, Eurem leidvollen Geschöpf, in größter Eile zu Hülfe kommen, wenn Ihr mich nicht verlieren wollt auf immerdar. Ich habe Hoffnung, daß Ihr so thut, denn, mein gestrenger Herr und Meister, ich verdiene es nicht anders um Euch, weder jetzt, noch werde ich, so lange ich lebe, jemals etwas thun, das Euch mißfallen könnte. Ja, ich will jeden Augenblick den Tod empfangen um der Liebe zu Euch willen und Eurer adligen Gestalt, denn Eure edle Herrlichkeit gefällt mir über die Maßen. Bei meiner Ehre, mein gestrenger Herr und Fürst, mein einzig wahrer Trost und meine letzte Hoffnung, möget Ihr um Gottes und unseres Herrn St. Georgs willen in solcher Eile, als Ihr es nur thun könnt, meine ganze leidvolle Lage erwägen, was Ihr noch nicht gethan habt, denn es scheint mir, Ihr habet mich ganz vergessen.

Anderes weiß ich Euch gegenwärtig nichts zu schreiben, außer, mein gestrenger Herr und Meister, daß ich sehr bald Herrn Ludwig von Montfort zu Euch geschickt habe; denn er kann nicht mehr bei mir bleiben, trotzdem, daß er bei mir aushielt, als alle Andern mich verriethen, — er wird Euch Alles vollständiger sagen, als ich zu schreiben wüßte. Daher bitte ich Euch, mein theuerster Herr und Meister, daß Ihr ihm ein guter Herr sein wollet, und mir Euren Willen auftragen und befehlen, den ich thun werde von ganzer Seele. Das weiß der gebenedeite Sohn Gottes, der Euch ein schönes Leben und ein langes gebe, und Gnade, daß ich Euch sehe zur höchsten Freude.

Geschrieben in der falschen und verrätherischen Stadt Mons, aus tiefbekümmertem Herzen, den sechsten Tag des Juni.

Euer leidvolles und geliebtes Kind, das unsäglichen Schmerz leidet um Euret willen. Euer Kind

Pembrough."

Noch einen kürzeren Brief schrieb sie an ihren Vetter in London, den Pfalzgrafen Ludwig vom Rhein:

„Vieltheurer geliebter Vetter! Ich befehle mich Euch an, und möget Ihr wissen, daß zur Stunde, als dieser Brief geschrieben wurde, ich tief leidvoll im Herzen war als eine falsch und treulos Verrathene. Und wenn Ihr etwas Neues wissen wollt, mein vieltheurer und geliebter Vetter, so wißt, daß ich noch gegenwärtig nichts wüßte, als zu wiederholen; aber wollt unsern vieltheuern und gestrengen Herrn fragen, der Euch mehr sagen wird, als Ihr hören mögt. Anderes wüßte ich Euch nicht als zu wiederholen, außer daß Ihr die Hand haltet zu dem, was Ihr wißt, damit mein gestrenger Herr kommen möge, denn sonst werdet weder er noch Ihr mich wiedersehen.

Und was betrifft, daß Ihr mir schriebet, über's Meer zu kommen, so ist das zu spät, aber eilt Euch mit so großer Macht, daß Ihr mich befreien könnt aus den Händen der Flanderer, wo ich in acht Tagen sein werde.

Vieltheurer und geliebter Vetter! Ich bitte Gott, daß er

Euch ein schönes Leben und ein langes gebe. Geschrieben in der falschen und verrätherischen Stadt Mons den sechsten Tag des Juni.

Jacqueline von Pembrough."

Der Bote, welcher diese Briefe trug, wurde aufgefangen, die Unglückliche war ja von Verrath und Tücke umsponnen. Sie konnte sich vorstellen, wie Philipp über die Angst ihres Herzens, die sich in dem Briefe so bloß gab, lächeln, und wie er um so klüger seine Anstalten treffen werde, daß Keiner sie seinen Händen wieder entreiße. Er besaß auch innere Rohheit genug, beide Briefe öffentlich vor seinen Herren vorlesen zu lassen.

In Mons verstrich unterdessen ein Tag nach dem andern, und für Jakobäa verhüllte sich jede Aussicht auf Rettung. Vergebens flehte sie um Freilassung ihrer Freunde, nicht einmal Frauen und Bräute durften mit den Gefangenen reden. Da ihr Hofhalt anfing, Mangel zu leiden, bewilligte die Stadt Lebensmittel und täglich fünfundzwanzig Livres, für die Abreise aber tausend. Herzog Johann war inzwischen von Douay nach Valençiennes gezogen, wo ihm so schön und festlich gehuldigt wurde, als sei er der liebenswürdigste Prinz von der Welt. Während Mons in Trauer lag, jubelte natürlich Valençiennes. Jetzt kam er wieder zum Belagerungsheer, und forderte, auf der Stelle solle man seine Gemahlin fortschicken und ihm die Thore öffnen. Jakobäa mußte der Gewalt weichen. Ein Recht aber räumte sie ihren Feinden über sich nicht ein, nicht das mindeste. Sie so wenig, wie ihre Mutter, unterschrieb die Artikel von Douay.

Der Großrichter Haynin erklärte im Stadtrath zwei Tage vorher: die Fürstin werde am 13. eine Stunde nach Mittag abreisen, sie verlange achtundzwanzig Gepäckwagen, sowie Pferde für zwei Karossen und ihre Dienerschaft von acht und zwanzig Leuten, welche sie nach St. Ghislain in Besatzung gelegt. Dies wurde bewilligt. Jakobäa ließ auch Freilassung des Abtes von St. Ghislain und der anderen Gefangenen fordern, welche auf der Burg und in den beiden Stadtgefängnissen lagen. Diese

Bitte wurde abgeschlagen, jedoch andern Tags wieder aufgenommen. Während man sich hierüber noch berieth, klopften Enghien und die Herrn vom Rathe des Herzogs von Brabant an's Thor und erklärten: „Es verlaute, man wolle einige Verhaftete freilassen, das sei wider den Herzog und wider den Friedensschluß; es müßten vielmehr alle noch übrigen Schuldigen verhaftet werden; Keiner solle aus der Stadt, Keiner seine Habe wegbringen, auch nicht im Reisezug der Fürstin!" Der Stadtrath gehorchte. Bei Strafe der Verhaftung und Verlustes der Habe wurde Jedermann, der nicht Jakobäas Diener oder vom Gericht förmlich beurlaubt war, verboten, sich dem Gefolge der Fürstin anzuschließen.

Am Tage der Abreise waren die Truppen von früh an unter den Waffen, alle Thore streng geschlossen, kein Mensch wurde aus der Stadt gelassen. Man fürchtete selbst jetzt noch einen Aufstand zu der Fürstin Gunsten. Ein großes und glänzendes Geleite erschien, Jakobäa aus der Stadt abzuholen, in welcher sie so viel Glück und Qual erduldet hatte. Philipp pflegte seine Pillen zu vergolden. Es waren der Prinz von Oranien, der neue Statthalter Johann von Luxemburg mit seinen vier Gerichtsherren, der Herr von Enghien, der Gouverneur von Lille, und eine Anzahl der angesehensten Ritter und Herren aus Burgund und Brabant bestimmt, die Gefangene nach Gent zu geleiten, in allem sechszehn vornehme Herren, jeder mit Gefolge. Dazu kamen Jakobäas eigne Feldhauptleute, die Holländer Montfort und Steinkercken, und von den Hennegauern der Großrichter und Schultheiß, nämlich die Herren von Haynin und Herrines, und mehrere andere Ritter und Edle, welche von der geliebten Fürstin bis zum letzten Augenblicke nicht lassen wollten.

Das Stadtthor, durch welches die Herzogin abziehen sollte, war doppelt von Bewaffneten besetzt. Sie aber ritt plötzlich zu einem anderen, und kam geraden Weges in's Brabanter Lager. Noch einen Versuch wollte sie wagen, ihre Zukunft zu retten. Als sie durch die Zelt- und Hüttengassen ritt, stand das Bra-

banter Kriegsvolk da, und schaute mitleidig auf seine unglückliche Fürstin, und mit rührender Stimme bat sie, daß man sie zum Grafen von Nassau und zum Herrn von Hesewyck führe. Als sie diese ihre alten Freunde wiedersah, konnte sie sich nicht mehr fassen. Ihr ganzes Elend stand ihr vor Augen, unaufhaltsam strömten ihre Thränen, und nur um das Eine bat sie mit aufgehobenen Händen: „wenn sie noch etwas für sie übrig hätten, möchten sie zum Herzog gehen und mit Bitten nicht ablassen, bis er ihr erlaube, in Brabant zu bleiben. Wo er nur befehle, in jeder Burg, in jeder Stadt wolle sie ruhig wohnen, und in seiner Gewalt bleiben, nur daß sie nicht an den Burgunder ausgeliefert werde." Die Herren gingen hin, und flehten lange und inständig für die Trostlose. Allein Jakobäas früherer Gemahl fand die Rache süß, der arme Mensch hatte ja ohnehin keinen Willen ohne seinen Vetter Philipp. Dagegen verlangte er, daß man auf der Stelle ihm die Stadtschlüssel bringe und sein Banner auf der Burg aufziehe. Noch am Abend spät leistete die Stadt seinen Bevollmächtigten Huldigung.

So mußte Jakobäa das Brabanter Lager wieder verlassen, und den Weg nach Flandern einschlagen in die Gefangenschaft. Der Parteien Haß und Liebe umlagerte ihren Weg. Als sie mit ihrem Geleite auf freiem Feld erschien, kam ein Bastard von Enghien mit dreißig Mann geritten, und wollte Herrn von Haynin den Großrichter zu seinem Gefangenen machen. Schon legte er Hand an ihn, da flog der Prinz von Oranien herbei, und stellte den Bastard zur Rede. Dieser gab trotzige Antwort. Gleich schlug der Prinz ihm zweimal den Säbel durch's Gesicht, und nahm ihn selbst mit noch einem Begleiter gefangen, die Anderen aber waren froh, daß sie mit heiler Haut davon kamen. Die Reise ging weiter nach Ath, wo man Nachtlager nahm. Jakobäas Getreue aber hätten nicht Hoeks sein müssen, um ruhig zuzusehen, wie man ihre angebetete Fürstin fortschleppte. Sie lagen bereits in einem Hinterhalt, und als der Reisezug herankam, stürmten sie herbei, umringten die Herzogin, und dachten

sie zu entführen. Oranien aber hatte sich vorgesehen, hatte fünfhundert Mann Bedeckung an sich gezogen, und warf nach kurzem Gefecht die Angreifer zurück. Jakobäa sah auch die letzte Hoffnung vereitelt. Vergebens schauete sie aus, ob nicht von Calays her die Retter sich naheten. Ehrenvoll wurde sie weiter geleitet nach Gent, dort zog sie ein unter großer Theilnahme der Bürgerschaft. Die Wohnung war ihr auf dem alten Grafenstein bereitet, welcher sie, Kaiser Ludwigs Urenkelin, jetzt als Gefangene aufnahm.

Philipp hatte Jakobäa nicht in seine eigene Wohnung in Gent, den Fürstenhof, gebracht, sondern auf den Grafenstein, eine alte Burg, welche schon zu Kaiser Otto des Großen Zeit erbauet und bis vor sechszig Jahren von den alten Grafen Flanderns bewohnt gewesen. Auf einer Anhöhe und im Mittelpunkte der Stadt ragten ihre uralten schwärzlichen Mauern und Thürme empor. Die finstere Thorwölbung, welche noch jetzt auf den Burghof führt, mündet auf einen offenen Platz. Zu Füßen der Burg fließt im großen Bogen die Lys vorbei, um sich gleich darauf mit der Schelde zu vereinigen. Das Ganze bildete eine Festung, die ringsumher freistand, und fest und stark genug, um den Brandungen der Volkswogen zu widerstehen, wenn wieder einmal sich der Aufstand durch die Gassen wälzte. Für solche Fälle war auch ein unterirdischer Gang da, der von der Burg bis vor die Stadtmauer führte, und durch welchen sich ungesehen Kriegsvolk hereinbringen ließ. Seit die Fürsten hier nicht mehr Hof hielten, diente die Burg als Zeughaus und Kaserne. Auch hatten in den leeren Gemächern die berühmten Maler Johann und Hubert von Eyck ihre Werkstätte aufgeschlagen, wo sie damals an dem köstlichsten Gemälde der deutschniederländischen Kunst malten, der Anbetung des unbefleckten Lammes. Philipp hatte dieses Bild vor vier Jahren bei ihnen bestellt, und vielleicht durfte Jakobäa, wenn die Eycks gerade anwesend waren und der Herzog es erlaubte, mit den berühmten Malern sich unterhalten.

Allein duldete denn der Kaiser, daß ein fremder Herzog

eine Reichsfürstin in seiner Stadt gefangen hielt? Das war eben Jakobäas Unglück: in Deutschland konnte man ihr Auftreten nur als Anmaßung betrachten. Nach des Reiches Recht war Johann von Bayern rechtmäßiger Fürst von Holland und Hennegau gewesen. Als dessen Tod bekannt wurde, hatte König Sigmund alsbald seine Herolde und offenen Briefe an die Hennegauer wie an die Holländer und Seeländer geschickt, worin er erklärte: „Nunmehr sei ihr Land dem Reich anheimgefallen, er selbst sei Herr dieser Gebiete, sie sollten sich nicht unterstehen, einem Andern zu huldigen, bis des Königs Botschafter bei ihnen erschienen: inzwischen aber werde ihnen Johann von Bonau, kaiserlicher Schultheiß von Gelnhausen, das Nähere sagen.“ Sigmund drohete sogar ernstlich mit der kaiserlichen Acht. Diese wäre besonders den Holländern beschwerlich gefallen; denn sie hörten von den Hanseaten, der gemeine Kaufmann aus und in Deutschland dürfe Geächteten weder verkaufen noch von ihnen kaufen. Die Holländer nahmen daher des Kaisers Herold achtungsvoll auf und verehrten ihm ein Geldgeschenk. Dann kamen sie im Haag zusammen und beriethen sich, was zu thun. Da sie aber bald darüber in's Klare kamen, daß hinter des Kaisers Kommissar und Herolden kein Heer des Kaisers folge, auch wohl nimmer folgen würde, so machten die Drohungen wenig Eindruck. Man hielt es für's Klügste, das Aussprechen der Acht am kaiserlichen Hofe hinzuhalten, im Uebrigen den Dingen ihren Lauf zu lassen. Bonau wartete in Aachen vergebens, ob die Aussichten für seinen Auftrag günstiger würden. Endlich kehrte er unverrichteter Sache wieder heim.

Der Herzog von Burgund hatte also völlig freie Hand. Den Hennegau besorgten ihm sein Statthalter Johann von Luxemburg und dessen Beamte, die im Namen des angeblichen Landesfürsten, des Herzogs von Brabant, handelten, — für Holland und Seeland übernahm Philipp die Aufgabe selbst. Es galt, überall Jakobäas Anhang auszurotten, und das Volk derartig zu

fassen, daß es ihm noch Glück und Segen scheinen mußte, burgundisch zu werden.

Als Johann von Luxemburg, Engelbert von Enghien, und der Burggraf von Monyouw für den Fürsten die Huldigung im Hennegau einnahmen, hätten sie auch geloben müssen, die Rechte und Freiheiten der Unterthanen aufrecht zu halten. Sie weigerten sich dessen, Luxemburg erklärte rundweg: er habe seinem Herrn geschworen und das sei genug. Dies sagte den Hennegauern, was man mit ihnen vorhabe. Eine Landeshuldigung ließ sich gar nicht anders denken, als daß der Fürst dem Lande, und das Land dem Fürsten Treue zuschwor: jetzt sollte der Fürst frei, das Land gebunden sein. Schon am Tag nach Jakobäas Abreise von Mons begannen dort die Strafrichter ihr Amt. Adel Geistlichkeit und Beamte wurden fast durchgängig schuldig befunden. Strenge Weisung erging, in allen Städten Diejenigen zu verzeichnen, welche dem Herzog von Glocester gedient hätten. Ihre Einkünfte und bewegliche Habe wurden zu des Herzogs Tafelgut eingezogen. Das Grundvermögen ließ man ihnen: wenn es aber unglücklicher Weise im Brabanter Gebiete lag, so nahm es der Herzog weg, ließ einen Theil verkaufen und verschenkte den andern unter seine Edlen. Und nun kamen die Geldbußen: Strafen, Kriegssteuern, Geschenke, Erpressungen aller Art verschlangen ungeheure Summen. Nicht das Geringste waren die Geschenke. Geschenke erwarteten Johann von Luxemburg, Enghien, und die andern Beamten, sodann die vornehmen Herren in Brüssel, und Die an Philipps Hofe, welche für die Bedrückten ein Wort anbringen wollten. Aber nicht die Herren allein, auch ihre Sekretäre Siegelbewahrer Kanzlisten Lakaien und Reitknechte, alle mußten mit Geldsummen begütigt werden. Man verstand es damals vortrefflich, eine eroberte Stadt auszusaugen, auch wenn sie nicht eingeäschert wurde.

Verzweifelnd schickte die Bürgerschaft von Mons ihre flehenden Boten bald nach Brüssel, bald an den Herzog von Burgund. Die Valencienner aber kühlten jetzt ihr Müthchen, und bedräng-

ten die schwer heimgesuchte Stadt noch mit Fehde. Erst im September des nächsten Jahres erhielt sie des Fürsten Gnade wieder, mußte aber noch ansehnlich zahlen, ihre Festungswerke in des Herzogs Hände stellen, auf Befehl zur Vertheidigung rüsten. Fürstliche Soldaten, nicht mehr selbstständige Männer auf eigenen Thürmen und Thoren sollten fortan die Bürger sein. Eines aber hatte Mons trotz Johann von Luxemburg und all seiner Anfechtungen glücklich gerettet, — die große Kanone und die drei andern Geschütze, welche Jakobäa geschenkt hatte.

Der stolze Muth des Hennegauer Volks war nun völlig gebrochen: es wurde hergerichtet, wie Philipp es zu seinen Zwecken sich wünschte. Seine holländischen Pläne fädelten ihm zwei Parteien ein, die Kabeljaus und die burgundische Partei am Brüsseler Hofe. Wo ein Fürst schwach und träge, bilden sich immerfort Parteien, welche die Herrschaft über ihn an sich zu reißen suchen. Auch der Herzog von Brabant wurde wieder in verschiedener Richtung hin und her gezogen. Die Altbrabanter Partei, wenn man die große Mehrzahl der Landstände so nennen durfte, dachte nur an Heimat und Freiheitsrechte. Die burgundische Partei bestand gerade aus den vornehmsten Kriegs- und Hofleuten, Enghien, Graf Nassau, Wesemael, Monyouw, Rotselaer. Wie einst T'Serclaes und Genossen an Johann von Bayern, hatten sie ihren Halt und Hort an Philipp, und der Eine und Andere dachte schon im Stillen daran, dem Burgunder Herzog in den Niederlanden eine Herrschaft zu bereiten wie ein Königthum. Derselbe Gedanke war auch unter den holländischen Kabeljaus aufgetaucht. Er lag so nahe, da die Reihe der niederländischen Fürstenthümer nur noch auf wenigen Augen stand, da die Länder schon unsäglich durch Erbfolgekriege gelitten, Handel und Verkehr aber dringend nach großen einheitlichen Gebieten und Gesetzen verlangten.

Diese niederländischen Einheitspläne traten damals, als Jakobäa nach der Genter Reichsburg abgeführt wurde, in's Bewußtsein der Menschen. Der ärgerliche Ehehandel dieser Fürstin,

der plötzliche Einfall eines englischen Prinzen mit starkem Heer, die neuen Beweise von geistiger Dürftigkeit, die Johann von Brabant gegeben, auf der andern Seite die Kraft und Klugheit, mit welcher der junge Herzog von Burgund auftrat, sein unabhängiges Handeln trotz der englischen Allianz, die ungeheuren Heeresmassen, welche er in's Feld getrieben, — Alles das hatte die Völker aufgeschreckt. Unwillkürlich dachte man an die merkwürdig ähnliche Lage all der niederländischen Gebiete. In Namur saß der kinderlose Graf Dietrich, Luxemburg gehörte der kinderlosen Elisabeth von Görlitz, Hennegau Holland Seeland der kinderlosen Jakobäa, über Brabant Mecheln Antwerpen Limburg regierte ein kinderloser schwächlicher Fürst, der nur noch einen Verwandten hatte, seinen Bruder St. Paul. Der Herzog von Burgund aber, Herr des reichen Flanderns und großer Herzogthümer, dessen Heere sieghaft Frankreich und die Niederlande umfaßten, gerade er war allen jenen Fürsten entweder der nächste Blutsverwandte, oder bereits ihr erklärter Erbe. Das französische Königthum schien in Stücken zu gehen, in Deutschland wütheten die Hussiten, auf der Kirchenversammlung sprach man von tiefgehenden Neuerungen, — es war eine Zeit, wo viel Altes in Fluß geräth, und Vorstellungen, daß Recht und Reiche sich neu gestalten, unwiderstehlich werden.

Zunächst aber einigten sich alle Niederländer in einem höchst unangenehmen Gefühl, in der Furcht vor Landung der Engländer. Man konnte nicht anders denken, als daß ihr beleidigter Stolz sich fürchterlich rächen werde. In der That war die Erbitterung im englischen Volke nicht gering, sein Nationalgefühl wie von glühendem Stahl gepeinigt. Seine stolzen Ritter und Reisigen, die überall Siegreichen, wie jämmerlich waren sie aus dem Hennegau abgezogen, ihr schöner Prinz und Herzog vor aller Welt beschimpft! Und Jakobäa selbst, war sie nicht durch das ihr ertheilte Bürgerrecht eine Engländerin geworden, und konnte man es dulden, daß der Burgunder Alliirte eine solche Fürstin einkerkere? Die jungen Adligen riefen Humfried zu:

„Er solle sich aufmachen, seine Gemahlin befreien, sie Alle zögen mit ihm.“ Die erprobtesten Degen stellten sich auf seine Seite. In Mons kam zu Anfang des Juli ein Verbannter aus England zu den Statthaltern, und erzählte ihnen: „all seine Landsleute seien in Aufruhr über den Hennegauer Schimpf, seit hundert Jahren habe sie Nichts so geärgert. Achtzigtausend Goldschillinge und zwanzigtausend Reisige und Bogenschützen seien dem Herzog von Glocester zum neuen Feldzug bewilligt; der schottische König, der seine Nichte heirathe, stelle achttausend Mann, dazu habe er sich im Ehevertrag verpflichtet; weitere achttausend Mann kämen aus Irland; alles englische Kriegsvolk in der Normandie habe sich das Wort gegeben, bei der ersten Nachricht von Humfrieds Landung in hellen Haufen aufzubrechen nach den Niederlanden.“

Dies Alles, so übertrieben es lautete, wurde von den Statthaltern im Hennegau nach Brüssel geschrieben, und sie fügten hinzu: „der Engländer setze für die Wahrheit seinen Kopf zum Pfande, und sie selbst hätten Aehnliches von englischen Kaufleuten gehört, die von Calays herüber gekommen.“ Den Herzog von Brabant faßte große Angst. Eiligst führte er nach den Hennegauer Festungen Kriegszeug und Lebensmittel, und überall sandte er wieder Boten um Hülfe gegen die Engländer.

Die holländischen Kabeljaus aber geriethen in eine verzweifelte Lage. Noch immer lagen sie vor Schoonhoven, setzten immer größere Kräfte dabei zu, und doch blieb es eine Belagerung, bei welcher das Heer draußen sich mit Mühe des Heeres drinnen erwehrte. Landeten jetzt die Engländer, so erhuben sich aller Orten die heimlichen Hoeks und fielen über die Kabeljaus her. In dieser Noth erhielten die Häupter der Kabeljaus, mit welchen in der Stille schon längst über die Uebergabe von Holland und Seeland an Philipp geplant wurde, Antrieb vom burgundischen Hofe: jetzt müsse die Sache in's Werk gesetzt werden, damit der Herzog von Burgund die Lande mit seiner Macht gegen die englischen Angriffe decke. Philipp bedurfte einer

gewissen öffentlichen Berufung zur Uebernahme von Holland und Seeland. Denn wenn er und die Kabeljaus auch daran festhielten, Johann von Brabant sei Jakobäas rechtmäßiger Gemahl, folglich ihrer Länder Vogt, und somit zur Abtretung der Regierung über dieselben befugt, — so gab es doch Unzählige hoch und nieder, welche anderer Meinung waren. Man mußte etwas in Szene setzen, was Philipps Recht öffentlich als Volkesstimme erscheinen ließ. Also hielten die Häupter der Kabeljaus eine große Berathung und beschlossen, man solle an den Herzog von Burgund eine feierliche Gesandtschaft schicken, welche ihm das Gesuch vortrage: „Er möge die Regierung von Holland und Seeland übernehmen, da er ja doch der nächste Erbe sei.“

Zu gleicher Zeit setzte die burgundische Partei am Brabanter Hofe Hebel an. Ueberall hörte man sie reden und erörtern: „Der Fürst müsse jene Länder einstweilen seinem Vetter überlassen; Diesem, als Erben Johanns von Bayern, gehörten ja ohnehin ansehnliche Stücke davon; das übrige Gebiet sei ihm verpfändet für die großen Summen, die er Brabant vorgeschossen; niemals könne man ihm dieses Geld wieder zahlen; ohnehin sei Philipp Jakobäas Landeserbe, denn eheliche Kinder bekomme diese Frau nimmermehr.“ — Allerdings war Philipp Jakobäas nächster Verwandter, weil ihre Mutter seine Tante und ihre Tante seine Mutter war: jedoch ihr nächster Landeserbe konnte er nur dann sein, wenn man zuvor das Reichsrecht und das Wittelsbacher Hausrecht ausstrich.

So gut indessen der Plan angelegt war, die Ausführung stieß gleichwohl auf zähen Widerstand. Bei den Holländern, so sehr die Kabeljaus Alles beherrschten, war das Gewissen nicht ganz erstorben. Wer konnte es sich aus dem Sinne schlagen, wie man Jakobäa einst gehuldigt, wie man ihrem Vater zugeschworen hatte, sie wider Jedermann in ihrem Landeserbe zu schützen! Jede Stadt nahm die Frage für sich zur Erörterung, und als der Herzog von Brabant zu Anfang des Juli die Abgeordneten der Herren und Städte nach Brüssel berief, baten sie,

er möge die Uebergabe ihrer Lande noch aussetzen. Er aber erklärte: „Er habe sie seinem Vetter von Burgund versprochen, und das wolle er ihm halten.“ Sie sahen, die Sache war unabänderlich beschlossen. Für Diejenigen, welche sich noch weigerten, standen ihre Aemter auf dem Spiele. Sie ließen sich willig finden.

Doch sieh, Philipp schien wenig daran gelegen. Es war und blieb schmählich, seine Base erst in's Gefängniß zu schleppen, und sie dann hinterrücks zu berauben. Also wollte er sich jetzt bitten lassen, um aller Welt zu zeigen, daß er nicht aus Ländersucht, nein, weil die schutzlosen Länder ihn erbarmten, sich ihrer annehme. Die erste Tagfahrt für die Holländer lautete auf Brüssel, von da wurde sie nach Mecheln verlegt, von da mußten auf Philipps Begehren die holländischen Gesandten ihm nach Brügge folgen, dann von Brügge nach Gent, und von Gent nach Remond. Auch mußten die Städte ihm jede einzeln erklären, über welche Artikel sie ihm in der Huldigung Treue geloben wollten.

Noch von anderer Seite erhob sich Widerspruch. Die burgundischen und Brabanter Räthe kamen in Dendermonde zusammen und setzten eine Urkunde auf, in welcher Johann von Brabant dem Herzoge von Burgund die fürstlichen Rechte über Holland Seeland und Friesland übertrug. Philipp aber verpflichtete sich: „wenn er jemals die Lande an einen anderen bringe, sei es eine Frau oder ein Herr, so sollten auf der Stelle alle Forderungen erloschen sein, welche sie ihm jetzt oder künftig schuldeten.“ Da aber weigerten sich die Brabanter Städte, die Urkunde zu bestätigen, auch der Landessiegelbewahrer Cornelius Proper wollte sie nicht besiegeln. Nichts vermochte sie umzustimmen, sie verschanzten sich hinter der Ausrede: es sei das Recht Brabants an Hoesden und Gertrudenberg in der Urkunde nicht genugsam gewahrt, und blieben dabei: diese Sache müsse erst durch die Stände von Brabant geprüft werden. Geschah das, so gab es über den Länderraub, den man an der Herzogin

beging, wieder höchst verdrießliche Erörterungen; denn es war ganz derselbe Fall, wie damals mit Johann von Bayern. Die Enghien, der Prinz von Cleve, und die anderen Herren von Philipps Partei wußten sich zu helfen. Sie setzten eine neue Tagfahrt nach Mecheln an, zu welcher sie keine Abgeordneten der Stände, sondern nur den Siegelbewahrer einluden. Aber auch hier weigerte er sich, das Brabanter Landessiegel an die Urkunde zu hängen. Dies aber war nöthig, wenn die Urkunde in Holland gelten sollte. Da entschlossen sich die Herren kurz und gut, ließen ein falsches Landessiegel stechen, und der Sekretär des Herzogs, Peter van der Heyden, drückte es unter die Urkunde, welche das Datum vom 19. Juli 1425 bekam. Gerade am 25. Juli, am Geburtstage Jakobäas, am Festtage ihres Namenspatrons des Apostels Jakobus, erließ der Herzog von Brabant seine offenen Briefe an die Holländer und Seeländer, worin er sie anwies, dem Herzog von Burgund zu gehorchen, welchem er „auf eine sichere Reihe von Jahren“ die Regierung ihrer Lande übertragen habe. Dem Kanzler Cornelius aber wurde die Verlegenheit nicht vergessen, in welche er die burgundische Partei brachte. Im Jahr darauf, als er durch den Wald von Soigne ritt, warfen ihn Bewaffnete nieder, schleppten ihn außer Landes, und thaten ihm die ärgsten Qualen an. Sie erklärten: sein Herzog sei ihnen eine große Summe Geld schuldig, und nicht eher gäben sie den Brabanter Kanzler wieder frei, als bis ihnen das Geld gezahlt sei. Die Brüsseler, welche recht gut wußten, woher der Streich kam, bezahlten endlich das Lösegeld, zogen es aber von ihrer Landessteuer ab.

Auf Grund der Regierungsübertragung nahm jetzt der Herzog von Burgund den Titel „Ruhwart und Erbe von Holland Seeland und Friesland“ an. Auf der flandrischen Nordspitze ter Sluis sammelte er eine Flotte und ein auserlesenes Heer von ein paar tausend Mann, und sandte vor sich her seine Briefe, worin er den Herren und Städten seiner Partei freundlichst dankte, daß sie ihm so eifrig zur Erwerbung der Lande

geholfen. Er wiederholte darin sein Versprechen, sämmtliche Privilegien und Freiheiten auf das Beste zu bestätigen und einem Jeden besondere Urkunden darüber auszustellen, wenn sie ihm huldigen würden. Er gab sogar die fürstliche Versicherung, Alles wolle er zahlen, was Johann von Bayern oder der Herzog von Brabant schuldig wären. Schon blinkten die gefüllten burgundischen Goldkisten den Holländern vor den Augen.

Zweites Kapitel.

Flucht aus dem Gefängniß.

Philipps neue Stellung. Jakobäas trübe Aussichten. Mißhandlung ihrer Mutter. Hofhalt in Gent. Innere Umwandlung. Des Pabstes langjähriges Stillschweigen. Wiederaufnahme des Eheprozesses. Rechts- und Besitzfrage. Eine Frau unter Sequester. Rathschläge der Kabeljaus. Englands König und Parlament für Jakobäa. Gefahr ihrer Abführung nach Lille und Savoyen. Benachrichtigung der Hoeks. Die beiden Retter. Entweichen aus dem Gefängniß. Flucht über Antwerpen Breda und Workum. Ankunft in Vyanen. Schoonhoven frei. Volksunwille über den fremden Herzog. Jakobäas Huldigung in Schoonhoven Oudewater und Gouda. Rüstungen der Hoeks.

Philipp rüstete sich, mit stattlichem Heereszug nach Holland zu ziehen, um die Huldigung einzunehmen. Wollte Humfried dann seiner Gemahlin Länder erobern, so mußte er geradezu den Verbündeten Englands angreifen, der als Regent sie förmlich in Besitz genommen. Damit aber die Huldigung um so geschwinder von Statten gehe, schien es gerathen, die eigentliche Landesregentin so weit fortzuschaffen, daß sie wie vergessen und verschollen war, und Humfried sie nimmer wiederholte. Dann waren

ihm überall die Riegel vorgeschoben, und Philipp an dem Todfeinde bündig gerächt.

Jakobäa aber wußte jetzt, daß sie für immer ihrer Erblande beraubt, für immer eine Gefangene sein solle. Nirgends zeigte sich Hülfe. Humfried in England zerrte umsonst an den Netzen, die dort ihn umstrickten. Er rüstete und rüstete, konnte aber nicht fortkommen. Sein Bruder aber, der Herzog von Bedford, schien mit dem Burgunder wieder ein Herz und eine Seele. Vierzehn Tage nach Jakobäas Abführung nach Gent war er nach Flandern gereiset, Philipp zu besuchen. Mit ihren Gemahlinnen und Hofstaaten waren die beiden Fürsten zusammen gekommen, Wochenlang hatte sich Fest an Fest gereihet, eines glänzender als das andere. Ihre heldenmüthigen Anhänger in Holland sah Jakobäa von der Macht eines Herrn umzingelt, dessen Lächeln gefährlicher war, als die Härte des Oheims „ohne Gnade.“ Im Hennegau sah sie Alles, was ihr treu gewesen, einem Feinde geopfert, der ohne Erbarmen. Ihre Mutter wurde am wenigsten verschont. Auch diese erklärte entschieden, nimmer würde sie die an ihrer Tochter verübte Gewaltthat, nimmer den Vertrag von Douay für Recht anerkennen. Darum wurde ihr Alles eingezogen, was sie an Silbergeschirr, an Heirathsgut, an Widthum, oder an anderer Habe irgendwo besaß in ihrer Tochter Erblanden, Alles floß in die Schatzkammer des Herzogs von Brabant als gute Beute. Die beiden Fürstinnen waren ja schutzlos. Hätte Herzog Johann von Bayern noch gelebt, nie hätte man gewagt, seines Bruders Tochter und Wittwe so zu mißhandeln.

Die Gefangene fühlte jeden Schlag, der auf ihre Freunde geführt wurde, und ihr Stolz krümmte sich schmerzlich unter so viel Hohn und Spott. Zwar wurde sie in Gent gehalten, wie es einer Fürstin geziemte, jedoch waren ihr alle ihre Juwelen und was sie sonst Kostbares hatte, weggenommen, und nur ein kleiner Hofstaat erlaubt. Sie war ja eine Gefangene, die man streng bewachen, der man jedes Verkehrsmittel abschneiden mußte. Sie die Enkelin eines Kaisers sah sich eingekerkert wie eine

Thörin, die erste Fürstin in den Niederlanden mußte sich vor Scham den neugierigen Blicken entziehen. Was Jakobäa in Mons und Gent erlebte, mochte sie innerlich umwandeln. Wilde Rachelust schlich ihr in's Herz, und jede Thräne, die sie zerdrückte, schien sich in ihrem Busen zu Grimm und Stahl zu verhärten. Ihr Schicksal erregte tiefe Theilnahme, und kein ritterlicher Mann ging über dem Burgplatz, der nicht nach den hohen Fenstern aufschaute mit dem Gedanken, wie er helfen könne der schönen vielkühnen Frau. Es war hohe Zeit, denn ihr Prozeß in Rom nahm eine Wendung, wie sie für Jakobäas Freiheit nicht bedenklicher sein konnte.

Seit der Pabst im Jahre 1418 seine Dispensation für sie und den Brabanter widerrufen, und bald darauf auch hiervon den Widerruf in Aussicht gestellt, hatte er sich sechs Jahre Zeit gelassen, ehe er in dieser ärgerlichen Sache nur einen einzigen Schritt that. Nichts fruchtete es, als Jakobäa im Frühling 1422 den verlassenen Gemahl vor des Papstes Richterstuhl ladete, und sofort ihre Anwälte, den Freiherrn von Sars und den Prälaten Robinet von Cambray, nach Rom schickte. Auch Johann von Brabant bestellte dort seine Anwälte, kümmerte sich jedoch wenig um den Prozeß, und es hieß allgemein, er gebe ihn verloren. Es waren aber die Jahre des päbstlichen Stillschweigens die Zeit, wo Englands Stern Alles verdunkelte. Erst als der Burgunder Herzog, der ergebene Diener des päbstlichen Stuhles, in den Vordergrund trat, gab Martin V. jene seltsame Bulle vom 27. Mai 1424, worin er in die Vergangenheit hinein eine Ehe für gültig erklärte, die ohne Bestand einer Dispensation ungültiger Weise geschlossen war. Uebrigens hatte selbst diese Bulle nur zwei von den Ehehindernissen berührt. Als nun der Streit zwischen Philipp und Humfried heftig entbrannte, und der Letztere seinen Januarbrief geschrieben, kam auch in Rom Leben in den Prozeß. Es erschien im Februar die päbstliche Erklärung gegen die gefälschten Bullen, und der Brabanter sandte eiligst den Predigermönch Kuyst nach Italien, den Pabst um Verzeihung zu bitten,

daß noch keine stattliche Gesandtschaft dort sei. „Sie werde ihm auf dem Fuße folgen, und Kuyst, der als einfacher Mönch leichter auf der Reise durchkomme, sei nur vorausgeeilt, um sie anzukündigen und all das Gerede zu widerlegen, als habe sein Herr selbst an der Gerechtigkeit seiner Sache gezweifelt. Mehrmal hätten die Brabanter Gesandten abgehen sollen, immer wären sie durch die Friedensunterhandlungen aufgehalten, welche die Herzoge von Bedford oder Burgund mit Glocester angeknüpft.“ Sobald Jakobäa nach Gent in Sicherheit gebracht worden, gingen wirklich der Bischof von Cambray mit einem Ritter und vier angesehenen Theologen als Brabanter Gesandte nach Italien ab. Jakobäa selbst hatte gleich nach ihrer Ankunft in Gent Humfried einen Boten geschickt, er möge jetzt den Prozeß in Rom betreiben. Der Pabst bestimmte die beiden Kardinäle von Ursini und von Venedig, als Richter den Prozeß zu führen.

Wieder entspann sich, wie einst auf der Kirchenversammlung, dann auf dem Pariser Rechtstage, so jetzt in der römischen Kurie ein Streiten hin und her über Jakobäas heilloses Eherecht. Raum dazu gab wieder die Scheidung, welche von den römischen Juristen einst zwischen Besitz und Recht durchgeführt, und dann vom kanonischen Recht noch weiter ausgebildet war. Jakobäas Partei erklärte: „hier handle es sich bloß darum, ob der Fürstin Ehe mit Glocester gültig oder ungültig sei, im ersten Falle bleibe sie sein rechtmäßiges Weib, im andern müsse er sich wieder von ihr scheiden.“ „Halt,“ riefen die Parteigänger Brabants, „erst den Besitz, und dann das Recht. Unser Herr war im ruhigen Besitze seiner Frau, sie entfloh ihm, Euer Herr eignete sie sich an: nun aber ist Grundsatz des kanonischen Rechts, daß der Beraubte vor allen Dingen wieder in Besitz zu setzen. Folglich muß unser Herr erst die Frau wieder haben, dann könnt Ihr auf ihre Herausgabe weiter klagen.“ Nun hatte zwar der verlassene Gemahl gar keine Sehnsucht gezeigt, Jakobäa wieder zu haben, doch dahin ging auch die Rechnung nicht. Wurde ihm der Besitz zugesprochen, so konnte dieser unmöglich thatsächlich

werden, so lange das Eherecht selbst noch zweifelhaft war. Es folgte also, daß man den lebendigen Streitgegenstand sequestriren mußte, d. h. einem Dritten in strengen Gewahrsam geben. Auf dem ersten Pariser Rechtstage hatte Humfried es durchgesetzt, daß Bedford und Philipp den Pabst beschicken wollten, er möge doch die Besitz- und Rechtsfrage in Einem entscheiden. Der Herzog von Brabant hatte dagegen noch zweimal, und zwar mit Zuziehung seiner Landstände an den Pabst dringende Briefe gerichtet, und um des Himmels Barmherzigkeit willen ihn angefleht, man möge ihm doch sein Recht widerfahren lassen und sofort erst die Besitzfrage in Angriff nehmen.

Der Pabst hatte das eigentlich schon in seiner Bulle vom Februar versprochen, als er erklärte, das gemeine Recht solle allein entscheiden. Es war Philipp bereits zugesteckt: die beiden Kardinäle würden ihm wohl den Gefallen thun und den Herzog von Savoyen, seinen ergebenen Gönner und Oheim, zum Sequestrarius bestimmen. Jeden Tag konnte das Urtheil von Rom eintreffen. Da es aber noch immer ausblieb, ließ Philipp sich wieder durch seine Anhänger in Holland, die Kabeljaus, mahnen. Die Partei schreckt vor Mitteln nicht zurück, mit welchen der Einzelne nicht gern seinen guten Ruf befleckt. Also gingen diese Kabeljaus, welche Jakobäa wie das Feuer fürchteten, ihren Burgunder Herzog an: „er möge sie doch aus den Niederlanden fortschaffen, ihre Nähe sei viel zu gefährlich, seine Festung Lille der rechte Ort für sie: dort müsse man sie um des Landfriedens willen für immer einschließen, daß kein Holländer sie wiedersehe.“

Dergleichen bald zu thun, dazu drängte Philipp noch ein Vorgehen von anderer Seite. Parlament und Geheimerath zu London verhandelten, daß in des Königs und Parlaments Namen eine Gesandtschaft an den Herzog von Burgund gehen solle mit folgenden Aufträgen. „Keinen Schritt weiter sollten er und Glocester zum Zweikampf thun, der König nehme die Sache in seine Hände, und werde entweder sie entscheiden, wenn er mündig werde, oder dies solle, wenn Beide es lieber wollten, schon jetzt

geschehen durch ein Schiedsgericht, bestehend aus der Königin-Wittwe Elisabeth von Frankreich, der Königin-Wittwe Katharina von England, und dem Herzoge von Bedford." Diese beiden Damen erkor man, um Jakobäa freundlichst höflich zu sein. „Philipp aber müsse," so lautete der fernere Auftrag, „die Herzogin von Glocester aus seinen Händen lassen, und die Gesandten sollten deren Obhut einem Unparteiischen übertragen. Dies zu erreichen, sollten sie den Herzog von Burgund bedrängen und bestürmen." Es lag in dieser öffentlichen Aufforderung von König und Parlament bereits ein herber Tadel. Um nicht in größere Verlegenheit zu kommen, schien es Philipp gerathen, die Gefangene rasch aus Gent fortzuschaffen. Lille war ein passender Uebergangsort, ehe man sie hinter den Mauern eines Schlößchens in den Savoyer Alpen verschwinden ließ. Dann war sie ja unter der Obhut eines Unparteiischen.

Jakobäa erfuhr, daß man sie in ein ewiges Gefängniß abführen wolle. Und gerade jetzt zog es sie mit tausend Banden nach Holland. Dort wollte Philipp sich jetzt huldigen lassen, dort mußte sie ihm entgegentreten als die rechte Landesfürstin. Listig wie sie war, schien sie nunmehr mit Philipps Vorhaben sich zu befreunden, sie wollte sich ganz unter seine Vogtei stellen. Insgeheim aber fand sie Mittel, einen verschwiegenen Dienstmann nach Holland zu schicken an Dietrich v. d. Merwede, ihm zu sagen, „in welcher Gefahr sie schwebe; jeden Augenblick könne der Befehl von Burgund kommen, sie nach Lille zu bringen; sie aber wolle und müsse nach Schoonhoven in's Kriegslager." Der Herr v. d. Mervede, der Treueste unter den Treuen, — es war derselbe, der vor drei Jahren die Burg in Gertrudenberg so tapfer vertheidigt hatte, — berief sofort die Häupter der Hoeks zu sich. In größter Bestürzung riethen sie hin und her, und wußten nicht, wie man die Fürstin den Händen des Landräubers entreißen könne. Da traten zwei Ritter vor und erklärten, sie wollten ihr Leben wagen um Jakobäas Ehre und Liebe willen. Nur vom niederen Adel waren sie, kühne und erprobte Männer, Arnold

Spierinck von Aelborg und Voß von Delft. Vier flinke und dauersame Rosse suchten sie aus, die einen scharfen Ritt aushielten, beluden sie mit Waaren, und zogen als schlichte Kaufleute nach Gent, und nahmen Herberge in der Stadt. Dann gingen sie auf die Straßen und zum Grafenstein, und spähten hier und da, wie sie der Fürstin sich nähern könnten. Unter ihren Mänteln trugen sie einen Knabenanzug versteckt. Jakobäa, die ihre scharfen Augen überall hatte, erkannte bald ihre Retter, und es gelang, ihr die Kleider mit den nöthigen Winken zukommen zu lassen.

Am bestimmten Abend, es war am Freitag den 31. August 1425, ließ die Fürstin in der Burg die Badezimmer heizen, sie wollte noch spät ein Bad nehmen. Das wurde auch auf das Rathhaus gemeldet, wo die Soldaten ihre Wachstube hatten. Während man Jakobäa in den erhellten Badegemächern glaubte, entwich sie unbemerkt mit ihrem Mädchen, beide verkleidet als junge Pagen. Glücklich gelangten sie aus der Burg, gingen vorsichtig durch die Straßen, bis sie vor's Thor kamen, und fanden die Freunde, welche dort mit den Rossen hielten. Nun flogen alle zu Pferde, und spornstreichs ritten sie selbviert die ganze Nacht hindurch, und Keiner gönnte sich Rast, bis der Morgen dämmerte, und die breite Schelde ihnen entgegenglänzte, und drüben Antwerpens Thürme sichtbar wurden. Ein Kahn lag schon versteckt im Ufergebüsch. Sie kamen über den Fluß und unerkannt in die Stadt. Hier in Antwerpen hatten die beiden Ritter einen Wagen stehen, und darauf auch einen Pack Kleider, wie sie Frauen von mittlerem Stande trugen. Rasch kleideten Jakobäa und ihre Dienerin sich um, und die Reise ging nun zu Wagen hastig weiter auf Breda, und über die einsamen öden Haiden und Moore, welche den Norden von Brabant durchziehen. Es war für die junge Fürstin eine rauhe Fahrt, voll Mühe und Entbehrung, voll Gefahren und heimlicher Umwege. Doch was wußte Jakobäa noch von Noth und Mühsal? Athmete sie doch wieder die

köstliche Luft der Freiheit, ging es doch wieder zu Krieg und Turnier, und Rache an den Feinden.

Als die Flüchtigen die zweite Nacht hindurch gereiset, langten sie vor Tagesanbruch in Workum an, todtmüde, allein noch immer fühlten sie sich nicht sicher. Nach kurzer Rast setzten sie in größter Stille über die Waal, umgingen das feindliche Gorkum, und nahmen ihren Weg über Heukelom, und dann noch eine dritte Nacht zu Hülfe. Endlich, als der vierte Morgen dämmerte, klopften sie an das Burgthor von Vyanen. Burg und Städtchen gehörten Herrn Heinrich von Vyanen, einem erprobten Ritter und Freunde. Vor Freude außer sich stürzte der Burgherr vor seiner Fürstin nieder, ihr die Hand zu küssen, und erquickte sie mit allem, was sein Haus vermochte. Seine Gemahlin aber brachte ihre schönsten Gewänder herbei, damit Jakobäa wieder fürstlich gekleidet in ihr Land einziehe.

In Vyanen gab es auch viel gute Nachrichten. „Schoonhoven sei frei, vor sechs Tagen der letzte Kabeljau abgezogen. Der Herzog von Burgund habe bald erkannt, daß das Belagerungsheer nimmer der Feste mächtig werde. Sein Vertrauter, der clevesche Prinz, sei gekommen mit einem Antrag auf Waffenstillstand von sechs Wochen. Vierundzwanzig Wochen hätte nun das große Heer der Kabeljaus vor Schoonhoven gelegen, und zuletzt sei Gaesbeck froh gewesen, daß er noch mit guter Manier davon losgekommen. Der Herzog von Burgund werde sich an den Holländern noch verrechnen. Vergebens ziehe er die feinsten Seiten auf, und suche das Volk zu gewinnen. Nicht bloß Schoonhoven Gouda Oudewater hätten von vornherein die Huldigung verweigert, auch die beiden vornehmsten Städte, Dortrecht und Zierickzee, wollten sich nicht dazu verstehen. Das plötzliche Eingreifen des wälschen Fremden, habe das Volk aufgeschreckt; laut rede der gemeine Mann davon: „wie schändlich es sei, die rechte Landesfürstin so zu berauben, besser, sie komme wieder in's Land, und dann müsse jeder ehrliche Mann ihr beistehen mit Allem, was er vermöge."

Das Alles war für Jakobäa fröhlich zu hören und reich an Hoffnung. Als sie sich ausgeruhet, fuhr sie mit ihren Rettern, dem Herrn von Vyanen und seinen Leuten zu Wasser hinunter nach Schoonhoven am Leck, der berühmten Feste der Hoeks, welche die Kabeljaus mit allen Künsten der Belagerung nicht hatten bezwingen können. War hier alles schon in Freude und siegprangend, daß ringsum keine feindliche Lagerhütte sich mehr blicken ließ, welch unendlicher Jubel brach nun los, als plötzlich Jakobäa unter ihre Ritter trat, strahlend in Schönheit und Jugendlust, gerettet durch ein Abenteuer, um das sie der kühnste Degen beneiden konnte! „Die Herzogin wieder da!" Das flog wie Lauffeuer durch Städte und Dörfer, von allen Enden kamen die hoekschen Schaaren lachend herbei, und drängten sich, Jakobäa ihr Blut und Leben anzubieten. War sie doch eine Fürstin so recht nach Herz und Sinn dieser ritterlichen Männer!

Nachdem die Hoeks ihr in Schoonhoven das schönste Huldigungsfest bereitet hatten, bestiegen sie die vielversuchten Schiffe, und im prangenden Geleite fuhr Jakobäa den Strom hinunter und den hellen Yssel hinauf nach der reichen Stadt Gouda. Die Burg, welche am Wasser stand, ließ, als die Trompeten die Ankunft der Herzogin meldeten, sogleich die Zugbrücke nieder, und auch die Stadt huldigte ihr mit neuen Eiden als der wahren Erbfrau und Gräfin von Holland. In gleicher Art ging der Flottenzug auf dem Yssel weiter nach Oudewater, und auch dort brachten es die Herren von Montfort und Vyanen rasch zu Wege, daß die Bürger Jakobäa mit feierlicher Huldigung empfingen. In alle Städte sandte sie ihre Briefe, daß sie, die rechte Landesherrin, von ihnen Treue und Heerfolge erwarte.

In jedem Landstrich blitzte nun der alte Muth der Hoeks wieder auf. Sie kamen aus ihren Verstecken hervor, und wo sie lange Zeit sich still und gedrückt gehalten, da erhoben sie jetzt wieder das Haupt. An einigen Orten zu früh, denn die Kabeljaus fielen über sie her, und erschlugen sie, oder trieben sie aus den Thoren. Dann flüchteten die Hoeks nach Gouda und ver-

stärkten Jakobäas Heer. In Seeland sammelte Heemstede ansehnliche Streitkräfte. Von Alkmaer und den freien Bauern im Norden Hollands kam Zusage, ebenso aus Goyland und Naarden, und, was nicht wenig wichtig war, die Utrechter mit dem ganzen Niederstift, die Amersforter und die Oberysselstädte erklärten sich wieder zu Bundesgenossen der Hoeks. Nach England aber waren schon Jakobäas Briefe unterwegs: „Humfried solle eilends kommen mit tüchtigem Heer, gute Städte seien in ihrer Gewalt und die besten und stärksten Burgen, jetzt wolle man das übrige Land bald wieder haben.“

Drittes Kapitel.

Erster Sieg bei Alfen.

Große burgundische Rüstung. Philipps Leidenschaft für den holländischen Krieg. Kampfgerichts-Versammlung zu Paris. Annahme und Verwerfung ihres Spruchs. Wilde Parteiung in Holland. Absage der Kabeljaus an Jakobäa. Kriegsausbruch. Gute Stellung der Hoeks. Ihre Helfer und Verbindungen. Philipps Geld und Söldner. Alte und neue Kriegskunst. Die Generäle Luxemburg, l'Isle Adam, Croy, Uutkercken, Franz Borsselen. Andere Kriegsobersten. Philipps Huldigungspracht. Wichtigkeit von Alfen. Ausbruch gegen Haerlem. Jakobäas Wirksamkeit. Keine Dame im Ritterharnisch. Treffen bei Alfen. Niederlage der Kabeljaus und Burgunder. Die eroberten Banner. Philipps Trostbrief. Die Parteien in London. Zusammenstoß auf der Southwarkbrücke. Humfrieds Landungsheer.

Philipp war auf's Tiefste betroffen. Ein Weib hatte ihn vor aller Welt zum Gespötte gemacht. Er hatte seine Base gewaltthätig gefangen gesetzt, er rüstete sich, sich huldigen zu lassen

von ihren Unterthanen, und plötzlich erschien sie als des Volkes Fürstin in ihren Erblanden, und forderte in ihrem Briefe, daß er ablasse von ihrem Erbe. Als eine bloße Partei erschienen nun diejenigen, die ihm Huldigung gelobten. Nun aber zeigte sich Philipp von Burgund in der tiefdringenden Klugheit seiner Politik, in der Stahlhärte seines Willens. Hätte er zu dieser Zeit die volle Kraft seiner Waffen mit Bedfords Heer vereinigt, nur noch ein paar Feldzüge bedurfte es, und das eroberte Frankreich lag zu ihren Füßen. Jetzt aber war er innerlich fertig mit den Engländern, aus deren Mitte ihm so viel Verdruß und Arbeit kam. Sollte er es dulden, daß dieses „Volk, das von Natur streitsüchtig und gewaltthätig“ auch in den Niederlanden festen Fuß faßte, und ihn von der rechten und linken Seite einengte? Nicht in Frankreich mehr, an den Küsten des deutschen Meeres stand ihm Ehre und Ansehen und künftige Macht auf dem Spiele: hier wollte er erst Herr und Meister sein.

Rasch entschlossen wandte er diesem Ziele all seine Zeit, seine Einkünfte, all seine Rüstungen zu. An seine Kriegsvölker, an all seine Länder und Städte flogen die Boten, daß man eilig mit Mannschaft und Schiffen zu ihm stoße. Zweihunderttausend Schildthaler verlangte er allein von den Flamändern, und sie mußten ihm gleich die Hälfte dieser großen Summe geben: dafür gestand er zu, daß sie ihren Handelsverkehr mit England nicht einstellen sollten. Seine Schwester heirathete im August den Prinzen Karl von Bourbon. Philipp hätte sie zum Altar führen, dem Bräutigam übergeben, an der Spitze des großen Festzuges zu Autun einher schreiten müssen: er aber blieb in Holland. Im September starb ihm die Gemahlin, welche als seine Statthalterin die Regierung in Burgund führte. Dringend nöthig war seine Herkunft, die Räthe schickten eine Gesandtschaft: jedoch seine Leidenschaft für den holländischen Krieg war so groß, daß er nicht einmal zum Leichenbegängniß der Gemahlin kam.

Wiederum mußte Bedford fürchten, daß jeder Fetzen der burgundischen Allianz zerrissen in die Lüfte flog. Was hatte

er nicht schon versucht, um das unselige Duell zwischen seinem Bruder und Philipp zu hintertreiben! Jetzt als die befreite Jakobäa Humfried wieder über's Meer rief, that er den letzten entscheidenden Schritt. Im großen Saal des heiligen Ludwig zu Paris eröffnete man eine feierliche Versammlung von Bischöfen und Kronbeamten, von Juristen und Wappenherolden. Dazu wurden entboten die beiden streitenden Herzoge, und die englischen Gesandten, welche eben zur Hinderung des Duells und zur Befreiung Jakobäas herüber gekommen. Humfried schickte als Vertreter den Bischof von London, Philipp seinen schlauesten Diplomaten, den Bischof von Tournay, dazu Jeder seine geschicktesten geheimen Räthe. Nun mußte eine Partei der Versammlung untersuchen, ob Rittersitte es erfordere, daß der Zweikampf stattfinde, während die andere Partei sich in Gründe für das Gegentheil vertiefte. Da wurden die Briefe, welche beide Fürsten gewechselt, gelesen und wieder gelesen und mehrere Tage lang mit ausbündigem Scharfsinn erörtert. Es war ein gewichtiger Fall, den man nach allen darin verborgenen Feinheiten wohl erwägen mußte. Doktoren des weltlichen, Doktoren des geistlichen Rechts ließen ihre Weisheit hören. Und als man die ernste Frage bis auf den Grund erschöpft glaubte, kam die hohe Versammlung zu dem einmüthigen Schlusse: „Es liege keine gerechte Ursache vor, welche den Zweikampf fordere; Humfried habe von seiner Seite Recht in dem, was er geschrieben, und Philipp habe von seiner Seite auch Recht in seinen Briefen; nicht eines unglücklich ausgelegten Worts willen dürften so erhabene Fürsten um Leib und Ehre kämpfen; vergessen müßten sie nach Christenpflicht, wodurch sich der Eine oder Andere im Herzen getroffen fühle, schließlich aus Gunst für die hohe Versammlung einander Alles verzeihen und gute Freunde bleiben." Mit dieser Sentenz und Botschaft begab sich eine Gesandtschaft zu Humfried, eine andere feierlich zu Philipp. Jetzt wechselten die Rollen. Der Engländer nahm an, für den Burgunder aber hatten schon seine Vertreter erklärt: nimmermehr würden sie sich unterstehen, ihrem Herrn

solch ein Urtheil zu überbringen. Philipp bestand auf dem Zweikampf, wenigstens schien es so noch eine Zeitlang.

Unterdessen gerieth in Holland und Seeland Alles in wilde Bewegung. Ein finsterer Geist des Zorns und der Rache zog über das Land, und wo seine dunkeln Schatten hinfielen, da griff Alles zum Schwerte, auch wer bisher still seinen Geschäften nachging. Denn Jedermann wußte, jetzt komme der fast hundertjährige Kampf zwischen Hoeks und Kabeljaus zu einer fürchterlichen Entscheidung. An der Spitze der Einen stand ein leidenschaftliches tiefgekränktes Weib, an der Spitze der Andern ein hochfahrender Fürst, der nicht mehr zurück konnte. Keine Partei unterwarf sich, so lange ihr noch eine Burg unzertrümmert, ein Schiff irgendwo im Schlupfwinkel stand.

Die Kabeljaus sammelten sich und sandten an Jakobäa förmlich einen Fehdebrief: „sie erkennten sie nicht an als Fürstin und wollten gegen sie streiten.“ Da hieß es auf jeder Straße, auf jedem Felde: „Bist du Hoek? Oder bist du Kabeljau? Du mußt mit mir streiten, wenn du nicht meiner Farbe bist!“ Der Haß war so groß, daß in Haerlem am Altar in der Kirche der eine Bürger den andern blutig schlug. Die Hoeks fielen wie gewöhnlich zuerst aus. Auf den Flüssen und vor den Burgen und Stadtthoren begann das Scharmutziren. Die Kabeljaus, und die Kriegsobersten, welche ihnen Philipp schon gesendet hatte, waren ganz entsetzt über Jakobäas plötzliches Wiedererscheinen. Sie schrieen über den Bruch des Schoonhovener Vertrages, hielten sich hinter ihren Mauern, und sandten Boten über Boten zu ihrem Herzog, ihnen zu Hülfe zu eilen.

Endlich im Anfang des September erschien seine Flotte an den holländischen Küsten. Die Hoeks wollten die Landung verhindern, und es kam zu Scharmützeln, allein sie waren zu schwach, während Philipp allein an Schwerbewaffneten dreitausend Mann führte. Mit großem Heer und Gefolge zog er jetzt von einer der gewohnten Stätten der Landeshuldigung zur andern. Die Mehrzahl der größeren Städte, in denen die Kabel-

jaus herrschten, nahm ihn mit Freuden auf, und er schüttete Gunst und Gnaden aus, jedoch unter der Bedingung, daß man Keinen seiner Feinde beherberge oder unterstütze. Die Huldigung geschah mit großer Pracht und Herrlichkeit. Nicht nur die Abgeordneten der holländischen, sondern auch der flandrischen Städte mußten dabei sein, nicht minder Uutkercken Gaesbeck Egmond Borsselen Lyon von Gent und die andern Herren seiner glänzenden Tafelrunde.

Von einem Angriffe auf die Stellung der Hoeks war vorerst keine Rede. Sie erschien allerdings vortrefflich.

Den Kern derselben bildete das Festungsdreieck Gouda Schoonhoven Oudewater. Diese drei Städte waren längst nicht die drei größten in Holland, dagegen wohl geschützt durch Wälle und Deiche, und sie standen unter einander durch Wasserstraßen in Verbindung. Den Rücken deckten, außer den festen Plätzen Woerden Montfort und Vyanen, das weite Niederstift und Goyland mit den Städten Utrecht und Amersfort, Muyden und Naarden. Von dort aus hatte Jakobäa über die Süder-See Verbindung mit dem treuen Volke im holländischen Norden. Die vielen Wasserstraßen aber zwischen den Inseln an der Rhein- Maas- und Scheldemündung leiteten zu den Freunden in Seeland. Auf Mitte des Weges dorthin wohnte ihr ein mächtiger Freund, der freie Herr von Sevenbergen, dessen starke Burg und Stadt an der Gränze Brabants zugleich ein guter Bergeplatz war für die Schiffe, welche auf dem Dortrechter Gewässer kreuzten. Auch das Volk im Norden Brabants zeigte sich freundlich für Jakobäas Sache. So konnte sie von drei Seiten Verstärkung an sich ziehen. Nur die großen Städte, welche sie gerade vor sich hatte, und die seeländischen Inseln, soweit dort der Borsselen Einfluß reichte, waren feindlich. Und selbst im feindlichen Gebiete wußte man nicht Wenige, welche ihr anhingen. Ziericksee die Hauptstadt von Seeland, das wichtige Briel an der Maasmündung, ja selbst Dortrecht das mächtige, schwankten noch immer, ob sie für den Wälschen sich erklären sollten oder für die

16*

rechte Landesfrau. Wenn aber andere Städte, wenn das Landvolk nicht allgemein sich für Jakobäa erhoben, so geschah es bloß aus Furcht vor dem Burgunder. Nur durch größte Vorsicht konnte er in Holland weiteren Boden gewinnen.

In zwei Dingen aber war Philipp Jakobäa überlegen, er hatte mehr Geld und hatte besseres Kriegsvolk. Wohl machten die hoekischen Herren und Bürger sich selbst arm, damit der Fürstin nichts abgehe. Allein die Steuern aus den weiten Landstrichen und volkreichen Städten, über welche Philipp gebot, gaben doch ganz anders aus. Von England kamen für Jakobäa wenig Hülfsgelder. Humfried hatte zwar trotz aller Gegner vom Parlamente die Zusage einer Summe von jährlich dreißigtausend Mark auf vier Jahre erlangt, und London und andere Städte beeilten sich sogar, die bedeutende Summe sofort für das laufende Jahr zu beschaffen. Etwas mochte davon Jakobäa wohl zufließen, das Meiste aber brauchte Humfried sicherlich zu eigner Heeres- und Flotten-Rüstung. Ueberhaupt, wo es auf Geldschätze ankam, konnte kein Fürst in der Welt sich mit den burgundischen Herzögen messen, am wenigsten damals ein Engländer. Ihr reicher Sold stellte ihnen immerfort Kriegsvölker in Menge, und so trefflich geübt und ausgerüstet, daß jeder König sie darum beneidete. Der Mangel hieran war Jakobäas schwächste Seite. Kam es auf Muth nnd Begeisterung, auf alles Kühne und Tüchtige an, was der einzelne Mann leisten konnte, wer durfte sich da über die hoekischen Herren stellen! Im Einzelgefechte Mann gegen Mann, wie geschickt sie da die Rosse schwenkten, wie rasch ihre Schwerter und kurzen Streitäxte feindliche Sättel leerten, das zu sehen war die höchste Lust für einen Ritter jener Zeit. Auch die Mannschaften der Hoeks verstanden sich meisterlich auf den Kleinkrieg. Auf den ersten Blick ersahen sie den Ort zum Hinterhalte, zu jedem Wind wußten sie flink ihr Segel zu stellen. Allein in der Schlacht fochten sie doch nur in kleinen Gruppen, jede bei ihrem Herrn. Denn diese Einzelgruppen bestanden aus des Herrn Söhnen und jüngeren Brüdern, aus

seinen Jägern und Schmieden und den geschicktesten Burschen von seinem Hofe daheim. Wie leicht wurde das Hin- und Herwogen ihrer lockeren Schlachtlinie von den festgeschlossenen Söldnerrotten durchbrochen, diesen Kerntruppen, bei denen jeder Einzelne die Uebung eines gedienten Gesellen und das Ganze die Stoßkraft einer eisernen Maschine hatte. Wenn ihre Sturmhaufen vorschritten, umstarrt von den langen Piken, so mochten die Ritterschwerter und die Wucht der Rosse an den Rändern wohl etwas einbrechen. Der Keil des Ganzen stieß dennoch tief in die feindliche Menge und warf sie auseinander.

Es strömten aber kriegsgeübte Söldner der Werbetrommel zu, die ein berühmter Feldhauptmann rühren ließ. Solcher Kriegsobersten hatte Jakobäa wenige: bei ihnen blühete dem Kriegsknechte, wollte er einmal seine Haut verkaufen, weder viel Ruhm noch viel Sold noch viel Beute. Johann von Montfort, welchen Jakobäa zu ihrem Obergeneral ernannte, Dietrich von der Merwede, Florenz von Kyffhoek, der Herr von Sevenbergen, Wilhelm von Brederode, vor allem auch der alte Wilhelm Nagel, Ritter, aus Nordholland, und noch ein paar Andere standen als Männer da, vor denen jeder Tapfere den Degen senkte. Es fehlte ihnen aber die Schule des großen Krieges und der Erbregeln, wie sie an einem kriegerischen Hofe sich zugleich mit dem Heereskern forterben. Aus solcher Schule gingen Philipps große Generale hervor.

Der Erste war Graf Johann von Luxemburg, Herr von Beaurevoir, ohne Frage der geschickteste Feldherr seiner Zeit, und zugleich der am meisten gefürchtete. Seine Maßregeln folgten sich blitzschnell, und nichts konnte härter sein, wenn es nur zum Ziele führte. Durch reiche Heirath erwarb er viele Herrschaften und Schlösser, und wurde ein mächtiger Herr, aber sein Stolz war, dem Feinde wie dem Freunde sein Wort zu halten. Vor seiner ersten Schlacht, es waren vier Jahre her, erbat sich Herzog Philipp von seinem größten Kriegshaupte den Ritterschlag. „Monseigneur, im Namen Gottes und unsers Herrn St. Georg

mache ich Euch zum Ritter! Möget Ihr ein solcher werden, wie es Euch noth thut und uns Allen!“ Mit diesen Worten gab Luxemburg seinem Fürsten den Ritterschlag, und Dieser schlug darauf die Herren von Villain Halewyn Commines und Andere zu Rittern. Luxemburg hegte wie jeder ächte Franzose eine tiefe Abneigung gegen die Engländer. Als ihr erstes schwieriges Unternehmen nach dem Vertrag von Troyes, die Belagerung Meluns, zu mißglücken schien, ging er mit seinem Bruder und dem Prinzen von Oranien davon, statt dem englischen Könige zu huldigen.

Johann von Villers, Herr von l'Isle Adam, hatte sich durch ausgezeichnete Thaten im Felde den Marschallsstab von Frankreich verdient. Auch er hatte einen alten Haß auf die Engländer. Als er vor vier Jahren zu König Heinrich ins Lager vor Melun geschickt war, erschien er im einfachen hellgrauen Anzug. „Tragen sich so die Marschälle von Frankreich?“ fragte der König. „Ich ließ ihn machen, um im Sattel herzukommen,“ antwortete l'Isle Adam, und sah dabei dem König gerade in's Gesicht. — „Wie wagt Ihr einem Fürsten in's Gesicht zu sehen?“ — „Gestrenger Herr, das ist Mode so in Frankreich, und wenn einer Jemandem, der mit ihm spricht, nicht in's Gesicht sieht, so hält man ihn für einen schlechten Kerl und Verräther.“ Der König begnügte sich zu sagen, „Unsere Mode ist es nicht“, ließ ihn aber bei anderer Gelegenheit ergreifen und in's Gefängniß werfen, und entsetzte ihn seines Ranges und Amtes. Nur Philipps Fürsprache rettete ihm das Leben.

Andere berühmte Feldhauptleute waren der Herr von Toulongeon, Marschall von Burgund, — der Bastard von St. Paul, Herr von Hautbourdin, Hänschen genannt, — der Herr von Humieres, — der Herr von Valins, Rath und Kammerherr des Herzogs, — Lyonel von Bournonville, und noch viele ihrer Genossen, welche Philipp jetzt mit ihren versuchten Leuten herbeizog. Unter seinen Generalen, welche zugleich besonderes Geschick in der Verwaltung besaßen, leuchteten drei Männer hervor: der Herr von Croy, welchen man nicht anders als den großen Croy nannte,

Philipps erster Kammerherr und vornehmster Minister, — ferner der alte Ritter Roland von Uutkercken, ein Flamänder, der vor aller Welt Achtung genoß, — sowie der Ritter Franz von Borsselen, der schon im Rathe Johanns von Bayern eine große Rolle gespielt hatte. Alle drei hatten sich bei zahllosen Staatshandlungen wie im Kriege bewährt.

Der Burgunder Herzog, der so viele Fürstenthümer vereinigte, hatte freie Wahl, wenn er seine Tafelrunde mit geschickten Kriegern und Staatsmännern besetzte: er nahm sie, wo er sie fand. Jeder andere Fürst fühlte sich noch immer durch Rücksichten gebunden, welche er auf diese oder jene Adelsfamilie nehmen mußte, weil sie ein Erbrecht auf hohe Hof- und Landesstellen hatten.

Sechs Wochen lang rüsteten die Parteien, und es fiel kein Schlag von Bedeutung: es war die unheimliche Stille, welche dem Sturme vorangeht. Endlich ließ Philipp von Leyden her einen Angriff versuchen. Er selbst blieb vorsichtiger Weise in Rotterdam, und rüstete noch immer. Das Städtchen Alfen lag drittehalb Stunden von Leyden aufwärts am Rhein in der fruchtbarsten Gegend, und war ein sehr belebter Kreuzungspunkt von Wasserstraßen. Die Hoeks kamen hierher auf der Gouwe herauf, welchen Fluß sie durch einen Damm für die Schiffe der Feinde versperrt hatten. Von Alfen konnte man den Rhein abwärts nach Leyden und in die See, den Rhein aufwärts nach Woerden und Utrecht gelangen, aber auch leicht in's Haerlemer Meer und nach Amsterdam. Noch heutzutage ist die Handelsstraße über Alfen ein Hauptweg für Güter, die aus Belgien Brabant und Deutschland kommen, um nach Leyden Haerlem und Amsterdam verführt zu werden. Wem aber zu Jakobäas Zeit dieser Weg verschlossen war, der mußte den langen Umweg aus der Maas in die See und an der Küste hin machen, bis er in die Südersee einlief, die öfter von tückischen Winden gefegt wird. Wer sich daher im Besitze der Goudaschleuse bei Alfen befand, konnte nach Belieben die Wege des Binnenhandels öffnen oder

schließen. Die Hoeks hatten sich des wichtigen Punktes alsbald bemächtigt, und ordneten von hier aus ihre Streif- und Raubzüge, mit welchen sie den nördlichen Theil von Holland ebenso unabläßig bedrängten, wie der Herr von Sevenbergen von seiner Stadt aus die Dortrechter und Südholland.

Schon zu Anfang des Oktobers hatte der Leydener Schultheiß mit Lyon von Gent und andern Burgundern versucht, ob sie Alfen wieder nehmen könnten. Ein paar Wochen später aber sammelte der Statthalter Gaesbeck die besten Leute aus den kabeljauischen Städten, besonders aus Leyden Haerlem und Amsterdam, und die burgundischen Befehlshaber verstärkten sein Heerlager. Es galt, erst Alfen zu erobern, und dann Gouda selbst zu belagern und zu bestürmen. Längs des Rheins, auf der Ostseite der Gouwe, wollte man sich der Stadt nähern. Kühn entschlossen aber hatte Jakobäa zusammen gerafft, was sie an Truppen aus Gouda Schoonhoven Oudewater und dem Utrechtschen herbeiziehen konnte, und eilte den Angreifern entgegen. Ihr Herz lechzte nach Kampf und Sieg, und mit beredten Worten feuerte sie ihre Kriegsleute an. „Endlich komme der Tag der Rettung und Rache. Sie, ein Weib, fürchte keine Ueberzahl der Feinde, ob denn ihre Getreuen zitterten? Siegen müsse man jetzt und auf der Stelle, oder auf immer verderben.“

Die so Redende dürfen wir uns aber nicht etwa, wie ihre Nachfolgerin, die Jungfrau von Orleans, denken im Stahlharnisch, das blitzende Schwert in der Hand. Ein Weib in Rüstung und Ritterkleidung zu sehen, wäre allen Männern ein Gräuel gewesen. Gerade daß Jeanne d'Arc sich über diese Schranke hinwegsetzte, war ein Hauptgrund, weshalb ihre Feinde aussprengten, sie sei offenbar vom Teufel besessen und verdiene den Feuertod. Jakobäas General war bei Alfen wie in andern Schlachten der alte erprobte Wilhelm Nagel. Wohl aber war sie selbst, wo es galt, überall im Rath, überall auf der Wahlstätte. Ihre Blicke feuerten die Ritter an, ihre strömende Rede rief das

Volk auf, und wiederholt war es ihr Scharfblick und ihre Kühnheit, was die Entscheidung gab.

Das Heer der Kabeljaus und Burgunder hatte sich bei Alfen gelagert. Plötzlich, ehe sie sich dessen versahen, stürmten Feindesschaaren auf sie ein. Laut scholl das Geschrei und Schmettern der Trompeten. Einmal zurückgeworfen — griffen die Hoeks wüthender an. Hin und her drängte sich das furchtbare Geschrei und Gemetzel, immer auf's Neue setzten die hoekischen Ritter in den Feind. Auf solchen Ansturm hatten sich die Kabeljaus nicht vorbereitet, sie fingen an zu weichen, und weil die feste Stadt Leyden ihnen so nahe lag, so dachten sie dort sich besser zu sammeln, und bald strömte dorthin ihr ganzes Heer in wilder Flucht. Nun aber schien es, als wenn die volle Kraft der Hoeks erst erwache: auf allen Wegen und Wiesen, stundenlang setzten sie nach und schlugen auf die Flüchtigen ein, und entrissen den Stürzenden all ihre Banner. Nur ein Theil entkam.

Mit der Beute und den Gefangenen und den eroberten Bannern zog Jakobäa siegprangend in Gouda ein, und das Jauchzen und Gelächter über diesen ersten glorreichen Tag — es war der 21. Oktober 1425 — wollte kein Ende nehmen. Von diesem Tage an, sagt ein Chronist, der zu jener Zeit in Lübeck schrieb, fing Jakobäas Name an berühmt zu werden. Von den vornehmen Kabeljaus, die man gefangen, traten Mehrere zu der Landesherrin Partei über und opferten Haus und Hof daheim in der Vaterstadt. In der Hauptkirche von Gouda aber, wo man das Tedeum sang, blickte Alles nach den eroberten Bannern von Haerlem Leyden und Amsterdam. Dort sah man sie noch viele Jahre ausgesteckt, und nicht leicht ließ sich ein Bürger aus jenen drei Städten in die Hauptkirche von Gouda bringen. Die Pein wäre ihm ja zu hart gewesen, wenn er mit eigenen Augen hätte sehen müssen, welche Farben und Wappen seine Vaterstadt ehemals im Banner zeigte. Denn so lange ihr Banner in Feindes Händen, so lange durfte keine Stadt ein gleiches führen.

Tief war bei den Kabeljaus der Eindruck dieser Niederlage

voll Schrecken und Schande. Der Herzog von Burgund hatte sein Möglichstes zu thun, die Anhänger wieder aufzurichten und in seiner Treue festzuhalten. Er sandte den drei Städten, die ihr Banner und ihre besten Bürger bei Alfen gelassen, zwei Tage nach der Schlacht aus Rotterdam folgenden Trostbrief. „Er danke ihnen von seinem ganzen Herzen freundlich, daß sie für ihn gekämpft, und hoffentlich noch mehr thun würden, wiewohl es diesmal mißlungen, worüber er herzlich bedrückt sei. Um sie zu trösten in diesem Leiden, indem er von Gott das Beste hoffe, sende er ihnen zwei seiner ersten Kriegsobersten mit ihren Leuten, die er mit nach Holland gebracht habe, insbesondere einer davon sei sein getreuer Herr Franz von Borsselen. Diese sollten treulich bei ihnen bleiben. Sie aber müßten, — das befehle und bitte er in vollem Ernst, — diesen Kapitäns treu, hülfsam, unterthänig und gehörig sein in allen Sachen, die ihn und das Land angingen, und allezeit nach ihrem Rathe handeln, sich zufrieden geben und das Beste prüfen in all seinen Sachen. Er dagegen wolle ihnen als der getreueste Herr allezeit helfen und davon sollten sie, so Gott wolle, in Kurzem etwas hören." Der Schlaue! Sollte es ihn nicht angenehm in seines Herzens Grunde berührt haben, daß die reichen Städter in Holland jetzt so ganz von ihm abhängig wurden?

Noch aufregender wirkte die Nachricht von der Alfener Schlacht jenseits der Nordsee. Auf den Straßen von London rief man sich frohlockend zu: „Wieder gesiegt habe die schöne Bayerin!" Humfrieds Muth ging in hohen Wellen, und weil das Volk ihm so anhänglich war, so beschloß er auf der Stelle, dem Onkel Winchester, welcher sich des Towers und der Umgebung des unmündigen Königs versichert hatte, einen solchen Stoß zu versetzen, daß des Kanzlers Macht biege oder breche, er selbst aber sein doppeltes Ziel erreiche, in England Herrschaft, für Holland Truppen. Am 28. Oktober ließ Humfried den Lordmayor zu sich kommen und befahl ihm, in der Nacht die Bürgerschaft unter die Waffen zu rufen, und die Altstadt, insbesondere das Brücken-

thor von Southwark zu besetzen. Winchester, dessen Palast am andern Ende der Brücke sich erhob, hatte schon gemerkt, was vorging, und sein Hof füllte sich in derselben Nacht still mit Bewaffneten. Am Morgen kamen des Kanzlers Leute an das Brückenthor und forderten Einlaß: sie wurden zurückgeworfen. Ihre Kameraden eilten zu Hülfe, und gedachten mit Schießen und Brechen das Thor zu stürmen. Gleich knallte es von der andern Seite her, denn die Bürger hatten die Häuser besetzt, und es hätte sicherlich ein großes Blutbad gegeben auf der Brücke und in den nächsten Gassen, wären nicht die Prälaten von Canterbury und Bath und mit ihnen ein Prinz von Portugal, der gerade in London war, herbeigeeilt, um sich zwischen die Kämpfenden zu werfen. Achtmal sah man die Vermittler über die Brücke ziehen, hin und her, ehe sie die beiden erbitterten Herren soweit brachten, daß sie Waffenstillstand annahmen und des Streites Entscheid in Bedfords Hände stellten. Winchester schrieb Tags darauf an Bedford nach Frankreich: „Ist Euch noch lieb des Königs und seiner Krone Bestes und Euer eigenes, dann eilet was Ihr könnt hierher nach London. Denn wahrlich, zögert Ihr länger, verwandeln wir das Land in ein wildes Schlachtfeld: solch einen Bruder habt Ihr hier, Gott bessere ihn. Ihr selbst wißt aber wohl, daß es in Frankreich schlecht geht, wenn es in England nicht gut geht." Der Prälat, obgleich Kanzler von England, hielt sich in London seines Lebens nicht mehr sicher, zog sich in den Tower zurück, und wagte sechs Tage lang nicht die Festung zu verlassen.

Humfried ließ den Oheim schreiben. Hatte er sich doch freie Hand und Gelder verschafft. Schon am 31. Oktober erhielt Pfalzgraf Ludwig seinen rückständigen Gehalt von 2000 Mark ausgezahlt, und ein paar Tage später Humfried vom Könige ein Darlehen von 5000 Mark, „schwerer Dinge wegen, die für ihn der größte Ehrenpunkt." Nun wurde ein stattliches Heer gesammelt, darin fünfzehnhundert Bogenschützen und viele Leute von Rittersart. Der junge Adel und berühmte Offi-

ziere stellten sich freudig zu seinen Fahnen: das sollte drüben ein herrlich Abentheuer werden, zu ihres Prinzen und seiner schönen Dame Ruhm und Glück. Es waren die schönsten und ausgesuchtesten Leute, sowohl die Behelmten als die Bogenschützen, und herrlich ausgerüstet. Philipps eigne Offiziere sagten später: „Schöneres Kriegsvolk habe man niemals gesehen in den französischen Kriegen.“ Vierundzwanzig große Schiffe warteten, das Heer aufzunehmen. Den Lord Fitz Walter machte Humfried zu seinem Statthalter in Holland, bis er selbst herüberkomme, und Lord Hantreth züm Unterbefehlshaber, und Heer und Flotte schickten sich eilig an, hinzufahren und Seeland mit Holland zu erobern.

Viertes Kapitel.

Schlacht bei Brouwershaven.

Wendung zu Philipps Gunsten. Engländer und Niederländer. Huldigung der Dortrechter. Rüstungen und Soldgelder der Kabeljaus. Philipps Bittgebete. Aufstellung der burgundischen Macht. „Der Kabeljau.“ Vorkehrungen gegen streifende Hoeks. Fürst und Parteihaupt. Ansegeln der Engländer. Lannoys. Aufgebot alles Heerbannes in Holland und Seeland. Schwerfälligkeit der englischen Schiffe. Die Zierickseer. Landung der Engländer in Brouwershaven. Die Hoeks aus Seeland und dem Hennegau. Gaesbecks Vorsieg. Die Herolde. Kreuzen der burgundisch-holländischen Flotte. Ausforderung der Engländer. Ihr Auszug aus Brouwershaven. Wahlstätte. Ritterschlag. Angriff der Vorsselen und Dortrechter. Die Engländer im Siegen. Angriff der burgundischen Ritter. Philipps Gefahr. Johann von Villain. Sieg der Uebermacht. Wüthen der Kabeljaus und Tod fast aller Hoeks und Engländer.

Das gab in den Niederlanden wieder ein schrecklich Geschrei und Gerede von der Engländer großen Rüstungen. Allein gerade

die Furcht, welche vor der englischen Landung herging, bewirkte in Jakobäas Erblanden wieder eine Wendung zu Gunsten ihres Gegners.

Die Kabeljaus hatten bei Alfen den Zorn und die Härte ihrer Feinde gekostet. Welch tiefes Verderben stand ihnen bevor, wenn die Hoeks wieder Herren im Lande wurden! Wenn Vertriebene nach langer Noth und Schmach sich kriegerisch sammeln, so schärft das Andenken an das Elend, das sie in der Fremde erduldeten, ihren Grimm. Einer stachelt den andern auf, und im gemeinsamen Haßgefühl glauben sie zuletzt sich berechtigt zu Allem, was wild und blutig. Selbst wenn man demüthig sich der Herzogin unterwarf, hatten die Kabeljaus nichts mehr zu hoffen, als voll gerüttelt und geschüttelt Maß dessen, was sie selbst über ihre Gegner ausgegossen. Rettung lag für die Führer dieser Partei nur darin, wenn sie Alles hingaben, damit der Sieg nicht weiche vom burgundischen Feldlager. Die Uebrigen aber, die bald Mitgefühl für ihre Landesfürstin, bald Haß gegen den wälschen Landräuber, bald Widerwillen bewegte gegen die hoekischen Pläne und Forderungen, diese Schwankenden fragten sich jetzt, als die Engländer wieder die Segel spannten: ob man denn wirklich ihrem Uebermuth und ihrer Raublust die Heimath überantworten dürfe? Damit nicht das ganze Land zu Grunde gehe, dachten Viele, müsse man sich mit dem Burgunder vertragen. Alle Niederlande waren damals erfüllt von Haß gegen die Engländer. Dieser Haß hatte die Stärke des Gefühls, das sich jedesmal einstellt, wenn der Gebildete von dem Roheren leidet. Denn bei all der Rittertugend ihres Adels, bei all der frischen Kraftfülle im Volke, standen die Engländer doch an Bildung wie an Reichthum hinter dem Festlande zurück. Die französischen Herren hatten bei ihnen das Angelsächsische unterdrückt, und die gewaltsame Mischung aus beiden guten Stoffen fing eben erst an, schöne Form und Gestalt zu gewinnen.

Herzog Philipp, mit seinem tiefen Blick für die Schwächen der Menschen, benutzte die Stimmung in den Niederlanden mit

ungemeinem Geschick. Eine Kette wohlausgedachter Maßregeln umschlang nach und nach immer größere Landestheile. Vor allem mußte er sich der Städte versichern. Bestätigt war jedes Privileg, wenn sie es anmeldeten. Er half ihnen die Deiche wieder herstellen. Ihre Streitigkeiten mit Fremden nahm er auf sich, und förderte ihre Zoll- und Stapelrechte. Ihren Handelsverkehr in Flandern stellte er den Holländern zu Schiff und zu Lande so frei und begünstigt, als wären sie dort angesessene Leute.

Als sich trotz alledem die Zierickseer nicht fangen ließen, und bei ihrer Neutralität verharrten, warf Philipp um so eifriger die Netze aus nach dem noch viel mächtigeren Dortrecht. Schon zu Anfang des Oktobers hatte er Gaesbeck, Roland von Uutkercken, und drei andere Unterhändler hingeschickt, und ihnen Vollmacht mitgegeben, daß sie Alles bewilligen könnten, was die Stadt fordere, nur dürfe es nicht geradezu wider des Fürsten Rechte sein. Also erhielten die Dortrechter Alles bestätigt, was Johann von Bayern ihnen verliehen. Ihr Weichbild durften sie erweitern; alle Schulden der früheren Fürsten sollten aus burgundischer Kasse bezahlt werden; achtundzwanzig Tausend Kronen dienten zur Ausbesserung der Schäden, welche die St. Elisabethsnacht angerichtet hatte; mit den Flamändern sollten die Bürger gleiche Münze bekommen; die festen Schlösser in der Nachbarschaft aber würde der Herzog niemals verfremden, und nie anders als mit freundlichen Kapitäns besetzen. Ja es war Philipp sogar zufrieden, daß die Dortrechter gleichwie die Gorkumer mit Jakobäa und allen ihren Städten und Landschaften auf gutem Fuße blieben. Sie hatten sich gegenseitig Waffenstillstand und Sicherheit verbürgt, und die Dortrechter brauchten jetzt diese Verträge nicht aufzukündigen. Wer wollte einem so gnädigen Fürsten die Huldigung versagen! Die Dortrechter huldigten Philipp am 11. November. Dabei gelobte der Herzog, sie mit all seiner Macht gegen den Kaiser, gegen die Engländer, sowie gegen Jedermann zu vertheidigen, der ihnen dieser Huldigung wegen

Feind werde. Er mußte sich noch ausdrücklich verpflichten, Holland nicht eher zu verlassen, als bis der Krieg abgethan sei.

Soviel Schönes und Gutes hatten oder hofften auch die andern Städte. Und als der Herzog sich ihrer versichert hatte, rieth und trieb er fort und fort, daß sie Schiffe und Mannschaften rüsteten, und jede folgende Woche immer noch mehr thaten, als in der vorigen. Bald war er so weit, daß Städte und Ritterschaft, so viel ihrer zu ihm hielten, sich dazu verstanden, schwere Soldgelder zu zahlen, damit er kriegsgeübte Söldner aufstelle, mit denen allein man gegen die englischen Ritter und Schützen bestehen konnte. Außerdem bewilligten sie ihm die Erhebung eines Pfundgelds von allen Waaren, die zu Markte kamen, wenngleich sie fremden Kaufleuten gehörten. Zu gleicher Zeit aber, es war im Dezember, erließ er neue Kriegsaufgebote durch all seine Erblande. Ein großes Heer sammelte sich bei Brügge, bloß aus dem westlichen Flandern hatten sich Zwölfhundert der tüchtigsten Leute aufgemacht. Kein Mittel verschmähete Philipp, das Eindruck auf die Gemüther machte. Zu Middelburg auf Seeland wurde ein Fisch von ungeheurer Größe gefangen: das deuteten die Leute als Vorzeichen schrecklichen Unheils. Der Herzog von Burgund aber machte öffentliche Wallfahrten zu den Gnadenbildern Unserer lieben Frau. Demüthig pilgerte er zu Fuße, und hielt Bittgebete, daß sie helfe zur Abwehr der englischen Kriegsnoth.

Als er nun das Heer aus seinen Erblanden beisammen hatte, stellte er die Hauptmacht in Rotterdam auf. Hier mußten sich auch die Kriegsschiffe aus Holland und Seeland versammeln. Denn es kam Alles darauf an, zu verhindern, daß die Hoeks von Gouda heransegelten und mit den Engländern sich vereinigten. Man mußte ihnen jegliche Verbindung mit Seeland abschneiden. Erprobte Generale aber, wie den Herrn von l'Isle Adam, Johann von Uutkercken, einen Sohn des Ritters Roland, Adrian von Valines, und viele andere Feldobersten aus Frankreich der Picardie Burgund und Flandern, legte Philipp mit starken Garnisonen in

die Hauptstädte. Er selbst machte Leyden zu seinem Hauptquartier, um von der Landseite die Hoeks in Gouda im Schach zu halten, und in der Mitte des ihm untergebenen Gebiets zu sorgen und zu wachen, daß Ritter Städter und Bauern auf den ersten Glockenschlag in Waffen ständen.

So sahen die Holländer ihr Land auf einmal vom fremden Kriegsvolke besetzt. Doch was sollte das? Hatte doch ihr fürstlicher Herr all diese Kriegsleute ausdrücklich die Kabeljaus genannt! Da durften sie ihn in stolzer Zuversicht wohl recht „den Kabeljau" nennen, der mit den Hoeks wahrlich wenig Umstände mache. Als in den letzten Tagen des Jahrs die Hoeks sich wieder auf dem Haarlemer Meere zeigten, zog der Herzog mit den Leydenern wider sie aus. Daß Philipps Anhänger einstweilen durch seine Gegenwart die Wohlthat größerer Sicherheit empfänden, war sein ernstes Bemühen. Durch's ganze Land stellte er an Flüssen und Hauptstraßen Wachtposten auf. Wohlgelegene Schlösser ließ er sich von ihren Herren für die Kriegszeit abtreten. An bedroheten Plätzen mußten die Umwohner Tag- und Nachtwachen leisten mit fünfzig und mehr Bewaffneten: wer ausblieb, wurde sofort gepfändet. Die Feldobersten erhielten strengen Befehl, Verdächtige auf der Stelle zu fangen und öffentlich und nachdrücklich zu strafen. Die Städte aber, welche Jakobäa anhingen, wurden gebrandschatzt durch Wegnehmen ihrer Waaren und Güter, durch neue Zollstätten an ihren Wasserstraßen, durch Abschneiden aller Zufuhr.

So gestellt und gerüstet erwartete der Burgunder Humfrieds Engländer. Jakobäa aber verlor mit jedem Tage an Macht schon dadurch, daß sie nichts mehr hinzu gewann. Um Weihnachten gingen Herren aus Holland und Hennegau nach London, daß Humfried sich beeilen möge. Es zeigte sich der Unterschied zwischen einem machtvollen Fürsten, der unverrückt seine Pläne verfolgt, und einem Parteihaupt, das stets abhängig bleibt. Denn Parteien schreiten vor in stoßweise strömender Begeisterung, nach jeder Erhebung aber folgt bei ihnen eine Zeit des Still-

standes, in welcher Einer des Andern Anschläge und Eigensinn hindert und durchkreuzt. Jakobäa war nicht die Fürstin, welche an Kraft und Klarheit des Geistes wäre so überlegen gewesen, um all ihre Anhänger in die Richtung eines gescheidten Planes hinein zu zwingen.

Neujahr war eben gefeiert, da kamen auf leichten Schiffen, die überall durchschlüpfen konnten, Boten zu Philipp nach Leyden: die englische Flotte sei in Sicht bei der flandrischen Schleuse. Diese Boten schickte Gilbert von Lannoy, welcher dort Befehl hatte. Sie weckten den Herzog am 4. Januar zwei Stunden nach Mitternacht. Philipp sprang auf, und in der Morgendämmerung marschirte er bereits nach Rotterdam, wo er anderen Tages mit all seiner Macht in See stach. Aus Leyden waren in jener Nacht Philipps offene Briefe abgesandt an Ritterschaft und Städte in ganz Holland und Seeland: Alles was waffenfähig, der ganze Landesheerbann, solle sich aufmachen und zum Fürsten eilen. Die Kabeljaus thaten ihr Bestes: Zug auf Zug kam herbei, zu Wasser und zu Lande, von Rotterdam Dortrecht Delft Gorkum Leyden Haerlem Amsterdam und aus all den andern Städten und Ortschaften, welche sich für den Herzog erklärt hatten. Sie hatten ihr Letztes geopfert, um sich stattlich zu rüsten. Die Dortrechter allein zählten mehr als anderthalbtausend Mann, alle trugen röthliche Hüte, die weiß bebändert waren, und ihre zwei Banner zeigten die gleichen Farben. Die Leydener und Delfter, welche mit ebensoviel oder mehr Volks gekommen, hatten schwarze Hüte mit weißen Bändern, und ihre zwei schwarzweißen Banner. Von den seeländischen Inseln war die Flotte bereits da mit den Herren von Borsselen, welche sie führten. Adrian von Borsselen, genannt von der Vere, sammelte noch Mannschaften, insbesondere auch aus Middelburg. Das viele Kriegsvolk, welches die Kabeljaus stellten, stieg gut bis zur Höhe von fünf- oder sechstausend Mann. Vier Tage nach seinem Aufruf hatte Philipp bereits sechsundzwanzig Kriegsschiffe auf dem Wasser, trotzdem daß man die Engländer nicht so früh erwartet hatte.

Diese aber wollten, so scheint es, sich beeilen, erst das von Parteien zerrissene und noch schwankende Seeland einzunehmen, bis dann Humfried nachkomme. Ihre Flotte fuhr an den westlichen Küsten von Seeland hin, und suchte hier und da anzulaufen. Lannoy fuhr den Engländern beständig zur Seite. Denn er konnte sich mit seinen leichten Fahrzeugen dicht an der Küste halten; sie waren darauf gebauet, über die Untiefen, wie sie sich hier in Menge und Breite finden, rasch fortzugleiten. Das war aber gerade der Engländer Unglück, daß ihre Schiffe großen Tiefgang hatten. In den seichten Gewässern konnten sie nirgends, wie sie wollten, landen: sie mußten ihre Mannschaften auf Boote aussetzen, und aus der Ferne an's Land schicken, und von dort wieder holen. Einmal blieben ein paar ihrer Schiffe auf dem Sande sitzen, und wurden mit Allem, was darauf war, eine Beute der Flandrer. Hätten aber die Engländer Schiffe gehabt, wie sie zum Kriege in holländischen Gewässern taugen, kein Zweifel, ganz Seeland wäre rasch von ihnen erobert. Nun wollten sie den guten Hafen von Ziericksee mit seiner alten reichen Stadt gewinnen. Allein die Zierickseer erklärten rund heraus: „Sie wollten erst abwarten, wer siege, der Engländer oder Burgunder; Dem würden sie huldigen; bis dahin aber blieben sie ihre eigenen Herren, und hätten sich verbündet und verschworen, Niemand in ihre Stadt zu lassen." Es blieb nichts übrig, als einen andern Platz zu suchen, um vorerst in Seeland feste Stellung zu nehmen, und die Freunde aus Holland und Seeland an sich heranzuziehen.

Ein paar Stunden nördlich von Ziericksee liegt das Städtchen Brouwershaven. Dort ging die englische Flotte vor Anker. Man nahm den Platz in Besitz, und was hier kabeljauisch war, mußte machen, daß es fort kam, und Schiffe und Habe hinter sich lassen. Hier stießen zu Fitz Walter die seeländischen Hoeks, welche unter Heemstedes Oberbefehl seiner harrten. Auch die Hennegauer, welche in der Verbannung umherirrten, hatten sich zu ihnen gesellt, und Boten gingen nach allen Richtungen, die

Freunde sollten sich beeilen. Es kamen die Herrn von Renesse von Hodenpyl, von Waelwyck, und viele andere Edelleute und Bauern mit ihren Leuten, und es wurden ihrer an dreitausend Hoeks allein aus Seeland, Männer, die den gefürchteten Namen „seeländische Wölfe“ mit Recht trugen.

Eine ganze Woche lagen die Engländer in und vor Brouwershaven, und die Zierickseer versahen sie für baares Geld mit Lebensmitteln. Endlich, da von Jakobäas Flotte sich nichts sehen ließ, wurde beschlossen: das vereinigte Heer der Engländer und Hoeks solle nach Gouda segeln zur Fürstin. Ein Theil der Engländer stieß gleich ab, und übermüthig und sorglos, wie sie waren, fuhren sie zwischen die südholländischen Inseln hinein. Weil sie nun hier das Fahrwasser noch weniger kannten, als draußen an der flandrischen Küste, so saßen sie bald auf Untiefen fest, Ebbe trat ein, und ließ sie zwischen Sand und Sümpfen stecken. Darauf aber lauerte bei Geervliet der Herr von Gaesbeck, Philipps thätigster Parteigänger und sein Statthalter in Holland. Aus seinen reichen Herrschaften, die sich in jener Gegend ausdehnten, hatte Gaesbeck ein kleines Geschwader beisammen, mit welchem er plötzlich bei schmetternden Trompeten aus den Meerengen hervorbrach. Die Engländer sahen sich im Nu umzingelt. Vergebens kämpften und arbeiteten sie, ihre Schiffe flott zu machen, sie lagen unbeweglich. Vergebens suchten sie sich auf dem Sande aufzustellen, sie versanken in seine Weichen. Ringsumher schlugen die feindlichen Geschosse auf sie ein. Da kam die bittere Stunde, wo man sich schmachvoll ergeben mußte, nur das Leben wurde versichert. Nicht einer von diesen allzu Kühnen entkam, und Gaesbeck brachte über die Maßen fröhlich seine Gefangenen nach Geervliet, wo sie Kerkerbrod erhielten. Er hatte seinen Landsleuten gezeigt, daß sich auch Engländer fangen ließen. Ihrer gegen dreihundert waren todt geblieben oder gefangen.

Philipp, der mit seiner Flotte in der Nähe hielt, verfolgte die Fliehenden, bis er vor Brouwershaven kam. Als hier die

Engländer des Feindes ansichtig wurden, schickten sie ihren Herold auf den Strand. Nach Rittersitte, dastehend in den Farben und mit dem Banner Humfrieds, hieß der Herold der „Glocester." Ihm entgegen fuhr der andere Herold, der „Burgund." Glocester rief: „Er biete Burgund den Kampf an, hier sei Ort und Stelle dafür." Zornig schickte Philipp den Herold Burgund vor, und ließ ihn sagen: „Von einem Lord Fitz Walter lasse er sich keine Wahlstätte anbieten; stark genug sei er mit Gottes Hülfe, selbst sich den Platz zu wählen, und den Feind zu bekämpfen, wo und wann es ihm gefalle." Der stolze Herzog war erstaunt, daß ein englischer Lord sich herausnehme, was nur einem Fürsten zustehe. Weil aber das Wetter zu stürmisch war, wagte er nicht, den Feind anzugreifen, und begnügte sich, mit seiner Flotte auf den Gewässern zu kreuzen, damit weder vom Meere her die Engländer nach Holland hineinführen, noch vom Lande her die Flotte Jakobäas durchbreche. Die Hoeks wollten dies in der That von Gouda aus versuchen. Sein Befehlshaber in Rotterdam ließ melden: die Söldner mit den Kriegsschiffen müßten eiligst zurück, dem Feinde den Weg auf dem Strome zu verlegen, und Rotterdam gegen einen Angriff zu vertheidigen. Indessen hatte Philipp seine Maßregeln so gut getroffen, und die Uebermacht seiner Truppen und Schiffe war so groß, daß ihm vollständig gelang, was zunächst sein wichtigstes Vorhaben war, nämlich die Vereinigung von Fitz Walter und Heemstede mit den holländischen Hoeks zu hintertreiben. Nichts konnte auf die Engländer einen niederschlagenderen Eindruck machen, als der Vorsieg Gaesbecks, und die Gewißheit, daß sie von Jakobäas Heer und Flotte abgeschnitten seien.

Um aber seinen Anhängern lebhaft vor Augen zu stellen, wie furchtbar ernst seine und ihre Lage sei, ohne Zweifel auch aus persönlicher Furcht und Frömmigkeit, schickte Philipp seine Boten nach Delft dem Haag Leyden Haerlem, kurz durch's ganze Land mit dem Befehle: so lange er auf dem Meere gegen die Engländer fahre, solle man täglich das h. Altarssakrament in

Prozession und Andacht durch die Straßen tragen. Die Zierick-seer aber brachten seinem Kriegsvolk gegen gutes Geld nicht minder Lebensmittel, wie den Engländern nach Brouwershaven.

Endlich am Samstag wurde es klares stilles Wetter. Da ließ Philipp alle Anker lichten, fuhr um die Inseln, und stellte sich in Schlachtordnung auf, eine halbe Stunde von der Küste. Hier — Sonntag war es, den 13. Januar — blieb seine Flotte stehen, gerade gegenüber dem englischen Lager, und ließ alle Zymbeln und Trompeten erschallen. Als die Engländer hörten, wie der Feind sie herausforderte, stürzten sie aus der Stadt hervor, und zogen rasch in wirren Haufen auf dem Damm hin, der hoch am Meere dahin lief. Geharnischte und Gepäck, Alles war durcheinander, und die Meisten hatten ihren Schnappsack umhängen. So zogen sie immer weiter auf dem Damm am Strande hin, über eine Viertelstunde weit, und der Herzog ließ Matrosen auf flinken Boten folgen, um zu sehen, wohin sie wollten. Als die Engländer bald eine halbe Stunde weit marschirt waren, verschwanden sie hinter dem Damme. Die Burgunder glaubten schon, ihre Feinde würden sich in blinder Flucht über Seeland zerstreuen. Aber siehe, da erschienen sie wieder auf der Höhe und hatten ihre Schlachtordnung gebildet, und diese war so schön, als man sie jemals bei einer solchen Masse erblicken konnte. Eine treffliche freie Wahlstätte hatten sich die Engländer erkoren. Von der Höhe ihres Dammes senkte sich bis an's Meer der sandige breite Strand, der je weiter und weiter bloß gelegt wurde, je mehr die Wogen zurücktraten; denn es war gerade Ebbezeit. Weit genug dehnte sich dieser Platz, daß ein Heer sich darauf bewegen konnte. Vor den Leichtbewaffneten aber war ein Graben gezogen, ein Wall aufgeworfen, eine Pfahlreihe eingerammt. Hinter sich nahm man die hohe Dammlinie, um Schutz zu haben gegen Umgangenwerden, da Jeder wußte, daß das burgundisch-holländische Heer sich nahe in großer Uebermacht.

Philipp befahl zu landen. Da traten vor, die den Ritter-

schlag verlangten: Thierry Garbod, Robert Guainin, Johann Withem, und viele Andere. Der junge Johann von Uutkercken aber entrollte zum erstenmal sein Herrenbanner. Denn es war ein großer Tag, an welchem Würden und Ehren zu holen. Engländer und Burgunder, die solange verbündet gekämpft, sollten hier sich tödtlich fassen. Vor allem aber waren es die seeländischen Freiherren von Borsselen, denen dieser Sonntag in Seeland der höchste Tag werden sollte, vier von ihnen nahmen den Ritterschlag, Franz von Martinsdyk, Heinrich von der Vere, sein Bruder Albrecht, und Adrian von Lichdam. Noch andere vornehme Kabeljaus ließen sich zu Rittern schlagen, zum Zeichen, daß sie heute das Höchste leisten wollten, wie Johann von Egmond und Johann von Halewyn. Ihre Landsleute standen droben am Damme bei den Engländern, sie hier bei den Burgundern, und jede Partei lechzte danach, die andere in Grund und Boden zu schlagen. Die Thoren! Der Mitbürger Unterliegen wurde des Fremden Sieg und Herrschaft.

Unterdessen strebte die burgundisch-holländische Flotte zum Ufer. Weil es aber gerade Ebbezeit war, so geriethen die Schiffe auf den Grund, und man konnte sie nicht weiter treiben. Die ganze Linie kam in's Stocken. Da versprach Philipp große Geldsummen Denen, die zuerst den Strand gewännen, und aus den Schiffen sprangen die Männer. Viele versanken bis an die Brust in's Wasser, andere arbeiteten sich mühsam im Sande vorwärts, es war ein hastig Mühen und Schreien. Die Borsselen und die Dortrechter waren die Ersten, welche Fuß faßten. Die Dortrechter mußten ja überall Ehre einlegen; denn sie hielten sich in Holland so hoch und herrlich, als in Flandern die Genter. Sie machten ihre Ordnung auf dem Damme vor Brouwershaven, hinter ihnen reiheten sich die Leydener und Delfter und all das Kriegsvolk aus den Kabeljaustädten, dann kamen die Flandrer, und alle marschirten sofort gegen den Feind. Schwerer hielt es für die ritterlich Geharnischten, aus den Schiffen zu kommen, man mußte sie einen nach dem andern an's Land tragen. Ihr Glück war es, daß

die Engländer nicht näher standen. Wäre das der Fall gewesen, oder hätten sie gleich vor der Stadt ihre Schlachthaufen gebildet, so wären alle die Herren im Harnisch getödtet oder ersäuft, ehe sie noch aufrecht standen. Die Kabeljaus marschirten unterdessen eilig weiter, und als sie an den Feind kamen, bildeten sie gleich ihre Haufen zum Angriff. Und da war auch ein Dortrechter Kanonier, der sein Geschütz, so weit er konnte, vorbrachte, und zweimal feuerte, die Wirkung aber erschien nicht der Rede werth.

Philipp hatte anbefohlen, Haufen von Lanzenträgern zu bilden, zu beiden Seiten die Bogenschützen zu nehmen, und dann rasch sich auf den Feind zu stürzen, damit man aus dem Bereiche seiner Geschosse und zum Handgemenge komme. Als nun die Dortrechter angreifen wollten, kamen auch die Engländer in Bewegung. Sie marschirten vorwärts, hierhin, dorthin, immer fest und ruhig Schritt auf Schritt: es war eine Freude für ein ächtes Kriegerherz, das zu sehen, so erzählt der burgundische Ritter, welcher dabei war und die Schlacht uns schildert. Die Engländer führten zwei Sturmfahnen von Seide, und all ihre ritterlichen Mannen zogen in voller Rüstung daher, den Helm geschlossen, wie zum Gange auf Leben und Tod. Und als man sich so nahe war, daß man einander das Weiße im Auge sah, da erhuben sie ein fürchterliches Geschrei, und es schmetterten und wirbelten all ihre Zinken und Trompeten. Die Kabeljaus meinten, sie wollten mehr als tausend Armbrüste auf einmal abschießen. Doch das war für Nichts, es that den Engländern so wenig, als hätte man sie mit faulen Aepfeln beworfen. Anders sausete jetzt der Tod daher, als die englischen Bogen klirrten. Die Schützen standen in drei Gliedern hinter einander: so wie das erste Glied abgeschossen, fiel es auf die Knie, und die Hintermänner schossen darüber weg. Und das ging wie im Takte, Lage auf Lage, hageldicht flogen die Geschosse. Da stürzten den Kabeljaus die besten Leute, auch zwei Borsselen, Franz und Jakob, wurden tödtlich getroffen. Die vorderen Reihen der Angreifer waren schon gebrochen, ehe die hintern ihre Banner ent-

faltet hatten. Alles hörte auf, vorwärts zu marschiren. Auch die Flandrer richteten nichts mehr aus. Denn schon fielen die Hoeks mit ihren Aexten und Schwertern zwischen die weichenden Haufen, und warfen sie nach hartem Kampfe den Strand hinunter. Doch auch der Anführer der Hoeks, Heemstede, erhielt eine schwere Wunde.

Philipp hatte zunächst die Städter, darauf sein übriges Fußvolk vorgeschickt. Er befehligte die große Uebermacht, und wollte den Feind erst abmüden. Jetzt aber sah er von seinem Schiffe die gefahrvolle Niederlage seiner Völker. An diesem Augenblicke hing Burgunds Ehre, Hollands Besitz. Rasch greift er sein Banner. Seine Edlen wollen ihn zurückhalten, er reißt sich los, springt auf den Sand, gibt l'Isle Adam das Banner, und mit dem bekannten Nothruf „Mir nach, wer mich lieb hat!" rückt er auf die Wahlstatt. Hoch trägt l'Isle Adam das viereckige Banner von Burgund, hinter ihm folgt der Herzog, um ihn drängen sich seine Edlen, umrauscht von ihren Bannern, Jeder im glänzenden Waffenrock. „Vorwärts! vorwärts!" schreit Alles, daß man aus dem Pfeilregen hinaus und mit Schwert und Lanze an den Feind komme. Philipps Busenfreund, der Seneschall Andreas von Valines, stürzt sich in den Kampf ohne Helm und ohne Banner. Auch die tapfern Dortrechter und Delfter stürmen wieder vor. Die englischen Schützen haben sich rasch in zwei Haufen getheilt, der eine wendet sich gegen die ritterlichen Banner, der andere gegen die Städter. Jetzt kommt die ganze Kraft beider Heere zum Schlagen: allgemein ist der Anprall, wüthend das Schlagen und Schreien und Toben. Aber die schrecklichen Schützenlinien der Engländer brechen nicht und rasten nicht, und die Hoeks kämpfen wie Löwen. Schon steckt der Schaft von Burgunds Banner voll von Pfeilen, und nicht minder der Harnisch l'Isle Adams. Nicht seiner, aber manch andrer Harnisch wird durchbohrt. Philipps Ritter fallen: Valines Montmorency Lalain Brimeu Beaufremont Bossu Mailli, sie alle stürzen. Wieder beginnt das tosende blitzende Gewühl sich den Strand

hinab zu wälzen. Philipp selbst ist im Gedränge von Feinden, er gibt den Sieg, er gibt das Leben verloren.

Das sieht Ritter Johann von Villain, ein Riese an Leib und Stärke, und mit dröhnenden Schlägen schmettert er links und rechts Feinde nieder. Immer schreiend „Schlagt todt! schlagt todt! Ich will sie nicht sparen!“ bricht er sich Bahn zu seinem Fürsten, und macht ihm Luft. Der Herzog ist befreit, dringt wieder vor, kämpfend wie ein gemeiner Ritter. Wieder erschallt sein Ruf „Mir nach, wer mich lieb hat!“ Nochmal entbrennt aller Grimm der Schlacht. Die Hoeks und Engländer glaubten den Sieg schon sicher, werden ermüdet, die Uebermacht dringt auf sie ein. Da, als die Entscheidung an einem Faden hing, gelang es den Dortrechtern, sich zwischen die beiden Gruppen der englischen Bogenschützen zu werfen. Sie drängen den einen Theil ab, fallen ihm in die Flanke, und brechen mit Siegesgeschrei und blutigen Schlägen in seine Ordnung ein. Das gibt endlich aus. Ein Haufen der Engländer und Hoeks nach dem andern beginnt zu wanken, der Feind reißt ihnen die Banner zu Boden. Sie ziehen sich auf die Dammhöhe zurück, aber eine neue Aufstellung ist im Gedränge nicht mehr möglich, schon flüchtet ein Theil auf dem Damme hin. Und nun sättigt sich die hungernde Parteiwuth. Was nicht geflohen von Hoeks und Engländern, ist umringt in einzelnen Schaaren. Sie kämpfen mit einer Tapferkeit und Kriegskunst zum Bewundern, aber die Städter arbeiten an den gepreßten Haufen mit Beilen Piken und Schwertern, bis der letzte Mann im Blute liegt. Nicht Einer erhielt Pardon, weder Ritter noch Gemeiner, weder der Kämpfende noch der Fliehende, Alles wurde niedergeschlagen. Ja die Todten selbst wurden noch hundertfach zerhauen, daß man die Stücke liegen sah. Kein Herr war so angesehen, daß er einen Gefangenen machen durfte: das wüthende Volk hätte ihn auf der Stelle selbst erschlagen. Da fanden ihren Tod zwei Heemstede Renesse Hodenpyl Waelwyck Heenpoel, Ritter alle mit goldenen Sporen, und viele andere der berühmtesten Kriegs-

männer der Hoeks. Auch der Fürstin Vielgetreue aus dem Hennegau, die in der Noth zu Mons ihr so mannhaft beigestanden, die ihretwillen lange in Verbannung umhergeirrt, Gilles de le Porte, Etienne Gembleux, Colart Maubeuge und der Prevost Maubeuge, auch sie sahen nimmer die grünen Hügel der Heimath wieder. Noch immer kämpften die letzten Tapferen, die Todtmüden. Erst die dunkle Nacht endete das Streiten und Morden. Die armen Bogenschützen aus England hatten sich in die Gräben geworfen, darin wurden sie ersäuft, oder im Herausklimmen durchbohrt. Von Lord Fitz Walter fand man nichts, als ein Stück der Rüstung, die er den Tag getragen, und sein Banner lag auf dem Sande. Zweihundert Engländer wurden noch gefangen. Nur Dreihundert hatten sich mit Fitz Walter und Hantreth gerettet.

Man brachte auch den Herold „Glocester" vor den Sieger. Sein Gewand war sehr reich mit feinem Golde gestickt, und darüber hatte er den Wappenrock seines Herrn, von dem er den Namen trug. Man fragte ihn nach Arundeel Fitz Walter und andern englischen Edlen, sowie nach den Herren aus Holland Seeland und dem Hennegau. Welchen Namen er auch hörte, der Herold rief immer: „Todt, todt, todt! es ist gewiß!" Darüber wurden Philipp und seine Ritter unwillig und klagten: „daß so viele edle Ritterschaft hier erschlagen liege; aber Niemand hätte sie retten können vor der Wuth des Städtevolkes, das doch wenig gefruchtet hätte, wenn nicht noch andere Köche da gewesen!" Die Sieger gaben ihren eigenen Verlust nur auf fünfzehnhundert Mann an. Von den Verwundeten starben noch Mehrere später. Den Tag nach der glorreichen Schlacht stand Philipp noch auf der Wahlstätte. Dann zog er mit gesammeltem Heere am Dienstag in Brouwershaven ein, und hielt ein feierliches Dankgebet für so großen Sieg nach so großer Gefahr. In all seinen Erblanden befahl er kirchliche Dankfeste. Wohl mochte er Gott loben für seine Rettung, es war die heißeste Schlacht seines Lebens. Zum Zweitenmal dankte er nur der Treue und

Riesenstärke des Ritters Johann von Villain sein Leben. Als Philipp 1421 bei Mons en Vimeu von Johann von Luxemburg den Ritterschlag empfing, war Villain der Erste gewesen, welchen der Herzog nun selbst zum Ritter schlug. Zum Danke hatte Villain ihn schon an jenem Tage aus Feindesgedränge herausgehauen. Man hatte ihn damals seiner ungeheuren Größe und fürchterlichen Axtschläge wegen fast für etwas Uebernatürliches gehalten. Philipp aber sorgte, daß der Lebensretter ihm fortan in der Schlacht zur Seite blieb. Villains Rüstung wurde noch viele Jahre nachher auf dem Schlosse zu Lille angestaunt, ihrer Größe wegen.

Fünftes Kapitel.

Verlust von Seeland.

Schrecken der Niederlage der Hoeks. Uutkercken nach Haerlem. Franz und Adrian von Borsselen. Huldigung Philipps im westlichen Seeland. Neues Bündniß zwischen Burgund und Brabant. Förmliche Abtretung Seelands durch Johann von Brabant. Belagerung Zierickfees. Uebergabe und Huldigung der Stadt. Des Pabstes Sequestrationsurtheil wider Jakobäas Person. Bedford in London. Vermittelung zwischen Glocester und Winchester. Ihre Versöhnung durch König und Parlament. Jakobäa Philipps Uebermacht preisgegeben. Ihre Standhaftigkeit. Der Reichsadler in ihrem Banner. Verwickelung der Dinge in Deutschland. Türken- und Hussitennoth. Die hoekischen Schnellsegler. Philipp nach Flandern. Seine neuen Rüstungen.

Philipps großer Sieg war ein entsetzlicher Schlag für die Hoeks. Tausende ihrer Kriegsleute lagen todt auf dem Sande und in den Gräben bei Brouwershaven: das war eine außer-

ordentliche Zahl in jener Zeit der Parteikämpfe, wo das Kriegsvolk aus ansässigen Männern bestand, die Haus und Hof besaßen, oder aus versuchten Leuten, die vom Waffenhandwerk anständig lebten. Unter den Todten lagen Humfrieds Vertraute und seine besten Offiziere, lagen Jakobäas Vielgetreue aus dem Hennegau, lagen fast alle ihre Ritter aus Seeland. Das Kriegsgeheul der „seeländischen Wölfe“ war sehr still geworden, weit über tausend Hoeks von jenen Inseln waren geblieben. Wieviel Schlösser und Städte gab es denn noch auf Seeland, deren Herren noch lebten und dem mächtigen Burgunder zu trotzen wagten?

Vorsichtig vertheilte Philipp seine Truppen wieder in Besatzungen der Hauptstädte durch's ganze Land. Für Holland ernannte er zum obersten Befehlshaber den alterfahrenen Ritter Herrn Roland von Uutkercken, und gab ihm als sichere Leibwache l'Isle Adams Bogenschützen mit und einen Theil seines Burgunder Adels. Philipp selbst wandte seine Thätigkeit zunächst den Seeländern zu.

Er begab sich gleich nach der Schlacht auf die Inseln westlich der Schelde, wo die Middelburger ihm eifrig anhingen, und das zahlreiche vielgeltende Geschlecht der Vorsselen sich ausbreitete. Die Herren von Vorsselen waren sammt und sonders Kabeljaus und zwar vom Scheitel bis zur Zehe, sie hatten sich von Anfang an Philipp angeschlossen. In ihrem Geleite erschien er jetzt als Sieger, und bestellte ihre beiden Häupter, Franz und Adrian, zu seinen Generalkapitäns auf Seeland. „Sie sollten,“ so erging sein Gebot, „Land und Strom gegen die streifenden Hoeks bewachen, und Jedermann solle ihnen bei Aufruf Folge leisten, so lieb ihm der Herzog sei: sonst müsse er ihn für einen Feind ansehen, der ihn aus dem Lande vertreiben wolle.“ Philipps Anhänger brachten es in den nächsten sechs Wochen zuwege, daß ihm nicht nur die fürstlichen Amtleute, sondern auch die bedeutenderen Städte, die er selbst eine nach der andern besuchte, huldigten als Ruhwart und Erbherrn des Landes.

Anders gesinnt zeigten sich die Seeländer östlich der Schelde. Die Zierickseer wichen nicht von ihrer Eidgenossenschaft, die sie am 18. März im vorigen Jahr geschlossen. Damals hatten sie gelobt, treulich zusammenzustehen, und keinem Fürsten ihre Thore zu öffnen, bis sich erweise, wer der rechte Landesherr sei. Noch immer traueten sie nicht auf des Burgunders Recht und Macht, und hielten ihre alte reiche Stadt wohl verschlossen. Kleine Geschwader der Hoeks aber fuhren pfeilschnell zwischen den Inseln hierhin und dorthin, und enterten die Schiffe ihrer Feinde.

Philipp besandte seinen schwachen Vetter von Brabant, dieser sollte ihm die Kräfte seines Landes zur Verfügung stellen, um den Hoeks die Wege zu verlegen. In Mecheln kam er mit ihm zusammen, dort unterschrieben Beide am 1. März einen Vertrag folgenden Inhalts. „Der Herzog von Glocester habe auf Anstiften einiger seiner Freunde Jakobäa ihrem Gemahl entzogen, und mit Gewalt in England vorenthalten gegen Gott und das Recht der heiligen Kirche. Damit nicht zufrieden sei er mit Heereskraft in den Hennegau eingefallen. Auf Johanns Bitten habe Philipp mit seinen Rittern Knappen und Dienern geholfen, wie er als Blutsverwandter schuldig gewesen. Darum und auch um des Regiments willen über Holland und Seeland, das ihm Johann seither übergeben, sei er jetzt erklärter Feind Glocesters, Jakobäas, der verbannten Hoeks, und all ihrer Helfer. Nun aber wollten Philipp und Johann einander in dieser Sache helfen und beistehen mit all ihrer Macht und zu jeder Zeit, so oft Einer den Andern dazu aufrufe, und sie wollten alle jene Verbannten immerdar verfolgen und aus all ihren Landen treiben, deren Helfer züchtigen, und nimmer leiden, daß sie Lebensmittel Rüstung Kraut Büchsen oder sonstwie Proviant und Kriegszeug bezögen.“ Am selben Tage erklärte der Brabanter urkundlich den Zierickseeern: „Er scheide sie von allen Unterthanspflichten gegen ihn selbst, und weise sie lediglich unter Philipp, ihren rechten Herrn und Regenten, dem er Holland Seeland und Friesland abgetreten, und der allein sie best ver-

wahren könne.“ Diese Urkunden wurden in einer sehr zahlreichen Versammlung der Vornehmsten beider Höfe ausgefertigt. Auf der Seite Philipps erschienen als Zeugen zwei Herren von Borsselen und Heinrich von Wassenaar, auf der Brabanter Seite der Graf von St. Paul Enghien Nassau und andere Herren vom Brabanter hohen Adel.

Nun rückte Philipp mit Heer und Flotte vor Ziericksee. Aus Brabant und Flandern kam ihm Zuzug. Auch die Middelburger Leydener Haerlemer und die andern Kabeljaustädte mußten wiederum mit ihren Kriegsvölkern dienen. Eingeschlossen und hart belagert von Uebermacht ersahen die Ziericksee er keine Hülfe mehr. Vergebens beriefen sie sich darauf, daß sie vor der Schlacht bei Brouwershaven den Burgundern so gut wie den Engländern Alles verkauft hätten, was sie für gutes Geld nur gewünscht. Solche Neutralität, erklärte ihnen Philipp, könne er nicht mehr dulden. Sie ergaben sich. Am 13. März erfolgte die Huldigung, jedoch unter Bedingungen, welche zeigten, wieviel ihm daran gelegen war, diese wichtige Stadt für alle Fälle von Jakobäas Partei abzuziehen. Ihre hoekisch gesinnten Schöffen mußten zwar abtreten, dagegen gelobte Philipp eidlich: „daß alle Bürger vollständige Amnestie erhalten; daß sie niemals gegen Jakobäa streiten sollten, wenn sie selbst im Felde sei; daß man sie niemals mit Garnisonen und Befestigungen heimsuche; daß sie selbst aber für die Kriegszeit ihre Stadt bestens könnten wehrbar machen.“

Philipp überschüttete die Stadt außerdem mit Handelsprivilegien. Seine Anhänger aber, besonders die Borsselen und die Middelburger, belohnte er auf's Schönste. Einkünfte und Aemter, Güter und Herrschaften der Entflohenen oder Erschlagenen waren ihre Beute. Hoekischgesinnte wurden dagegen durch schwere Steuern zu Grunde gerichtet, und man erpreßte von ihnen Soldgelder für die Truppen, sei es durch Verpachten oder Verkaufen ihrer Güter. Wer an einen flüchtigen Hoek eine Forderung hatte, der durfte sich aus dessen Vermögen selbst bezahlt machen.

Gegen Ende des März huldigten auch die Brieler auf Voorne, so daß jetzt Philipp die wichtigen Seelande, welche zwischen Flandern und seinen Truppen und Anhängern in Holland in der Mitte lagen, als ein Besitzthum betrachten konnte, auf welchem seine Kapitäns eine ausgiebige scharfe Wacht unterhielten. Seeland war also für Jakobäa verloren, und sie selbst halb vom Meere abgeschnitten.

Aerger als dieser Verlust war der Wiederhall, welchen die Kunde von der furchtbaren Niederlage an zwei entgegengesetzten Enden Europas hervorrief. Die Nachricht war kaum in Rom eingetroffen, als der Pabst sein Urtheil verkündete. „Wider Recht und Pflicht", so lautete es, „habe Jakobäa ihren Gemahl von Brabant verlassen. Der Besitz ihrer Person, dessen sie ihn beraubt, sei zunächst wiederherzustellen. Aus wichtigen Gründen jedoch verfüge der Papst ihre Sequestration, und ernenne den Herzog Amadäus von Savoyen, der im zweiten Grade ihr verschwägert, zum Sequestrator. Bei ihm solle die Fürstin auf eigene Kosten in Verwahr bleiben, bis der Pabst in ihrer Ehesache das Endurtheil gesprochen. So gelesen verkündet und beurkundet vor des Pabstes Richterstuhl in Rom den 27. Januar 1426." Jakobäa lachte vielleicht dieses Urtheils, das über sie neues Gefängniß verhängte: nicht zum zweitenmale ließ sie sich fangen und fortführen. Empfindlich aber machte sich die Sentenz denn doch. Erhielten nicht all ihre Feinde jetzt das Recht des Angriffes auf ihre Ehre und Freiheit? Und wenn der Pabst selbst Johann von Brabant für ihren rechtmäßigen ehelichen Vogt erklärte, mußten dann ihre Unterthanen nicht dem Statthalter gehorchen, den er ihnen in Philipp gesetzt hatte?

Noch bitterer schmerzte, was Jakobä aus London vernahm. Bedford selbst hatte sich aufgemacht, um Ruhe zu stiften zwischen Humfried, seinem Bruder, und Winchester, seinem Oheim. Obwohl der Herzog von der Bretagne, mit welchem er einst das Bündniß zu Amiens geschlossen, gerade jetzt sich feindlich erklärte, ließ der Regent von Frankreich sich nicht mehr von der Reise

abhalten. Eben noch zur rechten Zeit, am 10. Januar, traf er in London ein, um Humfried festzuhalten, während dessen Ritter auf Seeland sich zum Kampfe rüsteten. Humfried hatte sie voran=geschickt, und in London noch immer gesäumt, um Winchester nicht wieder Raum zu gönnen. Die Parteien waren erhitzt, im Parlament flogen bei dem ersten Anlaß die Stöcke in die Höhe, man nannte es das Stockparlament. Humfried tobte in heftigen Ergüssen gegen den Oheim. „Ein Hochverräther sei er, mit dem Schwerte müsse man ihn richten." Wirklich hatte er eine Schrift aufsetzen lassen, die Winchester in mehreren Punkten des Hoch=verraths bezüchtigte. Als Bedford die Bürgerschaft hart anließ, weil sie Humfrieds Umsichgreifen mit den Waffen vertheidigt habe, meinten die Londoner, sie hätten ganz recht daran gethan. Bed=ford sah kein Mittel, als die Sache vor das Parlament zu bringen. Da erklärte Humfried: „Wenn Winchester dort erscheine, so bleibe er zu Hause." Endlich nach monatelangem Bitten und Bemühen gelang es Bedfords Klugheit, es soweit zu bringen, daß man das Parlament als Schiedsrichter nahm.

Es wurde berufen, jedoch nicht nach London, sondern nach der ruhigeren Stadt Leicester. Dorthin wurde der fünfjährige König gebracht, zu sitzen auf seinem Thronkissen und das Parla=ment in eigener höchster Person zu eröffnen. Das Knäbchen mußte als König in förmlicher Urkunde Bedford zu seinem Sprecher bestellen. Dann schwuren die Geistlichen und weltlichen Lords einen Eid, die Streitsache zu hören, zu richten, und Alles Anvertraute geheim zu halten. Darauf begann das Reden und Erörtern von beiden Parteien. Die Niederlage von Brouwers=haven, das neue Brabanter Bündniß Philipps, dessen Erfolge in Seeland, Alles war geeignet, Glocester mürbe zu machen. Mit vieler Arbeit brachte man es endlich am 7. März so weit, daß er ebenso wie Winchester sich ein Schiedsgericht von vier Bischöfen und fünf Herzögen und Grafen gefallen ließ. Nach weiteren unsäglichen Mühen bekam man glücklich die Redensarten zu Pa=pier, durch welche der Streit sollte gesühnt werden.

Nun richtete im versammelten Parlament am 12. März Winchester an das Königskind auf dem Throne seine Rede: „daß er stets ein königstreuer Mann gewesen; daß er niemals dem Herrscher oder dessen Vorfahren Fallstricke gelegt; daß er darüber allezeit Rede stehen wolle.“ Bedford erwiederte: „Der König befehle ihm, Lord Winchester für einen allezeit getreuen Mann zu erklären.“ Als dies vom Throne erklärt war, wandte sich der Prälat zu seinem Gegner mit den Worten: „Zu seinem tiefen Leidwesen habe er gehört, daß der Herzog von Glocester gegen ihn großes Mißfallen trage, weil er sich etwas wider dessen Person Ehre und Stand solle vermessen haben; dergleichen Reden aber rührten nur von Böswilligen her, denen Gott vergeben möge; nie habe, nie werde er sich gegen Glocester ein Vergehen zu Schulden kommen lassen; er bitte ihn daher, ihm fortan ein gnädiger Herr zu sein.“ Darauf hatte Glocester Folgendes zu antworten: „Lieber Oheim, da Ihr Euch für einen solchen Mann erklärt, als Ihr sagt, so freuet es mich sehr, daß es so ist, und für solch Einen nehme ich Euch.“ Darauf gaben sich beide Feinde die Hand. Winchester aber legte das Siegel des Reichskanzlers nieder, und erklärte sein Vorhaben, auf eine Pilgerfahrt zu gehen. Dies war das Opfer, zu welchem Bedfords eindringliches Reden den Prälaten, der nicht ohne lebhaftes Gefühl war für Englands Ruhm und Wohlfahrt, insgeheim vermocht hatte. Wahrscheinlich hatte Humfried geäußert: so lange Winchester im Lande sei, lasse er nicht von seinen Plänen. Gewiß ist nur, daß Bedford, welcher dem Frieden nicht trauete, seinem Bruder nicht mehr von der Seite wich. Fast anderthalb Jahre, so dringend nöthig auch seine Gegenwart in Frankreich erschien, blieb er in England, und eben so lange blieb Holland des Burgunders Heeren überantwortet.

So war die junge Heldin nun auch von England verlassen. Doch nicht der Untergang ihrer Getreuen auf Seeland, nicht das Verdammungsurtheil des Pabstes, nicht die Trennung von Gemahl und Hülfe aus England erschütterte diesen standhaften

Muth. Jakobäa glaubte an ihr Recht. Sie glaubte an ihr Erbrecht, das sie gegen einen tückischen Räuber vertheidigte, — sie glaubte auch an das Recht ihres Herzens, das sie mit jeder Faser hinzog zu dem freigewählten Gemahl, und den ihr aufgedrungenen Schwächling verabscheuete, der ihre treuen Unterthanen an erbitterte Feinde verkaufte.

Jakobäa hielt es gerathen, sich noch unter den Schirm eines höheren Rechts zu stellen. Die weitgreifenden Pläne ihres Burgunder Vetters hatten sich jetzt klar enthüllt. Er wollte ihre Erblande für immer an sich reißen, sie zu seinen großen Erbgebieten schlagen, dem deutschen Reiche entfremden. Schon hatte der Kaiser die Kabeljaustädte, die ihm anhingen, auf das Ernstlichste abgemahnt, und Leyden Delft Haerlem Amsterdam, welche durch ihren Eifer für Philipps Sache sich hervorthaten, mit des Reiches Acht bedroht. Sigmund hatte ebenso, wie einst den Luxemburger Rittern, welche den burgundischen Herrn von ihrem Lande abwehrten, jetzt dem freien Herrn von Sevenbergen das Recht verliehen, des Reiches Banner auf seiner Burg aufzupflanzen. Also erhub auch Jakobäa in ihren Fahnen den schwarzen Adler im goldenen Felde, jenes kaiserliche Zeichen, das im bayerischen Hause noch immer stolze Erinnerungen erweckte. Mit vollstem Recht fühlten sich die Hoeks und ihre Fürstin als die Vertheidiger der Rechte und Hoheit von Kaiser und Reich. Sie waren es, welche den Hennegau mit Holland und Seeland als Vormauern wider den Burgunder und seine Franzosen behaupteten. Durfte Jakobäa nicht hoffen, der Kaiser werde ihren Gemahl, den englischen Prinzen, endlich doch noch mit ihren Erblanden belehnen?

Unglücklicher aber, als die Wirklichkeit es lehrte, konnte für Jakobäa die ganze Verwicklung der Zeit und ihrer eigenen Sache nicht liegen. Für Kaiser und Reich bestand ihr Erbrecht nicht. Sigmund behauptete, nach Johanns von Bayern Tode seien Holland Seeland und Hennegau dem Reiche anheim gefallen. Jakobäas zahlreiche Vettern in Bayern, welche die Nächstberechtigten

von der Schwertseite waren, lagen in erbittertem Krieg und Aerger um Johanns von Bayern Straubinger Erbe. Sigmund endlich war der ganze Handel mit Humfried höchst ärgerlich. Belehnen durfte er ihn nicht: dadurch hätte ja der Kaiser selbst gutgeheißen, daß eine Reichsfürstin eigenmächtig ihren Gemahl verlassen und sich einem Andern antrauen könne. Durchgreifend gegen Philipp aufzutreten, dazu konnte Sigmund zur Zeit um so weniger sich entschließen, als er einerseits mit England, dessen Alliirten, selbst verbündet war, und andererseits seine Politik dahin ging, Frankreich, das sich auf des deutschen Reiches Kosten in kurzer Zeit so mächtig ausgedehnt hatte, durch die Engländer und Burgunder erst gründlich schwächen zu lassen. Er begnügte sich daher, von Zeit zu Zeit seine und des Reiches Rechte an Holland und Hennegau öffentlich zu wahren, Philipp dort Hindernisse zu schaffen, und Städte und Gebietsherren wieder enger an's Reich zu ziehen. Und selbst, wenn er es anders wollte, wie hätte er nur daran denken können, mit den Waffen gegen den Burgunder zu Felde zu ziehen! Was sich im Südosten des deutschen Reichs begab, hatte den unheilvollsten Einfluß auf seine nordwestlichen Gebiete. Der Kaiser war in Ungarn schwer von den Türken bedrängt, welche unter den Hufen ihrer zahllosen Rosse die Saaten der deutschen Kultur zerstampften. Grimmigere Feinde deutscher Sitte und Bildung waren aufgestanden. Gerade zur selben Zeit, als Philipp seine Netze über Jakobäas Erblande warf, begannen die Hussitenkriege, und als sie am blutigsten tobten, stand Jakobäa im heißesten Feuer. Wer dachte noch daran, einer bedrängten Fürstin an des Reiches Gränzen zu helfen, während man Leben und Habe wider neue Hunnenheere vertheidigen mußte!

Jakobäa stand nichts mehr zu Gebote, als ein paar treue Städte und Schlösser und die Schnellsegler der Hoeks. Es war ein harter Winter, wie er seit Menschengedenken nicht so fürchterlich gewesen. Von Anfang Dezembers an dauerte ein unaufhörlich starker Frost bis in den Februar, und der Nordwester

fegte daher mit eisigen Schauern. An den Küsten wurde die kleinste Fahrt gefährlich. Die Kauffahrer lagen in den Häfen im Eise vergraben, und das Schiffsvolk verzehrte seinen letzten Heller in den Matrosenkneipen. Das war die rechte Zeit zur Arbeit und Aernte für die Hoeks, für sie gab es keine Noth und Beschwerde. Von Sevenbergen und von Gouda liefen rastlos die kleinen Kaperschiffe aus, welche bald hier bald dort landeten, wo man sich am wenigsten ihrer versah. Die Burgunder mußten es ansehen, wie mancher Ritter ihnen von der Straße weggefangen, wie manch schöne Ladung ihnen aus den Häfen fortgeholt wurde. Oefter kam es auch zu größeren Seegefechten. So stießen noch im selben März, als Philipp sich auf Seeland huldigen ließ, sechs Goudaer Schiffe auf sechs feindliche, die von Rotterdam kamen. Die Hoeks griffen an und enterten Schiff auf Schiff, keines entkam.

Philipp war im Beginn des Frühjahrs mit seinem glänzenden Gefolge nach Brügge zurückgegangen. Dort hatte er seine Ritter entlassen, ihnen aber erklärt, daß die Ruhe nur wenige Wochen dauere. Denn trotz seines großen Siegs, trotz aller Wuth und Leidenschaft der Kabeljaus sah er wohl ein, daß er Holland und Seeland nur erst besetzt, nicht erobert habe. Des Volkes Herz war nicht mit seiner Sache, er war und blieb ein fremder Feind. Die Erbfürstin aber, welche er bekämpfte, übte durch Abstammung Heldenmuth und Schönheit einen solchen Zauber auf das Volk, daß es sie vergöttert hätte, wäre nur das Eine nicht gewesen, ihre englische Heirath und die Furcht vor dem Hochmuth und der Habgier der Engländer. Philipp hatte jetzt seinen Plan gefaßt. Er wollte ganz Holland und Seeland mit seinen Truppen derart besetzen und erdrücken, und dabei Jakobäa langsam umzingeln, bis sie sich ergeben müsse. Daß ihm das leicht noch ein paar Feldzüge koste, konnte er sich nicht mehr verbergen. Sofort bei seiner Ankunft in Flandern gab er Befehl zu neuen und großen Rüstungen. Kriegsvölker aus seinen Erblanden, auf deren Treue er unter allen Umständen bauen

durfte, sollten erst zur Genüge nach Holland, ehe er die Verschanzungen der Hoeks selbst angriff. Nie aber hätte der Vielkluge daran gedacht, daß seine Base plötzlich sich ein neues, ein viel größeres und schrecklicheres Heer schaffen sollte, als sie jemals besaß. Philipp wußte meisterlich mit Geld und Staatskräften und mit aller Welt Eigensucht zu rechnen: Jakobäa rief die ganze Gewalt des sittlichen Gefühls unter die Waffen.

Sechstes Kapitel.

Belagerung von Haerlem.

Kennemer Westfriesen Waterländer. Landesart und Volksnatur. Altgermanische Verfassung. Haß gegen die Wälschen. Ruhm der Kennemer. Ihr Groll auf die Haerlemer. Steuerrückstände. Aufruhr gegen den Statthalter Gaesbeck. Zweifel an Philipps Urkunden-Recht. Jakobäas demokratische Verheißungen. Aufstand in Alkmaer. Allgemeine Eidgenossenschaft. Brederode. Jakobäas Zug nach Haerlem. Stärke der beiden Belagerungsheere. Haerlems Wichtigkeit. Seine Besatzung. Roland von Uutkercken. Aufforderung zur Uebergabe. Bestürmung. Aufruhr in der Stadt. Wiederholte Angriffe und tapfere Vertheidigung. Große Gefahr der Stadt von innen und außen.

Nordwärts von Haerlem und Amsterdam erstreckt sich die Halbinsel, welche jetzt den Namen Nordholland führt. Hinter der langen Dünenlinie, an welcher sich die Stürme der Nordsee brechen, wohnen die Kennemer. Den äußersten Norden nehmen die Westfriesen ein, unter deren Schlachtäxten einst der deutsche König Wilhelm von Holland zusammenbrach. Das Gebiet zwischen Südersee und Kennemerland, das noch vor Kurzen mehr Wasserbreiten als festes Land enthielt, gehörte den Waterländern.

Es waren diese Nordholländer wesentlich ein Volk von Bauern Viehzüchtern und Schiffern geblieben. Die Kennemer hatten bloß die eine Stadt Alkmaer, und wenn rings am Rande der Südersee einige größere Ortschaften den Namen Städte trugen, — bei den Westfriesen Medenblick und Enkhuysen, bei den Waterländern Hoorn Edam und Monnikendam, — so waren das mehr befestigte Handelsplätze, als volkreiche Städte mit altersgrauen Mauern und Thürmen. Auch war es in diesen Gegenden nur selten einem Herrn gelungen, größeren Landbesitz zu erwerben und sich zum Range von Edelleuten zu erheben; denn jeder Bauer hielt den Grund und Boden fest, der seine Vorfahren ernährt hatte.

So konnte man über diese Flächen, gleichwie noch jetzt in Friesland und Westfalen, lange Stunden reisen, und sah nichts, als daß ein Gehöfte dem andern folgte, unterbrochen durch Seebuchten, grüne Anger, und schimmernde Binnengewässer. Das Land gleicht einem breiten Wiesenplane, besetzt mit Häusern und Schaaren von Rindern Schafen Pferden, wie man nirgends wilderes und üppigeres Vieh schauen kann. Alles auf diesen grünen Ebenen scheint licht und luftig, der Himmel spannt sich hochweit darüber, als wäre der Horizont in unendlicher Ferne.

Dort in dämmernder Ferne erhebt sich allerdings etwas wie gelbbraune Berge. Es sind die Dünen, welche der Wellenschlag des Ozeans hoch aufgethürmt, eine herrliche Wildniß von gelben Sandwellen, grünem Gestrüpp, und rollenden blitzenden Wogen. Von der See her zieht beständig über das Land ein frischer Hauch, der die Nerven kräftigt.

Noch heutzutage hängt das Volk hartnäckig an alter Tracht und Sitte. Noch immer ragen, wie in frühester Zeit, die Bauernhäuser mit dem Strohdach über dem Erdgeschosse empor wie regelrechte Pyramiden, sie und Windmühlen und Dünen die einzigen Höhenpunkte in einem Lande, wo Alles glatt und eben, wie eine endlose grüne Tafel.

Im fünfzehnten Jahrhunderte war vollends hier Alles noch

germanische Welt, schlicht rauh und alterthümlich in Hausrath und Landesverfassung. Die freien Hofbesitzer hatten sich nur zu Heerfolge, Steuern, und sonst einigen leichten Gaben an den Landesherrn verstanden, der ihnen einen Amtmann setzte: sie nannten sich daher „wohlgeborene," das heißt altfreie oder schöffenbarfreie Mannen. Jeder Bauer hatte um seinen Hof seinen Acker liegen nebst Wiesen und Torfgrund. Ihr Weizen war trotz des Sumpfbodens berühmt, Hauptnahrung aber gab der Viehstand, selbst ein geringerer Mann hatte seine vierundzwanzig Stück Rindvieh. Reiche Bauern ließen auf den Gränzen ihres Besitzthums wohl einmal ein paar Häuslinge wohnen, welche ein Stück Land in Erbpacht erhielten und für den Zins Feld- und Hausdienste leisteten. Das Land war eingetheilt in Bauerngemeinden, deren jede auf ein paar Stunden Breite die Gehöfte umfaßte, und ihren Mittelpunkt dort hatte, wo bei der Kirche Pfarrhaus und Küsterwohnung und Kram- und Wirthshaus standen. Dieser Ansatz zu einem Dorfe gab dann der Gemeinde ihren Namen. Für den Fall kriegerischen Aufgebots hatte sich die altgermanische Eintheilung in Rotten von zehn und hundert Mann erhalten, an deren Spitze die Zehn- und Hundertmänner standen. Jeder Vollbauer oder „Wohlgeborene" mußte wenigsteus einen Mann stellen.

Gleichwie in seinen schlichten Rechtssitten war dies Landvolk auch in seinem Denken allem verschlossen, was nicht alt, einfach, längst gewohnt erschien. Es haßte das Vielregieren, den Prunk und die Unruhe der Großstädter. Es haßte den Burgunder Herzog schon deshalb, weil er ein Franzose war. Dieser Fremdling kam daher und wollte die rechtmäßige Landesfrau vertreiben: war es ein Wunder, daß gerade jetzt alle Herzen für sie um so wärmer schlugen? Solche Stimmung war überhaupt bei dem holländischen Landvolke vorherrschend, und da so mancher Städter sie in der Stille theilte, so wurden dadurch Philipps Fortschritte schwierig, und wenn gelungen, immer wieder zweifelhaft. Er wußte das, und nahm danach seine Maßregeln.

Jakobäa stützte sich hauptsächlich auf die Kennemer. Sie hatten sich schon mehrmals einen großen Namen in der holländischen Geschichte gemacht. In ihrem Lande lag die altberühmte Abtei Egmond, der älteste Bildungsheerd, und einst hatte ihnen der Fürst ihren eigenen Grafen gesetzt in seinem Sohne, der unter ihnen das Haus Brederode gründete. Die Kennemer waren ein kriegshartes stolzes und leicht erregbares Volk geblieben, noch von ihren langwierigen Gränzkämpfen mit den Westfriesen her. Oefter, wenn man den Versuch machte, ihre alte Landesfreiheit anzutasten, hatten sie einen entsetzlichen Sturm erhoben, gegen die Edelleute, gegen die Haerlemer und andere Städter, gegen den Fürsten selbst. Einen alten Groll hatten sie besonders auf die Haerlemer, bis vor deren Thoren sie wohnten. Diese Bürger hatten ihr besonderes städtisches Leben reich und mächtig emporgebracht, und ihre Gelder und Darlehen waren die Ursache, daß mancher alte Kennemer Hof ihnen verkauft oder verpfändet wurde. An den Haerlemer Stadtmauern hatten die Kennemer schon manchen Strauß bestanden, und an den Gütern der Bürger dahinter schon gute Beute gemacht.

Gerade jetzt aber waren sie auf diese Städter ganz wild und erbittert. Denn die übermüthigen Kabeljaus hatten zu Anfang des Jahres nicht bloß Heemstede am Ausflusse des Haerlemer Meeres und Assendelft im Waterlande, zwei Burgen hoekischer Herren, zerstört, sondern selbst die berühmte Stammburg der Brederode eingeäschert, an welche sich bald fünfhundert Jahre lang die Erinnerungen des Landes knüpften. Außerdem waren die Kennemer noch die Kosten schuldig, welche die Haerlemer für sie auslegten, als sie nothgedrungen sich zur Belagerung der Hoeks in Schoonhoven stellen mußten. Auch waren sie mit Soldgeldern Landessteuern und mit den Strafen dafür, daß sie vor Schoonhoven nicht hatten graben und bollwerken wollen, im Rückstande. Als nun Philipps Statthalter in Holland, der Herr von Gaesbeck, sich unter die Kennemer begab, die Rückstände einzutreiben, liefen sie zusammen und hatten einen Zorn und fielen mit solchem

Ungestüm seine Leute an, daß er in Hast und Eile nach Haerlem zurückfloh. Sie aber jagten hinter ihm her, und entrollten ihre Banner vor Haerlem und bedrängten die Stadt. Und es kamen ihrer immer mehr, so daß Gaesbeck, um sie nur erst zu beschwichtigen, ihnen Brief und Siegel gab, alle Soldgelder und alle Strafen sollten erlassen sein. Die Bürger aber mußten förmlich beurkunden, mit all ihrer Macht den Kennemern zu helfen, daß Keiner sie dieser Dinge wegen mehr bekümmere.

Das war in den ersten Tagen des Jahres gewesen. Herzog Philipp ließ es gut sein, als er hörte, wie die Sachen standen. Er selbst beeilte sich, den Bürgern von Alkmaer Hoorn Edam und den andern Städten an der Südersee ihre Privilegien zu bestätigen. Auch zu den alten Huldigungsstätten auf dem platten Lande war er gekommen. Die Bauern traueten aber seinen Pergamenten und Privilegien nicht recht. Was hatte der Fremdling denn für Recht in ihrem Lande, so lange die rechte Landesfrau noch lebte? Hatten sein Pergament und Siegel auch wirkliche Kraft?

Jakobäa aber stellte noch bessere Privilegien in Aussicht. Den Bürgern zu Alkmaer versprach sie, sie wolle ihnen zur Bezahlung ihrer Schulden helfen, und daß jedem Flüchtlinge die Rückkehr freistehe, wenn er Rechenschaft leiste. Den Kennemern versprach sie, alle ihre beschädigten Handfesten und Privilegienbriefe zu erneuern, überhaupt werde sie das Kennemer Land wieder ganz in seinen alten Stand der Freiheit herstellen. Dann gab es noch besondere Punkte, bei denen sich zum größten Aerger dieser Bauern schlechte Neuerungen eingeschlichen hatten. Jakobäa mußte ihnen Folgendes geloben: „Sie dürften jetzt eine feste freie Eidgenossenschaft machen durch's ganze Land bis nach Alkmaer und Edam. Der fürstliche Amtmann solle nicht mehr zum Willkomm Geschenke fordern, oder Geschenke halber Besuche machen. Auch solle er Keinen antasten, der mit seinem Gute Bürgschaft leiste. Jeder Kennemer dürfe dagegen sein Eigenthum wiedernehmen, wo er es finde. Die Bede oder die Landessteuer solle nach Heerfahrt oder Meereseinbruch einen Monat ruhen. Zölle

und Steuern aber von Lebensmitteln sollten ganz ab sein, und von Wagegeld in Städten brauche der Kennemer fortan nur das zu zahlen, war er wirklich wägen lasse. In der Selbstrichtung seiner Deiche und Schleusen müsse das Volk gänzlich ungehindert sein. Was aber die Heerfahrt betreffe, so sollten die Schöffen bestimmen, wer ausziehe, und zwar von jedem Hofe wenigstens ein Mann; keiner aber, und sei er noch so reich, dürfe die Heerfahrt abkaufen. Dagegen solle auch zum Graben und Handwerken auf des Grafen Heerfahrt kein Mann mehr genöthigt werden." Denn die freien Kennemer wollten nicht, daß man sie gleich wie höriges Volk behandle.

Ein handfestes Pergament über alle diese Punkte versprach ihnen Jakobäa, wenn sie mit ganzem Heerbanne sich zu einem Hauptschlag wider die Kabeljaus erhüben.

Haerlem sollte zuerst erstürmt werden, dann würde man andere reiche Städte und Burgen der Kabeljaus aufbrechen. Das gefiel den Kennemern gar wohl. Die schöne Stadt Haerlem, wo man so viel prächtige Waaren an den Schaufenstern, so viel Kleinode in den Truhen hatte, wünschten sie schon längst wieder einmal zu durchstöbern. Brederode selbst, über dessen erlauchten Namen ihnen nur noch der fürstliche ging, sollte sie führen. Jakobäa würde mit eigenem und Utrechter Volke von Gouda her zu ihnen stoßen. Das alles ließ ihnen ihre rechte Erbfürstin antragen, und damit gingen und schlichen die Unterhändler von Ort zu Ort. Und wohin sie kamen auf die Höfe, da musterten die Bauern ihre Waffen und wehrfähigen Söhne und Knechte, und kamen zusammen, sich zu besprechen, welche man wohl zu Feldhauptleuten wähle.

In Alkmaer brach der Aufstand zuerst aus. Dies war die beste Stadt der Kennemer, deren sie sich erst versichern wollten. Am Charfreitag, den 29. März, strömten die Bauern nach ihrer Gewohnheit zur Stadt. Dort fingen sie an zu lärmen und fielen über die Kabeljaus her, erschlugen Heinrich von Thorenburg, welchen der Herzog zum Schultheiß gesetzt hatte, und trieben alle, die

es mit ihm hielten, aus den Thoren. Alkmaer aber wurde eilig auf das Beste befestigt. Dies war das Signal für's ganze Land. In Westfriesland waren es zuerst die Grootebroeker, welche losschlugen. Bald erhob sich das Landvolk aller Orten. Die Anhänger Philipps flüchteten sich nach Medenblick Hoorn Enkhuysen, wo ihre Gesinnungsgenossen noch die Oberhand hatten, und nach den Schlössern Nieuweburg Middelburg Purmerende und andern, auf welchen burgundische Besatzung lag. Die Bauern aber, getreu der altgermanischen Sitte, durch welche man sich Kampfbrüderschaft auf Tod und Leben zuschwor, gelobten unter sich eidlich, einer dem andern in diesem Streit wie rechte Brüder zu helfen. Bald umfaßte eine einzige große Eidgenossenschaft ganz Kennemerland und Alkmaer, dazu die meisten Westfriesen nordwärts bis zu den Inseln Wieringen Texel Vlieland. Auch viele Waterländer schwuren sich zu durch's ganze Land bis hin zur Stadt Edam mit Seefang Sparendam und Sparenwoud. Alle diese Eidgenossen erkannten Jakobäa als die einzige und rechtmäßige Fürstin an, und gelobten sich und ihr, daran zu setzen Leib und Gut und alles was sie vermöchten, bis Jakobäa ihres väterlichen Erbes sich wieder vergewaltige. Wilhelm von Brederode, welchem wie den andern Hauptleuten Jakobäa reiche Güter und Aemter versprochen hatte, beschickte alle Zehntmänner zu einer großen Versammlung in Alkmaer. Dort wurde beschlossen: sieben Tage später solle Alles, was wehrfähig, vor Haerlem stehen der Landesfrau zu Befehl.

In den ersten Tagen des Aprils loderten in Nordholland die Feuerzeichen auf Kirchthürmen und Sandhügeln. Nach altem Brauch riefen damit die Zehnt- und Hundertmänner ihre Streitschaaren zusammen. Jakobäa aber sammelte Alles, was in Gouda Schoonhoven Oudewater Vyanen Montfort und den benachbarten Orten waffenfähig war, und vereinigt mit Utrechter Hülfsvölkern, mit vertriebenen Haerlemern und andern Hoeks, zog sie von Gouda aus, hinter sich ein stattliches Heer von ein paar tausend Mann.

Mitten im Lande fuhren die Kriegsvölker zu Schiffe mit Roß und Wagen und Geschützen. Sie fuhren die Gouwe hinauf, und kamen bei Alfen in den alten Rhein, den sie in der Nähe der Heymannsbrücke verließen. Hier begann die schmale Durchfahrt des Woutwater, und des Paddegat, hinter welchem das Braesemer Meer sich öffnete. Dieses stand wieder durch die Oude Wateringe mit dem Leydener Meer in Verbindung. Als sie auch dieses durchschifft hatten, steuerte der lange Zug in die enge, aber tiefe Durchfahrt der Vennipertocht hinein, und Alle eilten sich, bis sie das Haerlemer Meer erreichten, wo die Flotte sich wieder ausbreiten konnte. Aus diesem leitete das Gewässer des alten Sparen bis vor die Stadt. Es war eine rasche, aber gefährliche Wasserfahrt. Nur kühne Männer konnten sie wagen, die Ruder und Segel so gut wie Roß und Lanze handhabten, und wußten, wie sehr ihnen das Landvolk, das um die Wasserengen wohnte, heimlich geneigt war.

Jakobäa stieg bei dem zerstörten Schlosse Heemstede an's Land, hier schlug sie das Hauptquartier auf. Ihre Kriegsvölker verbreiteten sich von ihren Schiffen in das anstoßende Haerlemer Holz, dessen Bäume unbarmherzig gefällt wurden, um Holz für Lagerhütten Pallisaden und allerlei Geräth zu gewinnen. Um alle Hülfe aus Südholland den Belagerten zu versperren, wurden die Dämme, welche nach Leyden führten, durchstochen. Auch in's Delftland hatte Jakobäa Mannschaften geschickt, welche dort die Deiche zerrissen und den Bürgern von Delft große Ueberschwemmungen und Hindernisse verursachten.

Von der andern Seite legte sich der Freiherr von Brederode mit den Kennemern und ihren Verbündeten vor die Stadt, und schnitt auch dort ihr alle Verbindung und Zufuhr ab. Die Kriegsvölker waren mit all ihrem Zeug pünktlich zur Stelle gewesen, und sofort umzogen sie, wie es Brauch war, das Lager an dieser und jener Seite mit Wall und Graben, daß sie wie Festungen wurden. Jakobäa hatte gut dreitausend wohlbewaffneter Kriegsleute, im Bauernlager aber rechnete man nach vielen

Tausenden: die Burgunder erzählten später, es seien darin an dreißigtausend Mann gewesen, leicht bewaffnet zwar, aber lauter Leute voll Kraft und Ungestüm. Alsbald rüsteten beide Lager zum Sturme mit ganzer Macht. Je eher man in Haerlems Thürme und Thore einbrach, desto größer und gewisser war die Aussicht zum Siege über das ganze Land.

Denn diese Stadt war nach Dortrecht die angesehenste in Holland und Seeland. Einst war sie die erste gewesen, welche Jakobäas Vater gelobt hatte, seiner Tochter als Erbfürstin unverbrüchliche Treue zu halten, und gerade in Haerlem war am ärgsten gewüthet worden wider die hoekisch Gesinnten. Indessen, so viel Bürger man vertrieben hatte, und es war eine große Zahl, noch immer gab es in der Stadt genug, welche mit Zähnknirschen das Joch ihrer Feinde ertrugen. Haerlems Fall aber mußte alle Hoeks im Lande ermuthigen, insbesondere Amsterdam Leyden Delft in Schrecken setzen, denn Jakobäas Macht bedrohete sie dann von zwei Seiten.

Philipp, welcher Haerlems Wichtigkeit wohl kannte, hatte seinen Statthalter, den energischen Gaesbeck, dorthin geschickt und ihm seinen Rath und Kämmerer, den Ritter Roland von Uutkercken, einen Flamänder und altberühmten Staats- und Kriegsmann, ferner den jungen Herrn von Ysenburg, viele burgundische Edelleute, und sechshundert auserlesene Bogenschützen beigegeben. Um diesen Herrn von Uutkercken in Nordholland recht einwurzeln zu lassen, hatte ihm der Herzog nicht bloß das Schloß Nieuweburg bei Alkmaer, sondern noch eine Reihe von Herrschaften dazu geschenkt. Die Haerlemer Kabeljaus, welche von dem Unternehmen der Herzogin gehört, hatten sich durch Allart von Büren, der ihnen geldrische Söldner zuführte, und andere treffliche Ritter verstärkt. Auch eine Menge Parteigenossen waren zu ihnen geflüchtet. Die Wälle und das angränzende Gefilde wurden von Büschen und Baumgrün klar gemacht, die Thore auf's Beste verbollwerkt. Auch die Haerlemer schonten ihren Wald nicht, der so arg verwüstet wurde, daß man ihn später zum großen Theil

wieder anpflanzen mußte. Damit der Feind von der Wasserseite die Stadt nicht angreifen könne, hatte man Reihen von Pfählen eingerammt, und mehrere alte Schiffe versenkt, die mit Steinen belastet waren. Die ärmeren Leute in der Stadt hatten sich erboten, sie wollten umsonst Wachedienste thun.

Alsbald ließ Jakobäas Herold vor den Thoren die Trompeten erschallen. Die Fürstin selbst war da. Ueber ihr flatterte bei dem Banner ihres Hauses und Landes der schwarze Adler im goldenen Felde, das Reichspanier. Sie verlangte, Ritter Roland von Uutkercken und die andern edlen Herrn seiner Gesellschaft zu sprechen. Als sie auf der Mauer erschienen, stellte sie ihnen vor: „Ihr gehöre Holland als ihr rechtes Erbe. Wider ihren Willen dürften sie kein Stück davon besetzen oder einnehmen, sondern sie müßten es ihr überliefern wie es Recht sei. Wollten sie das thun, so sei sie es zufrieden, daß sie abzögen mit Leib und Gut. Wollten sie es nicht, würde sie die Stadt und das ganze Land zu Grunde richten.“ Die Herren antworteten: „Sie hätten sich hier eingeschlossen auf ihres Herrn Befehl, um nach bestem Vermögen Stadt und Land für den Herzog zu bewahren. Sie seien nicht Raths geworden, ihr oder einem Andern die Stadt zu übergeben, es sei denn, daß zuvor Herzog Philipp es befehle.“

Als Jakobäa das hörte, wendete sie sich ab. Kaum aber war sie zurückgeritten, als schon die achtzehn Windmühlen und alle Häuser, welche die Stadt umgaben, in Feuer standen. Nur eine einzige Mühle, dreihundert Schritte vom Thore, wurde gerettet, weil sie fest gebauet und mit Bewaffneten und Bogenschützen wohl besetzt war. Soweit die Bürger von der Wallhöhe nach ihren Mühlen und Höfen ausschauen konnten, überall verkündeten Rauch und Flammen, daß Nichts vor der Wuth des Feindes Schonung finde. Schon stürmten seine Gewaltshaufen gegen die Stadt an. Die Haerlemer wurden, wo sie sich vor den Thoren zu halten suchten, zurückgeworfen. Die ganze Vorstadt vor dem St. Johannisthore ging in Flammen auf.

Da entsank den meisten Bürgern Muth und Hoffnung. Es gab auch nicht bloß hoekisch Gesinnte in der Stadt, sondern noch mehr Bürger, welchen es wider das Gewissen ging, dem Burgunder zu helfen, daß er der rechten Erbin das Land entreiße. Die Bürgerschaft gerieth in Aufruhr und verlangte, man solle die Stadt übergeben, einerlei, ob es den burgundischen Herren gefalle oder nicht. Nun zeigte sich, wie klug Philipp seine Befehlshaber ausgewählt hatte. Ritter Roland stellte eindringlich den Haerlemern vor: „wie die ganze Macht des großen Herzogs von Burgund Flandern und so vieler anderer Gebiete, wie all seine siegreichen Generäle und Truppen aus Frankreich heranzögen. Nimmermehr könne Jakobäa so großer Macht widerstehen. Wer dann vom Herzog abgefallen, der müsse verderben; wer aber treu zu ihm gehalten, müsse überreich werden durch seine Gunst und Gnade." Dabei sparte der Ritter weder große Versprechungen noch gütliche Zureden, und es gelang ihm endlich, den Aufruhr zu besänftigen, und Diejenigen, welche am lautesten schrien, unschädlich zu machen. Auf's Neue gelobten die Bürger ihm mit heiligem Eide, daß sie ihre Stadt bewahren wollten bis auf den letzten Mann.

Wahrlich, sie bekamen hart zu schaffen. Immer von Neuem rückten draußen die Gewaltshaufen heran, und begann das Rennen auf die Mauern mit Sturmleitern und Aexten und Hacken, das Schießen aus Kanonen und Mörsern, das Werfen von Feuerballen und flammenden Pfeilen. Selten war es erhört, daß einer Stadt so hart zugesetzt wurde, so rastlos bei Tag und bei Nacht. Dennoch hielten die Belagerten ihre Mauern wie tapfere Männer. Pfeile Kugeln Backsteine hagelten auf die stürmenden Feinde, und hatten diese die Höhe erklommen, wurden sie mit Schwertern und Beilen angefallen, und oft stürzten Freund und Feind hinunter und rötheten mit ihrem Blute das Wasser der Stadtgräben. Die Frauen aber eilten durch die Straßen, jeden entstehenden Brand gleich mit Wasser und Erde zu bedecken; denn unaufhörlich zischten die feurigen Pfeile in die Stadt und

fuhren in die Dächer und Thürme. Die Kabeljaus wußten, vor der Rache ihrer Feinde hatten sie kein Recht auf Schonung mehr; deshalb blieben sie festen und einmüthigen Sinnes. Auch die andern Einwohner fürchteten von der Wildheit der Kennemer, wenn sie einbrächen. Der Prior der Predigermönche hatte sein Kloster zur Kaserne und zum Lazareth für die burgundischen Ritter und Kriegsleute eingerichtet.

Doch allmählig, als es Tag für Tag Blut und Arbeit gab, konnte es nicht ausbleiben, daß die Reihen der Vertheidiger sich lichteten, und hinter ihrem Rücken sich das dumpfe Murren der Empörung hören ließ. Die Haerlemer in Jakobäas Lager unterhielten mit ihren Freunden in der Stadt heimliches Einverständniß. Einmal war verabredet, ihnen in der Stille der Nacht, oder während das Kampfgewühl vor und auf den Mauern tosete, ein Thor aufzuschlagen. Das Vorhaben wurde noch zeitig entdeckt, und die Henker in der Stadt bekamen zu thun.

Jedoch stets gefährlicher wurde die Lage der Haerlemer. Während die Belagerer freie Zufuhr hatten, war die Stadt jeglicher Hülfe beraubt. Sie war jetzt von allen Seiten enge eingeschlossen. Die Hoeks und Kennemer streiften weit und breit umher mit mörderischen Waffen. Einmal erfuhr Philipps Statthalter Gaesbeck, die Fürstin wolle plötzlich den Haag überfallen und die großen Büchsen holen, welche dort lagen. Mit Noth gelang es, Meldung nach dem Haag zu schaffen. Schnell mußte der Befehlshaber die Geschütze auf Schiffe verladen, welche sie nach Delft führten. In der Eile gerieth eines von den Lastschiffen auf den Grund, und man konnte es nicht wieder flott machen. Das ganze Land war voll Schrecken und Entsetzen, und die Kabeljaus und burgundischen Befehlshaber sandten Eilboten auf Eilboten zu ihrem Herzog, er möge ihnen zu Hülfe kommen, oder Alles sei verloren.

Siebentes Kapitel.

Zweiter Sieg bei Alfen.

Der Aussätzige als Geheimbote. Johann von Uutkercken und sein Entsatzungsheer. Die Genossenschaft vom gleichen Kamm. Schwierigkeit des Zugangs zu Haerlem. Der Bastard von Lens. Haerlems Noth. Die leichten Gesellen von Leyden. Großer Hinterhalt bei Alfen. Aufbruch von Jakobäas Heer. Ueberfall der Beutefahrer. Untergang der Genossenschaft vom gleichen Kamm. Haupttreffen. Der Schmidt von Gouda. Allgemeine Flucht und Niederlage des burgundisch-holländischen Heeres. Siegsfanfare vor Leyden. Die sieben Ritter. Schrecken in Leyden. Beschuldigungen gegen Philipp. Zagen der burgundischen Besatzungen. Lyon von Gent. Johann von Uutkerckens Zug nach Haerlem. Maitag in Haerlem. Aufhören der Belagerung. Verträge der Abziehenden.

Jakobäa wußte, wie sich fern in Flandern, im Artois, in der Pikardie, und im weiten Burgund das Ungewitter zusammenballe, wie der Feind dort rüste und rüste, bis er komme mit übermächtiger Gewalt. Um so rastloser ließ sie stürmen, damit ihr Heer im reichen Haerlem die Beute und eine feste Stellung erwerbe, ehe Philipp heranziehe. Sie konnte darauf rechnen, je härter sie der Stadt zusetzte, um so eher würden drinnen ihre Freunde Luft bekommen. Da wurde eines Tages ein armer Mann im Lager betroffen, der das abschreckende Gewand eines Aussätzigen trug, und um Gottes willen um ein Stücklein Brodes bat. Man gab ihm gerne, denn nach dem Volksglauben wurde Aussatz nur durch Bettelbrod geheilt. Weil aber Alles ein scharfes Auge auf Spionen hatte, so wurde er angehalten, und untersucht, und siehe da, es fand sich bei ihm ein schönes neugebackenes Weißbrod. Man zerbrach es, ein Briefchen kam heraus folgenden Inhalts. „Fromme Freunde und Bürger von Haerlem! Wisset, daß wir in Leyden angekommen sind, und morgen wollen wir mit all unserer Macht ziehen auf Alfen und dort die Goudaschleuse stopfen, auf daß die Herzogin mit ihrem Heere

keinen Weg noch Durchgang habe, wiederzukehren binnen der Stadt Gouda, und ist das gethan, wollen wir Euch zu Hülfe kommen.“ Dies Briefchen kam vom Ritter Johann, dem Sohne des Herrn Roland von Uutkercken, von Johann von Lichtenfeld, und andern Edelleuten.

Philipp selbst hatte den Gang nach Haerlem noch zu gefährlich gefunden, und den braven Sohn vorgeschickt, der seinen Vater in der Noth nicht verlassen wollte. Einen Theil seiner besten Truppen gab ihm der Herzog mit, dazu sollte er aus den seeländischen Garnisonen, aus Dortrecht Delft Rotterdam und den anderen Städten heranziehen, was sich nur an bereitem Kriegsvolk aufraffen ließ. Im Haag war der Sammelplatz. Der Kern dieser Macht bestand aus pikardischen Bogenschützen, auserlesenen Leuten, und aus vornehmen Herren aus Flandern.

Diese Flamänder hatten eine Genossenschaft gebildet von sechshundert Mann oder mehr, die ein eigenthümliches Zeichen trugen. Es waren die beiden Herren von Herlams, Jakob von Halewyn, und andere Edelleute dabei, selbst mehrere Kammerherren Philipps, die sich, um Herrn Roland, dem hochverehrten Ritter und Staatsmann aus des Herzogs Tafelrunde, Ehre zu machen, prächtig gekleidet hatten in rothe Waffenröcke. Jeder der Sechshundert trug auf einem Arme F F, und daneben einen Kamm gestickt, wie man ihn zum Roßkämmen braucht. Zwei F werden in flämischer Sprache „effen“ ausgesprochen, und da dies Wort auch soviel als eben oder gleich bedeutet, so war des Rebus Lösung „effen Kamm“, d. h. „gleichen Kamm“, oder „alle über einen Kamm.“ Diese Sechshundert wußten nämlich gut genug, daß sie ein gefahrvolles Wagstück unternahmen, es warteten ihrer die Tausende der grimmigen Friesen und der tapferen Hoeks. Deshalb nahmen sie Alle, vornehm und gering — freilich mit etwas flämischem Beigeschmack — ein Sinnbild an, welches sagte: sie seien wie Brüder gleich in Sieg und Tod.

Es war eine stattliche Macht, welche Haerlem zu Hülfe zog. Nur war es nicht leicht, bis zur Stadt vorzudringen. Denn die

ganze Landenge, welche von Leyden dorthin führte, war damals kaum anderthalb Stunden breit, dazu noch durchschnitten von Gräben und Sümpfen, so daß man nur schwierig vorwärts kam. Auf der einen Seite fluthete die Nordsee, auf der andern sah man ebenfalls nichts, als Himmel und Wasser. Von dieser, der Utrechter Seite her, kam dem Belagerungsheer fortwährend reichliche Zufuhr. Nun gelang es zwar öfter leichten Botenschiffchen aus Haerlem, auf diesen Gewässern sich durchzuschleichen und hin und her Kundschaft zu tragen. Allein ein ganzes Heer zu Wasser durchzubringen, war schier unmöglich. Man mußte also den Landweg versuchen. Aber selbst, wenn glücklich zu Lande das Entsatzungsheer vor Haerlem anlangte, so erhob sich noch dorniger die Frage: wie in die Stadt hinein kommen? Entweder hieß es, gerade durch stürmen mitten durch das Belagerungsheer, oder man war genöthigt, diesem erst eine Schlacht anzubieten und es zum Weichen zu bringen.

Ein alter Rottenhauptmann, der Bastard von Lens, der die Gegend und ihre Kriegsart kannte, wurde bestimmt, das Heer der Burgunder und Kabeljaus zu führen. Man hatte ihm dreihundert Mann aus der Boulogne untergeben, mit diesen sollte er den Weg suchen und sehen, wo man durchbrechen könne. Allein der Bastard säumte noch in Delft, als Johann von Uutkercken schon bei Leyden anlangte. Dieser war spornstreichs geritten, weil ihn verlangte, seinen Vater zu retten. Denn ein Eilbote nach dem andern traf bei ihm ein, zu melden, daß die Stadt in größter Gefahr schwebe, daß sie jede Stunde erstürmt werden könne, daß Alles, was darin, für sein Leben zittere. Roland hatte hundert Kriegswagen in Stand gesetzt, welche fertig und bespannt standen, um, wenn Hülfe nahe, mit glücklichem Ausfall zu versuchen, wie man sie rasch heranbringe.

Am 29. April gegen drei Uhr Nachmittags zog Johann von Uutkercken in Leyden ein, von wo er noch etwa fünf Stunden bis Haerlem hatte. Alsbald begann die Bürgerschaft zu rennen und zu rüsten, um andern Tags mit gesammter Macht

aufzubrechen. Fast der ganze Rath erklärte, er ziehe mit. Nun gab es in Leyden eine Schaar leichter Gesellen, welche die Gewohnheit hatten, in der Umgegend umherzustreifen, sich in Hinterhalt zu legen und auszuschauen, wo sie etwas von Feind und Gut erschnappen könnten. Reichen Fischzug machten sie besonders an den Wasserstraßen, die bei Alfen sich kreuzten, welches, wie schon erwähnt, nur zwei Stunden von Leyden liegt. Ihren Gästen fingen sie Abends davon zu reden an, und fragten: „ob sie morgen vor Tag einen Beutezug mitmachen wollten? Es könne sein, daß noch viel Güter zu holen. Bis die Boulogner von Delft herbei kämen, habe man ohnehin Zeit.“ Das gefiel den Flamändern gar wohl, denn sie hatten noch wenig Kriegserfahrung, und wußten nicht, wie gefährlich solche Abentheuer. Alle wollten sie mit, und riefen: „Halbpart! Halbpart!“ Sie meinten damit die Hälfte von Beute und Gefahr.

Als andern Morgens früh, ehe noch die Sonne am Himmel, die Leydener Gesellen, welche Abends von der Beutefahrt gesprochen, in die Nähe von Alfen kamen, da sahen sie, daß der Herr von Halewyn schon in der Nähe hielt mit gut Vierhundert von denen mit FF Kämmen auf dem Aermel. Auch waren noch viele andere Flamänder dabei, und sie vermaßen sich großer Dinge, als sie sahen, wie stattlich ihr Haufen war. Es mochten zuletzt an tausend Mann sein, welche bei Alfen sich in Hinterhalt legten. Sie hatten Lastschiffe herbeigeschleppt, die gut zum Verfahren von Heu und Korn, aber schwer beweglich. Auf diesen platten Fahrzeugen lagen sie dicht gedrängt, und warteten auf des Feindes Waarenzüge. Plötzlich aber waren ganz andere Leute da, die auch gleich auf sie einstürmten. Es war von Jakobäas Heer der Vortrab, der auf kleinen Jagdschiffen voraneilte, die Gegend abzusuchen, ob der Weg sicher. Das ganze Heer der Hoeks folgte auf dem Fuße.

Denn als der Geheimbote in ihrem Lager, der das Briefchen der Burgunder brachte, ergriffen wurde, konnte man nicht anders denken, als schon rücke Philipps ganze Macht heran. Wie?

Wenn nun die Hoeks abgeschnitten wurden von ihren Städten in Südholland, abgeschnitten durch Feindesmassen und überschwemmte Landstrecken? Gouda und die andern treuen Städte waren ja von Vertheidigern entblößt. Oder wenn das burgundisch-holländische Heer die Hoeks vor den Mauern von Haerlem selbst angriff, und der Rest der Haerlemer Macht aus den Thoren fiel, konnte man nicht zwischen zwei Feuer gerathen?

Da war kein Säumen mehr, noch in der Nacht mußte man an der Goudaschleuse sein. Durch das Lager flog der Ruf: „Zu Schiffe! Zu Schiffe!" Die erschreckten Bürger von Gouda Schoonhoven und andern Städten sahen vor ihren Augen stehen die wehrlosen Wälle der Vaterstadt, die unbeschützten Häuser der Frauen und Kinder. Deshalb waren die Männer rasch mit ihrem besten Kriegszeug auf dem Wasser. Andere schleppten in die Schiffe, was man dem Feinde nicht zur Beute lassen wollte. Die ganze Nacht wurde eilig gepackt, und längst vor Tagesanbruch brach Jakobäas Heer auf. Man ließ die Ruder ausgreifen und ließ sie nicht wieder aus der Hand, und der Morgen dämmerte gerade, als die Alfener Gegend erreicht wurde.

Kaum hatten nun die vordersten Hoeks die Flamänder erspäht, die in dichten Haufen auf den platten Lastschiffen standen und auf Beute harrten, so fuhren sie pfeilschnell heran, stachen mit ihren Piken auf sie ein, und schossen mit Pfeilen und Kugeln dazwischen. Die unglückseligen Flamänder konnten sich nicht rühren nicht regen, ihre schweren breiten Schiffe lagen wie festgeeiset. Endlich sprangen sie an's Ufer und suchten sich zu vertheidigen, aber es half nichts mehr. Denn schon kam Jakobäas Schiff herangefahren, und von dort ging die Losung aus, Alles niederzumachen. Ohne Erbarmen wütheten die Hoeks. „Holland! Holland!" riefen sie, und stachen und schlugen auf ihre Feinde ein. Der Herr von Halewyn rief laut in Todesangst seinen Namen. Das war sein Glück. Mehrere hoekische Edelleute nahmen ihn gefangen und retteten ihn mit Mühe vom Tode. Gut Vierhundert seiner Gefährten wurden auf den Lastschiffen

erschlagen, oder in's Wasser geworfen, daß sie elend ertranken. Die Uebrigen stürzten sich in Flucht und Entsetzen auf ihre Hauptmacht, welche eilends von Leyden heranzog. Sie besetzte gleich den langen Damm, welcher durch das Alfener Gewässer führt, den einzigen Weg, welchen die Hoeks nehmen mußten, wenn sie zur Schleuse und weiter wollten. Die beste Bürgerschaft von Leyden war dem Ritter Uutkercken gefolgt, kein Rathsherr, der in der Stadt blieb. Also stellten sich auch die Hoeks zur Schlacht auf, und während die Hauptleute die Rotten ordneten, bestrahlte die aufgehende Morgensonne die Fluren und Gewässer, welche Jakobäa so wohl bekannt waren. Denn gerade vor einem halben Jahre hatte sie auf dieser selben Stelle einen herrlichen Sieg erfochten. Jetzt war es der 30. April, das Vorfest von Philipp und Jakob.

Die Hoeks schritten auf dem Damme zum Angriff vor. Aber ein Hagel von Pfeilen riß ihnen Reihe auf Reihe nieder, ehe sie noch an den Feind kamen. Denn dort im Vordertreffen standen die Pikarden, welche in den französischen Kriegen von den Engländern gelernt, mit Bogen und Pfeil in der Schlacht eine rasche Massenwirkung zu geben. Vergebens stürmten die Hoeks zum Handgemenge: sie gewannen keinen Schritt breit Raum, die Getroffenen stürzten vom Damm in's Wasser, und die Furcht, die bleiche Vorahnung des Todes schlich jetzt auch durch ihre Schaaren.

Es war aber ein sinnreicher Schmidt da aus Gouda, der einen gescheidten Einfall hatte. Rasch stellte er aus dem Belagerungszeug eine Art Widdermaschine her, daß sie ungefähr zur Breite des Dammes paßte. Vorn hingen in Stricken beweglich eisenbeschlagene Balken, wie man sie zum Einstoßen der Thore brauchte. Diese Maschine schoben nun die Hoeks aus aller Gewalt den Pikarden auf den Leib, und drängten die Schützen rechts und links hinunter in das tiefe Wasser. Die Pikarden wichen, eine Menge wurde gefangen, und hart prallten nun die beiden Hauptmassen aufeinander. Von allen Enden kamen andere Hoeks zu Schiffe

angefahren, und gaben es den Kabeljaus mit Piken und Geschossen. Es war ein entsetzlicher Kampf. Die Männer schlugen und mordeten einander mit dem gierigen Haß und Zorn, welcher im langen Bürgerkrieg die Herzen härtet. Doch die Hoeks waren einmal im Siegen: sie glaubten, dieser Tag gehöre ihnen. Wüthender wurden ihre Schläge, gellender ihr schreckliches Kriegsgeschrei „Holland! Holland!“ Jetzt wurden keine Gefangene mehr gemacht, der Sieger gab, der Besiegte nahm keinen Pardon. Und so wälzte sich die Schlacht, das Fluchen und das Kämpfen bis nahe vor die Thore Leydens. Ueberall waren die Hoeks auf eilenden Schiffen hinter den Fliehenden her. Wo sie Feinde erblickten, sprangen sie an's Land und darauf ein. Nur wer Weg und Steg genau kannte, oder besonderes Glück hatte, vermochte sich zu retten.

Gegen hundert Leydener Bürger lagen todt auf dem Weichbilde ihrer Vaterstadt, nur hier und da kehrte einer von den Rathsherren zurück. Auch Ritter Johann von Uutkercken, der Wunder der Tapferkeit gethan, entkam nur mit genauer Noth. Die gefangenen Pikarden und Fläminger wurden niedergehauen. Das war ja häufig das Schicksal der gemeinen Soldaten, wenn sie mit Gelde sich nicht lösen konnten.

Als die Hoeks nun keine Feinde mehr sahen auf Wasser und Wiesen, stiegen sie alle aus ihren Schiffen, zogen auf den Damm dicht vor Leyden, und stellten sich da auf in schönster Schlachtordnung. In den Händen schwangen sie ihre eigenen Banner und Wimpel und die der Todten. Einen Schußweit von der Stadt hielt Jakobäa. „Holland! Holland!“ rief sie, und ließ ihre Trompeten und Hörner Siegsfanfaren blasen, daß es laut in die Stadt hineinschallte.

Hier auf dem Damme vor des Feindes Stadt knieten um die junge Heldin des Tages im Kreise sieben vornehme Herren, und sie ließ ihnen von altangesehenen Kriegsmännern den Ritterschlag geben. Einen herrlicheren Tag für diese höchste Ehre konnten sie nimmer ersehnen. Es waren aber die vielbewährten

Männer Herr Johann von Wassenaar, der älteste Sohn des einst so mächtigen Leydener Burggrafen, den sein Bruder Heinrich um Glück und Erbe gebracht, — sein alter Freund und Genosse, Herr Gerhard von Poelgeest, Herr von Hoemaden, der mit ihm vor drei Jahren so manchen Strauß auf den Straßen von Leyden gegen die Kabeljaus bestanden, — Herr Eberhard von Hoochtwoude, Bastard von Holland, Jakobäas natürlicher Bruder, der einst im Hennegau ihren tückischen Feind, den Verräther v. d. Berge niedergehauen, — Herr Dietrich v. d. Merwede, der Tapfere und Kluge, der einst Gertrudenberg so heldenmüthig vertheidigte und später seiner Fürstin Flucht aus der Genter Burg leitete, — Herr Johann von Langeraek, Herr von Asperen, — Herr Heinrich von Kronenburg, — endlich Herr Arnold von Gent aus dem Geldrischen.

In Leyden aber war Alles in Schrecken und Entsetzen. Die Flamänder, welche durch Schnelllauf dem Gemetzel entronnen, waren in's Thor gestürzt, ohne daß die Wache sie aufhalten konnte, und schrien immer „All todt! all todt!" Sie rannten wie besessen durch die Straßen, als wäre der Feind ihnen noch auf der Ferse, und man konnte nicht zwei Worte zu ihnen sprechen, ohne daß sie immer schrien „All todt! all todt!" Das Todesgeschrei auf den Straßen, das Stürmen der Glocken, das Trompeten und Hollandrufen des Feindes vor den Thoren, — nie vergaß Leyden diesen Morgen wieder. Kein Mensch war im Bette geblieben, Alles auf die Straßen gestürzt. Den ganzen Tag und noch die Nacht hindurch wurden in die Stadt und auf die Kirchhöfe die Todten getragen, welche man zwischen Leyden und Alfen aufgelesen. Es waren die besten Bürger fast sämmtlich gefallen.

Nachdem die Fürstin ihren Sieg schmetternd dem Feinde in's Angesicht gefeiert hatte, ließ sie ihre Kriegsvölker wieder die Schiffe besteigen, und fuhr nach Gouda zurück. Das war ein fröhlicher Maitag im Jahr 1426, den Jakobäa in der goldtreuen Stadt beging. Mit Jubel und wehenden Fahnen und schallender

Musik war sie zum zweitenmal von Alfen siegreich in Gouda eingezogen. Bald mußte jetzt die Nachricht kommen, Haerlem habe kapitulirt. Auf baldigen Entsatz konnte ja die bedrängte Stadt nun nicht mehr hoffen.

Tiefste Niedergeschlagenheit herrschte in den Orten der Kabeljaus. Dahin war alles Vertrauen auf ihren Burgunder Herzog. Laut und allgemein hieß es: „Die ganze Armee, von der sie Rettung gehofft, hätte ja nur aus Verwandten und Freunden des Herrn Roland bestanden, der Herzog aber habe ihn verrathen und verlassen, und bald werde er sich ihrer aller entäußern und sie sitzen lassen in dem schrecklichen Kriegselend.“ Den burgundischen Besatzungen, welche diese Reden anhören mußten, wurde es übel zu Muthe, und sie schwebten in Sorge und Gefahr. Der alte Johann von Lens, der Bastard, welcher in Delft seine dreihundert Boulogner noch beisammen hatte, erklärte: keinen Schritt ginge er weiter. Die beiden Herren von Lichtenfeld, welche auch einen kleinen Rest ihrer Truppen nach Leyden gerettet, erklärten ebenfalls: bevor der Herzog komme, würden sie die Stadt nicht verlassen. Ueber Haerlem aber hing es wie dunkles Todesgrauen. Das Bauernheer hatte sein Lager nicht verlassen, und schon waren Hoeks zurückgekommen vom siegreichen Felde bei Alfen. Ritter Roland schrieb seinem Sohne flehentliche Briefe. „Er solle seinen alten Vater nicht in höchster Noth verlassen; um Gottes willen möge er Hülfe bringen; komme sie nicht eilig, so hätten alle die Edelleute in Haerlem zu leben aufgehört, und Holland sei für den Herzog auf immer verloren.“ Roland mußte jede Stunde von den Hoekischgesinnten in der Stadt Aufstand und blutigen Grimm befürchten. Sein Brief wurde nach Delft gebracht und den Boulognern des alten Bastards vorgelesen: aber es rührte ihn nicht. „Erst müsse der Herzog da sein,“ erklärte er, „ehe er Delft verlasse.“

Anders handelten Lyon von Gent und noch ein anderer wallonischer Offizier. Diese Beiden ritten Tag und Nacht umher, um Kriegswagen zur raschen Reise aufzutreiben, und sie

brachten in der zweiten Nacht wirklich mehr als sechszig Wagen nach Leyden. Da aber wollten die Flamänder nicht aus den Quartieren, der Schrecken saß ihnen noch in allen Gliedern. Johann von Uutkercken war in Verzweiflung. Endlich sprang er auf einen der Wagen, nahm sein Banner in die Hand, entrollte es vor dem Winde, und erhub den Ruf, welcher dann erschallte, wenn es in der Schlacht zum wildesten Kampfe ging. „Mir nach, wer mich lieb hat!“ rief er und schwang sein Banner. Wer ihm jetzt nicht folgte, hatte für immer mit ihm gebrochen, die Treue nicht gehalten. Da konnten die wenigen Kammerherren, die noch in den prächtigen rothen Röcken steckten, und so viele ihrer Genossen vom „Essen Kamm“ noch am Leben waren, nicht mehr dahinten bleiben. Dreihundert Mann bestiegen die Wagen, fuhren eilig ab, und der tapfere Lyon von Gent führte sie.

Es war am Tage nach der Alfener Schlacht, und sie eilten mit Recht, ehe die Hoeks von Gouda mit stärkeren Haufen zurückkehrten. Beständig war der ritterliche Lyon dem Zuge bald hier bald dort zur Seite, und erkundigte rastlos Weg und Steg, und warf Jeden nieder, der ihn verrathen konnte. Glücklich erreichten die Heerwagen das Haerlemer Holz. Da kamen ihnen schon mehrere Bürger und Kaufleute aus der Stadt entgegen, und da es der erste Mai war, so hieben sie jubelnd grüne Zweige von den Bäumen, und zogen Maibüsche schwingend vor den Rettern einher und in die Stadt hinein. Die Haerlemer wußten gar nicht mehr, welche Freude und Ehren sie dem jungen Uutkercken, dem braven Lyon, und all ihren Begleitern anthun sollten. Jetzt glaubten sie wirklich, was diese sagten: „Es sei dem Herzog Ernst mit seinem Kommen, wenn es auch lange dauere.“

Jakobäa hatte andere Nachrichten von Haerlem erwartet. Da das Bauernheer dort seinen Stand behauptet hatte, und die burgundische Hülfe für's Erste vernichtet war, so schien die Stadt verloren. Schwer rächte sich jetzt, daß die Hoeks die Dreihundert ließen durchschlüpfen. Die Stadt hatte neue Vertheidiger, neuen Muth: nach vierwöchentlicher Belagerung mußte

man sie von Neuem belagern und bestürmen. War aber jetzt noch dazu Zeit? Jeden Tag konnten Philipps Heeresmassen landen, und Jakobäas Städte überziehen. Zwar zeigten sich die Hoeks alsbald nach dem Einzuge Johanns von Uutkercken wieder vor Haerlem, jedoch nur um zu sehen, wie sehr sich die Dinge hier für sie verschlechtert hatten.

Die Kennemer hielten ihr Lager noch acht Tage lang. Da sie endlich einsahen, das Blatt habe sich gewendet, fanden sie sich mit den Haerlemern und ihren Helfern, den Edelleuten, in folgender Weise ab. „Friedlich würden sie auseinander gehen, keine Feuerzeichen und Versammlungen mehr aufstellen, und nichts mehr rauben, sondern Jeder auf seinem Hofe würde Ruhe halten sechs Wochen lang, oder so lange, bis Herzog Philipp mit Macht in's Land komme. Mit Brand und Schwert dürfe auch dann Keiner sie heimsuchen, nur mit ihrem Gute könnten sie büßen nach des Herzogs Spruch. Außerdem könne er Zehn aus ihnen nehmen, und es mit ihnen halten nach seinem Willen. Die er aber in die Verbannung schicke, dürften unter Jakobäas Fahnen gehen." Zugleich mit den Kennemern versöhnten sich an zwanzig Haerlemer Bürger mit der Vaterstadt; die Andern, welche ebenfalls in Jakobäas Heere dienten, blieben verbannt. Brederode gelobte Folgendes: „Bis vierzehn Tage nach der Ankunft Herzog Philipps solle seine Burg unbefestigt und von allen der Haerlemer und des Herzogs Feinden leer stehen. Geschähe es anders, so würde er sich bei seinem Eide zu Haerlem in des Herzogs Gefangenschaft stellen." Damit gingen die letzten Belagerer auseinander, und für die Unternehmung, welche dem ganzen Kriege eine andere Wendung geben sollte, war alle Arbeit umsonst gethan. Ritter Roland aber hatte große Ehre allerwärts, daß er Haerlem so klug und standhaft vertheidigt hatte.

Achtes Kapitel.

Sieg und Niederlage vor Hoorn.

Unterhandlungen mit Brabant. Große burgundische Heeresrüstung. Philipps Vorsicht. Soldgelder der Kabeljaus. Brederodes Flotte. Anschlag auf Enkhuysen. Blockhäuser. Erster Gerichtsspruch über die Kennemer. Schlacht oder Buße. Feierliche Demüthigung des friesischen Stolzes. Allgemeiner Aufstand. Fürchterliche Landesverwüstung. Die Ritterschaft in Schrecken. Geschichte des Johann Kruyf und seines Vaters. Erhebung Hoorns gegen Jakobäa. Niederlage der Hoorner. Täuschung der Feinde. Erstürmung von Enkhuysen. Belagerung Hoorns. Ankunft l'Isle Adams. Angriff der Bauern. L'Isle Adams Kriegskunst. Allgemeine Niederlage des Bauernheeres. Jubeltag der Hoorner.

Philipp hielt unterdessen in Flandern mit dem Herzog von Brabant und dessen Räthen eine Sitzung nach der andern, wie der holländische Krieg zum guten Ende zu bringen. Allein die Brabanter zeigten nicht Lust, ihm zu helfen. Der vornehme Adel, welcher in der Brüsseler Revolution im Bündnisse mit Jakobäa gesiegt hatte und hoekisch gesinnt war, sprach viel lauter für Jakobäas Ehren und Rechte, als für Philipps Absichten.

Dieser berief seine besten Feldhauptleute mit ihren Truppen nach Flandern, und von schwerem Vorhaben bedrückt, und stets den Eindruck berechnend, welchen äußere Frömmigkeit auf das Volk macht, begab er sich wieder auf eine Betfahrt, diesmal nach Boulogne. Dann erhob er auch im Artois große Geldsummen, ließ rüsten bei Tag und Nacht, und sah allmählig ein Heer von nicht weniger als 20,000 Mann geübter Soldaten sich in Flandern vereinigen. All seine Ritterschaft war aufgeboten. Die Reisigen aus dem Artois mußten ihre Pferde zurücklassen; denn Reiter waren auf dem Boden Hollands, das von Gräben Flüssen und Sümpfen durchschnitten ist wie eine Rieselwiese, schlecht zu brauchen. Nur der Prinz von Oranien führte 1200 Reiter aus Burgund herbei, diese waren aber auch ausgesuchte Leute. Die

Pikarden hatten eine Wildheit, daß es schon an der flandrischen Schleuse zu Schießen und Schlagen kam. Endlich im Juni setzte das große Heer nach Holland über.

Philipp war die Vorsichtigkeit selbst. Die seeländische Flotte, welche die drei Borsselen kommandirten, mußte sich aufmachen, erst die holländischen Schiffe abholen, und als alle bei einander, zog die gesammte Flotte dem Herzog entgegen, damit er und sein Heer sicheres Geleite hätten bis nach Rotterdam. Hier angekommen ließ er ein Lager aufschlagen, welches zur größeren Befestigung mit Holzplanken und Pallisaden umzogen wurde. Auch jetzt hütete sich Philipp wohl, Jakobäa anzugreifen. Er legte einen Theil seines Heeres in Garnisonen auseinander, damit sie ihm unter seinen eigenen Kapitäns die festen Städte und Burgen sicherten. Den Holländern erließ er, ihm gegen den Feind zu dienen. Er wollte vielmehr nur mit seinem eigenen Heere ihren Krieg führen, dafür mußten sie ihm um so erklecklicher Soldgelder und Kriegskosten zahlen. Da gab es selbst Kabeljaus genug, welche meinten: „Das sei ja darauf angelegt, sie geradezu an Geld Wehr und Freiheit arm zu machen." Er aber verlangte schriftlich die Namen Derjenigen, welche nicht sofort willig zahlten, und erklärte, er werde sie behandeln als offenbare Hoeks. Der Schrecken ging vor ihm her. Solch ein furchtbares Heer hatte Holland seit den großen Friesenkriegen nimmer gesehen. Wer sich irgend verdächtig fühlte, versteckte seine beste Habe oder flüchtete selbst. Es erging das Gebot, allem, was hoekisch Gut sei, nachzuspüren und es gleich zu Gelde zu machen, den Hehler aber scharf zu züchtigen, einerlei ob er geistlich oder weltlich. Auch wurde jegliches Besitzthum ausgeforscht, das Jakobäas Mutter noch gehörte.

Als der Herzog am St. Johannisabend in Leyden war, mußte er hören, wie die Hoeks von Gouda sich wieder auf dem Haerlemer Meere tummelten, als spotteten sie all seiner Ritterschaft und großen Heeresmacht. Zur selben Zeit schwebte Enkhuysen in größter Gefahr. Auf der Südersee hatte sich eine

hoekische Flotte angesammelt, die Brederode befehligte, und auf welcher sich auch der Bastard Eberhard, Gerhard von Zyl, Dietrich von Zandhorst, und andere Ritter Jakobäas befanden. Sie hatten auch in Enkhuysen ihren heimlichen Anhang, und es war ein Plan gemacht, wie die Stadt plötzlich überrumpelt werden sollte. Man wollte den Fronleichnamstag erwarten, an welchem mit großem Festgefolge das heilige Sakrament um die Stadt getragen wurde. Der Tag erschien. Die Prozession zog um die Mauern, und es war anzunehmen, daß jetzt alle Waffenfähigen der Stadt andächtig dem Altarssakramente folgten. Da fuhren plötzlich unter vollen Segeln die Hoeks in den Hafen ein, große Schiffe und kleine, und alle suchten eiligst das Land zu gewinnen. Die Enkhuyser hatten aber ihre Wachtthürme nicht unbesetzt gelassen. Trompeten und Hörner schallten, die Prozession lief auseinander, im Nu stand der Hafendamm voll Männer in Waffen. Da sahen die Angreifer ihr Spiel verdorben, und ärgerlich segelten sie wieder ab. Jetzt warfen sich die Bürger auf die Verdächtigen, welche dem Feinde gerathen hätten. Gleich machte man ihnen peinlichen Prozeß, und enthauptete sie auf offenem Markte. Zehn Köpfe wurden auf dem Thore aufgespießt. Dies war das erste blutige Schauspiel in Enkhuysen: noch viel edles Blut sollte den Marktplatz dieser Stadt überrieseln.

Ehe Philipp nach Haerlem zog, deckte er seinen Rücken gegen die Hoeks von Gouda durch zwei Blockhäuser, welche er an der viel umkämpften Goudaschleuse errichten ließ. Jedes Haus wurde so groß, daß dreihundert Mann bequem darin wohnen konnten. Zwischen beiden war eine Brücke gemacht, die zur Vertheidigung wie zur Verbindung diente. Der Herzog betrieb den Bau so hastig, daß er dem Baumeister für jeden Tag, den das Fort über die gesetzten acht Tage hinaus noch unfertig, hohe Buße auferlegte. Auch das Haus zu Utermeer sollte eine besonders feste Burg werden. Der Herr von Thoulongeon wurde eilig mit einer Schaar ritterbürtiger Leute hingesandt. Ihm sollten die großen Büchsen folgen, welche man

aus dem Haag nach Delft gerettet hatte. Es gab harte Arbeit, die schweren Geschütze flott zu machen. Als aber der Steinmetz anlangte, der für sie die großen Steinkugeln machen sollte, kam die Nachricht, Utermeer sei über. Die Hoeks waren schon darin. Philipp war sehr ärgerlich. Als im September der Platz wieder genommen wurde, ließ er einen Theil der Besatzung nach Amsterdam bringen und Kriegsgericht über sie halten.

Zu Haerlem angekommen, forderte der Herzog die Kennemer und ihre Schuldgenossen auf, sich zu Gericht zu stellen. Ein Theil erschien unter Burgunder und Haerlemer Geleite, die Andern warteten im stillen Grimm der Dinge, die da kommen sollten. Philipp hatte zu diesem Tage die Bürger von Hoorn Medenblick Enkhuysen beschieden, auch sie sollten Zeugen sein, wie er seine und ihre Feinde demüthige. Die Kennemer brachten ihre Bitten und Vertheidigung vor, und hörten dann mit gebeugtem Haupte den Spruch, welchen der Fürst in Mitte seiner glänzenden Ritter und Räthe verkünden ließ. „Die Kennemer und ihre Helfer sollten alle Steuern Soldgelder und Bußen zahlen, mit denen sie im Rückstande waren, die Steuern sogar von Zeiten Herzogs Johann von Bayern an bis zu diesem Tage. Die Bauern sollten ferner als vorläufige Strafe eine doppelte Jahressteuer entrichten. Nach acht Tagen wolle der Herzog über die fernere Buße der Einzelnen je nach ihrer Missethat seinen Willen kund geben. Damit aber Alles vor sich gehe, wie der Fürst es befehle, könne er Geiseln nehmen, soviel er wolle, aus allen Dörfern und Städten.“

Die Männer hörten diesen Bescheid mit wachsender Bestürzung. Viel größere Demüthigung war ihnen aufgespart. Nach acht Tagen am 31. Juli, sollten sie wieder erscheinen, Ortschaft bei Ortschaft, ihre Strafen zu zahlen oder Pfand und Bürgen zu stellen, und feierlich diese Sache abzuschließen. Diesen Tag hatte Philipp zu einem der größten Ritterschauspiele erkoren. Seine Herren und Offiziere sollten schwelgen in Siegesfreude über die friesischen Schlachtärte, deren Blinken sich schon seit Jahrhunderten der Ritter

Vorstellung fürchterlich eingeprägt hatte. Alle Welt sollte wissen, der große Burgunder Fürst sei auch hier im Norden Herr über die freien Friesen. Die Truppen wurden von allen Seiten nach Haerlem zusammengezogen, die ganze Armee bereitete sich vor wie zu einem großen Feste.

Am bestimmten Tage mußte das Heer der Bauern sich wieder vor Haerlem aufstellen, gewaffnet und zur Schlacht geordnet, gerade wie sie vor Haerlem gestanden. Entweder sollten sie nun — das war ja der Sinn ihres Vertrags mit Uutkercken und den Haerlemern — Gottes Urtheil oder des Herzogs Urtheil annehmen, entweder kämpfen mit ihm und seiner Ritterschaft, oder ihm Genugthuung leisten als besiegte Rebellen. Sie standen und warteten ihres Herrn und Fürsten. Um Mittag rückte der Herzog aus dem Kennemer Thor auf den Anger, wo die Bauern ihr Lager gehabt. Es war eine weite grüne Ebene. Dort ließ er zwischen der Stadt und dem Feinde seine Truppen sich vollständig in Schlachtordnung stellen. Herr Ludwig von Chalons, Prinz von Oranien, führte unter seinem Banner die Burgunder, es waren vierhundert ritterbürtige Lanzenträger, dabei waren Thoulongeon, der Marschall von Burgund, die Herren von Beauffremont, Rochefort, und zahllose andere vornehme Herren und schlachtberühmte Häupter, Alle im höchsten Kriegesschmuck. Die pikardischen Schützen führte der Herr von Croy unter seinem Banner, sie marschirten heran gut zwölfhundert oder mehr. Ja es waren so Viele hier versammelt, daß man sie auf 20,000 Mann rechnen konnte, und lauter Leute in guter Rüstung, die Bogenschützen in zwei Haufen zu Fuß und die Ritterbürtigen zu Pferde. Alle Banner wehten reichgeschmückt im Winde, und die Zinken und Trompeten machten rauschende Musik. Die Herren und Ritter aber stellten sich hinter dem Herzog auf, der sich immer in Mitten seiner Banner hielt, die beständig in den Lüften fliegen mußten, denn das wollte er so. Gut zwölfhundert Ritter waren da um den Herzog geschaart.

Nun begaben sich Herr Roland von Uutkercken, als der

vornehmste Unterhändler, der Prinz von Oranien, der Herr von Croy, und mehrere andere Herren zu dem Bauernheer, welches mit seinen Piken und Aexten all der ritterlichen Pracht gegenüber stand. Die Bauern erklärten, sie wollten nicht kämpfen, sondern Buße zahlen. Roland hatte die Liste schon aufgesetzt, wieviel jede Ortschaft büßen solle, je nachdem sie groß oder klein. Es trennten sich die Bauern je nach Ortschaften, und die burgundischen Herren gingen von einer Ortschaft zur andern, und nahmen das Geld oder ein Pfand dafür. Und wenn eine Ortschaft gezahlt hatte, so senkte sie all ihre Lanzen zu Boden, zum Zeichen, daß sie sich unterworfen habe. Auf Kommando erhob sie die Lanzen wieder, und dies bedeutete, daß die Träger willig seien, für Philipp von Burgund als ihren Herrn zu kämpfen, der sie besiegt habe. Vier oder fünf Stunden dauerte das Zahlen von Geld und Pfand, das Strecken und Aufheben der Lanzen, bis Ortschaft nach Ortschaft ihre Buße geleistet und sich gegen den Herzog entsühnt hatte. Und nicht eher wich Philipp mit seiner Ritterschaft vom Platze.

In stiller Wuth hatten die Bauern dies Alles über sich ergehen lassen, viele lange Stunden lang, und als sie erst wieder daheim und auf ihren Höfen waren, meinten sie, nimmer könnten sie leben, oder sie müßten rächen solche Schmach. Und lagen sie denn nicht noch immer dem Herzog an der Kette? Er konnte ja aus jeder Ortschaft die besten Männer als Geiseln fortnehmen. Noch immer gab es Vorwände, ihnen unerschwingliche Strafsummen zu diktiren. Sollten sie sich langsam bis in den Grund verderben lassen? Nein, eher wollten sie doch Leib und Leben daran setzen wider den wälschen Herzog. Nun erwachte der grimmige Friesenzorn, nun sprüheten diese eisernen Herzen Feuer und Flammen. Sie umringten ihren alten Anführer, Herrn Wilhelm Nagel, und er mußte ihnen zusagen, sie wollten alle mit einander das Aeußerste versuchen.

Da dröhnte wieder über die Anger und Moore der ruhlose

Glockenschlag, und auf den Gewässern spiegelten sich schaurig die Feuerzeichen. Was eine Waffe schultern konnte, eilte zu den Sammelplätzen. Alsbald ergoß sich ein Strom der Verwüstung über das unglückliche Land. Philipps Schlösser, die Nieuweburg und die Middelburg, wurden erstürmt, Schloß Heemskerk niedergerissen, die Stadt Medenblick erobert, die Burg dort wie zu Purmerende hart berannt, die Stadt Monnikendam ausgeraubt, die Stadt Enkhuysen halb geschleift. Wehe des Herzogs Freund oder Soldaten, der nicht rasch genug flüchten konnte, er wurde niedergeschlagen wie ein wildes Thier. Der größte Theil der Westfriesen stürmte mit, die Waterländer stellten sich wenigstens unter Jakobäas Amtleute. Nur die Städte an der See, — Hoorn Enkhuysen Medenblick und drei kleinere, — hatten sich nicht für Jakobäa erklärt: dort hatte Philipp Besatzungen, dorthin flüchteten seine Anhänger, die von Haus und Hof vertrieben wurden. Und nicht bloß in Nordholland, auch durch andere Landestheile loderte der Aufstand. In Goyland machte Herberd von Ysselstein von seinem festen Schlosse Ausfälle auf die Herzoglichen, in Schieland fielen die von ihnen besetzten Schlösser Hillegaertsberg Spangen Kralingen Weena und andere. An der Küste aber streifte unaufhörlich die Flotte der Hoeks, welche alle kabeljauischen Ortschaften verheerte, die sich von der See aus erreichen ließen.

Und was that der große Burgunder mit seiner glänzenden Ritterschaft, mit seinen vielen Tausenden guter Soldaten? Warum ging er den Bauern nicht auf den Leib? Philipp hatte keine Lust, sich dem wüthenden Strom in den Weg zu stellen. Unter seine Ritterschaft war offenbar ein tödtlicher Schreck gefahren. Der heergewaltige Herzog hielt sich ruhig in seinen Festungen, wartend bis die empörten Volkswogen sich verliefen.

Vor der Stadt Hoorn fiel diesmal die Entscheidung. Die Hoorner hatten, als ihre Landsleute das Banner der Erbfürstin erhoben, still gesessen, wollten sich aber keineswegs für Philipp erklären. Sie waren vielmehr junge aufstrebende Kaufleute, die

sich ihren guten Handel nicht verderben wollten. Darob war man im Lager der Hoeks schlecht auf sie zu sprechen.

Nun begab es sich, daß eines reichen Hoorners Sohn, Johann Kruyf, der seiner Geschäfte wegen in Gouda war, dort zufällig die Fürstin sah. Betroffen von ihrer zarten Schönheit, die umringt war von rauhem Kriegsleben, sagte der junge Mann unbedacht im Beisein anderer: „Es ist doch Schade, daß man mit einer so schönen edlen Fürstin umgeht und umherzieht wie mit einer fahrenden Frau.“ Er hatte das nur aus gutem Herzen gesagt, aber seine Worte wurden verkehrt angebracht und noch viel verkehrter aufgenommen. Konnte der Hoorner nicht ein frecher Spion und Aufhetzer sein? Welcher Hoek sollte dulden, daß irgend ein Mann von der angebetenen Herrin in solchem Tone sprach! Der junge Mann wurde ergriffen, vor ein Kriegsgericht gestellt, zum Tode verurtheilt. Kaum, daß man ihm Frist gab, seinen Vater Lambert Kruyf aus Hoorn zu beschicken. Der Alte kam eilends nach Gouda, und bat und flehete vom Himmel zur Erde, ihm seines Sohnes Leben zu schenken für reiches Lösegeld. Allein er konnte nicht mehr helfen, das Urtheil war gesprochen, und er hörte nur die Antwort: „der Frevler müsse das Blutgerüst besteigen, der Zorn des Volks und die beleidigte Ehre der Fürstin litten es nicht anders.“ Nun stellte er vor: „Müsse denn sein unglücklicher Sohn für ein paar unbedachte Worte so schrecklich büßen, so sei es genug, daß er vor dem Scharfrichter niederkniee, — in dem Augenblicke aber, wo dieser zum Schlage aushole, möge die Fürstin mit dem Schleier winken, daß Gnade vor Recht ergehe.“ Dies ward ihm zugesagt, oder er glaubte wenigstens, es könne ja nicht anders sein. Die schreckliche Stunde kam, der junge Mann kniete auf dem Schaffot, das Richtschwert blinkte in der Luft, und — am Boden rollte des Sohnes Haupt vor des Vaters Augen. Jakobäa hatte keine Gnade gewinkt. Da rief der alte Kruyf verzweifelt aus, daß Viele es hörten: „Nun soll sie ewig nicht Landesfrau in Hoorn werden.“

Und weil er wußte, daß nach solchen Worten für ihn nicht gut bleiben war, eilte er spornstreichs nach Haus, und regte die Mitbürger auf durch seine Erzählungen, wie verrätherisch man ihm in Gouda mitgespielt. Allgemein war das Erbarmen um den unschuldigen Tod des jungen Mitbürgers. Die Herren zu Hoorn gingen zu Rath und beschlossen einmüthig: „Sie wollten eine solche Landesfrau nicht leiden." Und da die Stadt noch offen war, ging man eilends daran, sie zu befestigen. Es arbeiteten die Männer mit Karren und Hacken, es schleppten die Frauen und Kinder Erde und Steine, rasch stieg der Wall empor rings um die Stadt. Davor wurde ein großer Graben ausgetieft, und auf der Wallhöhe hier und da Wachthäuser aufgeführt. An Mauern und Thürme durfte man noch nicht denken. Damit die Festungswerke rasch gediehen, lieh der alte Lambert Kruyf dazu aus seinem Reichthum die Summen, welche er angeboten hatte, um des Sohnes Leben loszukaufen. Hoorn wurde nun der Hauptort des Widerstandes gegen die Hoeks, dort hatten sich die meisten Kabeljaus aus Nordholland gesammelt, welche sich auf dem Ihrigen nicht halten konnten.

Als nun die wilden Kennemer daherstürmten, Enkhuysen zu erobern, und die Nordfriesen mit sich fortrissen, da stellten sich ihnen die Hoorner in den Weg. Ihre besten Leute waren beisammen, dazu die Menge ihrer Gäste, der Kabeljaus. Es war am 20. Juli, zwischen Zwaagdyk und Osterblocker, etwa fünf Viertelstunden von Hoorn. Die Kennemer stürmten an, die Hoorner standen fest, von beiden Seiten gab es friesische Schläge, und die Schlacht wurde hartnäckig und blutig. Heiß brannte die Sonne, und die Hoorner wären nach soviel Blut und Schweiß verschmachtet, hätten ihnen nicht die Hausleute aus der Umgegend zu trinken gebracht. Zuletzt durchbrachen die Bauern die Reihen der Städtischen, es fiel der Schultheiß, es fielen die vornehmsten Hoorner, die Andern zerstreuten sich in die Weite. Mehrere wurden auf der Flucht noch gefangen, auch der zweite Schultheiß und vier der angesehensten Bürger.

In der Stadt aber herrschte große Sorge um den Ausgang des Treffens, und die Leute standen angstvoll vor ihren Hausthüren. Ein Reiter kam in's Thor gesprengt und rief: „Alles sei verloren, das Heer zerschlagen und zersprengt, der Feind ziehe schon gegen die Stadt.“ Da war Hoorn in Jammer und Bestürzung, denn die meisten Männer waren mit ausgezogen, und Niemand wagte die Thore zu verrammeln, weil man nicht wußte, ob nicht Mitbürger noch herein flüchteten. Ohnehin hätte die Stadt keine Stunde lang den Feind abgewehrt. Man gerieth auf den Gedanken, mit aller noch übrigen Mannschaft herauszuziehen und sich mit Waffen und Fahnen breit auf dem hohen Damm vor der Stadt aufzustellen, daß es sich ausnehme, wie ein großer Streithaufe: hoffentlich werde dann der Feind diesen Abend nicht mehr angreifen, jedenfalls sei man bereiter, den Mitbürgern, welche sich nach der Stadt flüchteten, zu helfen. In ihrer Aufregung kamen auch die Frauen vor's Thor, und standen da und wollten von ihren Männern wissen, die in den Streit gezogen. Schon zeigten sich in der Ferne die Gewaltshaufen der Bauern.

Als diese nun näher herankamen, stutzten sie, als sie so viel Volks aufgestellt sahen vor der Stadt. Sie meinten nicht anders, als es ständen dort herzogliche Kriegsvölker, die inzwischen zu Schiffe angekommen. Denn sie hielten die Menge der Frauen in ihren leinenen Hauben und kurzen Oberkleidern für Schwerbewaffnete. Da sie nun selber müde vom harten Kriegswerk, so wollten sie diesen Abend eine neue Schlacht nicht annehmen, und zogen ihren Weg weiter auf Enkhuysen. In der Nacht kamen die Flüchtlinge glücklich nach Hoorn herein, und Alles, was noch eine Hand rühren konnte, arbeitete in Hast und Eifer, um die Stadt noch besser zu befestigen. Jan Janssen aber übernahm es, Hülfe vom Herzog herbeizuschaffen, und fuhr ab.

Die Kennemer und Westfriesen warfen sich unterdessen auf Enkhuysen. In Rath und That voran waren die benachbarten Grotebroeker, denn sie hatten einen bäurischen Haß auf die Bürger von Enkhuysen, welche so stolz und städtisch aufstrebten. Die

Stadt wurde erstürmt, geplündert, und die Bürgerschaft schrecklich mitgenommen.

Als sie in Enkhuysen fertig waren, zogen die Sieger wieder vor Hoorn. Ihr Feldhauptmann Nagel ließ die vier vornehmen Hoorner, welche, wie vorhin erzählt, auf der Flucht gefangen wurden, niederknieen Angesichts ihrer Mitbürger, die auf dem Walle standen, und rief: „Machet eure Thore auf, oder ich lege diesen Vier den Kopf vor die Füße!" Jammer und großes Geschrei erhub sich in der Stadt, und man redete hin und her. Viele wollten sich ergeben, doch es behielten die Oberhand, welche sagten: „Um Heil und Leben willen solle man die Thore nicht öffnen, bald müsse ja Hülfe vom Herzog kommen." Nagel ließ nun die Stadt eng umschließen, und sandte Boten in's Land, alle Kennemer Westfriesen und Waterländer sollten sich aufmachen zu ihm, es gälte einen raschen und allgemeinen Sturm auf Hoorn. Er sah wohl ein, wie stark die Bürger ihre Stadt befestigt hatten: zwingen aber mußte er sie in Eile, denn Hoorn war das Bollwerk der Herzoglichen und konnte es noch mehr werden.

Seinem Aufrufe folgend, machten sich auf, die noch zu Hause gesessen, von hier und dort zogen die beutelustigen Schaaren. Auch Brederode, der Bastard Eberhard, und Gerhard von Zyl landeten mit ihren Leuten, während Dietrich von Sandvorst das Schloß in Medenblick erstürmte. Inzwischen, vier Tage lang, blieb die Stadt eng umschlossen, und die Bürger schauten täglich sorgenvoller auf die Südersee, ob sich kein befreundetes Segel in der Ferne zeige. Denn von der Seeseite war die Stadt noch offen. Am Samstag kamen vollends all die Bauern aus Kennemerland Waterland und Westfriesland herbei, andern Tags sollte der Sturm sein.

Am selben Sonntag aber landeten noch früh genug, von Philipp aus Haerlem geschickt, vier seiner berühmtesten Kriegsobersten, der Herr von l'Isle Adam, der Bastard von St. Paul, Herr von Haubourdin, der Bastard von Vieuville, der Herr von

Humières, mit ihnen andere Herren und Ritter. Sie brachten zwölfhundert Kriegsknechte, darunter befanden sich auch achthundert Pikarden mit Handbogen. Diese Schützen waren trefflich ausgerüstet mit gesteppten Jacken, und führten an Pfeil und Bogen das Allerbeste, was man in solchen Waffen haben konnte. Und kaum waren sie gelandet, da kam noch ein zweiter Schiffszug heran, es war die Hülfe der Bürgerschaften von Amsterdam und Haerlem. Nun war Hoffnung und Freude in allen Häusern, und weil es gerade Mittagzeit, so schleppten die Hoorner ihre Tische und ganze Mahlzeit und was sonst von Trank und Speise Boden und Keller hergab, auf die Straße, ihre Helfer und Freunde zu bewirthen.

Draußen aber hatten sich die Belagerer in Ordnung gestellt. Jetzt zogen sie heran auf einem langen Damme, der bis vor die Stadt führte. L'Isle Adam benutzte die gehobene Stimmung bei Bürger und Soldaten. Als sich die Spitze des Bauernheeres näherte, ließ er ein Thor öffnen, die Zugbrücke fallen, stürzte sich rasch auf die Vordersten der Feinde und warf sie zurück. Da aber machte sich ihr ganzes Heer zum Sturme fertig, es breitete sich aus längs des Dammes vor der Stadt und bei den Gräben, die zwischen Wall und Damm hinzogen. Wieder ersah l'Isle Adam, der Altmeister solchen Kriegs, den rechten Augenblick. Er ließ seine Scharfschützen seitwärts Stellung nehmen. Schreiend und waffenklirrend drangen die Bauern vor. Da plötzlich rasselte ihnen eine Wolke von Geschossen in die offene Flanke. Die Männer stockten. Neue Lagen von Pfeilen überschütteten sie, schlugen alles durch, sprengten Haube und Harnisch in Stücken. Die besten Männer fielen übereinander haufenweise. Nagel selbst stürzte zu Tode getroffen. Die Bauern zogen sich zurück auf ihren Damm.

Jetzt aber zog l'Isle Adam all seine Soldaten in einen Gewaltshaufen zusammen. Indem er mit der einen Hand die Lanze ergriff, mit der andern sein Banner schwenkte, ließ er den Ruf erschallen: „Wer mich lieb hat, folge mir!“ All seine

Offiziere schrien, die Hörner schmetterten, die Banner flatterten, der ganze burgundische Keil drängte den Bauern nach auf den Damm. Aus dem andern Thore rückten die Hoorner mit ihren Verbündeten vor, und griffen nicht minder herzhaft an. Von beiden Seiten schwoll das Gewühl zur Dammhöhe hinauf. Die Bauern aber wichen nicht vor dem Anprall, sie warfen dem Feind ihre Spieße und ihre Brust entgegen, und ihre sausenden Aexte schlugen gräßliche Lücken in die andrängenden Haufen. L'Isle Adam, der tapfere Bastard von Vieuville, und viele andere Herren und Bürger stürzten. Jedoch die Burgunder und Hoorner hatten Raum gewonnen, die Bauern aber geriethen durch die mörderischen Pfeilschüsse in Unordnung. Hier und dort stand der Feind schon auf der Dammhöhe, brach durch die Bauern, und zerriß ihre Reihen. Da endlich fingen sie an überall zu weichen, Schrecken überfiel die Tapfersten, Alles wandte sich zur Flucht: so mancher Mann, so mancher Pfad. Aber nun war der Tod auf ihren Fersen, unausweichlich zischten die Pfeilschüsse hinter ihnen drein. Was sich in den Sümpfen und Gräben verfing, wurde todtgeschlagen. Fast alle Angesehenen kamen um, wie verwundete Eber kämpften sie bis zum Tode. Der stärkste Haufe hatte sich nach Wognum geworfen, anderthalb Stunden von der Stadt. Dort nahmen sie nochmals den Kampf an, jedoch nur, um soviel mehr Todte und Gefangene zurückzulassen. Nur Brederode, und wer mit ihm war, konnte sich auf die Schiffe retten.

Auch auf Seiten der Sieger war der Verlust bedeutend. L'Isle Adam lag an Stirn und Bein schwer verwundet von einer friesischen Axt. Doch Verluste wurden in jenen Tagen leicht verschmerzt. War doch die Niederlage der grimmen Kennemer und Westfriesen gründlich, mußten sie doch fast alle ihre schrecklichen Banner, die Tod und Verwüstung durch Holland getragen, in den Händen der Feinde lassen. Diese zogen mit ihnen siegsprangend nach Hoorn zurück, und hingen sie in den Kirchen auf. Und war der Mittag reich gewesen an Freude

und Hoffnung, dieser Abend war den Hoornern so voll Lust und Herrlichkeit, so voll Jubel und Gelagen, daß sie noch lange von diesem Sonntagsabend erzählten, und über nichts wurde mehr gelacht, als daß die dummen Bauern sich hatten anführen lassen, als sie meinten, die Hoornerinnen in ihren Jacken und und Hauben wären wirklich Leute in Helm und Harnisch gehalten.

Siebentes Buch.

Unterjochung Hollands.

Erstes Kapitel.

Verderben des Landvolks in Nordholland.

Philipp in Hoorn. Befestigung der Stadt. Eroberung der letzten Forts der Kennemer und Waterländer. Alkmaer zum Dorf gemacht. Hausen burgundischer Kriegsvölker. Zertreten der Volksfreiheit. Eintreiben von rückständigen Steuern und Soldgeldern. Ungeheure Geldbußen. Verbot aller Wehr und Waffe. Aufhebung des Landrechts. Verlust der Privilegien. Eine Woche Rechtlosigkeit. Feuer- und Lichtgelder. Uebereignung von Gemeinden an Herren. Ein Volk plötzlich zu Hörigen gemacht. Maßregeln gegen die Häupter des Aufstandes. Hetzjagd auf die Flüchtigen und Verbannten. Belohnung der Treugebliebenen. Maßregeln gegen Geistliche. Kriegswüthen. Treffen bei Delft und Briel. Grimmiger Parteihaß.

Festlich wurde in Haerlem von Bürgern und Burgundern der große Sieg bei Hoorn gefeiert. Philipps ganze Armee nahm daran Theil, und seine Ritterschaft athmete tief auf, weil sie nun des Schreckens vor den friesischen Bauern enthoben war. Philipp selbst erschien alsbald zu Hoorn. Er wurde mit den größten Ehren empfangen, besuchte den tapfern l'Isle Adam, der noch lange an seinen schweren Wunden daniederlag, und belobte die Bürgerschaft, daß sie so treu und männlich gestritten und ausgehalten. Vor ihren Thoren aber ließ er eilends eine feste Burg erbauen, um die wichtige Stadt und ihre Treue sich desto sicherer zu bewahren.

Alsdann zog er im kleinen Lande umher, um die Reste des Aufstandes zu zerschmettern. Es war keine Gefahr mehr dabei, denn die härteste Arbeit hatte l'Isle Adam gethan. In jede Bauernhütte war der Jammer gedrungen, und alles unterwarf sich, wo Philipp herzog. Nur ein paar feste Plätze mußten noch bezwungen werden, insbesondere Alkmaer. Philipp ließ seine Kanonen fleißig spielen. Gegen die Burgunder Geschütze half keine friesische Hartnäckigkeit, ein Thor nach dem andern wurde aufgethan, und die Rache zog ein. Der große Herzog, der in der Prachtfülle seines Ritterthums schwelgte, er hatte einen Grimm auf diese mannhaften Freibauern, dessen er nicht Herr wurde. Eine Menge Gefangener wurden ihm vorgeführt: kein Lösegeld, keine Auswechslung. Die Köpfe wurden ihnen herunter geschlagen, „zur Sühne", so erklärte Philipp, „für den erschlagenen Freund Vieuville". Alkmaer wurde ausgebrannt, seine Thore Mauern und Thürme niedergerissen. Rings im Lande wurden die festen Häuser, in denen sich die letzten Hoeks gewehrt hatten, dem Erdboden gleich gemacht. Die Ueberlebenden mußten in Dorf und Stadt burgundisches Kriegsvolk verpflegen, das jetzt ebenso hochmüthig als räuberisch auftrat, und besonders unter den Bürgern von Alkmaer schrecklich hausete. Was dagegen auf den herrschaftlichen Schlössern, wie auf der Nieuweburg und Middelburg, zerstört war, hatten die Umwohnenden wieder herzustellen.

Furchtbarer noch, als Philipps blutige Rache an den Kennemern und Westfriesen, senkte sich in's Andenken der Zeitgenossen das Strafgericht, welches er über Recht und Freiheit des Landes verhängte. Der Fürst voll ritterlichen Glanzes weidete sich am Zertreten des germanischen Bauernstolzes. Er dachte ein Joch aus, schwer genug, um eines freien Volkes Nacken zu brechen. Das Leben ließ er den Unglücklichen, jedoch nahm er ihnen Alles, worin die Ehre und Freude ihres Lebens beruhete, gleichwie man einem herrlich grünenden Baume Blätter und Blüthen abstreift und nur das nackte Holz übrig läßt.

Am 13. August erging Philipps Spruch zu Amsterdam

gegen die Kennemer und gegen die Westfriesen. Er erklärte: „Mit vollem Recht hätten die Kennemer und all ihre Helfer durch ihren wiederholten Treubruch ihr Leben verwirkt und all ihre Güter und Rechte. Er wolle ihnen aber Häuser und Hofstätten nicht verbrennen, sondern sie ruhig darauf sitzen lassen, weil sie ihr Schicksal aufrichtig und mit freiem Willen in seine Hände gestellt, und weil er selbst allezeit gutherzig und gnädig sei und Erbarmen statt Härte wolle walten lassen.“ Folgendes waren seine Bedingungen:

Sie mußten alle rückständigen Steuern, Soldgelder, und Bußen zahlen, und dies traf auch Diejenigen, welche in die Städte geflohen und unter den Herzoglichen gegen ihre aufständischen Landsleute gedient hatten. Ja, selbst wenn die treugebliebenen Städte während des Aufstandes auf eigne Kosten Söldner gehalten, so mußten auch sie zuvörderst Alles nachzahlen, was aus früherer Zeit an Soldgeldern rückständig war. So strenge hielt der Herzog auf pünktliche Erlegung dieser neuen und ergiebigen Art von Steuern. Den ungetreuen Gemeinden aber wurden außer all jenen hoch angeschwellten Summen der Rückstände noch neue und ungeheure Bußen auferlegt. Haus und Hof gingen darüber zu Grunde, oder blieben auf lange Zeit hinaus mit Schulden überlastet.

In jeder Ortschaft erschienen des Herzogs Diener, welche diese Strafgelder unter die Einwohner vertheilten, je nach der Größe des Besitzthums oder der Verschuldung. Die Grotebroeker hatten zu erlegen 20,000 Kronen, die Assendelfter 10,000, die Westzaander 9000, die von Swirle, von Ackersloet, von Uitgeest je 8000, die von Texel und von Bewerdyck je 6000, von Wieringen 5000, und so ging es bis hinunter zu den kleinsten und ärmlichsten Ortschaften, welche wenigstens mit 500 Kronen angesetzt waren. Die Allmaerer, welche schon gräßlich mitgenommen waren, mußten wenigstens 8000 Kronen erlegen. In Summa sollte das kleine Kennemer Bauernland — ohne einmal die großen Rückstände an Steuern Soldgeldern und Brüchten mitzu-

rechnen — auf einmal 123,300 Kronen zahlen, während das ganze reiche Brabant nur eine Jahressteuer von 204,000 Kronen hatte. Binnen sechs Monaten mußte die ganze Summe erlegt sein: wer einen Monatstermin versäumte, zahlte gleich die Hälfte mehr. Um die Reichen noch härter zu treffen, zog der Herzog all ihre Darlehen ein, welche sie einst den Gemeinden und Körperschaften vorgestreckt hatten. Den Waterländer Ortschaften wurden viel geringere Summen auferlegt, jedoch binnen drei Tagen zu Amsterdam zu zahlen.

Nun hätte sich aus Armuth und Schulden das tüchtige Volk der Kennemer und Westfriesen wieder herausgearbeitet: es sollte aber noch in einer Weise erniedrigt werden, wie sie damals unerhört war. Kein Mann durfte mehr Waffen Harnisch oder Wehre tragen, keiner sie nur noch im Hause haben. Binnen acht Tagen, bei besonderer Strafe, mußte Jedermann abliefern, was er besaß an Schwertern Dolchen Beilen Hämmern Piken kurzen Lanzen Bogen und Büchsen. Die Ablieferung mußte für die Kennemer auf ihrer Feinde Rathhause zu Haerlem, für die Westfriesen auf ihrer Feinde Rathhause zu Hoorn geschehen. Nur ein schlechtes Brodmesser ohne Spitze durfte der friesische Mann behalten, gleich als wäre er der niedrigste Leibeigene, er, der auf nichts stolzer war, als auf sein uraltes Waffenrecht, und kein Juwel höher achtete, als die ehrenvollen Waffenstücke seiner Väter. Auch die wohlgeborenen d. h. die ritterlich freien Männer sollten fortan dem Fürsten auf eigene Kosten dienen.

Der freie Friese sollte aber auch rechtlos erscheinen, wie der Geächtete, wie der Räuber und Dieb, der Hals und Hand, nachdem sie ihm mit Recht aberkannt waren, mit Geld lösete, oder wie Bankerts Spielleute und herumziehendes Gesindel. Alle diese waren wie der Vogel in der Luft: sie hatten keine Heimath, an deren Recht und Frieden sie ihren Theil, keine Gemeinde, von deren Gesetze sie Schutz hätten. Damals einem Manne sein Landrecht nehmen, hieß ihm den Boden entziehen, in welchem sein bürgerliches Dasein wurzelte. Diese Strafe aber hatte der

burgundische Fürst für die Kennemer und Westfriesen ausgedacht. Sie verloren nicht blos ihre Freiheit von Zehnten Zöllen und Waggeldern, nicht blos ihre andern Privilegien, sondern sie verloren überhaupt ihr Recht, das geschriebene Landrecht wie das ungeschriebene.

Philipp selbst wollte ihnen erst festsetzen, gleichwie den Schlechtesten seiner Hofknechte, was als ihr Recht gelten sollte. Also setzte er nicht blos Alle ab, welche zur Zeit des Aufstandes ein Amt gehabt, sondern es wurde überhaupt das Recht aufgehoben, Richter und Schöffen zu sein oder zu wählen. Nicht einmal Deichbeamte zu küren, sollte mehr in der Gemeinde Macht stehen. Ohne besondere Erlaubniß der Grafen durften sich die Männer überhaupt nicht mehr in öffentlichen Angelegenheiten versammeln. Glockenschlag und Feuerzeichen wurden bei Strafe an Leib und Gut verboten. Es stimmte ganz dazu, daß den Bürgern von Alkmaer ihre Stadt „zu einem offenen Dorfe" erniedrigt wurde, das niemals wieder städtisches Recht erlangen könne. Nun mußte Philipp den Kennemern zwar sechs Tage später ihr altes Landrecht zurückgeben, denn das Land konnte sonst überhaupt nicht bestehen; allein sie behielten doch den Schimpf, fast eine Woche lang völlig rechtlos gewesen zu sein.

Es blieb noch übrig, eine Form zu finden, die friesischen Bauern den Hörigen möglichst nahe zu stellen. Also verordnete Philipp, daß „zu ewigem Andenken" im Lande der Kennemer und Westfriesen jede Wohnung, in welcher Feuer und Licht unterhalten werde, fortan jährlich dafür vier Groschen zahle, oder sofort gehe das Haus verloren. Das Recht aber auf diese Abgabe schenkte Philipp an seine Edelleute, welche entweder, wie die Egmonds, bereits große Grundherrschaften im Lande inne hatten, oder denen sie Philipp erst über mehrere Gemeinden verlieh, wie dem Vertheidiger Haerlems, Roland von Uutkercken. Dem Letzteren gab er die besondere Freiheit, in den ihm überwiesenen Gemeinden den Leuten die Waffen zu lassen oder zu nehmen nach Gutdünken. Er wollte diesem in Nordholland fremden

Herrn, den er schon sehr reich begütert hatte, noch mehr Gelegenheit geben, sich dort festzusetzen.

Solch ein Verfahren, mit welchem Philipp Recht und Freiheit eines ganzen Landes für immer niedertrat, ist ein Denkstein auf der Bahn, welche das Fürstenthum bis zur absoluten Gewalt zurückgelegt hatte. Man zierte sich im Mittelalter wahrlich nicht, wo es galt, Feinde und Empörer niederzuschlagen und zu brandschatzen, man wählte das demüthigendste Schauspiel der Unterwerfung: allein, die ganze bürgerliche Ordnung und Rechtsverfassung eines Volkes mit einem Mal zu zerbrechen, es mit einem Federzuge förmlich und gesetzlich recht- und waffenlos zu machen, plötzlich es mit ewig dauernden Lasten zu beladen, — das schien doch höchstens denkbar gegen Wenden und Ungläubige. Insofern ist das Strafurtheil über die Kennemer und Westfriesen ein merkwürdiges Gegenstück zu dem Dortrechter Statut Johanns von Bayern, in welchem er mehrere Jahre vorher dieser mächtigsten Stadt Hollands die Freiheit gab, ihr Recht und ihre Verfassung über das Land hin auszudehnen. Ein Jahrhundert später wurde Philipps Neuerung von den Siegern über die deutschen Bauernaufstände fleißig nachgeahmt.

Uebrigens galt auch die Gnade und Mildherzigkeit, deren sich der Burgunder noch rühmte, nur der minderschuldigen Volksmasse. Die eigentlichen Schürer und Häupter des Aufstandes und Alle, die noch hartnäckig schienen, wußte er noch anders zu fassen. Er behielt sich nämlich vor, aus den angesehenen Leuten in jeder Ortschaft Geißeln zu nehmen, wann und soviel er nur wolle, bis alles vollbracht sei, was er dem Lande auferlegt. Widersetzlichkeit werde er an Leib und Gut ahnden. Außerdem werde er noch zehn Schuldige von den Kennemern, zehn von den Westfriesen auswählen, mit ihnen nach seinem Willen zu thun. Und von der Versöhnung ebenfalls ausgeschlossen erklärte er alle Diejenigen, welche mit Jakobäa in Gouda gewesen oder welche geflüchtet seien, insbesondere auch, welche mit Rath und That halfen zu dem Tode seines Alkmaerer Schultheißen, Heinrich von

Thorenburg. Gegen die Flüchtlinge sodann und gegen die früher Verbannten richtete er eine förmliche Hetzjagd in's Werk. Er ertheilte Freibriefe, sie zu Wasser und zu Lande todtzuschlagen, oder zu fangen, mit dem Beisatze, daß er jeden Gefangenen, den er wolle, für 50 Schillinge selbst an sich nehmen könne, und wenn er ihn hinrichten lasse, ihn umsonst habe. Andere Bevollmächtigte sandte er aus, der Habe und den Gütern der Flüchtlinge und Verbannten nachzuspüren und sie auf der Stelle zu Gelde zu machen.

Seiner klugen Gewohnheit gemäß belohnte dagegen Philipp die Treugebliebenen. Auch Roland Uutkerckens Sohn, Ritter Johann, erhielt eine feste und einträgliche Stellung in Holland, nämlich die werthvolle Herrschaft über Schloß und Stadt Woerden. Den Haerlemern, welche großen Schaden erlitten und an ihrer Stadt eine neue Feste erbauet hatten, wurden 12,000 Schildthaler von den Kennemer Strafgeldern angewiesen. Ihr Weichbild wurde erweitert. Das Haerlemer Schöffengericht durfte sogar Leute aus dem Kennemer- und Rheinlande mit Verbannung bestrafen. Die Bauern sollten wissen, daß fortan die Bürger zu Haerlem ihre Oberen seien.

Die meisten Geistlichen hatten auch in Haerlem ihre Zuneigung für die rechte Landesfürstin nicht verhehlt. Philipp beurkundete dagegen der Stadt, daß fortan keine neuen Klöster errichtet werden, und daß die Beghinen keine Haerlemer Bürgerinnen annehmen sollten. Auch wurde die Steuerfreiheit der Geistlichen von allem Grundbesitze ausgeschlossen, den sie etwa noch erwerben möchten. Der Prior aber der Predigermönche erhielt für seine guten Dienste ein Jahrgeld von zehn Kronen.

Nachdem Philipp sein Strafgericht über die freien Bauern in Nordholland gehalten, rasete der Krieg Monate lang in voller Wuth über alle Anger und Gewässer in Holland. Die burgundischen Besatzungen, unterstützt von den Kabeljaus, fielen aus und warfen sich auf die Schaaren und Schlösser der Hoeks. Die Kriegsflotten aus Holland und Seeland waren unaufhörlich auf den Flüssen und an den Küsten in Bewegung. Johann

von Uutkercken mit der Ritterschaft marschirte gegen Gouda. Johann von Lens der Bastard hatte all die Bogenschützen bei Montfort Oudewater und in der Umgegend versammelt. Sie konnten aber nichts ausrichten: die Stellung der Hoeks war zu fest, ihr Widerstand nicht zu erschüttern. Schon bei Delft warfen sie sich den Burgundern im Felde entgegen. Ihre Flotte stieß bei Briel mit der feindlichen hart zusammen. Noch ein drittes größeres Treffen wurde geliefert. In diesen drei Treffen unterlagen die Hoeks, in andern blieben sie Sieger. Denn hatte Philipp überall seine geübten Söldner und seinen Ueberfluß an Geschütz und Kriegsmaschinen aller Art, so waren die Hoeks desto reicher an Muth Zorn und hartnäckigem Sinn. Unsäglich waren die Mühen und Arbeiten der Männer, zahllos die Scharmützel, zahllos die Häuser und Burgen, die Dörfer und Städte, welche in Rauch aufgingen, — das Ergebniß war kein anderes, als daß Philipp seine Heere aufrieb, und seine Aussicht auf endlichen Sieg keineswegs größer wurde. Die Burgunder waren wüthend, daß sie so wenig ausrichteten: in den Hoeks aber kochte unersättlich der Nationalhaß gegen die Wälschen und ihre Helfer, die Kabeljaus.

Der Kampf hatte jenen entsetzlichen Charakter angenommen, der nicht selten das Erzeugniß lang dauernden Bürgerkrieges ist. Die Parteien haben sich gegenseitig wund und matt geschlagen, noch immer schwankt der Sieg, jedoch nicht der wachsende Ingrimm. Um Rache schreit das vergossene Blut der Freunde und Mitbürger, verblendeter beharrt Alles in unversöhnlichen Grundsätzen. Das ist ja die tiefe Noth und Qual in Bürgerkriegen, daß jede Partei ein gewisses Recht hat, und daß sie eben deshalb sich nimmer entschließen kann, in den Gegnern etwas anderes, als Frevler wider das Recht zu erblicken. Ohnmächtig zum Siegen sucht man in heimtückischer Gier, wie dem Feinde recht in's Herz zu stoßen, und Wenige denken daran, daß das traurige Ende nichts sein wird, als Zerstörung auf beiden Seiten, des Landes Verödung, und unsäglicher Jammer in der Familie.

Zweites Kapitel.

Bischof Sweder von Kuilenburg.

Holland und seine Nachbarländer. Erbfolgekrieg in Geldern. Arnold von Egmond und Adolf von Berg. Vorherrschen der hoekischen Gesinnung im Utrechter Lande. Tod des Bischofs Friedrich von Blankenheim. Das Stift und die benachbarten Fürsten. Die Bischofskandidaten. Wahltag. Haus Kuilenburg. Huldigung Rudolfs von Diepholt. Gegenerklärung des Pabstes. Aufregung im Ober- und Niederstift. Auftreten Sweders. Einwirkung der Kriegsläufte in Hennegau und Holland. Sweders Einzug in Utrecht. Die Verbannten zwischen den Seilen. Tödtung und Vertreibung der Lichtenberger. Sweder Herr im Niederstift. Sein Bündniß mit Philipp. Lage der Hoeks. Ihr Werben und Wühlen im Stiftslande.

Wenn in Holland die Parteiwuth loderte, entzündete sich das Feuer gewöhnlich auch in den Nachbarländern. In Brabant freilich war man nach der fürchterlichen Aufregung, welche die Brüsseler Umwälzung begleitete, und nach den Opfern, welche die Kriege mit Johann von Bayern und mit Humfried gekostet hatten, diesmal geneigt, Ruhe zu halten. Dafür wurden um so mehr Geldern und Utrecht die Schauplätze des burgundisch-holländischen Krieges.

Im Herzogthum Geldern hatten zur Zeit die kabeljauisch Gesinnten festen Fuß gefaßt. Wenn sie in früheren Parteikämpfen aus ihrem Lande flüchten mußten, so fanden sie allemal Zuflucht bei Johann von Egmond. Als nun im Jahre 1423 Herzog Rainald von Geldern starb, wußte diese Partei es so zu stellen und zu drehen, daß Arnold von Egmond, dem Sohne der Marie von Arkel, von der Mehrheit in Geldern gehuldigt wurde. Dieser war freilich erst dreizehn Jahre alt, und seine ganze Blutsverwandtschaft mit dem letzten Herzoge beruhete darauf, daß dessen Schwester seine Großmutter von mütterlicher Seite war. Allein Ritterschaft und Städte wurden gewonnen durch ansehnliche Vermehrung der

ständischen Freiheiten. Des jungen Fürsten Vater übernahm die Regentschaft, sechszehn Abgeordnete der Stände traten ihm als Mitregierer an die Seite, selbst für die Anstellung der Beamten sowie den Abschluß ihrer Rechnungen sollte ständische Zustimmung nöthig sein. Eine andere Stütze fand sich bei dem Herzoge Philipp von Burgund. Dessen Schwester war mit dem Herzoge von Kleve vermählt, ihre achtjährige Tochter wurde mit dem Prinzen verlobt, und dabei festgesetzt: wenn sie sterbe, ehe sie mannbar geworden, so müsse er ihre jüngere Schwester heirathen, und wenn er selbst sterbe, so trete sein Bruder in das Eheversprechen ein. Nun wurde die Gegenpartei in Geldern leichter Hand überwältigt, und bei dieser Gelegenheit machte sich auch ein alter Haß auf Wilhelm von Drueten Luft, dessen verrätherische Flucht vor sechs Jahren, als Jakobäa Gorkum stürmte, ihr den Sieg erleichtert hatte. Er wurde in Maesbommel von Rittern und Knappen gerichtet und des Todes schuldig erkannt. Nur von des Fürsten Gnade wurde die Strafe in ewige Verbannung verwandelt.

Schon aber hatte sich Herzog Adolf von Berg erhoben, und forderte Geldern, weil er von der Schwertseite mit dem verstorbenen Herzog verwandt war. Er erhielt im April 1425 vom Kaiser Sigmund die Belehnung, denn er brachte ihm Geld, und wie die Sachen einmal standen, so konnte der Kaiser in der Ausbreitung der Kabeljaus nur die Vergrößerung des burgundischen Einflusses sehen. Das Recht war hier, wie in Holland, auf des Kaisers Seite, weil mit dem Tode des letzten Herzogs, der kinderlos starb, sein Land als Reichslehen dem Kaiser anheim fiel. Adolf von Berg besetzte Jülich, während Arnold von Egmond Geldern behauptete. In dem blutigen Kriege, der jetzt im Utrechter Nachbarlande ausbrach, suchte jeder Theil auch für Geldern die Entscheidung.

Diese Utrechter Händel geben wieder ein lebhaftes Spiegelbild, wie es damals herging in den Niederlanden und ähnlich überall im deutschen Reiche. Die Lichtenberger Partei, welche

mit den Hoeks verschwistert war, hatte seit 1415 im Utrechtschen das Ruder geführt, und selbst Johann von Bayern vermochte es nicht durchzusetzen, daß ihre Gegner, die Lockhorsten, wieder emporkamen. Im Utrechter Bischofslande blieb einmal konservative Gesinnung weitaus die vorherrschende. Der lebhafte Großhandel, der früher von hier aus betrieben wurde, hatte zwar bei den zahlreichen ritterbürtigen Familien in Stadt und Land reiche Schätze zurückgelassen: allein mit Neid mußten sie wahrnehmen, wie die Handelsblüthe nunmehr das Erbtheil der großen Städte in Holland geworden. Dort war treibendes Leben auf den Märkten, die Häfen voll Schiffe, die Werkstätten voll erfinderischer Arbeiter: hier stiller Ackerbau, kleiner Zunftkram, und langsamer Hinterhandel. Aus ähnlichen Gründen, wie auf den seeländischen Inseln, gab es daher im Utrechter Stift so viele feste Hoeks.

Bald nach dem endgültigen Friedensschlusse mit Johann von Bayern, im Oktober 1423, starb, mehr als achtzig Jahre alt und nach dreißigjähriger Regierung, Bischof Friedrich von Blankenheim, dessen gewaltige Gestalt, ausgerüstet mit hohem Muth und tiefer Staatskunst, noch lange in der Menschen Gedächtniß aufrecht stehen blieb. Als er auf dem Sterbebette lag, verdunkelten sich seine Blicke vor den finstern Wolken, die er drohend über seinem Lande hängen sah. Der letzte Laut des Heldengreises war ein schwerer Seufzer, daß er das Unglück nicht abwenden könne. Schon vier Wochen nach seinem Tode, am St. Martinstage, schlug man sich die Köpfe blutig. Denn die Parteien standen mit ungelöschtem Grimme sich gegenüber, und selbst in der Kirche trug Jedermann heimlich ein scharfes Schwert unter dem Mantel.

Auf St. Martin war nämlich Wahltag, und der Bewerber eine lange Reihe. Fast jeder Fürst am Niederrhein hatte sich beeilt, seinen Kandidaten aufzustellen. Bei dem altehrwürdigen Glanze, welcher den Utrechter Dom umgab, und bei der Leichtigkeit, mit welcher das parteizerrissene Stiftsland den Zugang zu seiner höchsten Würde zu eröffnen schien, kamen die benachbarten Fürsten jedesmal, wenn ein Utrechter Bischof gestorben, in Auf=

regung. Jeder wollte einen Freund oder Verwandten auf den erledigten Stuhl bringen. Johann von Büren war vom Lütticher Bischof, Walrave von Mörs von seinem Bruder, dem Kurfürsten von Köln, Albert von Hoya von seinem Onkel, dem Bischof von Münster, vorgeschlagen, und Gerhard von Kleve durch den Herzog von Berg. Als die zwei vornehmsten Bewerber aber traten auf Rudolf Graf von Diepholt, Probst zu Osnabrück und Kölner Domherr, Kandidat seines Blutsverwandten, des Herzogs von Kleve, — und Sweder von Kuilenburg, der Utrechter Domprobst, Johanns von Egmond Neffe, welchen der gefürchtete Herzog Johann von Bayern aufstellte. Schon aus Haß gegen diesen Hort und Helden der Kabeljaus waren die Hauptstädte des Bisthums, Utrecht Amersfort Deventer Zwolle Kampen Groeningen, gegen Sweder eingenommen, und da Rudolf von Diepholt als ein tüchtiger und kriegerischer Herr erschien, so thaten sie Alles, um die Wahl auf ihn zu lenken. Er selbst war mit seinem Herzog von Kleve und dem Grafen von Blankenheim herbeigekommen. Die kabeljauisch Gesinnten aber, oder, wie man sie im Utrechtschen nannte, die Lockhorsten, richteten um so entschiedener ihre Augen auf Sweder von Kuilenburg, der ja auch Egmonds Blutsfreund. Das Haus Kuilenburg hatte seit Beginn dieser Parteikämpfe ebenso als eine Säule der Kabeljaus im Utrecht'schen dagestanden, wie die Egmonds in Holland. Fanden die Utrechter Kabeljaus Herberge bei den Egmonds, so stand ihren aus Holland vertriebenen Freunden das Kuilenburger Schloß offen. Johann von Bayern hatte seinen vertrauten Rath Franz von Borsselen, der in Staats- wie in Kriegshändeln thätig und tüchtig, mit fünfzig Gewappneten zum Wahltag in die Bischofsstadt einreiten lassen. Dieser Aufzug mußte vollends die Bürgerschaft erbittern.

Die Kapitel der fünf Hauptkirchen Utrechts hatten sich versammelt, und ihr Wählen wollte nimmer enden. Die Domherren schienen dem Kuilenburger, die andern Stiftsherren mehr dem Diepholter geneigt. Da pochte der Bürgermeister Proeys, ein heißköpfiger Lichtenberger, ungestüm an die Thür des Kapitel-

saals. Seinen Neffen, den Dechant von St. Peter, rief er an und schrie, daß Alle es hörten: „Mord und Todtschlag gäbe es, wählten sie einen anderen, als den Rudolf.“ Empört stand das Domkapitel von seinen Plätzen auf, und erklärte: „Bei solcher Gewaltsdrohung wähle es nicht.“ Die andern vier Kapitel setzten aber die Wahl fort, und die meisten Stimmen fielen auf Rudolf, einige auf Johann von Büren, nur Wenige mochten Sweder. Dieser sah, wie hier die Sachen standen, und erklärte: „er übertrage seine Stimme auf Rudolf von Diepholt, keiner sei zum Bischof würdiger.“ Nun holte man den Gewählten gleich herbei. Stattlich hielt er im Geleite des Herzogs von Kleve und des Grafen von Blankenheim seinen Einzug, und alles huldigte ihm als dem erkorenen Fürsten und Bischof.

Allein Johann von Bayern hätte nicht seine Wege und Freunde in Rom kennen müssen, sollte er so leicht auf sein Spiel verzichten. Papst Martin V., dessen Bullen schon so viel Unglück in den Niederlanden angerichtet, sollte mit seinen Aussprüchen auch das Utrechter Land nicht verschonen. Der Pabst erklärte: „Diepholt sei zwar Domherr und Domprobst, allein trotzdem ein ungelehrter und weltlich gesinnter Mann, der nicht einmal Latein verstehe: man müsse einen Anderen wählen.“ Als die Stiftsherren darauf bestanden, ihre Wahl sei rechtmäßig geschehen, so vollzog jetzt der Papst eine Anwartschaft, welche er schon früher dem Bischof von Speier auf den Utrechter Stuhl gegeben hatte.

Diese Nachricht versetzte das Land in größte Aufregung. „Nimmermehr“, so sagte Geistlich und Weltlich, „lasse man sich so etwas vom römischen Hofe gefallen.“ Die Stiftsherren appellirten an eine allgemeine Kirchenversammlung. Die Utrechter und Amersforter im Niederstift bedachten sich noch, was zu thun. Die Städte Deventer Zwolle Kampen aber mit der ganzen Ritterschaft des Oberstifts und dem Herzog von Kleve hielten rasch eine Landesversammlung und erklärten laut und öffentlich: „Sie ständen zum Diepholter: sei er noch nicht Bischof, sei er doch Postulat, und darum Keiner, als er, Vogt und Mombar

des Stifts." Ihm übergaben sie auch die Schlösser und Einkünfte des Bisthums. Dies war um die Zeit, als man Humfrieds und Jakobäas Landung mit mächtigem Heere täglich erwartete. Je glücklicher sich für Jakobäa die Dinge anließen, je kühner die holländischen Hoeks wieder das Haupt erhoben, um so mehr wuchs auch Rudolfs Macht und Anhang. Der Speierer Bischof war ein betagter Herr, und als er von den Unruhen in den Niederlanden hörte, entsagte er lieber dem Utrechter Stift, als daß er hinginge. Unglücklicher Weise aber geschah die Verzichtung nur zu Gunsten eben jenes Sweder von Kuilenburg, der nun sein Gold nach Rom spielen ließ, und alsbald die gewünschte Anerkennung von dort erhielt. Jakobäa war unterdessen in den Hennegau eingedrungen, und Johann von Bayern war gestorben. Kaum hatte nun der Pabst Sweder zum Bischof erhoben, so erklärten sich auch die Städte des Niederstifts gegen ihn. Sie sandten Botschaft nach Rom: „Sweder habe sein Amt nur durch Simonie, und sein Geschlecht stehe seit dreißig Jahren in offener Feindschaft wider Utrecht, dagegen mit den Egmonds, den unversöhnlichen Landesfeinden, sei es ebensolange verbündet." In der Hauptstadt wurde mit Schelle und Ausruf bekannt gemacht: „Wer es nicht mit Rudolf dem Postulaten halte, müsse Utrecht meiden."

Sweder aber war klug und verschlagen, und wartete seiner Zeit. Der Pabst sandte ihm die Ernennungsbulle, und ließ den Utrechter Abgesandten auf drei Tage in's Gefängniß werfen. Ganz im Stillen wurden mehrere Stiftsherren auf Sweders Seite gezogen, und plötzlich bemächtigte er sich der Städte Amersfort und Rhenen und der festen Burg Terhorst. Denn schon war die Sache der Hoeks in Holland im raschen Sinken begriffen, und ihre Utrechter Freunde ließen die Köpfe hängen. Das englische Heer war aus dem Hennegau abgezogen, ehe es nur Holland berührt hatte, und Jakoaäa trauerte im Gefängnisse zu Gent. Der Herzog von Burgund aber, der große Beschirmer der Kabeljaus, erschien als Meister in den Niederlanden. Also

trat auch die Hauptstadt Utrecht mit Sweder in Unterhandlung. Dieser griff mit beiden Händen zu, und versprach sein Schönstes und sein Bestes. „Er wolle regieren ganz nach Rath und Willen der Geistlichkeit; fern sei ihm alle Rache an seinen alten Gegnern; Verbannte werde er nicht mehr, als ihm erlaubt würden, zurückführen; gegen alle andern Geflüchteten dem Rechte freien Lauf lassen; seinen Oheim Egmond aber, dessen Burg und Stadt Ysselstein die Utrechter geschleift hatten, wolle er mit aller Kraft abwehren.“ So gelobte er unter heiliger Betheuerung. Im Herzen aber nahm er sich vor, seinen Feinden, so geschwind es sich thun lasse, den Kopf zu zertreten, damit sie nimmer wieder an seinen Schaden dächten.

Am 21. August 1425 hielt der Kuilenburger seine prunkvolle Auffahrt in Utrecht. Stolz und zahlreich ritten mit ihm ein seine ritterlichen Verwandten, alle vollgewaffnet und ihre Reisigen hinter sich. Die Geistlichkeit stand an der Bürgerbrücke mit Gesang und Weihrauch, und geleitete den neuen Bischof mit brennenden Kerzen in's Kapitelhaus. Dort beschwur der Fürst die Landesverfassung. Dann schritt er empor zum Dome, und bestieg seinen Bischofsstuhl im Chor, während man das Tedeum sang. Als das zu Ende, zog Sweder feierlich ein in seinen bischöflichen Palast. Die Bürger aber hatten ein Auge darauf, wer hinter ihm ging zwischen den Seilen. Denn es war auch in Utrecht Herkommen, daß bei dem Huldigungseinzuge eines Fürsten hinter ihm Verbannte gehen durften. Sie gingen zwischen zwei Seilen, gleichsam unter seinem Schatten konnten sie die Vaterstadt wiedersehen. Da erblickte man unter ihnen auch einen Lockhorsten, zu dessen Rückkehr der Rath keine Erlaubniß gegeben. Gleich waren die Stadtknechte da, traten über das Seil, faßten den Mann, und schleppten ihn fort in den Thurm. Das gab nun Aerger und Geschrei unter des Bischofs Reisigen und Anhängern. Die Degen blitzten, das Gefecht wurde blutig, und die Bischöflichen stürmten nach dem Gefängnisse und befreieten den Lockhorsten. Die ganze Stadt gerieth in Aufruhr. Sweder aber ließ eilig

das Stadtbanner aufrichten und den Aufruf erschallen, Jedermann solle sich zu ihm stellen. Und als viele Bürger diesem Beginnen noch wehren wollten, fielen Ritter und Reisige auf allen Straßen und Plätzen über sie her und hieben und stachen auf sie ein. Solcher Dinge hatten sich die Lichtenberger nimmer versehen, sie flüchteten von den Straßen, und verrammelten sich in ihren Häusern. Doch man brach die Thüren auf, drang auf die Verhaßten ein, und schlug sie nieder. Viele blieben auf der Stelle todt, noch mehr lagen verwundet, Einige flüchteten. Aus den Häusern schallte das Krachen und Toben der Plünderer. Der Bürgermeister Proeys lag krank im Bette: der Bischof aber schickte Leute zu ihm, die mit ihren Schwertern auf ihn einhieben, daß sein Blut in's Zimmer floß. Als Sweder hörte, Proeys lebe noch, rief er in seiner Wuth: „Dann wolle er selbst hin und ihn todtstechen mit eigener Hand.“ Da liefen ein Paar von den Fleischhauern und andere Gesellen zu Proeys, stießen den Priester, von welchem der jammervolle Mann eben die letzte Oelung empfing, vom Bette weg, und schlugen den Bürgermeister vollends todt.

Die Schuld all der Verbrechen dieses Huldigungstages nahm der neue Bischof öffentlich auf sich, gleich als ob nur Frevler gerechte Strafe getroffen. Jetzt mußte auch Ritter Johann von Renesse, das Haupt der Lichtenberger, die Stadt verlassen, seine Freunde wurden mit ihm vertrieben, oder sie verloren ihr Bürgerrecht. Darauf zog Sweder nach Amersfort, und bereitete hier den Hoekischen ebenfalls sein Utrechter Quartier. Einige wurden todtgeschlagen, Andere flüchteten, Viele wurden regelrecht verbannt. Nachdem auch hier reine Bahn gemacht, kehrte Sweder nach Utrecht zurück, und bildete sich die zahlreiche und wohlbewaffnete Fleischhauergilde, welche Geschmack an seinen blutigen Gewaltthaten fand, zu seiner Leibgarde aus. Andere Zünfte, welche dem Bischof weniger zugethan, wurden dafür in ihren Rechten verkürzt.

Als darauf der Herzog von Burgund das Heer der Hoeks

und der Engländer bei Brouwershaven vernichtete, und Herr über ganz Holland wurde, suchte Sweder sich durch dessen Macht und Ansehen zu stärken. Gerne ging Philipp auf das angetragene Bündniß ein, weil ihm der Pabst durch eine Bulle befohlen hatte, den Utrechter Bischof zu seinem Recht in den Stiftslanden zu verhelfen. Im Vertrage, welchen sie sieben Wochen nach der Schlacht von Brouwershaven am 8. März 1426 abgeschlossen, sicherten sie einander zu, sich bestens in ihren Unternehmungen zu unterstützen, und jeden Verkehr ihres Landes mit des Andern Feinden aufzuheben. Insbesondere gelobte Sweder, keine Zufuhr von Lebensmitteln oder Kriegszeug nach Jakobäas Städten zu dulden, und, wenn Philipp eine davon angreife, sofort vor dem Platze mit soviel Gewaffneten, als Philipp heische, zu erscheinen und ihm kriegerisch zu dienen, und zwar in eigener Person. So gestärkt und verbürgt sah Sweder nicht ein, was ihn noch hindern könne, seinen tyrannischen Gelüsten freien Lauf zu lassen.

Allein gerade auf das Unglück von Brouwershaven folgte eine Wendung der Dinge im Utrechter Lande. Die Hoeks hatten längst Philipps Plan gemerkt. Sie sahen, wie er das Gebiet, welches Jakobäa von Gouda aus beherrschte, immer enger mit Blockhäusern oder kleinen Forts umzingeln, die Wasserwege nach dem Süden Hollands ihnen verschließen wollte. In den Dortrechter Gewässern sammelte sich eine übermächtige Flotte. Nicht lange mehr, und die Raubschiffe der Hoeks, welchen der Weg über Alfen bereits versperrt war, konnten auch weder auf dem Leck, noch auf dem Yssel mehr durch. Dann waren sie von ihrem zweiten Hauptplatze, Sevenbergen, von England, von ihren letzten Freunden auf den seeländischen Inseln abgeschnitten. Eifrig richteten sie daher ihre Anstrengungen auf das Utrechter Bisthum. Dieses Land, welches ihr Gebiet als Hinterland umgab, mußten sie gewinnen, um von dorther neue Kräfte zu ziehen, und vor allen Dingen sich über die Südersee stets offenen Zugang zum Meere zu sichern. Es eilten die Häupter der Hoeks in die Städte und Burgen des Stiftslandes, und warben und wühlten,

bis sie neue Pläne in's Werk gerichtet hatten. Von den Lichtenbergern, welche zu ihnen geflüchtet kamen, wurden sie dabei auf das Eifrigste unterstützt. Alles was im Utrechtschen hoekische Neigungen hatte, war empört über Sweders Gewalthaten. Die Vollkraft aber einer Partei, die tief im Volke eingewurzelt ist, pflegt erst dann anzuschwellen, wenn sie des Feindes Fuß in ihrem Nacken fühlt.

Drittes Kapitel.

Gewinn des Utrechter Landes für Jakobäa.

Verfluchung des Oberstifts durch Sweder. Die Pfingstmönche. Vertreibung der Lockhorsten aus Utrecht. Sweder und die Geldernschen in Amersfort. Fehdebriefe allerseits. Bündniß zwischen Burgund und Geldern. Umzingelung von Jakobäas Gebieten. Ritter Wilhelm Bastard von Holland. Schwere Soldgelder der Holländer. Philipps Abreise. Früchte seines zweiten Feldzugs nach Holland. Volk und Geistlichkeit in Utrecht. Vorladung Sweders. Allgemeine Verbürgung gegen ihn. Eroberung von Amersfort.

Sweder hatte nur die eine Hälfte des Bisthums, das Niederstift, an sich reißen können, die andere Hälfte, nämlich die oberysselschen Städte Kampen Zwolle Deventer und die ganze Ritterschaft im Oberstift, leistete einhelligen Widerstand. Da verfluchte er sie mit fürchterlichem Fluche, und belegte Städte und Dörfer des Oberstifs mit dem Interdikte. Einige Priester fingen an, aus Gehorsam gegen den Papst ihre Kirchen zu schließen. Die Landesregierung erklärte ihnen rund heraus: „Sie hätten die Wahl, die Kirchen sofort wieder zu öffnen und Gottes-

dienst zu halten nach wie vor, oder auf der Stelle das Land zu meiden." Geistliche, welche weder das Eine noch das Andere thaten, wurden vertrieben. Auf einer neuen Zusammenkunft zu Deventer beschlossen Städte und Ritterschaft, alle Schlösser und Dörfer des Oberstifts auf Rudolfs Herrschaft zu stellen, nach Rom aber den Stiftsherrn Johann Borchgreven zu senden, daß er öffentlich in ihrem Namen an eine allgemeine Kirchenversammlung appellire. Schon ließen sich Erfolge der Thätigkeit der holländischen Hoeks im Niederstifte spüren. Aller Orten fing man an, Waffen zu rüsten, die Gleichgesinnten aufzusuchen, den Haß gegen Sweder aufzustacheln.

Als Jakobäa mit großem Haufen Volks nach Haerlem aufbrach, begleitete sie ein Theil der Lichtenberger, und zur selben Zeit begann auch Rudolf von Diepholt seine Unternehmungen. Er kam heimlich auf der Wulfenburg an, nur eine Stunde von Utrecht. Falsche Freunde riethen Sweder, er möge doch nicht immerfort in Utrecht wohnen, sondern auch in Amersfort Rhenen oder Terhorst: das werde auch die Bewohner jener Gegend für ihn günstig stimmen, zudem sei die Hofhaltung dort billiger. Der Rath gefiel ihm, und noch im Frühjahr 1426 nahm er seine Residenz in Amersfort. Nun wurde Pfingsten gefeiert, — am 19. Juni, — und die Utrechter wunderten sich, als Nachmittags ein ganzer Haufen von Mönchen, fünfzehn an der Zahl, in's Thor und nach dem Marktplatze ritten. Allerdings sonderbare Mönche, denn sie trugen unter ihren Kutten Schwert und Harnisch, und ihr Probst war der verbannte Ritter Johann von Renesse. Plötzlich ließen sie die Kutten fallen, stellten sich vor dem Rathhause auf, die blanke Wehr in der Hand. Schon eilten mit klirrenden Waffen Bürger aus allen Straßen herbei. Es waren die heimlich Verbündeten, die von dem Anschlage wußten. Allen voran sprengte hoch zu Rosse daher Johann von Büren mit seinen Knappen. Diesem Manne begegneten wir schon einmal, als er mit dem jungen Herzog den plötzlichen Einfall in Brüssel machte, und eben noch mit blauem Auge davon kam.

Jetzt war er zweimal Probst, einmal in Aachen und dann in der St. Marienkirche in Utrecht, und obwohl er in Utrecht selbst auf der Bischofswahl gewesen, blieb doch seine liebste Freude das edle Waffenwerk.

Während diese Schaaren lärmend den Marktplatz erfüllten, hatten auch die Fleischhauer sich rasch unter dem Stadtbanner geschaart. Auf der Rodenbrücke setzten sie sich fest, und riefen alle Bürger auf, die des Bischofs Freunde seien. Während sie aber noch dastanden und harrten, rasselten Renesse und Büren schon die Straße herunter. Unverzagt griffen sie an, die Fleischhauer ließen das Stadtbanner fallen, und „gingen laufen.“ Renesse kehrte mit den Seinigen fröhlich auf den Marktplatz zurück, und mehr und mehr Bürger stellten sich zu ihm. Da überkam Alle von der Gegenpartei große Furcht Die Einen stürzten sich über die Stadtmauern hinunter, die Andern versteckten sich, und die man fing, schwuren gleich Urfehde, daß man sie nur aus der Stadt ließ. Wieder begann das allgemeine Treibjagen. Die Lockhorsten mußten alle hervor, ihre Häupter wurden verbannt, die Uebrigen mit Verlust des Bürgerrechts gestraft. Damit war es um die Utrechter Kabeljaus-Freunde geschehen.

Bischof Sweder kam wüthend von Amersfort herangeritten, sah aber nur verschlossene Thore, und hörte nicht anders, als daß sein Nebenbuhler Rudolf von Diepholt schon in der Stadt sei, von den Bürgern gar fröhlich empfangen. Sweder mußte zurückreiten. Niemals sollte er Utrechts Domthurm wiedersehen, als aus weiter Ferne. Als er wieder vor Amersfort kam, zeigten sich auch hier die Thore verschlossen, und es kostete ihm viel Mühe und gute Worte, bis die Bürger ihn nochmal einließen. Er aber dachte, als er wieder drinnen war, wenigstens aus Amersfort lasse er sich nimmermehr herausbringen, diese Stadt solle Hauptplatz seines Krieges werden. Jedoch klug, wie er war, benahm er sich vorsichtig und zurückhaltend, bis er in der Stille sein Bündniß mit Johann von Egmond und dessen Sohne, dem

jungen Herzog von Geldern, fertig hatte. Gleich nach Abschluß desselben, gegen Ende des Juli, zog Egmond mit fünfhundert Gewaffneten aus Geldern heran. Amersfort oder die erste beste Stadt, welche sie im Utrechter Stiftslande erobern würden, sollte ihnen als Unterpfand für die Kriegskosten dienen. Aber auch die Amersforter waren vorsichtige Leute, ihre Thore flogen zu, die Fallbrücken auf, und Sweder erhielt die Erklärung: „Sie wären nicht solche Narren, daß sie in ihre Stadt fremdes Kriegsvolk einnähmen, dessen Ziel und Arbeit sie nicht wüßten." Lange Zeit warteten die Fünfhundert draußen, und als sich keine Pforte aufthun wollte, ritten alle wieder ab, und waren verschwunden.

Die Amersforter fragten lachend, wo denn all die Geldrischen so plötzlich geblieben, als hätte sie die Erde verschluckt? Sie steckten aber im Gebüsch und Röhricht der Umgegend, und hatten sich bis zu tausend Mann vermehrt. Eines Morgens in erster Frühe schlichen sie wieder näher an die Stadt. Zur selben Stunde kam Sweder, der den Anschlag eingegeben, mit großem Gefolge drinnen an's Thor geritten, und verlangte in's freie Feld, sich zu erfrischen. Es war das gerade die Zeit, wo die Mägde mit Milcheimern vor die Stadt zum Melken gingen. Sweder hielt im Thorweg an und wartete, als wenn noch Leute aus seiner Wohnung kämen, und man mußte die Pforte so lange offen halten. Spornstreichs flogen da seine Geldrischen herbei, füllten die Thoröffnung, und als sie Alle beisammen waren, drangen sie in die Stadt, und trieben sofort in die Verbannung, wer sich widersetzte. Dies war am 30. August. Nun richtete sich Sweder in Amersfort besser ein. Eilig baute er zwei große feste Blockhäuser, das eine am Hauptthor, das andere mitten in der Stadt, damit er Amersfort nicht zum zweitenmal verliere.

Alsbald schloß er Bündnisse mit seinen Blutsfreunden, den Kuilenburgs, den Egmonds, und anderen vornehmen Adelsherren in Holland und Geldern. Es schneiete Fehdebriefe an Rudolf, an seine Ritterschaft, an die Städte, kurz an Alle, die ihm anhingen, „um der Gewalt und des Unrechts willen, die sie wider

das Recht und wider den Papst dem ehrwürdigen Vater in Gott, Sweder durch Gottes Gnade Bischof von Utrecht, ihrem gnädigen Herrn, schon lange Zeit angethan.“ Rudolfs Anhänger waren nicht minder fleißig im Aussenden von Absagebriefen. Damit war der allseitige Bürgerkrieg in schönster Form eingeleitet. Die ritterlichen Freunde Sweders thaten sich eine Güte, rings im Stifte zu plündern zu sengen und zu brennen, und die Utrechter Bürger stellten ein fliegendes Heer auf, dessen Leute an den ritterlichen Räubern gar bald gutes Fang- und Lösegeld verdienten.

Herzog Philipp von Burgund aber, welchem das nordholländische Bauernvolk blutend zu Füßen lag, dachte auch die Utrechter scharf mitzunehmen. Gleichwie einst zu Johann von Bayern, so kamen zu ihm nach Dortrecht die geldrischen Gesandten, und am 26. September schloß er mit Herzog Arnold von Egmond, der Geldern wider den Lehnsträger des Kaisers behauptete, ein Bündniß „zur Ehre unseres lieben Herrn und der guten Maria seiner gebenedeiten Mutter, zu ihrer Beiden Ehre, und ihrer Lande Nutzen und besserem Frieden.“ Ihr Lebenlang wollten sie treue Freundschaft halten, gegenseitig ihren Nutzen suchen, und das Leid des Einen solle auch das Leid des Andern sein. Frau Jakob von Bayern und Brabant, ihre drei Städte Gouda Schoonhoven Oudewater, die Verbannten Hollands Seelands Frieslands, die Stadt Utrecht, und alle ihre Helfer sollten gemeinschaftliche Feinde sein. Mit sechshundert Schwergewaffneten solle Jeder dem Andern vier Wochen nach Anmahnung bereit stehen. Was erobert werde, wolle man ehrlich theilen, nach Maßstab der Leutezahl, welche dabei beschäftigt worden. Ganz besonders aber werde man das feindliche Gebiet ringsum auf allen Straßen Flüssen und Landen strenge einschließen, daß Nichts hinein und Nichts hinaus könne. Alle Zufuhr solle Jakobäa und den Utrechtern abgeschnitten sein. Der Burgunder von der einen, der geldrische Herzog von der andern Seite wollten das feindliche Gebiet so fest und wachsam rings umklammern, daß man sicher sei, es langsam auszuhungern.

Wie schwer schon früher Jakobäas Getreue darunter litten, hatte sie wiederholt in ihren Briefen nach England geklagt. Es waren von Philipp die strengsten Befehle erlassen, jeglichen Handel mit dem eingeschlossenen Gebiete einzustellen. Jetzt wurden förmlich Beamte aufgestellt, auf's Genaueste Acht zu geben, daß den Hoeks keinerlei Art von Proviant zugeführt werde. Jeder, der Waarenzüge der Art anhalte, solle gleich die Hälfte zur Belohnung haben. Die Blockhäuser wurden der Gränze möglichst nahe geschoben, und mit den sichersten und wachsamsten Leuten besetzt. Auch in dem wichtigen Platze Medenblick lag fortwährend burgundische Besatzung. Stadt und Schloß gehörte Ritter Wilhelm, Bastard von Holland, der, aus Jakobäas Geschlechte, — ein natürlicher Sohn ihres Großvaters Albrecht, — und von großem Ansehen in der Ritterschaft war, weil er den Ritterschlag sich vom Patriarchen zu Jerusalem geholt und den Sinai besucht hatte. Unähnlich seinem berühmten Bruder Adrian, dem Schultheißen von Dortrecht, der vor dieser Stadt für Jakobäa gefallen, war Ritter Wilhelm zum Burgunder übergegangen. Als die Kennemer, welche auch sein Schloß zu Medenblick kurze Zeit inne gehabt, wieder abzogen, und das ganze Land unter burgundische Herrschaft kam, hatte er sich, wahrscheinlich um nicht ebenfalls von Land und Leuten vertrieben zu werden, mit Gaesbeck und Roland von Uutkercken dahin abgefunden, daß er fünfundzwanzig Mann Gewaffnete einnahm, welche auf Kosten des Herzogs dort seitdem Jahr und Tag erhalten wurden. Seitdem er Philipp einmal Treue gelobt hatte, hielt er sie auch, und stand in hoher Achtung bei ihm.

Auf den 1. Oktober rüstete sich Philipp, nachdem er alle Städte Schlösser und neuen Blockhäuser mit Besatzungen wohl bestellt hatte, mit seinem Gefolge zu Rotterdam unter Segel zu gehen. Vor der Abreise wurden Ritterschaft Städte und das gemeine Land von Holland zu ihm entboten, und sie mußten sich dazu verstehen, daß sie sechsmonatliche Soldgelder für den Theil von burgundischen Söldnern, der auf ihre Kosten fiel, nämlich

für 1500 Mann 30,000 Schildthaler zahlten. Den Haupttheil seines Heeres aber unter l'Isle Adam, der jetzt in Leyden stand, sollte der Herzog selbst besolden: ohne Zweifel mußte auch diese Truppen das Land zum größten Theile selbst ernähren. Gaesbeck und l'Isle Adam waren zu Unterbefehlshabern bestellt, den Oberbefehl erhielt der vielerfahrene Roland Uutkercken. Dann reisete Philipp ab nach Brügge, wo er sein glänzendes Gefolge entließ, den Herren aber nicht vorenthielt, daß sie in weniger als drei Monaten, noch besser und zahlreicher bewehrt, sich wieder einfinden müßten.

Die ganze Frucht des zweiten holländischen Feldzuges, den Philipp mit einer Heereskraft von mehr als 20,000 Mann unternommen, der ganze Erwerb von vier Monaten schweren Mühens und Kämpfens war Nichts gewesen, als daß er die Bauern in Nordholland gedemüthigt, das Land, soweit seine Waffen reichten, durch Tödten Verbannen Armmachen von Hoeks gereinigt, und die Gebiete Jakobäas und ihrer Anhänger mit Forts und Wachen umzingelt hatte. Nachdem er so große Siege erfochten, so gründliche Racheschläge ausgetheilt hatte, besaß er von Jakobäas Landen keinen Fuß breit mehr, als seine Söldner augenblicklich besetzt hielten, er der große Herzog, wie ein König mächtig, im Kampfe mit einer Frau, die so arm war an Land und Kriegsmitteln. Nichts, als neue schwere Mühen und Feldzüge, standen vor ihm.

Kaum hatte der Burgunder den holländischen Boden wieder verlassen, als die unverzagten Hoeks sofort Alles daran setzten, das Utrechter Stift völlig zu bemeistern, und mit Sweder ein Ende zu machen. Acht Tage nach Philipps Abreise wurde Rudolf von Diepholt von den Utrechtern förmlich als Vogt und Regent angenommen. Sweder wurde dagegen jeder Gehorsam aufgekündigt, weil er das Land mit Mord Gewalt und großem Unrecht erfülle, weil er seinen Eid gebrochen, und Amersfort in des Landesfeinds Hände gebracht habe. Nun trat auch die Geistlichkeit gegen ihn auf. Er hatte den schwersten Kirchenbann über Utrecht verhängt, und den fünf Kapiteln befohlen, die vermale-

deite Stadt zu verlassen und fortan in Wyck ter Duurstede zu hausen. Die Bürgerschaft dagegen ließ bei Glockenschlag bekannt machen: „Alle Geistlichen hätten Frieden in der Stadt: Rudolf, der Rechterwählte, habe ihnen seinen Segen und Verzeihung für Alles gewährt, was irgend einer wider ihn gefrevelt. Wer nun noch Schriften oder Botschaften von Sweders wegen hereinbringe, solle seinen Leib verlieren.“ Es ladete das allgemeine Kapitel Sweder vor, sich öffentlich über das, was ihm zur Last gelegt werde, in Utrecht zu verantworten. Er erklärte: „Dort erwarte ihn ja augenscheinlich Mord und Todtschlag.“ Da wurden ihm 100 Mann Geleite zugestanden, und als der Tag kam, an welchem er erscheinen sollte, läuteten die Glocken, daß Jedermann wisse, Sweder ziehe ein und Keiner solle ihm Leides thun. Er aber kam auch zur zweiten und dritten Vorladung nicht, und appellirte an den Pabst. Jetzt — es war am 12. Oktober 1426 — erklärte ihn das Gesammtkapitel all seiner geistlichen und weltlichen Rechte verlustig, und es verbündeten sich die Stiftsherren mit einander zu Schutz und Trutz.

Amersfort allein gehorchte noch Sweder oder vielmehr seiner geldrischen Besatzung. Die Stadt wieder zu erobern, sandte Jakobäa Hülfstruppen und Offiziere, aus dem Niederstift kam ebenfalls Zuzug, und mit ihnen und den Utrechtern lagerte sich Rudolf, während Sweder auf dem Schlosse ter Horst verweilte, vor Amersfort, und verlangte Uebergabe der Stadt. Den Amersfortern fiel nicht ein, ihren Haß gegen Sweder zu unterdrücken, und es wurde mit ihnen eine Kriegslist verabredet. In der folgenden Nacht fing ein Theil der Belagerer an, zu stürmen unter lautem Lärm und Geschrei: alle Bürger eilten dorthin, wo das Geschrei erscholl, als müßten sie Widerstand leisten. Auch das Blockhaus am Thore wurde von ihnen verlassen. Während aber die meisten Vertheidiger am einen Ende der Stadt waren, erstiegen auf der entgegengesetzten Seite die Holländer und Utrechter die Mauern, und erstürmten das Blockhaus am Thor. Seine geldrische Besatzung flüchtete nach dem inneren Fort, die

Hoeks hinter ihnen her, und sie waren in solchem Feuer, daß sie ihre Oberkleider abwarfen, um behender rennen zu können. Als sie nun die Stadt gewonnen hatten und sich nach ihren Kleidern umsahen, waren sie nicht zu finden, und man mußte sie öffentlich aufrufen, daß die Männer sich wieder kleiden konnten. Das innere Fort wehrte sich tapfer, denn es war mit geldrischem Rittervolke besetzt. Es half nichts mehr. Die Besatzung sah sich rings umzingelt, kein Stück Brod kam hinein, nach dreitägigem Fasten hielt sie es für das Beste, sich zu ergeben. Mehr als zweihundert ritterbürtige Männer wurden gefangen, unter ihnen auch Sweders Bruder, Peter von Kuilenburg. Nichts war ihnen versichert, als der nackte Leib, der größte Schimpf für Sweders ritterliche Verbündete. Nach diesem fröhlichem Siege huldigten auch die Amersforter Rudolf als ihrem Regenten, und das ganze Utrechter Land war nun mit den holländischen Hoeks zu Schutz und Trutz verbündet.

Viertes Kapitel.

Kleinkrieg zu Wasser und zu Lande.

Jakobäas Gewinn am Utrechter Stiftslande. Amersfort und die Südersee. Jakobäas Herrschaftsgebiet. Seine Befestigung und Stromverbindungen. Lage Handel und Gewerbe von Gouda. Annehmlichkeit der Stadt. Wald und Reiherjagd. Goudaer Charakter. Ihre Fürstentreue. Leichte Vertheidigung der Stadt. Vortheile von Jakobäas Gebiet. Große Festigkeit von Sevenbergen. Ritter Gerhard von Stryen. Das Reichsbanner auf seiner Burg. Anstrengung der Hoeks zur See. Ausrüstung eines Kriegsschiffs. Seekrieg. Montecourt. Philipps Maßregeln wider Seven-

bergen. Kaiser Sigmund an die Dortrechter. Brederode auf der Südersee. Schlächterei in Enkhuysen. Raubfahrten zu Lande. Sicherheitsverträge mit den Hoeks.

Für Jakobäa war jetzt ein neues Land gewonnen voll fester Städte und streitbarer Ritter und Bürger, gleichsam ein neues weites Kriegslager, und, wonach die Hoeks besonders trachteten, eine Stellung an der Südersee, wie sie für den Seekrieg nicht trefflicher sein konnte.

Diese Stellung zur See gewährte das starke Amersfort und sein Eemfluß. Die Stadt lag tief im Utrechter Stift an der geldrischen Gränze. Aus ihren Mauern führte in die Südersee die tiefe Eeme, welche an der Küste eine prächtige Einfahrt und tiefer im Lande Buchten und Verstecke für Kaperschiffe darbot. In Amersfort ausgerüstet konnten stündlich die Geschwader in die See auslaufen, und überfiel sie Feind und Sturm, rasch eine Zuflucht gewinnen. Noch zwei andere Wasserläufe waren im Stiftslande zu schätzen. Die Vecht leitete aus der Südersee von Muyden nach der Utrechter Hauptstadt, der obere Yssel aber war mit den alten schiffsreichen Handelsstädten Kampen Zwolle Deventer und Zütphen besetzt. Das holländische Gebiet, welches Jakobäa noch beherrschte, wurde durch den Gewinn des Utrechter Stifts zehnfach im Werthe gesteigert.

Dieses Gebiet aber, von welchem unaufhörlich die Streifschaaren und Raubschiffe der Hoeks ausliefen, konnte gar nicht besser gewählt sein: es war eine einzige große Land- und Wasserfestung. Eine Landfläche, ein paar Stunden lang und etwa halb so breit, war durch zwei starke Ströme zum regelmäßigen Halbkreis ausgeschnitten. Die Sehne des Bogens bildete der Leck, dessen Lauf die festen Städte Schoonhoven und Vyanen beschützten. Den Bogen beschrieb der nicht minder tiefe nnd breite Ysselstrom, an dessen Ufern sich die Städte Gouda Oudewater und Montfort ausbreiteten, alle drei zu Füßen starker Burgen, die ihre Mauern und Thürme über dem Gewässer er-

hoben. Zu diesen Städten gehörte eine ausgedehnte Landschaft, der Alblasser Weerd, das Land von Vyanen, von der Ameyde, von Noirdeloize, von Langeraek, der Krimpener und Lopicker Weerd, welche sämmtlich nur Jakobäa gehorchten. Die Landschaften waren jedoch zum großen Theil Sumpf und Haide, und nur stellenweise korn- und viehreich. Jetzt, wo so viele Häupter der Hoeks mit ihren Kriegsleuten hier zusammengedrängt waren, bedurfte das Gebiet um so mehr Zufuhr von Lebensmitteln. Diese sich zu verschaffen, war durch eine Menge kleiner Flüsse und Kanäle erleichtert, welche es durchschnitten, und besonders durch die großen Ströme des Leck und Yssel. Mündeten diese stromabwärts in die Merwede, welche zur Maas und zum Meer führte, so bildete stromaufwärts der Leck die Verbindung mit Geldern Arnheim und dem Rheine, während der Yssel mitten aus dem Utrechter Lande kam.

Die Stadt im Hinterlande, aus deren ergiebigen Mitteln man in dieser Stellung immer Zufuhr beziehen konnte, war die alte geldreiche Bischofsstadt Utrecht, — der beherrschende Platz aber des Halbkreisgebiets blieb Gouda, an Ansehen und Volkszahl die fünfte unter den holländischen Städten. Gouda betrieb mancherlei Gewerbe, und einen lebhaften Handel sowohl zur See als in's Land hinein. Die Stadt war an der Mündung der Gouwe zu beiden Seiten des Flusses angelegt, welcher hier sein klares Süßwasser in den Yssel ausströmt. Dieser Fluß trug die größten Seeschiffe bis in die Stadt, und auf seinem Tiefwasser hinauf ging auch lebhafte Schifffahrt bis zum alten Rhein bei Alfen. Von da öffneten sich, wie schon erwähnt wurde, die Wasserstraßen nach Leyden und dem Haerlemer Meere. Der Seehandel der Goudaer stand eben damals in großer Blüthe. Ihre Schiffe gingen mit Bier Bauholz und allerlei Geschirr nach Flandern, mit Korn- und Weinfracht kehrten sie zurück. Besonders gern liefen sie auf den Häringsfang aus. Die Goudaer Thonpfeifen aber, welche zu vielen Hunderttausenden gemacht werden, waren schon damals von vorzüglicher Güte. Gesucht

war auch die feine gefärbte Goudaer Leinwand, und Obst und Trauben von hier erschienen auf des Fürsten Tisch. Endlich die Hauptnahrung der Stadt war das Brauen eines in allen Niederlanden gesuchten Bieres, besonders des sog. Hamburger. Der Stadtadel bestand zum größten Theil aus Bierbrauern, nach ihnen kamen die Kornhändler und Schiffsrheder.

Noch jetzt fühlt sich, wer nach Gouda kommt, angemuthet durch das saubere und freundliche Aussehen der Stadt. Auf weiten reinlichen Plätzen erheben sich das alte zierliche Rathhaus, und die hochräumige Pfarrkirche, die sich manchem prächtigen Dom zur Seite stellen darf, insbesondere durch ihre schönen Glasgemälde. Durch die Straßen strömt helles Wasser, ihm schreibt man die gesunde Luft in Gouda zu, und — eine große Seltenheit in Holland — mit hörbarem Rauschen schäumet es über Mühlwehre. Im fünfzehnten Jahrhundert besaß die Stadt auch die Annehmlichkeit eines alten Waldes, der an ihren Mauern stehen geblieben, und eine Lieblingsstätte von Reihern war, die man weit und breit an Ritter und Knappen verschickte. Die Patrizier von Gouda waren deshalb große Jagdfreunde, sie hielten eine Menge von Windhunden, und hatten seit alten Zeiten die Freiheit erworben, daß sie rings in der Umgegend, ja sogar in ganz Südholland, jagen durften. Ueberhaupt lernte man die Goudaer sofort als ein Völkchen kennen, das nicht gerade nach hohen Dingen trachtete, sich aber durch schlichten Frohsinn Ehrlichkeit duldsames Wesen und durch vorzügliche Anstelligkeit im Handel und Handwerk auszeichnete, dabei neugierig war und unternehmungslustig. Nichts thaten die Goudaer lieber, als zur See fahren, und noch heutzutage sind ihre kleinen Häuser rechte Matrosennester.

In dieser Stadt konnte es also Jakobäa, welche Jagd und grünen Wald leidenschaftlich liebte, wohl gefallen. Hier fand sie schlichte Herzenstreue, Frohsinn, und immer junge und alte Männer genug, die sich ihren Rittern zu kühnen Fahrten anschlossen. Anhänglichkeit an die Erbfürsten schien in Gouda

einheimisch. Die ritterlichen Grafen von Blois hatten einst hier glänzend Hof gehalten. Als deren Gebiet an die bayerischen Herzoge fiel, nahmen auch diese Fürsten oft und gern im schönen Schlosse der Blois Herberge. Stolz wies Gouda auch auf seinen Königshof und seine Kaiserstraße hin, die Andenken deutscher Könige. Herrschaftliche Beamte, welche in des Grafen Kleidern gingen, waren der Baljuw oder Oberrichter, der Schultheiß oder Unterrichter, der Rentenmeister oder Zins- und Steuereinnehmer, endlich der Schloßhauptmann. Auch die beiden Bürgermeister und die sieben Schöffen, welche die Stadtregierung führten, ernannte der Graf. Ihnen zur Seite stand eine Versammlung von zweiundfünfzig Rathsherren. In sehr wichtigen Fällen aber trat die ganze Bürgergemeinde zusammen und gab die Entscheidung. Bei solcher Einrichtung nnd Gewohnheit war es nicht schwer gewesen, die Kabeljaus in Gouda auszumerzen, und unverfälschte hoekische Gesinnung durch die ganze Stadt zu verbreiten. Vielleicht berechneten die klugen Bürger auch, daß unter der Flagge der Hoeks manche einträgliche Fahrt ihnen zu Theil wurde. Mit den Dortrechtern hatten sie ohnehin einen alten Span auszufechten. Denn diese Großkabeljaus wollten die Goudaer Schiffe nöthigen, ihre Ladung erst auf dem Dortrechter Markte zum Kauf auszustellen, ehe sie weiter nach Flandern oder England verführt wurde.

Vorzüglich aber war es die Festigkeit der Stadt, was sie den Hoeks zum Hauptquartier empfahl. Auf der einen Seite strömte der breite Yssel. Hier erhob sich gerade empor aus dem Wasser das stattliche Schloß, welches die hochfahrenden Grafen von Blois gebauet hatten. Es war für jene Zeit ein großes und herrliches Gebäude, mit fünf Eckthürmen bewehrt, und paßte trefflich zu einem Fürstensitz im Kriege. Auf diesem Schlosse hatte auch Johann von Bayern sein Hauptquartier gehabt, als er links Leyden, rechts Utrecht bedrängte. Zu Füßen der schützenden Burg war ein Hafen ausgeweitet, wo die Kriegsschiffe der Hoeks in größter Sicherheit Anker warfen. Die Stadt lag etwas

tiefer, als die Burg, und war weit und breit von niedrigem Moor umringt, welches die meiste Zeit ganz ungangbar war. Nur ein paar schmale Dammwege führten durch die Moorbreite, für Reisige schwierig zu bereiten, und obwohl diese Dämme schon eng genug waren, so stachen die Bauern doch noch gerne die Erde davon ab. Diese wenigen und schmalen Zugänge ließen sich durch Blockhäuser Schanzen und Gräben leicht vertheidigen. Die Schleusen aber waren so eingerichtet, daß man in vierundzwanzig Stunden die Gegend rings um die Stadt unter Wasser setzen konnte. Und wäre es dennoch dem Feinde gelungen, sich zu nähern, so hatte Gouda selbst noch seine Mauern und Erdwälle, und vor den Landthoren Schießthürme, deren Vertheidiger erst außer Gefecht zu setzen, ehe man sich der Thore bemeistern konnte.

Erwägt man nun, daß Oudewater und Montfort, Schoonhoven und Vyanen nicht minder fest waren, als Gouda, und nicht minder von eifrigen und standhaften Hoeks vertheidigt, — überblickt man ferner, wie Jakobäas Halbkreisgebiet recht im Herzen des Landes lag, mitten zwischen Holland Seeland Brabant und Utrecht, da wo die Goldadern des Landes, Rhein und Maas mit ihren Zuflüssen, in's Meer strömten, und wo es nach allen Gegenden hin Wasserstraßen und Schleichwege in Menge gab: so ist leicht einzusehen, wie ganz vortrefflich es um diese große Land- und Wasserfestung der Hoeks bestellt war, und wie schwer ein Feind in sie eindringen konnte.

Die Hoeks erfreueten sich aber — neben Amersfort und Gouda — noch eines dritten Hauptplatzes, der noch viel fester war, und den Kabeljaustädten recht zum Verderben erkoren schien. Es war dies eine Stadt, welche jetzt von ihrer einstigen Macht und Blüthe tief herabgesunken ist, damals aber großen Seehandel trieb, — Sevenbergen, in gerader Richtung zwei Stunden südlich von Dortrecht, hart an der Brabanter Gränze. Heutzutage liegt der Platz ganz im Lande, zu Jakobäas Zeiten waren seine Mauern fast ringsum von tiefer Meeresfluth umspült. Und diese

Mauern hatten solche Höhe und Stärke, und waren durch mächtige Thürme, welche sie überragten, so gut gedeckt, daß Sevenbergen ein Wunder schien von unbezwingbarer Festigkeit. Zwar hatten seine Bürger schwer gelitten durch die große Sturmfluth in der St. Elisabethsnacht vor fünf Jahren. Unter den trüben Gewässern zwischen hier und Dortrecht, aus denen da und dort noch ein Kirchthurm hervorragte, lagen vergraben die Schlösser Höfe und Mühlen der Sevenberger. Allein noch immer trugen sie ihre Häupter hoch.

Auf der alten Burg in dieser Stadt gebot nun ein wahrhaftiger und vielerprobter Ritter Jakobäas, Gerhard von Stryen, der weit angesehene Erbherr von Stadt und Land Sevenbergen. Er war noch einer der halbfürstlichen Herren, welche, wie einst die Arkel Egmond Wassenaar oder die Blois zu Gouda, auf eigenherrlichem Gebiet das Wesentlichste ihrer uralten Freiheit und Ehre behauptet hatten. Gerade auf der Gränze wohnend zwischen Brabant und Holland war es ihm und seinen Vorfahren gelungen, sich von den Fürsten hüben und drüben gerade soweit fern zu halten, daß sich ihnen kein anderes Pflichtverhältniß anhängen ließ, als ein leichtes Lehnsband. Seit Jakobäa die Regierung antrat, und der Parteikrieg das Land in Flammen setzte, hatte Gerhard von Stryen auf Seite der Hoeks gekämpft, und dieser Sache große Dienste geleistet, im Rath wie im Felde. Als der wälsche Herzog in's Land rückte, und jeden Rest von unabhängiger Stellung bedrohete, beeilte sich Gerhard von Sevenbergen, förmlich und feierlich sein Gebiet unter Kaiser und Reich zu stellen. Kaiser Sigmund, der begierig jede Gelegenheit ergriff, in den Niederlanden Reichsfreie aufzustellen, hatte dem Herrn von Sevenbergen sogar das Recht bewilligt, des Reiches Banner von seiner Festung wehen zu lassen. Der Besitzer dieses Banners war ein verehrtes Kriegshaupt, seine Festung war weit und breit berühmt: hier also hatte sich eine Anzahl der kühnsten Ritter Jakobäas, Engländer wie Niederländer, gesammelt, welche sich rühmten, daß sie Keinen auf Erden fürch-

teten, denn Keiner könne Sevenbergen erobern. Von dieser Seefestung schauete man wie von einer Warte auf alle die Schiffe, welche nach Holland oder Seeland segelten. Ungeheure Reichthümer, die Aernte der Kaperschiffe, waren hier zusammengeschleppt.

Von ihren drei Hauptplätzen aus, Amersfort Gouda Sevenbergen, eröffneten nun die Hoeks, als ihr letztes Heer im Felde, das Bauernheer, vernichtet war, rastlosen Kleinkrieg zu Wasser und zu Lande. Ihr Feind hatte Geld und Soldtruppen in Fülle und gute Feldherren: nur eines fehlte ihm, kühne landeskundige Männer auf raschen Kaperschiffen. Die Hoeks aber wendeten ihr letztes Gut daran, große und kleine Schiffe zu kaufen, sie mit Segel und Ruder zu raschen Fahrten auszurüsten. Wo irgend sie noch eine treue Gemeinde kannten, die am Wasser lag, da regten sie die Bauern oder Bürger an, ein Schiff fertig zu machen, und an seinem Bord der Fürstin Heerfolge zu leisten. Gerade wie später die Geusen sammelten sich die hoekisch Gesinnten in kleinen Gesellschaften, schossen Geld und Rüstung zusammen, und verbanden sich durch heilige Eide. Da wurden auf dem Hinterdeck Holzkastelle erbauet, Kraut Kugeln und kleine Kanonen hinein gebracht, Büchsen mit einer Mischung von Pulver und Schwefel gefüllt, die man griechisches Feuer nannte, Enterhaken und spitze eiserne Pfähle geschmiedet. Mit etwas Zwieback und Salzfleisch ließ sich lange Zeit auf dem Wasser leben. An wohlverwahrten Plätzen am Strande wurde weiterer Proviant eingelegt, um seiner in Nothfällen sicher zu sein. Kleine Fischerboote schlichen an den Küsten umher, und hielten Wacht zwischen den Inseln Sandbänken und Landzungen.

Hatten sie von heimlichen Freunden Kundschaft erbracht, wo ein guter Fang zu thun, so wurde bei Nacht und Nebel ausgefahren. Vorsichtig spähete man, was für Segel sich am Horizonte blicken ließen, erkundete die Schlupfwinkel, die Untiefen, und die Nachbarschaft von Freund und Feind. Wollte man übernachten, wurden Trompeter auf den Landspitzen und Wächter auf den Mastkörben ausgestellt. Kamen nun feindliche Schiffe

in Sicht, dann galt es, plötzlich mit allen Kräften darauf loszufahren. Schon aus der Ferne flogen die Pfeile, näher heran krachten die schweren Büchsen, Lanzen und Steine sauseten durch die Luft. Bord legte sich an Bord, und man arbeitete heftig, die Schiffswände mit den eisernen Pfählen einzustoßen. Oder Enterhaken wurden ausgeworfen, die Verwegenen sprangen über die Brustwehr in's Feindesschiff, und ließen die Doppeläxte und Morgensterne Raum machen, bis das Verdeck erobert war. Kein Handelsschiff kam zwischen Gouda und Sevenbergen durch, ohne daß es von den hoekischen Kaperern erspäht wurde. Keine Zollstätte Philipps war mehr vor ihnen sicher. Bis weit nach Flandern hinunter liefen sie Segler und Küsten an, und befrachteten mit dem Raube ihre Schleppschiffe. Wollte man dem burgundischen Heer Proviant oder Kriegszeug zuführen, gleich brauchte man eine kleine Flotte von Kriegsschiffen zum Geleite. Niemand aus Philipps Ritterschaft durfte es wagen, allein von Flandern zum Heer, oder vom Heer nach Flandern zu reisen. Es bedrohete ihn das Schicksal eines pikardischen Ritters, des Herrn Gerhard von Montecourt. Dieser wollte sich in einem kleinen Fahrzeug, auf welchem er höchstens vierzig Mann hatte, durchschleichen, wurde aber von den Sevenbergern mit all seinen Leuten weggekapert.

Philipp hatte schon im Herbst versucht, sich Sevenbergens zu erwehren. Die Dortrechter, die Brieler, und andere Seestädte sollten sich mit ihren Kriegsschiffen vor die Stadt legen, zeigten aber wenig Lust dazu. Durch die stürmenden Wellen wurden die Schiffe von ihren Ankern gerissen und bis hoch an die Mauerzinnen geschleudert, daß sie zerschellten. Kaiser Sigmund schrieb damals — von Ofen aus am 18. Oktober — an die Dortrechter: „Obwohl er sie durch Brief und Botschaft gewarnt habe, von ihm und dem h. Reich abzufallen, hätten sie dennoch dem Herzog von Burgund gehuldigt. Und jetzt unterständen sie mit demselben sich sogar, seinen und des Reichs besondern Diener und lieben Getreuen, Herrn Gerhard von Sevenbergen, der sich

festiglich und getreulich zu ihm und dem Reiche halte, mit Gewalt zu nöthigen, daß er sich unter den Burgunder stelle, der doch gar kein Recht zu dem Lande habe. Sie sollten sich vielmehr selbst des Burgunders entschlagen, statt ihm zu helfen, des Reichs Getreue ungehorsam zu machen. Wenn sie nun ihr Kriegsvolk, das sie etwa vor Sevenbergen liegen hätten, nicht sofort zurückzögen, so werde er, der Kaiser, es ihnen mit des Reiches Kurfürsten Fürsten Herren und Städte Rath so gedenken, daß es ihnen vielleicht noch leid sein werde, sich so gröblich an ihren Ehren vergessen, so unredlich sich gegen Kaiser und Reich aufgelehnt zu haben."

Nicht tröstlicher, als auf den südlichen Gewässern von Holland, sah es für die Kabeljaus in der Südersee aus. Die Flotte, welche die Hoeks zusammengezogen, wurde mit jedem Tage ansehnlicher. Die Grausamkeit Philipps und seiner Offiziere im Kennemer Lande führte ihr täglich neue Rächer zu. Brederode, Gerhard von Zyl, und Jakobäas natürlicher Bruder, der Bastard Eberhard, fuhren zwischen den Inseln Wieringen Texel Vlieland rastlos umher. Ihre leichten Schiffe stießen bald hier bald dort an's Land, die Hoeks sprangen heraus, und überfielen die burgundischen Söldner und Amtleute. Sie brandschatzten vor den Thoren der Städte, und wo sie tiefer in's Land zogen, setzten sie Amtleute ein, welche ihrer Fürstin von Neuem Treueid und Hülfe leisteten.

Am traurigsten erging es Enkhuysen. Dieser Stadt hatten die Hoeks schwere Rache geschworen. Auf Frohnleichnam war die Ueberrumpelung mißlungen, zehn ihrer Freunde hatte man damals auf dem Marktplatz enthauptet, ihre Köpfe vor den Thoren aufgesteckt. Eines Tags aber im Spätherbst, als die Enkhuyser Mittags gerade bei Tische saßen, kam Brederode von Wieringen unvermuthet heran, die Hoeks stürmten in die Stadt, in die Häuser, rissen die Bürger von den Tischen, schleppten ihrer mehr als Hundert auf den Marktplatz, und schlugen ihnen die Köpfe herunter. Es war ein gräuliches Schauspiel, der Markt-

platz von Enkhuysen sah nur Blut Köpfe blutige Rümpfe und zechende Feinde. Die Stadt wurde bis auf die letzte Kiste in Küche und Keller ausgeplündert. Burgunder und Kabeljaus waren außer sich über solche Schandthaten. Aber vergebens ließ Philipp die Flotte der holländischen Städte auslaufen. Die Hoeks waren zu flink mit Segel und Ruder, nirgends konnte man sie fassen.

Konnte nun zur See Philipp dem Feinde wenig anhaben, so gab es auch zu Lande für seine Anhänger Schaden und Aerger genug. Kein Bürger konnte von Rotterdam nach Delft, oder von Delft nach dem Haag oder Leyden, oder von Leyden nach Haerlem, oder auch nur in die Umgegend einer Stadt eine Reise machen, ohne daß die Hoeks ihn niederwarfen. Ueberall lauerten ihre fliegenden Schaaren, überall hatten sie Hehler und Zuträger. Wie fleißig auch der alte Bastard von Lens, Lyon von Gent, Lyon von Bournonville, der Bastard von St. Paul, und andere Bandenführer im Lande umherzogen und brandschatzten, gegen das grimmige Sengen und Brennen der Hoeks konnten sie nicht aufkommen. Dorfschaften flackerten auf, Kirchen wurden geplündert, Klöster zerstört: unbarmherzig schleifte der Krieg vom Erdboden weg, was von Glück und Gebäuden noch aufrecht stand. Selbst die festen Städte mußten unaufhörlich ihre Spione im Feld und auf den Kreuzwegen liegen haben. Frauen schlichen sich in Gouda ein, um zu erfahren, ob die Hoeks wieder Kriegsvolk sammelten, und welchen Anschlag sie vorhätten. Die Menge der Blockhäuser stand durch Geheimboten unaufhörlich in Verbindung, um sich jegliche Nachricht mitzutheilen. Bald war hierher, bald dorthin eilig Hülfe zu senden, oder man zog mit ganzer Macht heraus, den Hoeks den Weg zu verlegen. Kam man zur Stelle, mußte man vielleicht erfahren, der Feind sei längst wieder in einer andern Gegend in Thätigkeit, habe hier oder dort ein Blockhaus erstürmt, Häuser eingeäschert, Proviantzüge genommen. Oefter standen plötzlich Nachts die Hoeks vor den Thoren einer Stadt, die Glocken stürmten, die Kriegswagen

rasselten über die Zugbrücken, und die Stadtkasse verspürte es, wieviel in solchen Nächten auf Kosten des Gemeinbesten vertrunken wurde.

In Menge verstanden sich kleinere Städte und offene Dorfschaften dazu, die Plünderungen der Hoeks abzukaufen. In heimlichen Verträgen gelobten sie der Landesfürstin Kriegsgelder, welche ihre Hauptleute zu bestimmten Fristen abholten. Sie verpflichteten sich, daß das Kriegsvolk der Fürstin jeder Zeit und unbelästigt kommen und kehren, Wachen aufstellen, und seine Feinde angreifen könne. Philipp eiferte dagegen mit Befehlen und Drohungen. Allein wie wollte er seine Gebote durchführen, wenn er wiederholt und auf's Strengste seine eigenen Amtleute warnen mußte, keinen Verbannten oder Flüchtigen wieder auf seine Güter zu lassen? Mußte er doch Stadtgebieten, wie Heusden, vollständige Neutralität gewähren, nur solle man die Hoeks nicht hausen und hofen!

Fünftes Kapitel.

Fall von Sevenbergen.

Große Heeresrüstung Philipps. Menge von Geschütz und Schiffen. Erneuerung des französischen Waffenstillstands. Absperrung der hoekischen Lande. Blockhäuserkette. Blockschiffe. Schließung der Vechte und Eeme. Beginn der Belagerung von Sevenbergen. Eine Stadt auf dem Wasser. Die Hoeks in der Festung. Ihr tapferer Widerstand. Pest im Heer der Belagerer. Streifzüge der Hoeks von Gouda. Steuer- und Neutralitätsverträge mit ihnen. Neue Bauernbewegung in Nordholland. Pläne der Hoeks auf Amsterdam. Aufstand im Hennegau. Elisabeth von Görlitz. Erwerb von Luxemburg und Chiny für Philipp. Gütliche Unterhandlungen mit dem Ritter von Sevenbergen. Abweisung von Philipps An-

trägen. Verstärktes Beschießen und Bestürmen der Festung. Schiffsthürme mit Fallthüren. Hunger, Gold und Verrätherei. Bedingungen der Kapitulation. Tiefe Demüthigung der Hoeks von Sevenbergen. Huldigung der Stadt. Schicksal ihres Erbherrn.

Zum viertenmal sammelte Philipp aus seinen Erblanden ein Heer gegen Holland, größer noch, als das zuletzt hieher geführte. Kein Ritter oder Oberst durfte sich entschuldigen. Es strömten, obgleich es mitten im Winter war, zusammen mit ihren Reisigen der Prinz von Oranien, der Herr von Croy, der Landesmarschall Thoulongeon, der Hofmarschall von Humbercourt, der Statthalter Roland von Uutkercken, die Herren von Salengis Lannoy Lichtenveld Viefville, und viele andere berühmte Ritter. Der größte Theil des Fußvolks bestand wieder aus Bogenschützen. Viel mehr aber, als früher, wurde schweres Geschütz ausgerüstet, und die Städte in Holland Seeland und Flandern erhielten Befehl, ihr Aeußerstes zu thun, um eine Menge großer Kriegs- und Lastschiffe aufzustellen. Niemals sah man so viel Kanonen und Schiffe beisammen, als sich im Januar 1427 vor Sevenbergen versammelten.

Denn dieser großen Stadt- und Wasserfestung, die sich ihrer Unüberwindlichkeit rühmte, sollte es diesmal gelten. Vergebens hatte Philipp sie seit Jahr und Tag blokiren lassen. Jetzt hatte er sich geschworen, von ihren Mauern nicht wegzuziehen, bis er das Reichsbanner herunter gerissen. So berühmt und gefürchtet die Festung war, so unerhört waren auch die Anstalten, welche seine Tafelrunde ausgedacht hatte, sie zu erobern. Gern erneuerte er den Waffenstillstand zwischen Burgund und dem Dauphin, obgleich des Letztern Kriegsvolk ihm plötzlich einen festen Platz weggenommen hatte. Philipp brauchte all seine Zeit und Macht, um zuerst Holland zu erobern.

Während sich aber die Flotten und Kriegsschaaren rings um Sevenbergen zusammen zogen, ließ Philipp zugleich ein anderes großes Werk ausrichten. Das gesammte Landgebiet,

welches Jakobäa diente, der Halbkreis zwischen Leck und Yssel und sein weites Utrechter Hinterland mußten derart umzingelt gesperrt und geschlossen werden, daß Zufuhr dorthin unmöglich, mehr aber, daß auf keinem Punkte die Hoeks mit ihrer Flotte durchbrechen konnten. Das Heer der Burgunder sollte sicher sein, daß nicht, während es in den Belagerungsarbeiten steckte, plötzlich in seiner Flanke das Kriegsgeschrei der wilden Hoeks erschalle. Der Sieg von Brouwershaven war nur durch solche Maßregeln möglich geworden, Philipp wiederholte sie jetzt in noch größerer Ausdehnung.

Die Blockhäuser, welche er inzwischen hatte bauen lassen, ter Overtocht, ter Zydwinden, und die vielen andern, erhielten starke Besatzungen. Von Muyden an der Südersee zog sich eine Blockhäuserkette bis vor Schiedam und Rotterdam. Als Mittelpunkt dieser Kette erschienen das große und das kleine Blockhaus bei Alfen, welche durch eine Brücke verbunden und von drei Kapitäns befehligt waren. Auch an den Ufern der großen Flüsse, am Leck am Yssel an der Merwede, waren Blockhäuser errichtet. Wo sie den Stromlauf noch nicht völlig beherrschten, wurden in Mitte der Flüsse große Kriegsschiffe vor Anker gelegt. Da diese Fahrzeuge viel Geschütz und Mannschaft trugen, so bedurfte es ungemein dicker und kostspieliger Ankertaue, um sie in der Strömung festzuhalten.

Während nun der verbündete Herzog von Geldern es unternahm, das Utrechter Land an seiner Ostseite kriegerisch zu umklammern, blieben noch dessen Eingänge in die Südersee übrig. Diese zu schließen, hatte Philipp große Anstrengungen gemacht. Am Ausfluß der Vechte standen Muyden und Weesp neu befestigt, und hier lag l'Isle Adam mit ansehnlicher Kriegsstärke. Auf der Südersee aber war eine Flotte gerüstet, welche mit den Pikarden sich zur Mündung der Eem begab. In den letzten Januartagen ging von dort ein Bote ab mit der Nachricht, die Flotte sei in die Eem eingegangen. Der Bote kam zuerst zu Roland, der inzwischen den Oberbefehl vor Sevenbergen führte,

und suchte dann den Herzog in Ziericksee auf; denn dieser war bald in Holland bald in Seeland, um seine Anhänger anzutreiben. Er kehrte jetzt in's Lager von Sevenbergen zurück, und ließ den Angriff auf die Stadt beginnen.

Von der Land- und Wasserseite wurde sie so eng umschlossen, daß ohne heftigen Zusammenstoß Keiner mehr herein oder heraus konnte. Sofort begannen die Scharmützel. Auch entsandte Philipp auf Land- und Wasserwegen zahlreiche Streifschaaren, um Hoeks, die sich etwa nähern wollten und ihren Freunden Proviant und Kriegszeug bringen, zu vertreiben. Die Belagerten aber sahen von ihren Mauern ein seltsames Schauspiel. Auf verschiedenen Stellen der Gewässer rings um die Stadt legte sich ein Haufen von Flößen Last- und Kriegsschiffen zusammen, jedes Schiff dicht an das andere. Durch Anker und Seile wurden die Fahrzeuge befestigt, so daß ihre Verbindung Bestand hatte. Auf den ausgedehnten Floßbreiten, die dadurch entstanden, errichtete man Häuser, Kochheerde mit hohen Kaminen, Speisestuben, offene Hallen, Kirchen, kurz eine ganze Stadt über dem Wasser. So prachtvoll und so wohnlich es nur anging, wurde Alles hergestellt. In des Herzogs Gemächern waren die Säulen mit Tüchern umwunden, die Wände mit goldgestickten Teppichen überzogen. So schaffte Philipp seinen Rittern und besten Truppen Schutz und Wohnungen gegen Frost und Unwetter, und schob zugleich seine Macht gegen die Thore der Stadt so weit vor, daß er auf den Flößen die Kanonen aufpflanzen, und mit Kugeln und Pfeilen die Stadt beschießen konnte.

Allein das Alles blieb eine harte Arbeit und zwischen Eis und Schnee. Die Nordsee ist ein wildes Wasser. Stürme rissen öfter die Flottentheile von ihren Ankern, und warfen Schiffe und Häuser krachend und zerschellt gegen die Mauern. Die Geschütze setzten allerdings der Stadt heftig zu, jedoch auch der Herr von Sevenbergen hatte sich vorgesehen. Tüchtige Männer waren bei ihm versammelt, Florenz und Johann von Heemstede, Johann von Ostende, Dietrich von Sandvoorst, Peter von Botland, und

noch ein Dutzend andere hoekische Edelleute. Sie hatten versuchtes Kriegsvolk eingenommen, darunter deutsche Reiter, und sich mit allem Nöthigen wohl versehen. Niemals wurden sie müde, kraftvolle Ausfälle zu machen, und der Sieg war eben so häufig bei ihnen, als auf Seiten des Feindes. So nahe auch Geschütz und Kriegsmaschinen gegen die Stadt vorrückten, so unaufhörlich sie die Thore bearbeiteten, Sevenbergen stand unüberwindlich. Die Belagerung zog sich von Woche zu Woche, und schon von einem Monat in den andern. In Folge der harten Arbeiten mitten im Winter brachen im Heer der Belagerer pestartige Krankheiten aus, welche selbst in den Reihen der vornehmen Burgunder wütheten. Auch der Hofmarschall Humbercourt wurde ihr Opfer. Hätte Philipp, wie vor Dortrecht Jakobäa, bloß die gewöhnlichen Landesaufgebote zu Befehl gehabt, längst wären sie heimgezogen. Seine Söldner und Ritter aber waren in anderer Kriegsschule groß geworden. Auch die holländische Flotte durfte nicht daran denken abzuziehen, Philipp wußte sie festzuhalten. Er gebot hier ja, wie ein Fürst im eigenen Lande. Im Lager selbst hielt er Landtag, zu welchem die Räthe und Abgeordneten aller Städte erscheinen mußten.

Unterdessen waren die Hoeks in Gouda und im Utrechtschen nicht müßig. Trotz aller burgundischen Forts und Blockschiffe streiften ihre Schaaren bis vor die Thore der Großstädte. Ganz Holland war wie in ein Raublager verwandelt. Philipp schrieb aus dem Lager im März an seine Amtleute in Holland der Städte Klagen: „daß man niemals in Sicherheit fahren noch kehren könne auf irgend einer Straße, nicht im ganzen Lande, nicht von einer Stadt zur andern, nicht in der Umgegend, weil seine Feinde und Verbannten zu allen Zeiten dort umher im Hinterhalte lägen, und Wachen aufstellten auf seine guten Leute, um sie niederzuwerfen, zu schlagen und zu fangen, wodurch sie verderblich beschädigt würden.“ Immer mehr Gemeinden schlossen Steuer- und Sicherheitsverträge mit Jakobäa, sei es aus geheimer Anhänglichkeit an die Landesfürstin, oder

um sich Schutz vor dem Wüthen ihrer Kriegsvölker zu erkaufen. Philipp sandte aus dem Lager Befehle: in allen Pfarrkirchen solle verkündigt werden, daß Leib und Gut verliere, wer etwas an seine Feinde steuere. Drohend verlangte er die Namen der Ortschaften zu wissen, welche Sicherheitsverträge mit den Hoeks abschlössen.

Um diese Verträge, welche ihm zum Hohn und den Hoeks zum größten Nutzen gereichten, abzuwenden, bestätigte er lieber selbst die Neutralität, welche die Einwohner von Gorkum Woerden und andere Städte und Landschaften, die rings um Jakobäas Gebiete gelegen waren, ja selbst das mächtige Dortrecht, mit Gouda Schoonhoven und den übrigen Städten der Hoeks eingingen. Es war dies das einzige Mittel, um noch einigermaßen Handel und Verkehr aufrecht zu halten.

Die Kennemer weigerten sich schon im Februar, all die rückständigen Bußgelder, welche sie noch schuldig waren, zu entrichten. Philipp mußte eine neue schreckliche Bauernerhebung fürchten. Er beeilte sich, von Sevenbergen aus den Prinzen von Oranien und l'Isle Adam mit einer starken Heeresmacht nach Haerlem zu schicken, und schrieb den Kennemern: „diese Beiden hätten Befehl, ihr ganzes Land mit Schwert und Brand zu verwüsten, wenn man ihnen nicht sofort Beamte und Begüterte nach Haerlem schicke, um sich wegen der rückständigen Gelder abzufinden."

Jakobäa sandte unterdessen von Neuem ihre offenen Briefe an Ritterschaft Städte und Gemeinden, sie bei ihrer Ehre und Treue zu mahnen, von dem Fremden abzulassen und ihrer rechten Landesfürstin beizustehen. Zugleich aber sammelte sie ihre ganze Macht und beschloß, rasch auf Amsterdam loszugehen. Roland von Uutkercken erhielt Kundschaft davon. Seine Eilboten flogen nach Dortrecht Haerlem Amsterdam und zu den Kapitäns in den Blockhäusern: Alles solle Wache stehen, die Hoeks hätten einen großen Kriegszug vor nach Amsterdam.

Gelang es hier, die Unternehmungen der Hoeks zu hindern,

so mußte Philipp seine Verbündeten im Nordosten, den Bischof Sweder und den Herzog von Geldern, einstweilen preisgeben. Er konnte ihnen nicht helfen. Der Postulat Diepholt bemeisterte sich der letzten feindlichen Burgen im Stiftslande, Sweder besaß nur noch Terhorst. Aber auch diese Burg mußte er im Februar den Geldernschen einräumen, weil er selbst sie nicht mehr halten konnte. Jakobäa hatte sich am 14. März mit dem Postulaten und den Utrechtern förmlich verbündet: was sie in Holland eroberten, sollte an Jakobäa fallen, was den Geldernschen entrissen würde, an Diepholt. Am selben Tage erließen der Postulat, Montfort, Langeraek, und andere hoekische Herren ihre Absage an den Herzog von Geldern. Mit ihnen verbündeten sich der Graf von Diepholt und mehr als zwanzig Edelleute im Münsterlande. Schon begannen die verwüstenden Einfälle in's Geldernland; namentlich die Veluve, welche zwischen Ober- und Niederstift lag, wurde von beiden Seiten schrecklich mitgenommen.

Philipp wußte nur zu wohl, welchen Beweis der Schwäche er gebe, wenn er jetzt besiegt von Sevenbergen abziehe, wie Johann von Brabant von Schoonhoven. Eine einzige Niederlage, — und all seine Eroberungen standen wieder in Frage. Denn selbst aus dem Hennegau hörte er nicht wenig Bedenkliches. Auch dort wurde ein Aufstand vorbereitet. Ein Streich war geführt gegen Leben und Freiheit seines Vetters von Brabant. Schon hatten Jakobäas natürlicher Bruder, Ritter Ludwig, und sein Verbündeter, der englische Ritter Johann Blondel, auf eigene Hand Krieg mit Burgund eröffnet.

Während Philipp Vorkehrungen traf, der Städte Ath und Quesnoy, welche mit seinen Feinden im Einverständniß waren, sich besser zu versichern, seine Besatzungen und festen Plätze im Hennegau zu verstärken, der alten Herzogin aber, die mit ihrer Tochter Jakobäa heimlich Pläne spann und Kriegsvolk rüstete, die Freude zu verderben, griff er im Lager vor Sevenbergen zu anderen Mitteln, als Kriegsgewalt. Der französische Krieg aber schien ihm ganz gleichgültig geworden. Er ließ mit dem Dauphin

längern Waffenstillstand verhandeln, um alle Hände für Sevenbergen frei zu haben.

Schon hatten seine Unterhändler einen großen Gewinn gemacht. Die Wittwe von seinem und Jakobäas Oheim Johann von Bayern, die einst vielumfreiete Elisabeth von Görlitz, kam zu ihm in's Lager, und verschrieb ihm all ihre Länder. Diese reiche Fürstin, welche in dem Rufe starb, daß sie das Ihrige verthan und eine Buhlerin gewesen, war immer Geldes bedürftig und von Schulden bedrückt. Sie hatte alle Kleinode und fahrende Habe ihres letzten Gemahls an sich gebracht, obgleich nach dessen Testament Philipp der Erbe war. Jetzt übertrug sie ihm durch Vertrag vom 14. März auf den Fall, daß sie ohne Leibeserben sterbe, nicht bloß all ihre reichen Leibzuchtsländer in Holland, — Voorne mit Briel, Arkel mit Gorkum Lederdam und v. d. Leede, — sondern auch all ihre Rechte an den Grafschaften Luxemburg und Chiny, die sie von ihrem Oheim König Wenzel als Pfand für ihre Ausstattung erhalten hatte. Schon jetzt aber sollte in Luxemburg und Chiny die burgundische Regierung anfangen, nur behielt sich die Fürstin die öffentlichen Einkünfte vor, sowie das gewinnreiche Recht, Aemter und Lehen zu vergeben. Philipp übernahm dafür den größten Theil ihrer Schulden, versprach, sie im ruhigen Besitz von ihres Mannes Habe und Schätzen zu lassen, und zahlte ihr fortan ein Jahrgeld von dreitausend Schildthalern.

Auch mit dem Herrn von Sevenbergen hoffte Philipp sich für gutes Geld gütlich abzufinden. Nicht Ergebung forderte er, nur Neutralität, nur daß der große Raubkrieg vor den Thoren Dortrechts aufhöre. Einige mit dem Ritter Gerhard befreundete Edelleute mußten zunächst einen Waffenstillstand vermitteln. Dann unterhandelten Gaesbeck, welcher sein Vetter war, und Mehrere der vornehmsten Burgunder lange Zeit. Allein der freie Herr von Sevenbergen wollte sich auf nichts einlassen. Philipp ließ ihm endlich große Geldsummen bieten, wenn er nur das Einzige zugestehe, daß er neutral bleiben wolle. Ja, es sollte ihm sogar

freistehen, im Falle es zum offenen Kampfe zwischen Jakobäa und dem Herzoge komme, auch dann noch zu wählen, ob er mit den Waffen auf die eine oder andere Seite trete. Selbst dieses Anerbieten wies der treue Mann zurück: nimmer wollte er thatlos zuschauen, wie der Burgunder ohne Feldschlacht die edle Fürstin mit seiner Uebermacht langsam umzingele und erdrücke.

Philipp war über die Zurückweisung seines Goldes und seiner Anträge tief erbittert. Jetzt bot er das Aeußerste auf, koste es was es wolle, Sevenbergen zu bezwingen. Härter wurde die Festung umschlossen, eifriger bestürmt. Aus allen Geschützen und Kriegsmaschinen hagelten Tag und Nacht die Geschosse auf die unglückliche Stadt, und verwandelten Häuser und Straßen in Schutthaufen. Vom Anfang des Aprils an verließ Philipp das Belagerungsheer nicht wieder. Hatte nun schon seine Stadt auf dem Wasser Verwunderung erregt, so erschienen noch unerhörter seine neuen Anstalten. Es wurden hölzerne Belagerungsthürme gebauet, auf Schiffe gesetzt, und hoch an starken Masten befestigt. Mit Hülfe kleiner Schnellsegler, so viel nur Segel und Ruder leisten wollten, fuhr man die Schiffsungethüme an den Feind heran, und während die Besatzung Feuer und Kugeln, Pfeile und Wurfspieße schleuderte, suchte sie von ihrer Höhe Fallbrücken auf die Mauern nieder zu lassen. Doch auch diese neue Art alter Belagerungskunst hatte geringen Erfolg, wahrscheinlich, weil selbst der reiche Burgunder nicht viele Schiffsthürme auf einmal im Gefecht haben konnte. Schrecken konnten sie verbreiten, weil sie kund gaben, was Alles noch die Belagerer unternehmen würden.

Die Hoeks unterdessen sammelten ihre Kräfte zu einem Ausfalle in Masse. Der Feind erhielt Kenntniß davon. Ein blutiger Zusammenstoß folgte, ein grimmiger Kampf. Auf burgundischer Seite fielen Dietrich Gheerboden, der Bastard von Maldeghem, und noch drei oder vier hervorragende Männer: doch den größten Verlust hatten die Belagerten.

Allmählig aber begann der Hunger den Belagerten zuzusetzen, und die Bürger wurden unmuthig. Fast ein Vierteljahr lang hatten

die Sevenberger nicht die mindeste Zufuhr bekommen, was kaum zu denken war, da selten eine so große Stadt jemals so lange eng umschlossen blieb. Die Beharrlichsten in Philipps Lager ließen die Hoffnung fahren, daß ihr Heer jemals das Innere von Sevenbergen zu sehen bekomme. Man rechnete, diese Belagerung habe schon Millionen Goldthaler an Kosten verschlungen. Philipp scherzte von der Belagerung Trojas, die zehn Jahre gedauert, und daß die Burgunder, als sie unter Brennus Führung auf Rom marschirten, die Stadt auch nicht auf einmal gewannen. Insgeheim aber ließ er es nicht an Geld und Ränken fehlen, um sich unter den belagerten Bürgern eine Partei zu machen. Sie hatten früher reichlichen Proviant auf die Burg geliefert, und verlangten jetzt davon in ihrer Noth. Herr Gerhard dachte jedoch mit Proviant zu sparen bis auf's Aeußerste. Vergebens bestürmten sie ihn, „sie könnten die Schrecken einer solchen Belagerung nicht mehr ertragen, die ganze Stadt müsse verderben, bessere und rühmlichere Bedingungen, als Philipp ihm angeboten, könnte er ja nimmer wünschen." Der Ritter von Sevenbergen blieb unbewegt. Noch immer hoffte er auf Entsatz von Deutschland her. Er konnte sich in die Vorstellung gar nicht finden, daß er, ein reichsfreier Herr uralten deutschen Adels, vor einem wälschen Fürsten sollte zu Grunde gehn! Kaiser Sigmund aber konnte wieder nichts schicken, als Briefe auf Briefe, worin er den benachbarten Fürsten und Städten befahl, dem Bedrängten zu Hülfe zu eilen. Wie großen Schall aber machten noch kaiserliche Briefe, wo man nichts mehr hörte, als burgundische Kanonen?

Das fürchterliche rastlose Beschießen der Stadt, der nagende Hunger, und burgundische Bestechung dazu und Verrätherei brachten die Festung endlich zum Falle. Die Bürger machten heimlich ihren Vertrag mit dem Herzog, und sagten ihrem Erbherrn die Treue auf. Verrathen und bedrängt von seinen Unterthanen mußte der Herr von Sevenbergen die Schlüssel übergeben. Vierzehn Wochen hatte er eine unerhörte Belagerung ausgehalten gegen die ganze Macht der Burgunder und holländischen Groß-

städte. Nicht der Feind, nur der Verrath in seinen eigenen Mauern brach seinen Widerstand.

Jetzt aber lauteten Philipps Bedingungen anders:

„Erstens: Der Herr von Sevenbergen übergibt in des Herzogs Hände Stadt Burg und Gebietsherrschaft von Sevenbergen.

Zweitens: Er und alle Edelleute, welche mit ihm in Stadt und Schloß, ergeben sich in des Herzogs Gnade, vorbehalten Leib und Leben, und gehen nach Lille in's Gefängniß in einer oder mehreren Herbergen, wie man sie ihnen anweist.

Drittens: Der Herr von Sevenbergen, die Edelleute, und auch die andern Fremden überliefern dem Herzog all ihre Kanonen Pulver Steinkugeln Fuß- und Handbogen Pfeile Schlepp- und andere Schiffe und sämmtliches Kriegszeug und was dazu gehört.

Viertens: Die Fremden, nämlich die kleinen Gesellen, können abreisen, wenn sie Urfehde leisten, wie Brauch ist, d. h. sie sollen schwören, niemals Waffen zu tragen oder irgend etwas zu thun wider den Herzog und alle seine jetzigen und künftigen Lande und Leute.

Fünftens: Alle, welche von des Herzogs Seite in Sevenbergen gefangen liegen, in der Hand oder Macht Eines des Vorbesagten sich befinden, werden frei ohne Lösegeld.

Sechstens: Die Bürger Ansässigen und Einwohner von Sevenbergen leisten dem Herzog Huldigung und Empfang als ihrem rechten Landesherrn, und damit ist alles abgethan und verziehen, was sie oder der Herr von Sevenbergen und seine Genossen oder ihre Leute gegen ihn und gegen Land und Leute von Holland und Seeland Uebeles gethan."

Nackt und bloß also mußte der mächtige Herr von Sevenbergen sein Land und seine Leute verlassen. Noch eine andere feierliche Demüthigung blieb ihm nicht erspart. Sein Zeitalter wollte Alles symbolisch ausgedrückt haben, damit ein Ereigniß in's Gewissen und Denken der Menschen leibhaft eintrete, und

Philipp war auch nicht der Mann, dergleichen seinen Feinden zu erlassen. Am 11. April kam ein langer Trauerzug von der Burg herunter. An der Spitze ging der Herr von Sevenbergen, ihm folgten die hoekischen Edelleute. Sie waren sämmtlich ohne Schmuck und Waffen, im einfachen Wams, ohne alle Habe. Sie trugen einen Strick um den Hals: dies war das Zeichen, daß ihr Leben von des Siegers Gnade geschenkt sei. Philipp aber saß in seinem fürstlichen Glanze, umgeben von Rittern und Herren und wogender Volksmenge. Die Gefangenen thaten, wie es Brauch war, vor ihm einen Fußfall, und der Sevenberger sprach die Worte, welche man noch ziemlich glimpflich vereinbart hatte. Die Formel lautete: „Hochwohlgeborener Fürst, gnädiger Herr! Ich habe gefrevelt gegen Euere Gnade und Eure Lande und Untersassen. Deshalb komme ich in Euere Gnade, und übergebe selbst mich Euch gefangen, und übertrage und überliefere Euerer Gnade meine Stadt Schloß Land Herrlichkeit und Untersassen von Sevenbergen mit allem, was dazu gehört, ausgenommen meinen Leib, und bitte demüthig Euere Gnade, daß sie alles vergeben wolle mir und den Rittern und Knappen, die mit uns gewesen und in's Gefängniß gehen und Eurer Gnade Bestimmung erwarten.“ Und damit begaben sich die hoekischen Herren in die Gefangenschaft.

Also geschah am 11. April 1427. Am 12. schwuren „die kleinen Gesellen“, und zogen ab mit Harnisch und Habe. Am 13. sah der Herr von Sevenbergen seine schöne Stadt zum letztenmale, und zog mit den übrigen Edelleuten und ihren Weibern in die Gefangenschaft nach Lille. Die Sieger freueten sich der großen Schätze, welche die Hoeks seit Jahren in die große Raubstätte eingeschleppt hatten. Am 14. leisteten die Bürger dem Herzog den Huldigungseid, „daß sie ihn erblich und ewig als ihren rechten Landesherrn halten, und Stadt und Schloß für ihn gegen Jeden, wer es auch sei, getreu bewahren wollten.“ Sie empfingen darauf von ihm den Fürsteneid, daß er sich gegen sie verhalten wolle als ein treuer Fürst gegen seine Unterthanen.

Eilends aber erfüllte Philipp Stadt und Schloß mit seinen Soldaten, und setzte Croy als Befehlshaber ein, damit fortan die wichtige Stellung, welche die Wasserstraßen beherrschte, seinen Händen nicht wieder entschlüpfte.

So war nun auch Sevenbergen burgundisch, und sein früherer Herr hatte in zehnjähriger Gefangenschaft Muße, darüber nachzudenken, daß die Zeiten sich doch wirklich geändert, daß nicht mehr des Kaisers und Reiches Recht gelte, sondern Macht und Wille der Fürsten, welche die Länder zusammenschlugen und die kleinen Herren erdrückten. Lille war Philipps Hauptkastell, hinter dessen Mauern er seine Gefangenen so lange festhielt, bis sie mürbe waren und nicht mehr schaden konnten. Erst als Jakobäa gestorben, ließ er ihre tapferen Ritter los, nachdem sie Urfehde geleistet. Der ehemals so hoch angesehene Herr von Stadt und Land Sevenbergen wanderte davon, den Stecken in der Hand. Er starb zu Kaiserswöhrt am Rhein in Armuth und Elend. Oefter hörte man ihn sagen: „Herzog Philipp habe ihm seine Bedingungen nicht gehalten.“ Wahrscheinlich hatte er außer jener öffentlichen Kapitulation noch geheime Zusagen bekommen. Sonst würde sich dieser Mann mit den hoekischen Edelleuten wohl nicht in einer Art unterworfen haben, welche ihnen ja Nichts versicherte, als das nackte Leben im Kerker.

Sechstes Kapitel.

Tod Johanns von Brabant.

Philipps Heereszug nach Utrecht aufgegeben. Johann von Brabant. Universität Löwen. Philipp und die Brabanter Stände. Gefährliches Dachsgraben. Heimliche Rüstungen im Hennegau. Bastard Ludwig von

Bayern und Ritter Blondel. Malmaisons Eroberung. Pläne der Verschworenen. Anschlag auf Fortschleppung des Herzogs von Brabant. Seine letzten Augenblicke. Chevaliers Hinrichtung. Philipp ohne Vollmacht. Seine Vorwände. Verständigung mit Bedford. Philipps Rechtstitel für Holland. Bedingungen der Huldigung. Philipps Vortrag an die Hennegauer. Fürstentreue in Mons. Zwei Ständeversammlungen. Befehdung von Mons. Der Tag zu Valenciennes. Entscheidung in Mons durch das allgemeine Stimmrecht. Erklärung der Landstände gegen Jakobäa. Philipps Huldigung. Die Schöffen in Mons und ein Bastard. Escaudeuvre und Malmaison.

Es war Philipps Vorsatz gewesen, von Sevenbergen in's Utrechter Hochstift zu ziehen, und den Hoeks ihr gewinnreiches Hinterland zu entreißen. Allein die lange Dauer der Belagerung, die Schwäche seines Heeres, welches arg gelitten hatte, und die Nachrichten aus Brabant bestimmten ihn, den Plan aufzugeben und eilig nach Brüssel zu reiten.

Jakobäas zweiter Gemahl, Herzog Johann von Brabant, hatte in den letzten Jahren, während sie mit dem Burgunder in blutigen Kriegen lag, völlig still gesessen. Das bischen Kraft, das er aufzuwenden hatte, war frühzeitig mit liederlichen Gesellen verbraucht, und das fürchterliche Blutgericht von Brüssel, welches ihm die vertraueten Genossen unter das Beil schleppte, hatte seine schwächliche Natur erschüttert. Jetzt trat dieses Fürsten eigentliche Sinnesart hervor, welche gut geleitet für sein Land hätte wohlthätig sein können. Er wurde fromm, betete viel, und besuchte eifrig die Kirchen. Seine Diener hatten an ihm einen gütigen und geduldigen Herrn, und seine Hand war stets zu Almosen geöffnet, so sehr, daß man ihn den Armenvater hieß. Als der Pabst seine Ehe mit Jakobäa nicht verworfen hatte, war er froh in seinem Gewissen, gerieth aber in Angst und wehrte sich mit Händen und Füßen, wenn darauf die Rede kam, ob es nicht besser sei, daß seine Gemahlin zu ihm zurückkehre.

Außer seiner alten Lieblingsneigung, in seiner Kammer zu schmieden oder im stillen Walde kleinen Thieren nachzustellen,

fand er jetzt auch Geschmack an den sanften Künsten des Friedens. Er gesellte sich zu einer Brüsseler Genossenschaft von Meistersängern, welche sich „das Buch“ nannte, und ging auf Anregung des Grafen Engelbert von Nassau damit um, in Brüssel eine Universität zu stiften, damit die Studenten aus den Niederlanden nicht mehr nach Paris und Orleans, nach Köln und Erfurt zu gehen brauchten. Doch der rauhe Sinn der Bürgerschaft verschmähete die Universität. Die Brüsseler hatten einst genug unter der Zügellosigkeit des Hoflebens gelitten. Jetzt wo sie das Regiment ihrer Stadt wieder erobert hatten, erklärten sie dem Herzog rund heraus: Zucht und Sitte ihrer Töchter sei ihnen lieber, als das Geld der Studenten sammt der Wissenschaft ihrer Professoren. Von den Brüsselern zurückgewiesen, wurde nun die Universität zu Löwen gegründet, in der alten stillen Herzogsstadt, wo die Gelehrten und ihre Schüler auch schönere Muße fanden, als in dem unruhigen Brüssel. Pabst Martin V. ertheilte für die Löwener Hochschule dieselbe Bulle, wie für Leipzig Köln Wien Padua und Merseburg, und am 2. Oktober 1426 hatte Herzog Johann endlich die Freude, in feierlicher Versammlung dem Rektor das hohe und niedere Gericht über die gesammte Universitätsgenossenschaft zu verleihen, den Professoren aber ihre Lehrstühle in drei Fakultäten — der Rechte, der Medizin, der freien Künste — zu übergeben. Ein Ausschreiben an alle Könige Kurfürsten Bischöfe und Fürsten der Christenheit gab ihnen Kenntniß von dieser Stiftung, und fügte die Bitte hinzu, die neue Universität in ihren Landen zu verkünden.

In Staatsgeschäften fügte sich Johann folgsam dem Grafen von Nassau und den Landständen. Sie merkten eifersüchtig auf den Einfluß des Herzogs von Burgund, und vereitelten ihm jede Anstrengung, wenn er aus Brabant eine nennenswerthe Kriegshülfe ziehen wollte. Innerlich jedoch blieb ihr Fürst abhängig von seinem energischen Vetter von Burgund. Philipps Einwirkung war es auch zuzuschreiben, daß Johann ihm freie Hand ließ in Jakobäas Landen, und daß man noch immer ihrer Mutter

die geraubten Witthumsgüter vorenthielt. Die Hoffnung, ihr Vermögen wieder zu bekommen, sollte die alte Herzogin Margaretha hindern, mit ihren großen Geldmitteln der Tochter beizustehen. Ein arger Vorfall erinnerte plötzlich den Brabanter Herzog, daß man ihn von jener Seite nicht ungefährdet lasse.

Zu Anfang des Dezembers, als Philipps Heer sich vor Sevenbergen sammelte, belustigte sich der Brabanter Fürst im schönen Walde von Soignies mit Graben des Dachses. Dergleichen war seine Freude. Man schickt den Hund in den Bau des Thieres. Auf der Stelle, wo er im Innern der Erde den Dachs anbellt, wird von oben her solange hineingegraben, bis das kleine Wild gefaßt wird. Entspringt es, muß man mit Hunden oder Geschossen zu seiner Jagd bereit stehen. Während der Herzog eifrig dabei beschäftigt war, fiel es den Leuten seines Gefolges auf, daß zwischen den Bäumen sich zwei fremde Männer zeigten. Man griff nach ihnen. Der Eine entsprang, der Andere erwies sich als ein Hennegauer Kriegsmann aus der Gegend von Ath, Johann Chevalier von Maesfeld. Da er sein verdächtiges Warten hinter den Bäumen nicht genügend erklären konnte, so führte man ihn nach Brüssel und nahm ihn in Untersuchung.

Seine Aussage lautete: „Er habe in der Schlacht bei Brouwershaven gegen die Burgunder und Kabeljaus gefochten, sei aber von Ritter Johann von Vilain zum Gefangenen gemacht. Dieser habe ihm lange auf seiner Burg zur Sterebeke festgehalten, und ihn endlich nur deshalb freies Geleit gewährt, damit er ein Lösegeld von zweihundert Kronen aufbringe. Darum sei er in seine Heimath zurückgekehrt, und habe sein väterlich Gut verkauft. Nun wolle der Käufer nicht zahlen und rede sich damit aus, der Hennegauer Großrichter habe, weil Chevalier ein erklärter Anhänger der vertriebenen Fürstin sei, die Kaufgelder mit Beschlag gelegt. Das sei der Grund, weshalb er an den Brabanter Hof gekommen: er habe einen befreundeten Ritter aufsuchen wollen, der bei dem Herzoge, welcher ja auch im Hennegau

fürstliche Gewalt ausübe, ein Fürwort einlege, damit der Kaufgelder-Arrest aufgehoben werde. Seinen entsprungenen Gefährten aber kenne er nicht weiter, als daß es ein gewisser Peterken aus dem Limburgischen sei. Er habe ihn unterwegs getroffen und mitgenommen, weil er selbst des Weges und der Landessprache unkundig."

Diese Ausrede schien wenig glaublich, und man erwiederte ihm: „Als des Herzogs Feind habe er allerdings sein Gut verwirkt, das habe er längst gewußt, und werde wohl nicht selbst kommen, um anzugeben, bei wem es sei." Der Henker brachte nun die Folter herbei. Anfangs hielt Chevalier sie aus, und schrie nur immer: „Man solle ihm lieber das Haupt abschlagen, er und sein Gefährte seien weder Räuber noch Mörder, sie hätten nicht einmal Messer bei sich geführt." Allein die Furcht vor weiteren Qualen entriß ihm nach und nach weitere Bekenntnisse. Wollte er zu bekennen aufhören, so ließen die Richter ihn wieder peinigen. Dies dauerte vier Tage lang, und so folterte man nach und nach aus ihm ein Geständniß heraus, welches er schließlich in Gegenwart von Räthen und Landständen aus Brabant und Burgund ablegte. Es war folgendes:

„Der Fürstin Mutter, die alte Herzogin im Hennegau, und ihre Freunde seien in großen Rüstungen begriffen. Boten schlichen hin und her zwischen dort und Holland. Auch ständen sie im Einverständniß mit zwei Rittern: der Eine sei Jakobäas natürlicher Bruder, Ludwig von Bayern, derselbe, welcher mit seinem wilden Bruder Eberhard einst den Schatzmeister von Brabant, Wilhelm v. d. Berge, erschlagen, und der Andere sei ein Engländer, Johann Blondel. Ritter Ludwigs festes Schloß Escaudeuvre liege hart an der Hennegauer Gränze im Bisthum Cambray, dessen Bischof bekanntlich einer der vorzüglichsten Parteigänger Burgunds. Von dieser Burg aus mache man fleißig Streifzüge auf Herzog Philipps Anhänger und Unterthanen, und schleppe Beute und Gefangene weg. Ritter Johann sei mit wenigen Gesellen an Malmaison, des Bischofs beste Burg, herangeschlichen.

In dunkler Nacht hätten sie den Graben durchwatet, auf Leitern die äußere Mauer erstiegen, und Stellung genommen an der Zugbrücke des inneren Burghofs. Sobald der Thorwart am frühen Morgen die Brücke niedergelassen, wären die Verwegenen hineingestürmt, der Thorwart sei auf der Stelle erschlagen, der Kommandant im Bett ergriffen, die Burg genommen. Da seien Blondel Söldner genug zugeströmt, mit denen er weit und breit das Land brandschatze, selbst von dem burgundischen Kriegsvolke nähmen viele an den fetten Raubzügen Theil." Blondel erklärte später: er habe Malmaison nur als Pfand angenommen, und seine Raubfahrten bloß deshalb angestellt, damit die Herzoge von Bedford und Burgund ihn mit dem englischen Könige versöhnten, und er seine Güter in England wieder erhalte. Dergleichen war Brauch in jenen Zeiten, wo die Gerichte so unbehülflich waren, wie ihre Ergänzung durch das Fehderecht.

Chevalier erzählte ferner: „Die alte Herzogin habe auf ihrem Schloß zu Quesnoy 120 Kriegsknechte zu Fuß und zwischen 40 bis 50 zu Pferde. Jede Nacht gehe ein Hauptmann heimlich auf Schau, wie man eine benachbarte Feste überrumpeln könne. Schon hätten sich die Städte Quesnoy und Ath unter einander verpflichtet, wenn es Krieg gebe, keinem Andern als der Fürstin beizustehen. Auch sollten ihr Eberhard von Mercken und zwei andere Edelleute fünfhundert Reiter zuführen. Man habe den Plan gehabt, nach Allerheiligen loszubrechen, und rasch den Herrn von Enghien und andere Adelige von der burgundischen Partei mit Fehde überziehen. Auch sei verabredet, sobald der ältere Herr von Enghien nach der Abtei St. Ghislain komme, wolle man über seine Stadt herfallen, ihn selbst aber aus dem Kloster holen. Für Lösegeld solle er dann nicht mehr sorgen, denn auf der Stelle müsse er sterben. Es seien bereits vier starke Pfähle mit Eisenspitzen gemacht, um Enghiens Kammer, wenn er in St. Ghislain Herberge nehme, einzustoßen." Als Herzog Philipp von diesen Geständnissen Kunde erhielt, beeilte er

sich, nach St. Ghislain mehr Soldaten zu schicken, und die Festungswerke noch dauerhafter zu machen.

Den Anschlag auf Herzog Johann gestand Chevalier zuletzt. Auf seinen Gängen, um das Lösegeld zu sammeln, kam er auch nach Quesnoy zur Herzogin-Wittwe. Am St. Andreasabend, als sie gerade zum Händewaschen und Abendessen gehen wollte, sagte sie zu ihm in Gegenwart des Herrn von Binchy: „Ob er nicht nach Brabant gehen und auskundschaften wolle, in welcher Weise ihr Neffe, der Herzog, gewöhnlich auf die Jagd ziehe, zu Fuß oder zu Pferde, bewaffnet oder nicht, und mit wieviel Begleitern? Ein gewisser Peterken solle ihr das überbringen, während er wieder auf der Sterebeke bei Frau von Vilain bleibe.“ Der Auftrag war ihm gar nicht recht, die Fürstin aber drang in ihn mit den Worten: „Hab und Gut habe er ja ihretwegen doch einmal geopfert, da müsse ihm sein Leben nicht so theuer sein, daß er es nicht für sie wage, um wieder zu Vermögen zu kommen.“

Später fragte ihn Binchy: „Ob er den Herzog nicht auch fangen, und nach Quesnoy bringen könne? Habe man den Herzog einmal fest, so bekämen die Fürstin und alle Beraubten ihr Vermögen wieder, und dann sei sie um so freier gestellt gegen den Herzog von Burgund.“ Es hieß auch, sie habe zum Burgunder geschickt, daß er ihr entweder wieder zu ihrem Eigenthum verhelfen müsse, oder ihr zugestehen, daß sie sich selbst vertheidige. Chevalier stellte dem Herrn von Binchy vor: „den Herzog von Brabant aufzuheben, brauche es hundert Mann und mehr.“ Allein Jener sagte: „Wir wollen es schon machen, wenn wir nur erst des Herzogs Art und Weise wissen.“ Es sollten vier auf vier Mann, jeder einzeln, sich nach Namur, von da in die Gegend von Wawern begeben, und dort sich heimlich versammeln. Otto de la Motte, bei welchem sich Peterken aufhielt, hatte ein englisches Fangseil, eine Karkant, wie man es einem über den Kopf warf, wollte man ihn plötzlich fangen, jedoch nicht tödten. Dieser selbe Otto de la Motte brachte von Jakobäa an die Mutter

eines Tags einen Ring, mit einem viereckigen Steine. Sobald Letztere diesen Ring erblickte, schickte sie gleich zu Chevalier: „Sie sollten sich eiligst nach Brabant aufmachen, es sei an der Zeit.“

Die entsetzten Richter forschten nun aus, was denn für ein Loos ihrem Fürsten zugedacht gewesen, im Falle er mit der Karkant gefangen und fortgeschleppt worden? Chevalier erklärte, daß beschlossen war, den Herzog heimlich nach Quesnoy zu bringen, denn dort würden ihn die Brabanter nicht suchen. Man hätte dann von Cambray und anderen Städten kaiserliche Notare nach Quesnoy kommen lassen, und den furchtsamen Herzog so lange genöthigt, bis er eine Urkunde unterschrieb, daß er Holland Seeland und Hennegau abtrete, und wegen des ihm Angethanen sich ewig friedlich verhalten wolle. Dann wollte man den Brabanter Ständen schreiben: „Wenn sie zuvor gelobten, sich an der Fürstin nicht zu rächen, sollten sie ihren Herzog wieder haben.“ Am Leben aber wäre ihm nichts geschehen: Jakobäa hatte ausdrücklich befohlen, daß ihm kein Leid angethan werdt. Freilich war auch Rede gewesen, ihn nöthigen Falls nach England in Sicherheit zu bringen.

Dieser verwegene Plan setzte Alle, die davon hörten, in Schrecken und Erstaunen. Des Herzogs Bruder, Graf St. Paul, und andere Edelleute erklärten: „Chevalier müsse man öffentlich hinrichten.“ Allein der bängliche Fürst, welchem der Anschlag gegolten hatte, meinte: „Verbrechen gegen andere müsse er rächen, Chevalier aber habe nur gegen ihn selbst gefrevelt, und das wolle er verzeihen, damit ihm Gott die eigenen Sünden vergebe: am Charfreitag solle Chevalier los und ledig sein.“

Am grünen Donnerstag aber, den 14. April, starb der arme Herzog. Er ritt gerade von der Ständeversammlung in Lier mit seinem Bruder wieder heim nach Brüssel, als ihn hinter Vilvoorden plötzlich eine Krankheit niederwarf. Erst spät Abends kam er und mit vieler Noth in die Stadt. An seinem Todestage mußte man, nachdem er gebeichtet hatte, in seinem Gemach drei Messen lesen. Dann lag ihm die Fußwaschung am Char-

freitag am Herzen, welche nach altem Brauche zum Gedächtniß, daß der Heiland seinen Jüngern den niedrigsten Dienst aus Liebe leistete, der Fürst selbst an dreizehn Armen vornahm. Nachdem er angeordnet, welche Edelleute ihn dabei vertreten sollten, wurde er schwächer, fing das Miserere zu beten an und starb bei den ersten Worten. Da er noch so jung war und so plötzlich in tödtliche Krankheit gefallen, flüsterte man sich von Vergiftung zu. Das Wehklagen der Frauen und Armen, die Thränen seiner Diener folgten ihm in's Grab.

Nachfolger wurde sein Bruder, der Graf von St. Paul. Er wollte nach Humfrieds Abzug aus dem Hennegau eine Pilgerfahrt in's heilige Land machen, hatte sich aber in Rom vom Pabste, der ihm des Weges Gefährlichkeit vorstellte, zurückhalten lassen. Jetzt wurde ihm bei seinem fröhlichen Huldigungseinzug in Brüssel das Vergnügen, die vergrößerten Freiheiten zu bestätigen, die unter seiner Regentschaft die Bürger sich erobert hatten. Einer seiner ersten Befehle war, daß er Chevalier durch den Brüsseler Oberrichter den Prozeß machen, und ihn auf offenem Markte enthaupten ließ. Der Körper des Gerichteten wurde geviertheilt, und je ein Stück vor den vier Hauptstädten des Landes aufgesteckt, der Spieß vor dem Löwener Thor zu Brüssel trug das Haupt des Hochverräthers. Dies blutige und häßliche Schauspiel sollte von so großem Frevel zurückschrecken.

Philipp war erst ein paar Tage zuvor als Herr und Sieger in Sevenbergen eingeritten, als man ihm das Hinscheiden seines Brabanter Vetters meldete. Dieser Todesfall hätte mit einem Schlag die ganze Lage der Dinge ändern müssen. Denn woher rührten die Ansprüche, welche Philipp gegen Jakobäa geltend machte? Einzig und allein von Johann von Brabant, welchen er für ihren rechtlichen Vogt erklärte. Jetzt war mit seinem Vollmachtgeber auch die Vollmacht, Jakobäas Lande zu regieren, in's Grab gesunken, seine Base wieder freie Herrin ihrer Erblande. Weder Holland noch Hennegau durfte Philipp länger behalten. Das war klar wie die Sonne.

Doch wo wären jemals Habsucht und Parteihaß nicht arge Sophisten gewesen? Philipp wußte schon Gründe hervorzuholen. Hatte er nicht bereits erklärt, daß er und kein Anderer Jakobäas nächster Erbe sei? Sie war freilich erst fünfundzwanzig Jahre alt, — immerhin, sie war ein Weib, jetzt Wittwe, bedurfte also des Vormunds. Dieser Vormund konnte nach Recht nur ihr nächster Erbe sein, er erklärte sich für diesen Erben, — warum sollte er sich nicht ihrer Länder versichern, damit sie ihr wie ihm nicht verloren gingen? Und dann hatte man ja noch das schöne Sequestrationsurtheil des Pabstes. Zwar dem Besitzkläger konnte nicht mehr daran liegen, die geraubte Frau wieder zu bekommen, denn er war ja todt und begraben, — allein ließ sich nicht denken, daß es des verstorbenen Herzogs Ehre und Andenken, daß es Kirchenrecht und gute Sitte fordere, dieser Eheprozeß dürfe nicht ohne Entscheidung bleiben? Sicherlich aber durfte Jakobäa sich nicht darauf berufen, daß sie schon einen Gemahl habe, und keinen Vormund brauche: das päbstliche Urtheil hatte den Gemahl sehr fraglich gemacht. Ja, wenn man den Fall, daß der römische Hof Jakobäas englische Heirath schließlich für Ehebruch erklären konnte, genau in's Auge faßte, so folgte daraus, daß die Leichtsinnige noch immer sequestrirt, also auch der Verwaltung ihrer Länder entkleidet werden mußte. Wer aber sollte die Sequestration vollziehen, als der Vetter Philipp, der sich längst zu ihrem Erben erklärt hatte? Und wer durch alles dies noch nicht gläubig wurde, der durfte ihm wenigstens darin nicht widersprechen, daß Jakobäa sich durch ihre wilde Aufführung der Regierung unwürdig gemacht, und daß er als nächster Verwandter und Vormund sich ihrer Länder annehmen müsse.

Fröhlich mochte Philipp sein Saatfeld überblicken, auf welchem ihm soviel schöne Gründe blüheten. Er war mit sich im Reinen: jetzt wollte er Jakobäas englische Heirath erst recht nicht anerkennen, vielmehr auf Grund dieser Ehe müsse er vollends legitimer Herr in ihren Erblanden werden. Nachdem er in Brüssel dazu gethan, daß ihm von der neuen Regierung keine Hinderung

erwachse, ging er nach Hesdin, wo er mit Bedford, der endlich wieder nach dem Festlande gekommen war, sich des Weiteren verständigte.

Für Holland und Seeland bot sich ungesucht ein Rechtstitel dar. Johann von Brabant hatte ihm auf zwölf Jahre die Landesregierung übertragen: das ließ sich als ein wohlerworbenes Recht betrachten, Philipp hatte ja seinem verstorbenen Vetter auch große Geldsummen geliehen. Die Kabeljaus aber mußten ihm wohl zustimmen, denn er war ihre einzige Rettung. Zu Anfang Mai erneuerten ihm deshalb seine Anhänger „solche Huldigung und Eide, die sie ihm als Ruhwart der Lande auf Befehl seines seligen Vetters von Brabant gethan.“ Philipp gelobte ihnen dafür fünf Punkte. Zuerst wolle er Holland und Seeland nimmer aufgeben. Zweitens keine Sühne mit Jakobäa machen ohne Zuziehung der Kabeljaus und ohne Sicherstellung ihres Leibes und Gutes. Drittens sollten seine Beamten im Rheinland schwören, Jedermann vor dem offenen Gericht in Leyden Recht zu thun, und würden sie nur durch zwei ehrbarer Männer Zeugniß des Gegentheils überführt, so sollten sie abgesetzt sein. Viertens, nach dem Ende des Kriegs wolle der Herzog für Holland und Seeland ganz gleiche Münzen wie für Flandern schlagen lassen. Fünftens gelobte er, wenn er aus dem Lande gehe, solche Kapitäns zurück zu lassen, „mit denen die guten Leute sprechen und die sie verstehen könnten, und die ihnen keinen Schaden zufügten, kurz solche, mit denen sie billiger Weise wohl zufrieden sein könnten.“ Daß er jetzt den Holländern solche Artikel geloben mußte, eröffnet einen Blick, wie es in den Landestheilen, welche seine Kapitäns und Söldner besetzt hielten, um Recht und Freiheit bestellt war.

Zur selben Zeit, als Philipp sich von Neuem in Holland huldigen ließ, that er seine Schritte, die gleiche Anerkennung als Landesherr im Hennegau zu erzielen. Hier jedoch war ein Rechtstitel dafür erst frisch herbeizuschaffen. Schon zu Ende April entbot er die Hennegauer nach Condé: dort würden, weil er selbst

nicht abkönne, seine Räthe eröffnen, was er ihnen zu des Landes Bestem zu sagen habe. Da seine Kapitäns und Anhänger alle Städte und Forts im Hennegau besetzt hielten, und eifrig betrieben, was Philipp wollte, so kam die Versammlung zu Condé in der zweiten Juniwoche zu Stande, und hörte folgenden Vortrag an: „Der Landesfürstin englische Heirath sei und bleibe nichtig, weil bei der Trauung ihr Gemahl noch lebte, und weil Humfried ihr im vierten Grade verwandt. Gerade durch diese Heirath aber wolle Glocester Herr und Erbfolger in Jakobäas Ländern sein. Außerdem habe sie, wie Philipp gehört, sich selbst ihrer Lande enterbt und sie diesem Engländer und seinen Erben übereignet. Das sei wider Recht und Herkommen, welches den nächsten und rechten Blutsverwandten zum Erben berufe: Glocester aber sei von auswärts und dem Hennegauer Fürstenhause fremd. Unter diesen Umständen dürfe, so habe der Herzog in seinem Rath befunden, Jakobäa nicht in den Besitz ihrer Länder kommen, sondern er selbst wolle sie unter seine Vogtei nehmen als der nächste Landeserbe. Um des Landes Besten also fordere er, daß man ihm ohne Widerspruch huldige.“

Diese Rede däuchte Vielen fremd, man verschob die Antwort bis auf den nächsten Sonntag, wo sich die Stände in Valençiennes wieder versammeln sollten. Heftig wurde die Frage im Stadtrath zu Mons erörtert. In dieser Hauptstadt des Landes befehligte Enghien, der eifrigste Parteigänger Philipps, das Patriziat war zerrissen und zerstückt, die Bürgerschaft durch harte Verluste niedergebeugt. Und dennoch bestand noch so viel Treue in Mons, daß man den Beschluß faßte, Botschaft nach Valençiennes zu schicken mit der Erklärung: „Erst müsse man die Landesfürstin selbst über diese Sache hören, und habe eine Gesandtschaft an sie abgeordnet.“

Jakobäa aber schob rasch ihre Mutter vor: sie selbst durfte Gouda nicht verlassen, Feinde lauerten auf Weg und Steg. In der Angst um ihr geliebtes Geburtsland schrieb sie: „Ob man wirklich sich unterstehen könne, der Erbfürstin Treue und Gehor-

sam zu weigern? Um die einstweilige Landesregierung möge man sich mit ihrer Mutter benehmen." Die alte Herzogin berief die Hennegauer Stände nach Ath, um ihnen Jakobäas Botschaft vorzutragen. Die Hauptstadt wählte sofort Abgeordnete für Ath. Auch andere Landstände zeigten sich nicht eilig, nach Valençiennes zu kommen.

Jetzt eine Ständeversammlung, berufen im Namen der Landesfürstin, wäre der burgundischen Partei ein Strich durch die Rechnung gewesen. Eilends sandten daher der Bischof von Tournay, Philipps Kanzler, der Oberrichter von Flandern, und andere vornehme Parteigänger Philipps Briefe und Boten nach dem Hennegau: „Auf keinen Fall dürfe man nach Ath gehen, ehe die Versammlung in Valençiennes Statt gefunden, der große Herzog selbst werde hinkommen in all seiner Macht." Zugleich aber schickte man der treuen Landeshauptstadt so viele Feinde auf den Hals, daß sie wohl daran denken mußte, es fehle ihr ein Beschützer und Fürsprecher. Es schneiete auf einmal Fehdebriefe nach Mons. Wesemael Schoonrevorst Rotselaer Assche T'Serclaes und viele andere Brabanter Adelsherren sagten ab, weil Bürger von Mons, von denen sie einst Kapitalien geliehen, sich unterständen, sie an die Zinsen zu mahnen, da ja doch ihr Herzog damals bei der Belagerung all diese Schulden auf sich genommen und vernichtet habe. Gegen achtzig andere Herren kündigten die Fehde deshalb an, weil man ihnen den Schaden ersetzen müsse, den sie bei der Belagerung von Mons erlitten. Trotz alledem widerstand die treue Stadt, und nahm nicht Theil an den Beschlüssen, welche in den ersten Junitagen in Valençiennes gefaßt wurden.

Hier war der Herzog von Burgund selbst erschienen in großem Glanze, umringt von seinem ganzen Rath und Ritterthum. Da waren die Bischöfe von Tournay Cambray Arras, der Prinz von Oranien, Johann von Luxemburg, die Grafen von Conversant Namur Ponthieu, und selbst die Landstände der Pikardie und von Flandern mußten Theil nehmen. Nichts

wurde gespart, auf die Hennegauer gewaltigen Eindruck zu machen. Fürchten und zugleich wünschen sollten Diese die große Macht und Herrlichkeit des Burgunder Herzogs. Sie selbst aber fühlten sich wie in Fesseln und Banden; denn seit Chevaliers Geständnissen hatte Philipp sich wohl vorgesehen, den Hennegau fest zu fassen. Jakobäas Getreue waren auf ihren Schlachtfeldern gefallen, oder irrten noch im Exil umher. Philipp aber war die Leutseligkeit selbst: was er wünschte, war ja nur lautere Gerechtigkeit, ächte Friedensliebe, war ja das wahre Heil seiner vielgeliebten Base. Es konnte nicht fehlen: man beschloß, sich über vierzehn Tage zur Huldigung in der Landeshauptstadt zu versammeln.

Diese hatte zwar ihre Zustimmung zu dem Landesbeschlusse versagt, allein auch für sie war Rath. Man griff zum allgemeinen Stimmrecht. Enghien rief nicht bloß die Zunftmeister, auch die Männer der Zünfte selbst auf, zu entscheiden, wer ihr Fürst und Herr sein solle. Das allgemeine Stimmrecht, welches die Machthaber schon damals trefflich zu behandeln wußten, entschied zu Philipps Gunsten. Die gemeinen Bürger freueten sich des Guten, was ihnen das burgundische Regiment gebracht hatte. Ihre Zunftmeister führten im Rath die lautesten Stimmen, und selbst bei der Prozession der Frau Waltrud, der hochgelobten Schutzheiligen der Stadt, gehörten jetzt die Ehrenstellen nicht mehr dem Stadtadel allein.

Nun kam das ganze Land durch seine Stände auf der hohen Burg zu Mons zusammen, und nachdem noch fünf Tage lang viel geredet war, siegelte man eine Erklärung des Inhalts: „Die Landesfürstin habe den Herzog Humfried von Glocester geheirathet ohne Autorität der Kirche, während ihr Gemahl noch lebend, ihr Prozeß in Rom unentschieden, und sie mit dem Engländer im verbotenen Grade verwandt gewesen. Daraus sei viel Unheil dem Lande erwachsen, und nach dem Hingang Johanns von Brabant wäre es ohne Regierung gewesen, wenn Philipp von Burgund nicht dazu gethan. Dieses Alles habe er in Va=

lençiennes den Ständen dargelegt, und deshalb solle er des Landes Vogtei Vertretung und Regierung haben während der Streitigkeiten und Unruhen, und zwar auf so lange, bis die Landesfürstin die Verbindung mit dem Herzog von Glocester förmlich und thatsächlich aufgegeben und dadurch erklärt habe, sie sei nicht nach kirchlichem Recht, wie es sich gebühre, mit ihm verehelicht. Auch müsse sie ihren Willen bezeugen, fortan in Bezug auf ihre Person und Regierung nach Rath und Zustimmung Philipps und der Landstände zu handeln. Bis dahin würden sie der Landesfürstin jeglichen Gehorsam versagen, Herzog Philipp allein für ihren Regenten halten, und ihm gegen Jeden, der ihn darin hindern wolle, mit Leib und Gut und all ihrer Macht beistehen. Ihn allein erkännten sie auch für den nächsten wahren Landeserben an, und würden sich danach halten, falls die Landesfürstin ohne eheliche Leibeserben vor ihm sterbe."

Hundertzweiundsiebzig geistliche und weltliche Herren besiegelten am 22. Juni 1426 diese Urkunde. Jeder machte seinen Schnitt im Rande des Pergaments, zog ein Streifchen Pergament durch, und siegelte die beiden Enden mit seinem Wappen. Dies war statt Unterschrift: hing das Transfix an der Urkunde, hing auch Wort und Ehre daran. Die Urkunde ist mit allen 172 Siegeln noch im Liller Archiv vorhanden: am Ende rechts beginnen die Siegel der hohen Hofbeamten, am Ende links die der Bannerherren, dann folgen rechts die Prälaten, links die andern Geistlichen, in der Mitte treffen Städte und niederer Adel zusammen. Die Stadt und Landschaft Valençiennes aber siegelte, weil sie ihr besonderes Gebiet darstellen wollte, auch ihre eigene Urkunde. Ehe die Bürger von Mons mit dem großen Stadtsiegel ihr Transfix machten, verlangten sie von Philipp noch eine besondere Urkunde, daß er ihrer Fürstin sofort, wenn sie öffentlich sich von Glocester scheide, ihre Länder ihr wieder überantworten werde. War das aber jemals von Jakobäa zu erwarten? Leicht konnte Philipp ihren Freunden zu Mons die Urkunde ausstellen.

Nachdem nun dem Herzog als Regenten und Landeserben

die Huldigung geleistet war, bestellte er auf's Neue seine Offiziere und Beamten. Den Bürgern von Mons wollte er den Raoul Bastard von Marchiennes zum Bürgermeister setzen. Da erhoben sich aber die Schöffen und erklärten: „Einen solchen Mann nähmen sie nicht an, Keiner würde seiner Vereidigung beiwohnen", und der Syndikus Couchie setzte dem Herzog scharf auseinander, daß und warum nun und nimmermehr ein Bastard Schöffe oder gar Bürgermeister von Mons werde. Philipp sah erst die drohenden Schöffen erstaunt an, faßte sich aber kurz und sagte: „Ei so vertheidigt denn meine Rechte so brav als die eurigen!" Glücklicher hätte er die Sache nicht abmachen können. Als er aber ein paar Wochen später fünfhundert Schützen verlangte, um gegen Humfried zu streiten, entschuldigte man sich.

Gegen Malmaison schickte Mons dagegen zweihundert Mann. Johann Blondel übergab die Burg. Freilich hatte ihm Philipp all seine Forderungen zugestanden, und obendrein ansehnliche Soldgelder für sein Kriegsvolk. Vor Escaudeuvre aber, die feste Burg Ludwigs des Bastards von Bayern, legte sich der gefürchtete Johann von Luxemburg selbst, ließ unablässig stürmen, und als er sie genommen hatte, gab Philipp Burg und Gebiet an den Bischof von Cambray. Wieder wanderte einer von Jakobäas Verwandten, fortgestoßen von seinem Erbe, in's Elend.

Siebentes Kapitel.

Jakobäa und die Engländer.

Humfried unter Bedfords und Winchesters Augen. Beschränkung des englischen Königthums. Bedfords Erklärung. Die Lords vor Humfrieds Bette. Forderung des Waffenstillstands von Jakobäa. Bedford wieder

nach Frankreich. Winchester Kardinal. Jakobäas Gesandte nach London. Ihr Brief an den Geheimrath. Bedrängnisse und Hülferufe. Pochen auf englische Versprechungen. Vorstellung ihrer Gesandten. Aufregung im englischen Volk und Adel. Jakobäas Brief an den König. Antwort auf die englische Botschaft. Berufung auf Heinrich V. Des Königs und Englands Pflicht. Jakobäas Unterhandlung mit Philipp. Seine Forderungen. Jakobäas zweiter Brief an den Geheimrath. Verzweifelte Klagen. und Vorwürfe. Erklärung ihres Geheimschreibers. Aussichten auf neues Gefängniß. Niedergeschlagenheit ihrer Umgebung.

Jakobäa war erlöst von den nachklirrenden Fesseln der unseligen Brabanter Ehe. Sie faßte frischen Muth, und richtete jetzt die ganze Thätigkeit ihres Geistes auf England, wo Humfried seit Jahr und Tag verweilte, ohne ihr helfen zu können. Zwei paar scharfe Augen fühlte er auf sich gerichtet, die jede Stunde sein Thun und Treiben beobachteten. Das war sein Bruder Bedford, und sein großer Widersacher, Oheim Winchester. Der Letztere hatte zwar längst Urlaub genommen, um in's heilige Land zu pilgern, wußte jedoch seine Abreise von Monat zu Monat aufzuschieben. Selbst Bedford wagte nicht nach Frankreich zurückzukehren, so schlecht auch die Dinge dort gingen. Seine nächste und peinlichste Sorge war, wie er um Alles in der Welt willen seinen Bruder zurückhalte. Dieser hätte sonst das ganze Volk mit sich fortgerissen zum Kampf wider den Burgunder. Humfried wartete. Er hatte öffentlich gesagt: „Laßt meinen Bruder, so lang er hier ist, regieren, soviel er Lust hat: ist er wieder drüben in Frankreich, regiere ich, wie's mir gefällt.“ Bedford blieb deshalb von einem Vierteljahr in's andere in London, während Philipp Heer auf Heer nach Holland führte.

Doch dieser Krieg täuschte alle Berechnungen, er weitete sich in's Unabsehliche. Bedford entschloß sich zu einem feierlichen Schritte, der seinem Bruder ein für allemal die heillosen Sprünge nach Holland abschneiden sollte. Es war ein Entschluß, der tief einschnitt in Recht und Wesen des Königthums. Denn gehörte die Krone als ächtes Eigen der königlichen Familie, so folgte

daraus, daß, während der Kronerbe minderjährig, sein nächster Verwandter die Rechte der Krone ausüben müsse. Geradeso verwaltete ein Lehnsvormund die Güter des unmündigen Lehnsfolgers, nicht weil ihm dies Amt von der Obrigkeit übertragen wurde, sondern weil es ihm zustand vermöge des Rechts, welches der Familie und also auch ihm selbst innewohnte. Nun waren aber die englischen Lords bereits wohlerfahren in der Kunst, dem Königthum ständische Freiheiten abzutrotzen, und so stellten sie, als König Heinrich V. starb und nur einen unmündigen Sohn hinterließ, die Behauptung auf: die Regentschaft gebühre dem Parlament und dem von ihm eingesetzten Geheimrath und Ministerium, — mit andern Worten: die Krone sei ein Amt des Landes, und nicht Familiengut. Humfried dagegen wollte auf nichts dergleichen sich einlassen und blieb dabei: er sei Regent, und Rechenschaft lege er Keinem ab, als einst dem Könige, wenn er die Regierung übernehme. Gerade über diesen Punkt hatte er heftigen Streit mit Winchester gehabt, der, obwohl selbst aus königlichem Blut, als Reichskanzler auf Seite des Parlamentes trat.

Nun ließ Bedford am 28. Januar 1427 eine feierliche Sitzung des Geheimen Raths anberaumen, in welcher der Lordkanzler ihm Folgendes vortrug: „Herr in England sei allein der König, selbst wenn er minderjährig. Die Verwaltung seines königlichen Amtes aber ruhe, bis er zu seinen Tagen gekommen, im Parlament, und wenn es nicht beisammen, im Geheimrath; in diesem gebühre der Vorsitz dem Herzog von Bedford, als des Königs ältestem Oheim, und in seiner Abwesenheit dem Herzog von Glocester. Niemand in England dürfe sich selbst die Regierung zulegen, einig und ungetheilt solle der Geheimrath die Staatsgewalt ausüben. Es frage der Lordkanzler, ob der Herzog von Bedford diese Satzung anerkenne?“ Bedford erklärte darauf: „Er habe Alles wohl verstanden, und genehmige es in allen Punkten. Der König sei sein Herr, und zu seiner größten Freude sehe er, wie der König einen so tüchtigen treuen Geheim-

rath habe. Diesen Lords, weil sie an des Königs Stelle regierten, werde er in allen Landessachen von ganzem Herzen gehorchen, wie der niedrigste Unterthan; und wenn er dagegen handele, wolle er von ihnen Strafe und Unterweisung annehmen." Dann unterzeichnete er die fünf Artikel der Satzung, und ohne daß ihn Einer dazu anregte, leistete er darauf aus freien Stücken einen heiligen Eid auf das Evangelium. Dabei sprach er so herzlich, so wahrhaftig und eindringlich, daß ihm und den Lords die Thränen in's Auge schossen.

Humfried aber ließ sich in der Sitzung nicht blicken. Er war höchst ärgerlich, hatte sich zu Bette gelegt und ließ sich krank melden. Um keinen Preis wollte er die verhaßte Satzung unterschreiben. Die Lords waren klug. Tags darauf begab sich der ganze Geheimrath im stattlichen Zuge zum kranken Prinzen in seine innere Kammer. Dort hielten sie ihm feierlich den nämlichen Vortrag wie seinem Bruder, und forderten ihn auf, seine Zustimmung zu geben wie dieser. Während Alle ihn anschaueten, suchte der Prinz im Bette vergebens Ausflüchte und Aufschub. Man drang in ihn, man hielt ihm das leuchtende Beispiel seines Bruders entgegen, und erklärte: es sei unausweichlich, das Recht des Parlaments und damit eine geregelte Regierung über allen Zweifel zu stellen. Der Lordkanzler machte Humfried aufmerksam, gerade seine Unterschrift sei unerläßlich, weil es aller Welt bekannt, wie häufig er gesagt habe: „In seinem Leben wolle er in Reichssachen Niemand Rede stehen, als dem König, wenn er mündig geworden," — und wie er auch geäußert: „Wenn Bedford in Frankreich, wolle er nach Willkür regieren." Der arme Kranke sah sich gedrängt und eingekeilt, mußte sich herbeilassen, dem Geheimrath Gehorsam zu geloben, seine Aeußerungen zu entschuldigen, und zu dessen Urkunde eine Erklärung zu unterschreiben, die er jedoch möglichst verklausulirte, auch mit keinem Eide bekräftigte. Mehr war von ihm nicht zu erlangen, und Bedford getröstete sich, daß seinem Bruder jetzt wohl die Flügel gebunden seien.

Bedford erzielte noch etwas Anderes. Am 16. März wurden im Namen des Königs Beglaubigungsbriefe gesiegelt für Meister Wilhelm Lynwood, Doktor des kanonischen Rechts, und Johann Tirelle, Knappen. Diese sollten zu Jakobäa reisen und ihr Meistes und ihr Bestes von der englischen Vermittlung versprechen, zugleich aber die ernste Forderung stellen, wenigstens einen Waffenstillstand mit Herzog Philipp einzugehen. Es lag darin eine deutliche Erklärung, die Herzogin von Glocester habe von England keine Hülfe mehr zu hoffen. Ging sie auf den Waffenstillstand ein, so konnten die burgundischen Waffen sich einstweilen wieder gegen Frankreich wenden. Das war das Höchste, was Bedford noch zu hoffen wagte.

Als er soweit in England gekommen, ging er, — es war etwa vier Wochen nach dem Falle von Sevenbergen, — mit dreitausend Mann unter Segel nach Frankreich, und nahm Winchester mit sich, damit Humfried eher Ruhe gebe. In Calays erfuhr der Prälat, daß der Pabst ihn zum Kardinal erhoben, und feierlich wurde er in der Domkirche mit dem rothen Hute geschmückt.

Nun währte es nicht lange, so erschienen Briefe und Boten von Jakobäa in London. Sie sandte zwei ausgezeichnete Männer, Ludwig Montfort und den tapferen Arnold von Gent, beide Ritter, dazu ihren Kanzler Willis Erwin, und folgender Gestalt lautete ihr Brief an die geistlichen und weltlichen Lords des Geheimeraths:

„Sehr hohe, ehrwürdigste, ehrwürdige Väter in Gott, meine sehr verehrten Herren und besondern Freunde! Euren Hoheiten Väterlichkeiten und gnädigen Herrschaften empfehle ich mich von Herzen, so unterthänig als ich es kann. Wenn vom Befinden des sehr hohen großmächtigen Prinzen, meines gestrengen Herrn des Königs, und von Eurem eigenen ich Gutes zu hören wünsche, so ist es kein Wunder. Denn nach den großen Freuden Ehren und Ansprachen, welche ich einst von Euch empfing, fühle ich mich innerlich und pflichtmäßig verbunden, lieber von Euch, als von

irgend Andern, gern Wohlbefinden und gute Nachrichten zu hören. So bitte ich Euch denn unterthänigst, daß, um mich zu trösten in meinem Unglück und leichter meine Mühsale zu tragen, Ihr mich dessen einmal versichern wollet. Denn wahrlich jedesmal, daß ich Gutes davon hören kann, scheint es mir, daß es Nichts gäbe, das mir schaden könnte. Von mir Trostlosen möget Ihr wissen: bei Abfassung Dieses war ich für meine Person hinlänglich gesund, und anderswie tief in Kummer Furcht Gefahren und Traurigkeit, wofür ich Gott, meinen Schöpfer lobe, ihn innig bittend, daß er vor ähnlichem Unglück Euch bewahren möge und alle Zeit Besseres geben.

Sehr hohe, ehrwürdigste, ehrwürdige Väter in Gott, meine sehr geehrten Herren und besonderen Freunde! Ich sende hier an Eure Adeligkeiten Väterlichkeiten und Vornehmheiten und an meinen gestrengen Herrn und Gemahl meine lieben und getreuen Rathsherren Ludwig von Montfort und Arnold von Gent, Ritter, Träger Dieses, um unterthänig darzustellen meine großen und schweren Angelegenheiten, die Euch schon zum größten Theil bekannt sind, um daran aufzufrischen Euer höchst edles Gedenken, und erkennen zu geben die großen Beschimpfungen Unterdrückungen und Geschichten, die mir seit fast zwei Jahren mein Vetter von Burgund angethan, indem er mich jagt von einem meiner Lande in's andere, um mir mein Erbe zu nehmen, indem er grausam das Blut meiner armen und treuen Unterthanen vergießt, worüber ich mich so oft wie billig beklagt habe. Gott weiß es, wie mir das bitter ist. Darüber muß ich wohl voll Trauer und Leid sein, und ich habe keine Hülfe, als von meinem Erlöser, und die, welche ich von Eurer Güte und Gnade erwarte.

Auf diese habe ich stets meine einzige Hoffnung gesetzt, seit ich die Stütze verlor, die ich hatte am Seligen von sehr hohem und edelem Andenken, meinem gestrengen Herrn und Vetter, dem letztverstorbenen König, dem Gott gnädig sei. Er ließ mich dorthin kommen, und davon rührt ein großer Theil meines Elends. Aber ich bin gewiß, daß er es nicht zu diesem Zwecke that,

sondern meines Heils und der großen Ehren und Freuden willen, die er mir anthat. Ich weiß, er würde begehren zu schaffen in meinem Unglück, daß es nicht so groß wäre, wie es jetzt ist. Deßhalb trage ich geduldiger meine Mühsal. Er that mir auch die Ehre, daß er mich heben und halten ließ über den heiligen Taufbrunnen meinen gestrengen Herrn den König, seinen lieben Sohn, dem Gott geben wolle Glück und langes Leben. Er war ein solcher Fürst, daß er Alles zum guten Ende gebracht hätte, auch um der Liebe willen, die er zu meinen Vorfahren hegte, wie ich gewiß weiß, daß der Selige von sehr edlem Andenken, mein gestrenger Herr und Vater, dem Gott gnädig sei, sie zu ihm und den Seinigen hatte. Dieser Liebe wollte und möchte ich folgen unaufhörlich, und deshalb bin ich viel geneigter gewesen, mich ehelich mit meinem gestrengen Herrn und Gemahl zu verbinden, um mehr zu fördern und zu stärken die Freundschaft, welche deshalb in meinen Herrschaften und Unterthanen zu der Krone von England bestehen muß, welche nöthig genug ist, wie es scheint. Auch denke ich, mein gestrenger Herr und Gemahl wird Dieses wohl noch wissen.

Noch habe ich meinen Räthen aufgetragen, mit Diesem Anderes Euch vorzustellen, und wie ich nicht mehr lange ausdauern kann ohne Hülfe von meinem gestrengen Herrn und von Euch, ohne daß mir etwas zu thun nöthig werde, was ich niemals thun werde, es sei denn gezwungen.

So bitte ich Euch als eine arme trostlose Frau, es möge Euch gefallen, Dieses erbarmend zu betrachten und Mitleid zu haben mit meinem unerträglichen Elend, auch es meinem gestrengen Herrn und Gemahl vorzustellen, um Dessen und des Königreiches willen man mich so schwere Leiden dulden läßt, — und ohne länger die Sache zu verzögern durch Botschaften und Gesandtschaften, die mich zu Grunde gerichtet, dazu zu thun, daß mein gestrenger Herr in voller Eile kommen möge, oder wenn er nicht kann, mir Hülfe schicke.

Denn wenn durch Schuld des Königreiches und meines

Herrn, für welche ich soviel leide, ich zu Grunde gerichtet sein und meine Herrschaft verlieren soll, so werden Andere in künftiger Zeit auf sie und ihre Allianz noch lange nachher wenig Vertrauen haben. Auch gereichte es ihnen nicht zur Ehre, sondern wie ich glaube, sehr zum Gegentheil. Denn weshalb mein Vetter so hart mich bedrängt, weiß Gott, und wie sehr, wenn er meine Herrschaften hätte, was Gott verhüte, er schaden könnte, das wollet um Gotteswillen bedenken, und meinen Räthen darin glauben, was sie Euch meinethalb auseinandersetzen, und auch Mitleid mit mir haben.

Möge Jeder an seinem Platze arbeiten für die Vertheidigung meines erbarmungswürdigen Lebens, so daß es mir bald besser ergehe. Wie ich auf Eure sehr hohen und gnädigen Herrlichkeiten meine ganze Hoffnung gesetzt habe, so werdet Ihr es auch für gewiß finden, daß, indem mir geholfen wird, Ihr der Krone und meinem gestrengen Herrn einen guten Dienst geleistet habt. Wenn Gott mir gnädig verleiht, mit meinen Herrschaften zu Sicherheit zu kommen, werdet Ihr das erfahren; denn ich habe großes Verlangen, dankbar zu sein für das Gute, das ich empfing und noch zu empfangen hoffe. Ich nehme Gott zu meinem Zeugen, daß, wenn es anders kommt, es nicht durch meine Schuld geschieht, und gegen meinen gestrengen Herrn und König wollte ich mich deshalb wohl entschuldigen.

Sehr hohe und ehrwürdigste, ehrwürdige Väter in Gott, meine sehr verehrten Herren und großen Freunde, ich flehe zur gebenedeiten Dreifaltigkeit, daß sie Euch hege in ihrem heiligen Schutz, Hülfe für mich fördern wolle, und Euch Alles geben, was Ihr wünscht. Geschrieben in meiner Stadt Gouda den 8. April.

Die Herzogin von Glocester,
Gräfin von Hennegau Holland Seeland Pembrough Ponthieu
und Frau von Friesland."

Aus diesem Briefe tönte eine so durchdringende Stimme des Wehes und des Heldenmuths, daß er seinen Eindruck nicht

verfehlte. Noch deutlicher redeten Jakobäas Gesandte. Sie beriefen sich auf „die bestimmten Versprechungen und Bedingungen des Königs, auf welche hin ihre Fürstin nach England gekommen, — wie sie sich in seinen Schutz und Schirm gestellt, — und nach seiner Anordnung und im Interesse Englands Humfried ihre Hand gereicht.“ Sie fragten: „Ob jemals eine verlassene Fürstin unter so vielen und harten Gefahren, wie tagtäglich Jakobäa bestürmten, so treulich an ihrem Worte gehalten? Ob seit Jahrhunderten bei einer zarten Frau solch kühne Ausdauer erhört worden? Das müsse ja Aller Herzen rühren, und besonders Jeden, der adelig erzogen sei, so daß sie einer solchen Dame helfen müßten, — eilig helfen, denn sie stehe auf dem Punkte des Verderbens durch einen Todfeind. Klaren Wein solle man einschenken, ob man wolle oder nicht, sonst müßten andere Wege versucht werden.“

Das Alles wurde in London eifrig hin und her besprochen, und die jungen Adligen fingen wieder an, sich um Humfried zu schaaren. Wie oft hatten sie den Degen, den sie für seine Sache ziehen wollten, ärgerlich in die Scheide gestoßen! Jetzt hieß es laut und überall: „Man könne es vor Gott und der Welt nicht verantworten, eine so heldenmüthige Dame im Stich zu lassen. Was man noch Beweise brauche? Schreiend sei das Unrecht, das ihr angethan werde. Sie aber sei eine Engländerin geworden, auf England habe sie vertraut. Wenn es noch Ritterehre im Lande gebe, müsse man hin, ihr zu helfen.“ Und als das Gerücht, man wolle der schönen Holländerin wieder zu Hülfe ziehen, auf die Straßen kam, da wurde manch ehrlichen Bürgers Gesicht fröhlich, und alles Volk sagte: „So ist's Recht!“ Denn Jakobäa stand bei den Londonern noch in lebhaftem Andenken. Und brannte nicht der Name „Brouwershaven!“ noch auf der Seele jedes ächten Engländers?

Woche auf Woche harrte Jakobäa ungeduldig der Schiffe und Truppen aus England. Es meldeten sich statt ihrer die englischen Gesandten. Die beiden Herren hatten einen langen

Umweg gemacht, im März London verlassen, bei Bedford und bei Philipp die Sache in's Lange und Breite unterhandelt, und jetzt kamen sie zu Ende des Mai's mit gar nichts Anderem nach Gouda, als mit einem königlichen Briefe, der zu Frieden und Waffenstillstand und neuen Verhandlungen mahnte. Jakobäa schrieb aus Gouda den 27. Mai eine Antwort voll feiner und bitterer Ironie. Nur bei dem Gedanken, daß sie diesen Brief an ihr fünfjähriges Pathchen, an den Sohn des verstorbenen Königs richtete, floß ihr Liebenswürdiges in die Feder. „Das ist ja meine innigste Freude, wahrzunehmen, daß Eure königliche Majestät noch an mich denkt. Gott wolle Euch in seiner Güte und Gnade dafür auf's Höchste belohnen. In dieser Welt verlange ich nichts Anderes, als Frieden, und niemals war ich anderer Absicht, als wie ich auf dem Wege des Rechts und der Vernunft dahin kommen könnte, nämlich so, daß mein väterlich Erbe, welches mir durch ächte und gesetzmäßige Erbfolge durchaus gehören muß, mir gelassen werde in meinem ruhigen Besitze. Aber wahrlich gerade deshalb werde ich mehr und mehr so schimpflich angegriffen jeden Tag durch meinen Vetter von Burgund, der kein Recht für sich hat, daß, wenn Eure königliche Majestät davon die ganze Wahrheit wüßte, ohne Zweifel sie mit mir wohl zufrieden wäre, und daß Ihr meinem Vetter so große Schuld geben würdet, daß, wenn er nicht abließe auf Euer Gebot oder Ersuchen, Ihr es nicht lassen würdet, ihn um der Ehre meines gestrengen Herrn, Eures rechten Onkels, willen durch jedes Mittel zum Aufhören zu zwingen."

„Um Gottes willen, erbarmt Euch des leidvollen Lebens, das mich in meinen Jugendtagen mein Burgunder Vetter erdulden läßt, der jetzt ohne irgend ein Recht Auftrag oder Vollmacht von mir sich von meinen Unterthanen und in meinen Städten als Erbregent huldigen läßt, Gott weiß, in welcher Absicht und ob das die Weise ist, wenn man ein billiges Uebereinkommen suchen will. Ach wenn Gott in seiner Barmherzigkeit doch gewollt hätte, daß Euer Vater auf Erden ge-

blieben wäre, ich weiß es gewiß, meine Angelegenheiten wären nimmer zu so schwerem Unheil gekommen wie jetzt, Angesichts der beträchtlichen und großen Gelöbnisse, die er mir in seinem Königreiche that, wo er mir sagte, als ich ihm meine Lage vorstellte: er wolle mein Vater sein in allen Fällen und mir väterlichen Beistand thun, er selbst und mit den Seinigen und mit seiner ganzen Macht. Diese Gelöbnisse waren mir damals ein großer Trost, und gegenwärtig habe ich in dieser Welt nach Gott keinen andern, als in dem Vertrauen auf Eure adlige königliche Majestät, welche, so hoffe ich, diese Gelöbnisse erfüllen will, die so feierlich und aus edlem Herzen mir mehreremal bestätigt sind. — Wollet dies erwägen, und mich armes Menschenkind, das so gequält ist, Euch lassen empfohlen sein!"

Dieser Brief an den König war begleitet von einer lateinischen offenen Darlegung, welche als Antwort an die Gesandten gerichtet, aber für Humfried Bedford und Englands Volk und Adel bestimmt war. Jakobäa erklärte darin: „Auf Ersuchen seines Königs sei sie nach England gekommen; er habe den ganzen Handel angefangen und ihr versprochen, nicht blos als Blutsverwandter, sondern als ein rechter treuer Vater ihre Sache wider Jedermann zu vertheidigen; und damit sie gänzlich ihm vertrauen könne, habe er nach dem Rathe seiner Minister und anderer Reichsgroßen, insbesondere aber seines Oheims, des Kardinals von Winchester, sie mit seinem Bruder Humfried verlobt. Dieser habe sich, nachdem die Rechtsgelehrten ihm die Richtigkeit ihrer Brabanter Ehe bewiesen, mit ihr vermählt, und auf sein Gebot sei sie nach dem Hennegau gegangen. Notorisch sei es, wie man sie dort mißhandelt, ihrer Kostbarkeiten beraubt, und nach Gent geschleppt, wie sie dort der Gefahr ewigen Gefängnisses entflohen sei, — und wie sie in ihren Erblanden der Herzog von Burgund, selbst nach dem Tode des Herzogs von Brabant, auf dessen ungültigen Auftrag er früher sich berufen, tagtäglich auf das Ungerechteste und Schrecklichste bedränge. Gern wolle sie Frieden machen, aber sie müsse stehen auf ihres Landes

Recht, und nach diesem Recht müsse, wer Gewalt leide, erst davon erlöst werden. Jeder andere Verhandlungsweg führe zu den bedenklichsten Folgerungen für sie, und wäre ihr Gemahl von der Lage der Sache recht unterrichtet gewesen, so würde er nimmermehr eingewilligt haben, daß man in dieser Sache gegen Recht und Herkommen deutscher Fürsten verfahre."

Indessen wollte Jakobäa auch das Aeußerste thun, was das englische Ministerium von ihr verlangte, nämlich mit Philipp in Unterhandlung treten. Ohnehin redeten ihr Viele zu, sie fahre besser dabei. Es waren das insbesondere geistliche Herren, und so schickte sie endlich ein paar von ihnen an den Burgunder mit dem Antrage, Gesandte zusammentreten zu lassen. Philipp ging gerne darauf ein.

Am bestimmten Tag und Orte wiederholten Jakobäas Gesandte nun ihr altes Begehren „Philipp solle sie im ruhigen Besitze ihrer Erblande lassen, und für die großen Schäden und eingezogenen Güter und Gelder, mit denen er sein Gewissen belastet habe, Ersatz leisten: dagegen wolle Jakobäa ihm zu Recht stehen auf alle seine Ansprüche, die er mit guten Gründen nach Gesetz und Herkommen darthue." Darauf erwiederten die burgundischen Räthe: „Allerdings erkenne ihr Herr Jakobäa als rechte Erbin ihrer Länder an, allein, ehe sie ihn dazu brächten, was Diese fordere, heiße es ganz anders zu Werke gehen. Die Fürstin müsse Namen und Titel einer Herzogin von Glocester fallen lassen und geloben, niemals wieder mit Humfried oder den Engländern anzuknüpfen. Nimmermehr wolle der Herzog es leiden, daß in Ländern, welche ihm nach seiner Base Tode zufielen, sein Todfeind Macht und Zugang habe. Die englische Ehe sei ungültig, auch nicht ehrenvoll: darüber sei Philipp höchst unwillig. Nun habe Jakobäa sogar ihre Länder für immer an Humfried übergeben und mit der Krone England alliirt. Solche Enterbung nehme Philipp nicht ruhig hin: seine Base müsse vielmehr geloben, ihre Länder nicht zu veräußern. Wolle sie diese Bedingungen eingehen, so werde der Herzog die Erblande wieder

zu ihren Händen stellen. Sie, seine Räthe, würden ihr Bestes aufbieten, damit ihr Herr Alles thue, was billig sei, und Beide gute Freunde würden." Damit gingen die Gesandten auseinander.

Jakobäa wäre lieber hundertmal gestorben, als daß sie selbst ihre Ehre und ihren Bund mit Humfried preisgegeben hätte. Und Bedford und die Lords wußten es, was Philipp von ihr forderte. Was sie niemals hatte glauben wollen, endlich schien es ihr doch so, als könnten die Engländer wider alle Treue und Ehre an ihr handeln. Am 6. Juni sandte sie ihren Geheimschreiber Johann Grenier nach London und schrieb dabei:

„Nachdem sie jüngst an den König durch seine Gesandten einen Brief geschickt, habe sie noch gezögert, an den Geheimrath zu schreiben, weil sie erst vier Dinge habe wissen wollen. Erstens, ob die englischen Gesandten, die so lange Wege gemacht, und, obwohl der Herzog von Brabant inzwischen gestorben, zu ihr ohne einen Vorschlag gekommen, auch wirklich dem Könige ihre Angelegenheiten so vorgestellt, daß sie davon etwas merke? Zweitens habe sie erst von der Zusammenkunft Bedfords mit dem Burgunder in Lille hören wollen, und ob ihre Sache des Ersteren Gedächtniß so eingeprägt wäre, daß durch seine Vermittelung der Andere sie nicht mehr bedränge? Drittens habe sie sich vergewissern wollen, ob denn wirklich ihre eigenen Gesandten bei König Gemahl und Geheimrath kein Kriegsvolk für sie aufbrächten? Und Viertens habe sie erst nach Kenntniß von Allem diesen es erwägen und einen Beschluß fassen müssen.

Obwohl sie nun nicht das Geringste an wirklicher Hilfe erfahren, es sei denn, Gott selbst senke in seiner Barmherzigkeit Mitleid in ihre Herzen, so wolle sie denn noch einmal flehen als ein leidvolles Weib, das zerschlagen und müde sei, soviel Elend und Gewaltthat noch länger ohne Hülfe zu ertragen, und, damit sie mehr und mehr als gänzlich ihrer Verpflichtungen gegen König Gemahl und England erledigt erscheine, noch einmal vorstellen, daß sie ein Königswort habe, welches ihr die Wiedereroberung ihrer Länder versprochen; daß sie selbst ihre Treue

hoch gehalten über alle Güter und Reize der Welt; daß sie gleichwohl in Jammer Armuth und Unterdrückung lebe, verachtet und entehrt vor aller Welt, wie eine verstoßene Frau, ohne Hülfe und Rath. Sie, die von Kaisern und Königen abstamme, die niemals Jemand beleidigt oder Unrath angestiftet habe, sie sehe sich jetzt ohne Länder, ohne Geld, ohne Einkünfte und Freundesmacht. Um des englischen Bündnisses willen seien ihre Blutsnächsten ihre bittersten Feinde geworden, seien ihre und ihrer Mutter Lande und Leute so ganz verderbt, und könne keines mehr dem andern helfen. „Wenn ich mich," schrieb sie, „mit meinem armen Volke ganz verbraucht und verzehrt habe, wenn ich im Vertrauen auf Englands Hülfe mich selbst in Lebensgefahr stürzte, war es nicht Pflichtgefühl, das mich allein bis hierher aufrecht hielt? Freilich, wenn man es sagen darf, viel vergeblich, ermattet, leidvoll habe ich gerungen. Warum rief doch Gott meinen Vater so bald zu sich, um so edle Erblande mir seiner Tochter, die ich ein so glückliches Kind war, zu hinterlassen, um sie nun zu verlieren, weil Recht nicht gilt! Oder warum lebt mir nicht mehr der selige durchlauchtigste Fürst, mein Herr der König über alle andern gewaltig, der mir so edel versprach, mir sie wieder zu verschaffen! Er wußte es gut genug, daß er von dorther treffliche Hülfe in seinen Unternehmungen haben könne, und daß sie gute Nachbaren wären. Gott aber weiß es, weßhalb mein Burgunder Vetter so grimmig auf meine Beraubung ausgeht, und welch ein Schaden daraus für England entstehen wird!"

„Jetzt," fuhr sie fort, „habe sie in der Welt kein Mittel mehr, seinen Angriffen und Plänen zu widerstehen. Die Zeit vergehe, bald würde er wieder kommen mit Heeresmacht. Das habe er seinen Generalen gesagt, von denen sie umringt sei, darin täusche sie sich nicht. Noch einmal flehe sie, daß man ihr, um Rittersitte wieder zu Ehren zu bringen, und ohne wieder Tagsatzungen zu halten oder Gesandte zu schicken, helfe zur Wiedereroberung ihrer Länder, zur Rettung ihrer selbst, sowie zur Erfüllung der

ihr gegebenen Versprechen, wie zur Ehre der Krone Englands, ihres Gemahls, und des ganzen königlichen Hauses. Aber schicken solle man ihr so viel Macht und Kriegsvolk, daß sie eines Tages allen ihren Feinden es bieten könne, und jeder Mann es erfahre, mit Hülfe unseres Erlösers und des guten Rechts, daß ihr Erbe ihr wieder erobert sei! Und darüber solle man sich eilig berathen, und den Entschluß sie kurz und gut wissen lassen."

Jakobäas Geheimschreiber Grenier aber hatte den Auftrag, den Lords die ganze Verhandlung mit Philipps Räthen darzulegen. Ohne Schminke zeigte er den Zustand der Dinge in Holland. „Die Herzogin habe nun zwei Jahre in harter Kriegsnoth gerungen, ohne Haupt und Gemahl, allein mit ihren armen Rittern Knappen und Unterthanen von drei Städten, die von keiner Seite mehr die gewohnte nöthige Zufuhr hätten und zu Grunde gerichtet wären. Auch die Räthe der Fürstin seien jetzt ganz entmuthigt, und hofften auf keine Hülfe von England mehr. Sie fürchteten die große Macht des Burgunders, der durch den langen Krieg höchst aufgebracht sei, und der Wunsch liege nahe, sich mit ihm zu vertragen, damit sie vor seinem Grimme Schutz und seine Gnade wieder gewännen. Ihre Fürstin sei ja doch für immer verloren, wenn sie durch Gewalt gezwungen sich unterwerfen müsse. Denn das sei Allen klar geworden, daß der Herzog von Burgund das eine Ziel fest verfolge, sich zum Erbherrn ihrer Länder zu machen, und sich durch keine Einmischung davon abbringen lasse. Jakobäa aber fürchte, daß hinter all den schönen Worten und Versprechungen von Rückgabe ihrer Länder, wie sie Philipp durch seine Räthe und Leute verbreiten lasse, und die sie schön zu färben wüßten, nichts Anderes lauere, als sie noch einmal aus ihren Erblanden wegzuziehen, und langer Hand wieder mit Spitzfindigkeiten in die Gefahr zu bringen, aus welcher sie sich durch ihre Flucht aus Gent gerettet habe.

Sie erkläre nun, daß sie in ihrem Leben niemals aus freiem Willen mit dem Burgunder Vertrag schließe: werde sie

aber gewaltsam genöthigt, so könne es sein. König und Staatsrath sollten deshalb an sie, ihre Räthe und ihre Städte in aller Eile schreiben, sie würden binnen eines bestimmten und recht nahen Tages zu Hülfe kommen mit rechter Kriegsmacht. Diese Zusage müsse in einer Weise erfolgen, daß man darauf trauen könne. Geschehe das, so wolle sich die Herzogin jeder Gefahr aussetzen, um ihre Unterthanen noch bis zum bestimmten Tage geneigt zu erhalten. Andernfalls scheide sie sich von England und erkläre: sie habe ihre Schuldigkeit gethan, und man möge die Schuld nicht auf sie werfen, wenn England dadurch Uebles widerfahre, daß der Burgunder mit Gewalt ihre Erblande mit Flandern Artois Pikardie und Burgund vereinigt habe.

Nur zwei Dinge möge man sie noch wissen lassen: ob man ihr etwas vorwerfen könne, da sie in so vielen Gefahren sich aufrecht gehalten, und noch bis zum Tode ausharren wolle, offen, wahrhaft, loyal gegen die Engländer? — oder ob ihre Gesandten es an etwas hätten fehlen lassen, da sie doch wüßten, sie könne sich nicht länger halten, und ihre Unterthanen schlügen neue Wege ein? Wenn der Fehler an den Gesandten, den beiden Rittern liege, so wolle sie dieselben auf ihre Ehre Treue und Schwüre belasten: liege aber der Fehler an Andern, und fruchte auch diese neue Vorstellung nicht, so werde sie ihre Gesandten auf der Stelle zurückrufen."

Achtes Kapitel.

Eleonore von Cobham.

Volksbewegung in London. Gesandtschaft an Bedford. Philipps Hinterlist. Niederwerfen seines Herolds. Parlamentsbeschluß. Sitzung des

Geheimeraths. Graf Salisbury. Drohende Volkserhebung in Holland. Aufstand in Delft. Philipps Abwarten. Stand der Dinge in Frankreich. Neue Vermittlungen Bedfords. Aufregung im englischen Volk und Adel für Jakobäa. Das englische Königshaus. Bedfords Vorwürfe und Abmahnen. Hinweis auf einstige Rechenschaft. Seine Gesandten. Das Hauptmittel. Eleonore Cobham. Beispiel von Humfrieds Großvater. Humfrieds Nachgeben. Einjähriger Waffenstillstand mit Philipp. Jakobäas Standhaftigkeit.

Die geharnischte Erklärung Jakobäas schlug durch. Die Sache kam in Fluß. Ganz London war erfüllt von der beredten Leidenschaft ihrer Briefe. Die Aufregung im Volk und Adel ging in hohen Wogen. Wo Humfried über die Straßen ging, hörte er fröhlichen Zuruf.

Der Geheimerath schickte in Sorgen und Eile zwei seiner Mitglieder, den Bischof von Norwich und Lord Tiptot, nach Frankreich, um Bedford anzukündigen, Philipp müsse um jeden Preis von Jakobäa ablassen. Die beiden Gesandten fuhren in Hast über das Meer, und gingen gleich nach Arras, wo Bedford und Philipp schon beisammen waren. Als Jene ihre Botschaft ausgerichtet, hieß es: man müsse nach Paris, dort müsse man im großen Rath verhandeln, dann wolle der Herzog von Burgund seine letzte Antwort geben. Kaum aber waren Bedford und die Gesandten von Arras abgereiset, als Philipp nach dem Hennegau ging, um rasch hier, wie vorher in Holland, sich huldigen zu lassen, d. h. die Besitzergreifung des Landes als Erbregent vorzunehmen. Dann eilte er nach Brüssel, und forderte Hülfstruppen. Was sein Vetter, der junge Herzog, beschlossen, wußte man nicht, die Landstände aber schlugen Philipps Begehren ab. Hier abgewiesen kehrte er sofort nach Flandern zurück und ließ dort, in der Pikardie, im Artois, durch allgemeinen Aufruf jeden Mann unter die Waffen treten, der eine Pike tragen konnte. Ehe noch das Heer versammelt war, flog der Herzog, nur von vierzig Mann begleitet, schon wieder nach dem Norden. So berichteten im Geheimerath zu London Jakobäas Gesandte.

Diese Treulosigkeit, diese Mißachtung des englischen Volks konnten nur noch mehr erbittern. Philipp wollte den Sturm beschwichtigen. Sein Herold kam mit einem Briefe nach England: er wolle eine große Gesandtschaft schicken, in Sachen Jakobäas zu verhandeln, man möge ihr die Geleitsbriefe ausfertigen. Allein sein Bote wurde nicht mehr angehört, niedergeworfen, in's Gefängniß gestoßen.

Schon war das Parlament vorgegangen. Als Philipp seine Erbhuldigung im Hennegau in's Werk setzte, faßte es am 25. Juni folgenden Beschluß: „Da die Herzogin von Glocester in so großer Wehsal und Bedrängniß gelebt, und so erbarmungswürdig an den König und das ganze Parlament geschrieben habe: so möge — im Wege des Vertrages oder in anderer Weise — des Königs hohe Weisheit und der vielreiche Rath der Lords seines Geheimerathes dafür sorgen, daß der Herzogin Person und die Allianz, welche zwischen England und ihren Landen sei und bestehe, in Gedeihen und Sicherheit gesetzt werde. Das gereiche zum besondern Wohlgefallen der Parlamentsmitglieder und aller Derer, von denen sie gekommen seien." Zu solchem Zwecke stellte das Parlament die bedeutende Summe von 20,000 Mark in Aussicht. Dieser Beschluß, welcher Jakobäas Sache für eine Sache des Volks von England erklärte, enthielt bereits die Kriegserklärung gegen ihren Bedränger.

Am 9. Juli hielt der Geheimerath eine große feierliche Sitzung, angesehene Ritter und Knappen waren hinzugerufen. Es wurde beschlossen: „Angesichts der sehr großen Leiden und Gefahren, welche die Herzogin von Glocester schon lange und noch täglich mehr erdulde, um ihrer rechten und tugendhaften Liebe willen zu ihrem Gemahl, und um ihrer Anhänglichkeit willen an England und seinen König, — Angesichts der täglichen Hülfsgesuche des Herzogs und der Herzogin von Glocester, — und der warmen und aufrichtigen Verwendung des Parlaments und seiner Bereitstellung von 20,000 Mark, — sollten 9000 Mark bebewilligt sein, um damit Reisige und Bogenschützen zu werben, welche

nach Holland gehen sollten, um die Städte Plätze und Lande, welche dem Herzog und seiner Gemahlin noch gehorchten, mit Lebensmitteln zu versehen und zu besetzen, die Herzogin aber, in so großer Eile sich passender Weise thun lasse, sicher nach England zu geleiten. Wollten aber von diesen Kriegsleuten in Holland Besatzungen liegen bleiben, so müßten sie sich darauf beschränken, die genannten Plätze zu vertheidigen, ohne irgend andere anzugreifen." Durch diese Bedingungen, welche Glocester noch besonders beurkunden mußte, hielt sich der Geheimerath mit Philipp noch eine Art Waffenstillstand offen. Es wurden auch für seine Gesandten Sicherheitsbriefe ausgefertigt.

Humfried konnte nun wieder mit Staatsgeld Truppen werben, und das Kriegsvolk strömte ihm zu. Mehrere mächtige Lords verbündeten sich mit ihm. Dieser dritte Heereszug für Jakobäas Recht und Rache sollte so gewaltig werden, daß alle Macht des Burgunders nichts dagegen ausrichte. Der werthvollste unter den Verbündeten war Thomas Montague, Graf von Salisbury. Nannten die Engländer ihre besten Namen, so stand Salisbury obenan. Als Feldherr hatte er sich auf Frankreichs Feldern mit Ruhm bedeckt. Auch er war in seiner Gemahlin von Philipp tief beleidigt. Es war vor drei Jahren gewesen, als die Höfe von England und Burgund in Paris zusammen kamen, und um ihre Festlichkeiten zu erhöhen, die Hochzeit feierten von Philipps Oberhofmeister, dem Ritter de la Tremoille, und der Dame von Rochebaron. Das geschah in Philipps Pallaste, und er stellte durch Pracht, feines Benehmen, und Kühnheit alle Fürsten und Herren in Schatten. Er glänzte im Tanzsaal bei den Damen, und pflückte sich im Turnier die Lorbeeren. Damals war seine Schwester, Bedfords Frau, die lustigste und unternehmendste der Damen gewesen, die schönste aber Gräfin Salisbury. Sie war von Philipp mit einer Leidenschaft ausgezeichnet, welche viel Redens machte. Er hatte ihr sogar eine öffentliche Liebeserklärung gemacht, während ihr Gemahl nicht zugegen. Das war wider alle Rittersitte, und hatte

Salisbury empört. Sobald er hörte, daß es mit Humfrieds Rüstungen Ernst sei, eilte er von Frankreich herbei, und verbündete sich mit ihm zum Kriege gegen den frechen Burgunder. Er wurde jetzt auch als Mitglied in den Geheimerath aufgenommen. Salisburys Name war ein Feldzeichen, um welches sich von fern und nahe die edelsten Fähnlein sammelten.

So durfte endlich Jakobäa Zuversicht fassen: es kam der Tag der Rettung und Rache, der entzückende Tag von Humfrieds Wiederkehr. Denn auch in Holland, und das wußte man in London wohl, war Alles zum Aufstande fertig gemacht. Die Hoeks hatten verzweifelt gearbeitet, das Volk von Grund aus aufzuwühlen. Während Philipps Verbündete in Geldern in den Treffen bei Barnevelt und Brummen so schwere Verluste erlitten, daß sie gar nicht daran denken konnten, den burgundischen Kapitäns, welche in den holländischen Städten lagen, zu Hülfe zu ziehen, sollte hier ein allgemeiner Volkssturm niederwerfen, was wälsch oder kabeljauisch.

Des Burgunders rechtloses Benehmen war jetzt auch dem blödesten Auge klar. Und wer mochte sich noch selbst darüber täuschen, was für ein Loos der fremde Fürst den Holländern bereite? Sie sahen sich erdrückt durch endlose Steuern, ihre Städte und Burgen von wälschen Obersten beherrscht, Recht und Gesetz überall mißachtet. Als die Nachricht kam, der Herzog von Brabant sei gestorben, eilte man in den Kabeljaustädten, alle Thore mit Kriegsvolk zu besetzen. Heimliche Verschwörungen zogen sich von Ort zu Ort. Auch Solche fielen von Philipp wieder ab, die ihm gehuldigt hatten. Bereits gab es in Dortrecht Rotterdam Leyden offenen Aufruhr.

Vorzüglich hatten es die Hoeks auf Delft abgesehen. Eines Markttages, als die Maesländer Bauern mit ihren Wagen und Früchten hereinzogen, es war am 6. März, standen sie auf einmal bei einander, erhuben ein wüthendes Geschrei, und als der Schultheiß Johann von Egmond vereint mit den Stadträthen ihnen steuern wollte, fielen sie über ihn her und schlugen ihn

todt, und mit ihm fünf der vornehmsten Bürger. Jetzt wollten die Hoeks sich der Stadt bemächtigen. Philipps Kapitäns aber fielen rasch mit ihren Truppen dazwischen. Der Anschlag wurde vereitelt, und schon drei Tage später zwölf Bauern auf dem Markte in Delft enthauptet

Wären die Engländer rasch genug gelandet, — kein Zweifel, Holland hätte plötzlich an allen Enden in Flammen gestanden. Philipp rüstete aus vollen Kräften, und stand in Flandern und Seeland fortwährend auf der Wache, um zu sehen, wo er den Angreifern entgegen trete.

Solche Wendung der Dinge hatte der bestürzte Bedford nicht mehr erwartet. Als er den Fuß wieder an die französische Küste setzte, sah er mit einem Blicke, wie schlecht hier die Dinge für die Engländer standen. In der That hatte in den Kriegslagern, welche Philipp Jahr auf Jahr gegen Humfried und Jakobäa sammelte, das entzweite Frankreich sich wiedergefunden. Im gemeinsamen Kampfe wider englischen Uebermuth, an der Seite eines glänzenden Prinzen des französischen Königshauses, lernten sich die Anhänger hier der Engländer, dort des Dauphins wieder als Söhne eines einzigen Volkes kennen. Der kluge versöhnende Bedford war viel zu lange in England geblieben. Der Krieg in Frankreich wurde nur lässig geführt, und das Beispiel des dritten Verbündeten von Amiens, des Herzogs von der Bretagne, der von den Egländern abgefallen, lockte und mahnte. Seine ganze Kraft hatte Bedford eingesetzt, um diesen Abfall zu züchtigen. Und jetzt ein neues Brouwershaven? Nur ein Wunder hätte England und Burgund wieder auseinander gebracht: blutig, unabsehlich eröffnete sich ihr Krieg. Denn es war ein Meisterstreich von Philipp, daß er nach dem Tode Johanns von Brabant rasch und verwegen in Jakobäas Landen eine Stellung nahm auf dem Grunde eigenen Rechtes. Wie immer dies Recht beschaffen war, genug, er hatte Besitz davon ergriffen, hatte sich in Holland wie im Hennegau als Erbherrn

huldigen lassen. Jetzt hing seine Ehre daran, diese Fürstenthümer zu behaupten.

Bedford wußte das, und wieder suchte er sorgenvoll nach einer Vermittlung. Er hatte schon im Mai Philipp zu einer neuen Zusammenkunft eingeladen, und war ihm bis halben Weg nach Lille entgegen gegangen, hatte auch dessen Schwester, seine Gemahlin, mitgenommen. Als die zweite Gesandtschaft aus England, die Lords Norwich und Tiptot kamen, war eine dritte Zusammenkunft in Arras gewesen. Da war wiederum, wie schon unzähligmal, hin und her berathen, und rathlos war Bedford nach Paris zurückgekehrt. Während er hier die Sache im königlichen Rathe vortrug, erhielt er den Beweis, daß selbst die Lords vom Geheimenrath dem Andringen von Volk und Adel keinen Widerstand mehr leisteten. Zwei Tage nach dem Beschluß, der für Jakobäa Kriegsgelder bewilligte, am 11. Juli schrieben sie an Bedford wie folgt:

„Die hohe und edle Fürstin, Frau von Glocester, seine Schwägerin, dulde so schwer nur um ihrer Liebe und Treue willen zu Gemahl und England. „Deßhalb schreiben wir jetzt an Eure Hoheit und stellen Euch vor, wie die Stände und alles Volk in England aus gedachten Gründen sich diese Sache hoch und theuer zu Herzen nehmen. Sie glauben, daß sie sich nicht entschuldigen können, weder gegen Gott, noch gegen die Welt, noch gegen Herrn und Dame von Glocester, noch wie es Ehre und Natur verlangen, wenn sie nicht so weit als menschenmöglich ihre Schuldigkeit thun, der Fürstin Hülfe und Erlösung zu bringen, und zu streiten wider die großen und augenscheinlichen Beleidigungen Unterdrückungen und Gewaltthaten, und gegen die notorischen und aller Welt bekannten Usurpationen, die gethan und unternommen sind wider Herrn von Glocester und seine Gemahlin. In dieser Sache wollen sie sich mit Gut und Blut betheiligen, um einen starken Zuzug und ansehnliche Hülfe zu stellen für den genannten Herrn und dessen Gemahlin in deren gerechten Sache.“ Bedford möge deshalb den Herzog

von Burgund kurz und bündig auffordern, daß er von seinem rechtlosen und beleidigenden Verfahren abstehe, und eiligst Nachricht senden, in welcher Stimmung er ihn in Bezug auf den Frieden in der Versammlung gefunden, die durch die Herren von Norwich und Tiptot angeregt worden. Beider langes Ausbleiben nehme Wunder, Angesichts dessen, wie Philipp nach jener Versammlung, zu seinem Vortheil und zum großen Nachtheil für Glocester und seiner Dame Rechte, in Hennegau Holland und Seeland seine Sachen besorgt habe.“

Der Regent von Frankreich hatte kurz vorher etwas Großes durchgesetzt. Am 3. Juli hatte der abtrünnige Herzog von der Bretagne sich den Engländern wieder unterworfen. Dadurch war das Bündniß von Amiens, freilich mit unsäglichen Mühen, wieder hergestellt. Und jetzt sollte es gleich wieder, und schlimmer noch als vorher, auseinander brechen? Bedford hatte nur noch die Wahl, entweder Frankreichs Krone aufzugeben oder seines Bruders Sache. Es war eine sonderbare Lage der Dinge im englischen Königshause. Der König war ein Kind, von seinen Oheimen und Beschützern wollte der Eine Frankreich, der Andere den besten Theil der Niederlande. Der Eine hatte seine größte Hülfe am Burgunder Alliirten, der Andere glühete, um gegen Diesen in's Feld zu ziehen.

Aber Jener wollte Frankreich für die Krone, Dieser die Niederlande für sich selbst. Bedford entschied sich: Jakobäa sollte vollends geopfert werden.

Seinen Bruder machte er stutzig durch die volle Last einer furchtbaren Verantwortung, welche er auf ihn wälzte. Er schrieb ihm: „Auf der Welt habe er keinen Näheren, als Humfried, und er liebe ihn wie sich selbst. Bei dieser Liebe, bei der Ehre, bei dem Heil des jungen Königs beschwöre er ihn, doch seinem einzigen Bruder zu glauben und zu vertrauen. Man habe ihn dieser Sache wegen bei Humfried verlästert, aber er hätte nur den offenen Krieg mit Philipp verhüten und jeden erdenklichen Weg der Güte einschlagen wollen. Darum habe er gehandelt

als ein wahrer Bruder, wie Gott Vernunft Ehre und gutes Gewissen erforderten. Er schwöre ihm zu bei Gott und dem König und vor der ganzen Welt, Humfried sei auf dem Wege, Englands französische Krone in Stücken zu schlagen. Frankreichs Besitz sei noch so neu und jung, und verlange kluges Benehmen. Um Gotteswillen möge Humfried doch von Krieg und Gewaltthat ablassen, es gäbe noch friedliche Mittel, mit Philipp auseinander zu kommen. Und daß es geschehe, dazu wolle Bedford selbsteigen arbeiten und Alles, was er könne und habe, darbieten. Diejenigen, welche Humfried vorsprächen von hohen Ritterthaten und edlen Unternehmungen, müßten ein kurzes Gedächtniß haben, daß sie nicht mehr wüßten, wie schwere Mühsal und Arbeit es ihrem Hause gekostet, es bis zu diesem Stande der Dinge zu bringen. Gewiß würde ihr seliger Bruder, der Leib und Gut und die ganze Kraft seines Geschlechts und seines Volkes an Frankreich gesetzt, und es wahrlich theuer erkauft habe, nicht aus freien Stücken und ohne Vernunft die schrecklichsten Gefahren heraufbeschwören. Bloß dieser Streit mit Philipp sei die einzige Hoffnung aller Feinde Englands. Sei diese Sache beigelegt, so würden alle ihre Anhänger in Frankreich neuen Muth und Stärke gewinnen, ihre Feinde aber völlig verzweifeln. Humfried möge daran denken, wie er und seine Rathgeber es einst mit gutem Gewissen vor dem König, wenn er mündig geworden, verantworten könnten, wenn sie bloß um ihrer Lust willen das Reich, das jetzt so glorreich, in unabsehliche Gefahren stürzten. Er rufe Gott zum Zeugen an, daß er keine Schuld daran habe, aber er werde sie einst vor dem Könige zur Rechenschaft ziehen!“

Es kam Bedford augenblicklich nur darauf an, um jeden Preis den englischen Heereszug von den holländischen Küsten abzulenken. Deshalb wurde ein ehrlicher Waffenstillstand vorgespiegelt, Jakobäa sollte nichts verlieren, nur zur Zeit dürfe kein Krieg sein zwischen England und Burgund. Bedford schrieb am 31. Juli an den Geheimerath auf dessen Brief eine lange und

eindringliche Antwort. Und da er hörte, die Herren hätten sich zerstreuet und hielten sich an verschiedenen Orten auf, schickte er Jedem eine Abschrift, damit Keiner sich später entschuldigen könne: er habe Bedfords Antwort nicht gekannt. Darin hieß es: „Er habe sich die Sache äußerst zu Herzen genommen, und es befremde ihn, wie man ohne sein Wissen und Zustimmen darin wichtige Beschlüsse fasse. Den Herzog von Burgund habe er zum Frieden ganz geneigt gefunden, Philipp wolle Waffenstillstand machen auf ein Jahr, wenn auch die Gegenpartei es thue. Diese aber habe eine sehr dunkle Antwort voll der Klauseln gegeben. Philipp nun ohne Weiteres auffordern, vom Kriege gegen Jakobäa abzustehen, das könne er nicht, dann habe er ja von vornherein Partei genommen. Die Ehefrage Jakobäas habe der Pabst, und ihre Länderfrage der Kaiser zu entscheiden, nicht aber der König von England. Seine und ihrer Aller erste Pflicht sei es aber, dem Könige, so lange er unmündig, das französische Königreich zu bewahren. Darüber müsse man Rechenschaft ablegen, und nicht um das Wehklagen seiner Schwägerin zwei Königreiche in Gefahr und Wirrsal stürzen. Schon schreibe ihm der Herzog von Burgund empört darüber, daß man zu seiner Schande den Boten, der seine Briefe an den König getragen, in's Gefängniß geschleppt habe. Dies müsse bestraft werden, damit es klar werde, so beleidigende Gewaltthat sei nicht auf des Königs und Geheimeraths Befehl geschehen."

Außer seinen Briefen aber sandte Bedford seine gescheidtesten Räthe, den Abt von Orcamp, Herrn Thomas Rampscon seinen Kämmerer, Meister Johann Escourt, und Meister Gille le Duc nach London. Der Abt von Orcamp war Doktor der Theologie und der klügste Diplomat in Frankreich, öfter war er mit Erfolg in Rom gewesen. Bald merkte man auch in London, wie gut er die Kunst verstand, die Menschen anzuregen zu verwirren und zu binden. Ein Mittel besonders wurde in Bewegung gesetzt, welches dem leichtbewegten Humfried am gefährlichsten war.

Es ist auffallend, wie häufig in Jakobäas und ihrer Ge-

sandten Vorstellungen die Bitte wiederkehrt: man möge den Herzog von Glocester drängen, daß er sich zum Handeln aufraffe. Ach Jakobäa wußte wohl, was ihn säumig machte. Hier lag die Quelle ihrer tiefsten Qual und Sorge. Warum hatte sie einst die schöne Eleonore, des Lords Reginald Cobham von Sterborough Tochter, als Hofdame mit nach dem Hennegau genommen? Das war sehr arglos oder sehr leichtsinnig. Wußte sie allein denn nicht, was der ganze Hof von den Abenteuern dieser Dame erzählte, welch kühnen Muth sie öfter gezeigt, und wie manch stolzen Ritters süße Freundin sie schon gewesen? Hatte Jakobäa keine Ahnung, welch ein Weib dies war von wilder Selbstsucht und tausend Ränken? Eleonore war damals nicht lange im Hennegau geblieben. Faßte sie damals schon im Stillen ihre Pläne, oder hatte Jakobäa sie fortgeschickt, — genug, in Humfrieds Reisezug, als er seine Gemahlin in Mons verließ, war sie nach Calays, und dann im selben Schiff mit ihm nach England zurückgekehrt. Ihre üppigen Reize setzten ihn in Flammen, von ihrem reichen Wissen fühlte er sich angezogen, von ihrer Alles durchfliegenden, in Alles einbohrenden Phantasie war er wie geblendet. Bald lag er vollständig in Eleonorens Fesseln. Es war in London öffentliches Geheimniß, daß sie mit ihm lebte. Mit jedem Jahr war ihre Gewalt über ihn gewachsen. Schon hatte sich das verwegene Weib das höchste Ziel erkoren: sie selbst wollte Humfrieds Gemahlin, eine königliche Prinzessin werden. Hatte doch Humfrieds Großvater, Johann von Gent, ebenfalls seine langjährige Buhlerin geheirathet, und war deren Sohn doch der große Kardinal von Winchester!

Ohne Zweifel erhielt Eleonore jetzt eine Andeutung, daß man ihr des Prinzen Hand nicht mehr bestreiten werde, wenn es ihr gelinge, denselben in England zurück zu halten. Nun ließ das verführerische Weib seine Künste spielen, und spann und spann an einem Netze von unentwirrbaren Ränken, in welchen der Rest von Humfrieds Ehrgefühl erstickte. Er wurde bedenklich, schwankte, und ließ sich endlich zu einem Waffenstillstande herbei.

Gern verpflichtete sich Philipp, Jakobäa selbst ein Jahr lang nicht anzugreifen, zugleich aber des Pabstes Endurtheil zu betreiben. Der Geheimerath war dieser Wendung froh, und wer Bedford und Frankreich nicht aufgeben wollte, durfte nicht entgegen sein. Wiederum wurde gehofft, auf die eine oder andere Weise finde man endlich der heillosen holländischen Sache ein Ende: gewiß werde Philipps nächste Unternehmung gegen Jakobäas Verbündete entscheiden, entweder müsse er oder müsse sie die Hand zum Frieden bieten. Salisbury aber, und die gleich ihm dachten, warteten der Dinge.

Was für Briefe voll Zorn und Verachtung mochte Jakobäa jetzt nach London senden, voll glühender Pfeile, die sich in Humfrieds Brust einsenkten! Aber sie verwundeten nur seine Eitelkeit, und machten ihm Jakobäas leidenschaftliches Wesen zuwider. Nur eine Aussicht blieb ihr noch: sie mußte siegen über Philipp, glänzend siegen, ihr wiedereroberter Länderbesitz mußte ihr auch den Gemahl wieder bringen. Also stählte sie sich mit fressender Qual im Herzen, auch noch den neuen Heereszug des Burgunders zu bestehen, der gewaltiger, als alle früheren, herandrohete.

Neuntes Kapitel.

Seeschlacht bei Wieringen.

Allmählige Ausrottung der Hoeks. Jakobäas letzte Ritter. Sechs Kriegsfürsten in Utrecht und Geldern. Ausdehnung der Fehde. Gelderns Verwüstung. Schlacht bei Ryßwyck. Angriff auf Tiel. Mordanschläge. Flüchtende Mönche und Nonnen. Einfälle der Hoeks in Holland. Neue Zerstörung des Yſſelstein. Durchstechung des Yſſeldammes. Drohende Reichsacht. Kriegssteuern. Finanzienthun. Seelgelder. Aufruhr im

Volke. Philipps Abwarten. Kriegszug nach Bunschoten. Brederodes Unternehmungen. Entgegenziehen der Kabeljaus. Zusammenstoß bei Wieringen. Zwiespalt auf Brederodes Flotte. Seeschlacht. Treffen am Strande. Vollständige Niederlage der Hoeks. Blutrache in Enkhuysen. Verfolgung der Flüchtigen. Abkommen mit den Wieringern.

Welche Macht aber wollte Jakobäa den burgundischen Heeren noch entgegenstellen? Hennegau und Seeland waren längst verloren. In Holland aber waren ihr gleichsam beide Arme abgeschlagen, als die treuen Bauern im Norden zertreten wurden und die stolze Seefestung im Süden ihr Banner senkte. Das war so fürchterlich in diesen Kriegen, welche sie nun bald zehn Jahre lang führte, daß für die Anhänger der Erbfürstin die Niederlage jedesmal gänzliches Verderben war. Seit Johann von Bayern ihre Anhänger in Leyden und Haerlem so gründlich ausgemerzt hatte, daß diese Städte fortan die vornehmsten Burgen der Kabeljaus wurden, seitdem wiederholte sich die Ausrottung der Hoeks in einem Gebiete nach dem andern. Nur noch Wenige ihrer Ritter sah Jakobäa um sich versammelt. Das waren vor Allen Ludwig von Montfort, ihr oberster Minister, und sein Bruder Johann, ein Kriegsmann, Dietrich v. d. Merwede, Arnold von Gent, Gerhard von Poelgeest, Wilhelm von Naeldwyck, Gerhard von der Zyl, und der Schatzmeister Johann von Vyanen. Die Flotte in der Südersee aber befehligte Wilhelm von Brederode.

In diesen Männern freilich war Haß und Zorn gewaltiger, als alle Noth und Niederlage. Als ihre letzte große Hoffnung, Humfrieds Heer und Flotte, ausblieb, als die burgundischen Obersten das letzte holländische Gebiet, das Jakobäa noch behauptete, immer enger umzingelten, und Hunger und Jammer in allen Häusern war, — da arbeiteten Jakobäas letzte Ritter und Räthe nur um so leidenschaftlicher, wie sie noch einmal ganz Holland in Aufruhr, und das ganze Utrechter Volk in das Feld brächten, Geldern aber ebenso gründlich ausraubten. Eines hatte

Jakobäa noch immer bewiesen: niedergepreßt durch neue Lasten erhob sich ihr elastischer Geist zu frischerer Kraft, an einem Ende zurückgedrängt warf sie den Krieg auf neue Gebiete.

Land Utrecht und Geldern wurden jetzt Wahlstätte von sechs Fürsten, die um ihre Länder stritten. Auf der einen Seite standen Philipp, Arnold von Geldern, Bischof Sweder: auf der andern standen Jakobäa, Adolf von Berg, Postulat Diepholt. Am 30. Mai hatte der Herzog von Burgund Diepholt und allen seinen Anhängern förmlich die Fehde angekündigt, weil er gegen des Pabstes Gebote sündige und den Herzog von Geldern bekriege. Letzterer hatte schon im April seinen Städten verbürgen müssen, daß aller Schaden ihnen ersetzt würde, welchen sie in seinen Kriegen gegen Jakobäa von Bayern, die sich Herzogin von Glocester nenne, und gegen Rudolf von Diepholt und seine Anhänger erlitten. Eine große Fehde aber steckte in jenen fehdereichen Zeiten gewöhnlich weit und breit die Nachbarländer an. Insbesondere bei Thronstreiten suchte Jeder der umwohnenden Fürsten und Herren sein Stück Beute. So verbündeten sich jetzt mit dem Postulaten der Graf von Hoya, eine Menge Münsterscher Ritter, und die beiden mächtigen Herren von Büren. Letztere bedangen sich für ihre Hülfe keinen geringeren Preis, als daß die alte Stadt Tiel mit Umgegend ihr Eigen werden solle.

Im Juli versammelte Diepholt auf's Neue eine Heeresmacht von siebentausend Mann zu Fuß und zweitausend zu Pferde, und machte wieder einen jener verheerenden Züge, welche in diesem Jahre Geldern zur Wüste umwandelten. Die Schwerter trieften von Blut, eingeäschert nach der Reihe lagen die Dörfer, die Obstbäume umgehauen, ausgeplündert selbst Klöster und Kirchen. Die Gelderer hatten in den blutigen Schlachten dieses Jahrs niemals Glück gehabt. Endlich stellten sie den Verwüstern ein neues Heer entgegen, es wurde in der Schlacht bei Ryßwyck auf's Haupt geschlagen.

Nun sollte es Tiel gelten. Der Herr von Büren hatte die Herren Dietrich von der Merwede, Johann von Langeraek, und

andere holländische Hoeks zu einer stattlichen Kriegsmacht versammelt. Weil er dachte, in Tiel wisse man noch nicht, daß er des Herzogs von Geldern Feind geworden, so ladete er die Stadthäupter freundlich auf seine Burg und ließ sie die ganze Nacht nicht wieder heraus. In dieser selben Nacht griffen Rudolf und die Hoeks stürmender Hand die Stadt an, an drei Thoren stürmten sie, unerwartet aber standen oben Vertheidiger genug und schlugen die Stürmenden zurück. Die Tieler waren nämlich gewarnt gewesen durch den Herrn von Gaesbeck, welcher den Anschlag der Hoeks ausgeforscht hatte.

Diese mußten wieder abziehen. Hinter ihnen brachen rachedürstend die Schaaren der geldernschen Reiter in's Utrechter Land ein. Auch sie verschonten nicht Greis noch Kind, nicht Saat noch Baum. All der Haß und Grimm, der so lange zwischen den holländischen Hoeks und Kabeljaus getobt, der erst Brabant heimgesucht, dann den Hennegau verheert hatte, erhielt jetzt Freipaß für Geldern und Utrecht. Sweder ließ zwei Mörder köpfen und viertheilen, die ihn abthun wollten für Utrechter Gold und mit Diepholts Vorwissen: Diepholt aber konnte nicht weniger als achtzehn Verschwörungen nennen, die ihm an's Leben gingen und mit dem Schwerte gestraft wurden. Die flüchtenden Mönche und Nonnen, welche bei Philipps Generalen um Zuflucht baten, wußten davon zu erzählen, wie schrecklich es im Utrechter Lande herging. Auch aus Jakobäas Stadt Oudewater wanderten Nonnen mit Vieh und Habe nach Leyden aus, um dort unter Philipps Schutze zu wohnen.

Im Holländischen selbst war jetzt Alles außer Rand und Band, das Land voll Ruinen, die größeren Städte unter der Säbelherrschaft der burgundischen Offiziere. Holland starrte von burgundischen Lanzen, und dennoch konnten sie ihm nicht einen Tag Frieden verschaffen. Es war ganz unmöglich, all die vielen Wasseradern, welche damals noch mehr, als jetzt, Holland durchschnitten, nur vier und zwanzig Stunden lang so zu bewachen, daß die Hoeks nicht durchschlüpften. Wenn man sie noch hoch

im Norden glaubte, fuhren sie schon sengend und brennend mitten durch's Land.

Alsmaer ging in Flammen auf, sechs feste Häuser zu Woerden und ten Syl wurde niedergebrochen. Daß die Utrechter nicht säumten, alle Gebäude, welche man im zerstörten Ysselstein wieder errichtet hatte, wiederum in den Grund zu reißen, braucht kaum erwähnt zu werden. Die alte reiche Stadt Gouda am breiten Yssel blieb der Mittelpunkt für die Streifzüge, die Tag und Nacht vor sich gingen, die einen zu Roß und Wagen, die andern auf leichten Schiffen. Die Hoeks hatten Gouda von der Landseite unangreifbar gemacht. Das Mittel dazu war entsetzlich. Was sonst nur Sturm und Meeresfluth thaten, das verübte der Haß im Bürgerkriege. Der Ysseldamm, welcher Schieland und Delftland zum großen Theile schützen muß, wurde durchstochen. Gewässer brauseten weit und breit in's Land hinein, und standen hoch und unabsehlich dort, wo bisher fruchtbare Wiesen und Aecker lagen, ein Schaden, welchen erst Jahrhunderte allmählig wieder gut machten.

Der Handel lag jetzt vollständig darnieder, und nun drohete noch die Reichsacht den Kabeljaustädten in der weiten deutschen Hanse eine peinliche Stellung zu bereiten. Ohne Zweifel hätte die Reichsacht auch manchen fürstlichen oder ritterlichen Beutemacher, der jetzt noch stille saß, in den Sattel gehoben. Haerlem Leyden Delft und Amsterdam ließen es sich daher nicht wenig kosten, das pergamentene Ungewitter, aus welchem allerlei kleine Blitze hervorzucken konnten, von sich abzuwenden. Schon im vorigen Jahr gingen Abgesandte nach Köln und Nürnberg, in diesem Jahr nach Regensburg und zu den deutschen Hansestädten, deren Vermittlung sie anriefen.

Bei all diesem Elend mußte man fort und fort schwere Kriegssteuern aufbringen. Um nur ein Beispiel zu geben, nehmen wir die Landesrechnung für das Halbjahr nach dem 25. Oktober 1427 zur Hand. Die Gesammteinnahme stieg für diesen Zeitraum auf 84,000 Pfund. Darin betrug die gewöhnliche Bede

nur 2,700 Pfund. Es zahlten aber an außerordentliche Kriegslasten die Städte 46,000 und die Ritterschaft nahe 3,000. Dazu kam z. B. von den Seeländern Zweimonatssold für die Truppen in Holland mit 2,000 Pfund. An Strafgeldern wurden von den Anhängern Jakobäas über 7,000 Pfund eingetrieben. Die Einkünfte von eingezogenen Güter der Verbannten oder Getödteten betrug 1,500, der Erlös von verkauften 2,000 Pfund. Um höhere Summen zu erzielen, erlaubte man den Erben, daß sie die Güter ihrer Verwandten zurück kauften. Im Ganzen genommen sind an gewöhnlicher Einnahme 24,000, an Kriegs- und Strafeinnahme aber 60,000 Pfund verrechnet, und das nur für ein halbes Jahr. Darin ist noch nicht einbegriffen, was Holland an Proviant und Ausrüstung für die fremden und eigenen Truppen, an üblichen Geschenken und Bestechungen für die Befehlshaber, sowie an gezwungenen Anleihen aufbrachte. Mit Geldgeschäften betrauete Philipp besonders gern den alten Herrn von Uutkercken und den Prinzen von Oranien. In den Rechnungen finden wir sie beständig auf der Reise, „Finanzien zu thun.“ Der Burgunder Fürst ließ die reichen Holländer und Seeländer unaufhörlich zahlen. Seine Erblande fingen an erschöpft zu werden, und je mehr er von den Kabeljaus erpreßte, desto sicherer war er ihrer. Denn sie wollten doch am Ende so ungeheure Summen nicht umsonst gezahlt haben.

Sehr häufig kehren in den Rechnungen Ausgaben wieder, um Verbannte, welche von Andern gefangen, für den Herzog einzulösen, damit man sie hinrichten konnte. In andern Posten werden Leute, welche verbannte Hoeks todtschlugen, „für ihre Arbeit“ bezahlt. Jedoch dachte man so fromm und christlich, daß, wer die Hinrichtung verlangte, „Seelgelder“ zu Todtenmessen für die Hingerichteten zahlen mußte. Die Todesstrafe allein gab noch keine Genugthuung: die Eltern der Hingerichteten mußten noch schwere Geldbußen aufbringen.

Angesichts alles Dessen war es kein Wunder, wenn die Erbitterung im Volke kochte. Mit größerer Angst, als die wüthenden

Einfälle der Hoeks, als die burgundischen Erpressungen, erfüllte die Kabeljaus das heimliche Treiben und Wogen im Volke, vor dessen Aufstand und Rache sie zitterten. Brederodes Flotte in der Südersee wuchs von Woche zu Woche, und trug hier Ermuthigung, dort Schrecken an die holländischen Küsten. Schon traten Texel und andere Gebiete ein in die Eidgenossenschaft der Hoeks.

Philipp wußte recht gut, wie leicht Aufstand ausbrechen, und das Gebäude, das er in drei Jahren voll Krieg und Mühen in Holland errichtet hatte, in die Luft fliegen könnte. Noch immer hielt er es für gerathen, in Flandern und Seeland zu warten und zu wachen, seinen Generalen und Beamten in Holland aber einzuschärfen, bei Nacht und bei Tage auf der Hut zu sein, und vor allen Dingen das Volk nicht zu reizen. Immer mehr Städte und Dörfer durften mit Jakobäa Sicherheitsverträge eingehen. Verurtheilten wurde das Recht des Waffentragens zurückgegeben, Andern Nachlaß an der Buße gewährt.

In Geldern regte Philipp einstweilen geordnetere Rüstungen an. Nicht weit von der Utrechter Gränze wurde dort eine neue Festung, Nyekerk, gebaut. In Harderwyck wurde eifrig gearbeitet, um Geschütze zu gießen. Der Seedeich bei Elburg wurde durchstochen. Um die Hoeks, welche von Amersfort ausliefen, von der Südersee abzuschneiden, versuchte man Blockschiffe in die Mündung der Eeme zu bringen. Zu Ende Juni bot Roland die Ritterbürtigen aus Amsterdam Haerlem und andern Städten auf, mit Bischof Sweder und dem Herzog von Geldern eine Reise auf den Deich vor Bunschoten zu machen. Große Erfolge wurden nicht erreicht. Aber ganz Unerwartetes geschah auf der Südersee.

Es war gegen Ende des August, als sich das Gerücht verbreitete, jetzt habe Brederode ein mächtiges Heer auf seiner Flotte gesammelt; damit wolle er ausziehen und das Land für die Fürstin wieder erobern; wer die Eidgenossenschaft der Hoeks nicht annehme, solle vertilgt werden; schon seien alle Inseln der Süder-

see eingetreten; Hoorn Medenblick Enkhuysen zunächst bedroht. Philipps oberster Statthalter, Roland von Uutkercken, schickte Boten an die Anhänger seines Herrn und ließ sie aufmahnen, jetzt oder nie ihr Aeußerstes zu thun. Und alle Städte und Ortschaften der Kabeljaus faßten den Beschluß: sie wollten aufbieten, was sie nur an Schiffen und Leuten vermöchten, und einmüthig den Hoeks entgegen ziehen und mit ihnen kämpfen, — das werde besser sein, als daß eine Stadt nach der andern heimgesucht werde. Nun brachten Amsterdam Haerlem Hoorn Enkhuysen Medenblick Grootebroek und die anderen Städte am Meere ihre großen Schiffe, die sich zum Kriege rüsten ließen, zusammen, und die übrigen Städte, als Leyden Delft Haag Dortrecht, sandten ihre Bewaffneten, und als sie alle beisammen waren, fuhren sie unter Herrn Rolands Führung, — es war in der ersten Hälfte des Septembers 1427, — gerade zu auf Wieringen los. Bei dieser Insel hatte der Feind seinen Ankerplatz.

Sie trafen seine Flotte dicht am Ufer gereihet, denn die Hoeks hatten durchgängig Kaperschiffe, die gebauet waren auf geringen Tiefgang. Die Städter aber konnten sich mit ihren schweren Schiffen dem Strande nicht nähern. Da sie jedoch ihrer Uebermacht sicher waren, so wollten sie nicht wieder absegeln, sondern legten sich aus in weiter Linie, und gingen da vor Anker. Die Hoeks sollten sich schlagen, oder nicht von der Stelle kommen.

Brederode war gerade mit seinen Leuten am Lande, und unterhandelte mit den Wieringern, damit auch sie der Fürstin Eidgenossenschaft auf sich nähmen. Als er nun vom Strande aus sah, wie die städtische Flotte nicht wieder absegelte, sondern Stellung nahm, so befahl er seinen Leuten, eilends zu Schiffe zu gehen, und zur Schlacht sich fertig zu machen. Doch sollte jeder Mann erst ruhig zu Mittag essen. Er dachte nämlich abzuwarten, bis die Fluthzeit vorbei und die Gewässer zurück ebbeten. Dann sollte Alles in guter Ordnung auf den Feind losgehen, seine Schiffe umzingeln, angreifen, nehmen. Brederode

rechnete darauf: wenn die Ebbe das Tiefwasser zurückführe, dann würden die schweren Schiffe der Kabeljaus unbehülflich liegen, und seine Leute hätten auf ihren raschen Fahrzeugen den Vortheil. Der Plan war gut, aber er gefiel nicht all seinem Volke. Wie es scheint, war wieder einmal Streit über die Kriegsführung unter den Hoeks ausgebrochen, wie das bei Parteien und Flüchtlingen so gewöhnlich ist. Des Admirals Gegner wollten den Feind empfangen, wenn er an's Land stiege. Er aber blieb bei seinem Vorsatze.

Als nun die Zeit der Ebbe kam, gab Brederode Befehl, an die Ruder zu greifen. Alsbald ging seine erste Linie tapfer voran und stürzte sich auf den Feind. Die aber hinten waren, traueten der Sache nicht recht, und waren lässiger im Vorrücken. Und so geschah es, daß der Admiral der Hoeks schon mitten im Handgemenge, während die Hälfte seiner Flotte noch am Ufer zögerte. Seine Leute kämpften wie die Löwen. Bord krachte an Bord, die Enterhaken flogen, und die Wüthenden sprangen hüben und drüben in des Feindes Schiffe. Weil aber den Hoeks ihre anderen Leute nicht nachkamen, so wurden sie allmählig bestürzt, die Städter soviel kühner. Bald wälzte sich eine Uebermacht von Volk aus den Kabeljauschiffen in die hoekischen. Sämmtlich wurden sie genommen, die Besatzung niedergehauen, in's Meer gestürzt, der Rest gefangen und geknebelt. Drei Schiffe voll bewaffneter Hoeks wurden angehauen, und gingen unter mit Mann und Maus.

Als das ihre Genossen sahen, die schmählich noch vor oder auf Wieringen säumten, begaben sich viele ihrer Schiffe eilig auf die Flucht. Allein die Kabeljaus, froh ihres Sieges, ließen die Ruder in die Wellen peitschen, was nur Armeskraft vermochte. Schiff auf Schiff der Flüchtigen wurde eingeholt, geentert, die Mannschaft über den Haufen gerannt. Was entkam, schien nicht der Rede werth.

Der Hauptheil der Hoeks stand noch auf dem Strande, und erwartete Kabeljaus und Burgunder zum Kampfe auf Tod und

Leben. Die Sieger landeten. Wüthend war der Anprall, hartnäckig die Schlacht, doch umringt und erdrückt von Ueberzahl mußten die Hoeks unterliegen. Ein Theil konnte noch flüchten, und verbarg sich auf der Insel in Sumpf und Holz und Verstecken der Freunde. Die Andern alle wurden erschlagen oder gefangen.

Für die Kabeljaus war es ein glorreicher wichtiger Sieg. Die letzte Flotte der Hoeks war vernichtet, ihr gefürchteter Admiral Brederode selbst in Feindes Hand. Als nun die Sieger mit ihren Gefangenen fröhlich über die Südersee heimzogen, und in der Ferne den Thurm von Enkhuysen erblickten, da flog ein einziger Ruf von Bord zu Bord: „Nach Enkhuysen! nach Enkhuysen!“ Alles landete, die Gefangenen wurden aus den Schiffen hervorgezogen und auf den Marktplatz gebracht. Die Befehlshaber traten zum Kriegsgericht zusammen, und nach kurzer Berathung erging der Beschluß: so viel Enkhuyser Bürger im vorigen Herbst von den Hoeks enthauptet worden, so viele Gefangenen sollten sterben auf der Stelle. Achtzig Hoeks mußten niederknieen, einen nach den andern traf der Todesstreich. Das war die Rache für die Frevelthat von Enkhuysen. Jetzt endlich durfte man in den Städten und Dörfern an der Küste sich in Sicherheit zur Tafel setzen. Auch Brederode sollte seinen Kopf vor die Füße haben. Als jedoch über ihn abgestimmt wurde, schenkte ihm die Mehrheit das Leben, und das geschah blos deshalb, weil man eine gewisse Scheu trug, das Haupt eines so erlauchten Geschlechts, welches im Lande das nächste nach dem fürstlichen, zu tödten, wie einen gemeinen Ritterbürtigen.

Er wurde nach Leyden gebracht, wo Philipps vornehmste Vertraute, Ritter Roland und Prinz Oranien, den Sieg feierten. Des Letzteren Geheimschreiber ging nach Flandern ab, daß er Philipp erzähle, wie Alles so glücklich gekommen. Andere Boten aber mußten nach Monikendam Hoorn Enkhuysen eilen nud verkündigen, daß, so lieb ihm sein Leben, Niemand einen der gefangenen Hoeks verstecken solle. Aus Freundschaft und

Mitleid nämlich, — denn die Gefangenen waren ja meist Bekannte und Mitbürger, — noch mehr aus Geldgierde, um reiches Lösegeld zu erpressen, wurde Mancher in Schiffen und Häusern heimlich verborgen gehalten. Da die Wieringer sich mit den Hoeks bereits zu tief eingelassen, so beeilten sich ihre Vornehmsten, dem Statthalter und Schatzmeister von Holland, Gaesbeck und von Swieten, eine große Geldsumme anzubieten, um von härterer Heimsuchung ihrer Insel loszukommen. Es mußten aber die Bewohner ohne Unterschied entweder zu dieser Geldbuße beitragen oder in Geervliet sich als Geiseln stellen. Fortan durften sie wieder Harnisch und Waffen führen, mußten aber versprechen: wenn des Herzogs Beamte einen flüchtigen Hoek aufspürten, alle sich aufzumachen, ihn zu fangen, in den Stock von Wieringen zu bringen und dort auf ihre Gefahr zwölf Stunden lang gefesselt zu halten. Jeder Wieringer endlich, der einen Gefangenen ausliefern wollte, erhielt für den Weg hin und zurück freies Geleit. Noch spät im November erging nach Enkhuysen das Gebot: Alle, welche Gefangene aus der Schlacht von Wieringen verkauft hätten, sollten in Leyden erscheinen, sich zu verantworten.

Achtes Buch.

Jakobäas Ausgang.

Erstes Kapitel.

Bestürmung von Amersfort.

Philipps neue Landung in Holland. Hinrichtungen und Belagerungszustand. Plan auf das Utrechter Land. Heeresansammlung in Amsterdam. Pikarder Schützen. Heeresordnung. Sakramenttragen. Fahrt über die Südersee. Vertrag mit den Cemnessern. Marsch auf Amersfort. Bierbrauer dieser Stadt. Ihre Besatzung. Einnahme von Bunschoten. Herzog Arnold von Geldern. Befestigung von Amersfort. Erster und zweiter Sturm. Anstürmen des ganzen Heeres. Philipp in Gefahr. Eindringen in die Stadt. Die Amersforter Frauen. Allgemeine Niederlage der Stürmenden. Nacht vor der Festung. Philipps eiliger Rückzug. Siegesfeier der Amersforter. Anstalten zum Verschluß der Cememündung. Bau der „großen Katze." Philipps Zug vor die Ceme. Anordnungen zum Schutze Hollands. Ketten von Forts und Besatzungen. Philipp in Seeland und im Hennegau.

Nicht lange nach der Wieringer Schlacht traf der Herzog in Holland wieder ein. Sein Wiedererscheinen an der Spitze großer Heeresgewalt verkündigte die äußersten Maßregeln der Strenge. Er hielt wiederum Abrechnung mit den hoekisch Gesinnten, die Aufruhr gezettelt hatten. In Delft wurden sie enthauptet, ihre Köpfe über dem Stadtthor aufgesteckt. In Rotterdam knüpfte man sie an den Masten der Schiffe auf, welche im

Hafen lagen. In Dortrecht ließ Philipp eine Anzahl Leute viertheilen. Das ganze Land erklärte er gleichsam in Belagerungszustand. Auch in den Landgemeinden wurde ein Hauptmann eingesetzt und zu ihm zwei Beiständer der Gemeinde selbst. Diese drei mußten sorgen, daß Tag und Nacht die Wachen im Gange, und bei dem geringsten Zeichen der Gefahr Glocken und Becken erklangen.

Von dauernder Herrschaft aber konnte der Burgunder in Holland erst reden, wenn er auch das Utrechter Gebiet erobert hatte. In seiner ganzen Länge und Ausdehnung triumphirten die Hoeks, und Philipps Verbündete, Bischof Sweder und Herzog Arnold, riefen, der Eine noch lauter als der Andere, nach Hülfe und Rache. Bei seiner Ehre durfte er sie nicht länger im Stiche lassen.

Das Utrechter Land ließ sich aber nur von Norden her angreifen. Im Süden war durch die Hoeks in Gouda Schoonhoven und Oudewater der Zugang versperrt: schon die breiten Ströme bereiteten hier einem großen Heereszug arge Hindernisse. Also verlegte Philipp sein Hauptquartier nach Amsterdam, und sofort erwachte hier eine nie gesehene Thätigkeit. Von allen Seiten zogen seine Kriegsvölker heran, das Fußvolk aus Flandern und Artois, die ritterlichen Burgunder, die wallonischen Reiter, und die gefürchteten Schützen der Pikardie. Wer aus ihrem Lande unter's Kriegsvolk ging, nahm den Bogen auf die Schulter. Der Bogen war jetzt die Lieblingswaffe der Pikarden geworden, in deren geschickten Führung sie mit den Engländern wetteiferten. Zu diesen Völkern aus Philipps Erblanden kam die auserlesene Mannschaft der kabeljauischen Städte. Jeder Bürger war dabei, dem ein Pferd im Stalle scharrte, und Spieß und Harnisch über dem Kamine hing. Auch Bischof Sweder von Kuilenburg säumte nicht, mit den Reisigen seiner Anhänger und seiner adeligen Gefreundschaft zu Philipp zu stoßen. Mit Gewalt und Glorie wollte er jetzt vom Norden her in sein Stift einziehen, während der Herzog von Geldern sich fertig machte, vom Südosten her

in's Utrechter Land einzudringen und Rhenen anzugreifen. Im Amsterdamer Hafen aber sammelten sich die holländischen Schiffe, große und kleine mit ihrer Besatzung. Auch die Bauern mußten mit ihren Gespannen herbei: es wurden an siebenhundert Wagen, um für all das Kriegsvolk Lebensmittel Rüstung und Belagerungsgeschütze zu führen.

Gegen Ende des Oktobers ordnete Philipp seine Truppen. Den Vortrab führte Marschall Thoulongeon und der Freiherr von Manimes. Hier, an die Spitze des Zuges, stellte sich auch der ungeduldige Bischof Sweder. Im Hauptheer, oder wie man es nannte, in der Bataille führte der Herzog selbst den Oberbefehl. Seine vornehmsten Bannerträger waren l'Isle Adam, der Befehlshaber der Reiterei, der altversuchte Johann von Croy, der junge Ritter Uutkercken, Herr Gawain von Viefville, und damit doch wenigstens ein Landeseingeborner dabei sei, Herr Adrian von Borsselen von der Vere. Der Nachtrab aber stand unter dem Befehl Haubourdins des Bastards von Burgund. Er allein hatte gut zwölfhundert Mann, und danach läßt sich schließen, welch ein gewaltiges Heer Philipp gegen Utrecht führte. Wenige fehlten von all seinen Rittern und erprobten Hauptleuten. Die Holländer und Seeländer bildeten noch ihr besonderes Heer.

Gleich nach der großen Heerschau setzten sich die Truppen in Bewegung. Am selben Tage aber trug man in allen Städten und Dörfern Hollands das heilige Sakrament umher, um in feierlichem Bittgang Gottes Segen zu erflehen für den Kriegszug. Und dies sollte nach Philipps Befehl alle Tage geschehen, so lange er in Feindes Land verweile. Das erste Stück Weges wurde zur See zurückgelegt, bis man in die Gegend von Naerden kam. Hier schiffte das burgundische Heer sich aus, und wartete, bis die Holländer mit dem Wagenzeug herbeigezogen.

Die Umwohner geriethen in Schrecken vor solcher Heeresmacht. Philipp, dem Alles daran gelegen war, die Hülfskräfte des Feindes zu schmälern, bot Neutralität an, und es kam noch am selben Tage, den 26. Oktober, einer jener wunderlichen Ver-

träge zu Stande, wie sie nur aus den Zuständen einer Zeit zu erklären, wo Staat und Reich Nichts waren, als eine Zusammensetzung von kleinen, ganz oder halb selbstherrschenden, Landschaften Herren und Gemeinden. Die Eemnesser „sollten frei ledig und still sitzen, mit Leib Vieh Hab und Gut bis zum Sonnenaufgang am St. Johannistag. Würden sie aber von ihrem Stift Utrecht in gesetzlicher Weise durch Glockenschlag zum Kriegszug wider Philipp aufgeboten, so könnten sie ausziehen, und wären dann seine Feinde so lang, bis sie wieder zu Hause wären, worauf ihr Frieden wieder anfinge. Dies Alles aber unter der Bedingung, daß sie des Herzogs Feinden keinen Hinterhalt gewährten, und wenn auf ihrem Gebiete seine Leute beschädigt würden, sie sich deshalb zur Verantwortung stellten. Käme jedoch ein so starker feindlicher Haufen, daß sie seiner nicht mächtig würden, so seien sie entschuldigt. Auch solle es wenigstens nicht die Gemeinde entgelten, wenn einer der Ihrigen ganz heimlich in seinem Hause Feinde berge, die des Herzogs Leuten Schaden thäten."

Als nun Burgunder Holländer und die Bischöflichen beisammen, rückte Philipp in Eilmärschen in der ersten Nacht bis Eemnesse, und andern Tages schon erschien er vor Amersfort. Die Bürger hatten ihn hier so früh nicht erwartet. Sie hatten gemeint, sie wollten noch rasch ihr Bier einbringen, ehe es an's Fechten ging. Denn das Brauen war das blühendste Geschäft der Amersforter, und sie zählten wohl an dreihundert Brauer. Auch waren sie nicht ohne Hülfe geblieben. Man wußte in Utrecht, daß vor Amersfort die erste Entscheidung falle. Die besten Leute der Hoeks waren deshalb, vereint mit Diepholt und den Söldnern, welche er aus Münster Osnabrück Bentheim Tecklenburg herbeigezogen, nach Amersfort geeilt, zusammen mehr als tausend Mann. Noch in der Nacht vor der Burgunder Ankunft waren von Utrecht aus dreihundert gute Bogenschützen in die Stadt geworfen.

Während Philipp auf Amersfort marschirte, überzogen die

Holländer das Städtchen Bunschoten, welches bei der Eememündung liegt, und machten sich, unterstützt von ihren dortigen Freunden, zu Meistern des Platzes. Von hier aus sollte in's burgundische Lager die Zufuhr von Proviant und Kriegszeug betrieben werden.

Vor den Wällen von Amersfort stießen auch die Geldrischen zum Heere. Ihr Herzog war mit all seinen Rittern und Knechten gekommen: die Bürger von Arnheim Zütphen Duisburg und andern Städten, selbst der arme Mann vom platten Lande, hatten Heeresfolge geleistet.

Als Philipp seine große Macht überblickte, beschloß er, auf der Stelle anzugreifen, ehe der Feind vor Schrecken zur Besinnung komme. In der That durfte man vom plötzlichen Sturm mit ganzer Macht mehr hoffen, als von einer regelmäßigen Belagerung. Denn Amersforts Mauern und Thürme bedeuteten nicht viel, nur die Thore waren von ihnen eingefaßt. Wohl aber hatte die Stadt, beinahe wie Sevenbergen, ringsum den Schutz der Gewässer. Gegen ihr Andringen in Zeiten der Stürme und Ueberschwemmungen war sie umgürtet mit hohen steilen Erdwällen, welche zu gleicher Zeit gegen die Feinde und gegen die Fluthen schirmten. An den Stellen, wo der festere Boden Zugang gestattete, hatte man vor diesen Wällen Gräben gezogen, breit und tief und voll Wasser, und jenseits Pfahlreihen eingerammt, um den Feind aufzuhalten. Den Burgundern, welche nur Festungen mit gewaltigem Mauerwerk kannten, mochte die Schutzwehr von Amersfort etwas dörflich erscheinen. Was sie aber nicht in Anschlag brachten, waren die Reihen von Schwarzdornhecken, die sich dicht und stark auf den Wallhöhen hinzogen, und was sie nicht sehen konnten, waren die Menge von Kalkhaufen, welche kochten, und die großen Braukessel, die mit Wasser gefüllt hinter den Wällen über Feuer standen.

Der Sturm begann, als kaum der Morgen dämmerte. Es war Allerheiligentag. Unter Trompetenschall und mit fliegenden Bannern rückten rasch die Haufen heran, brachen die Pallisaden nieder, wälzten Massen von Stroh und Erde und Holz=

stämmen in die Gräben, und schreiend und schießend setzten sie durch das Wasser. Schon fielen die Leitern an die Thormauern, schon klimmte es an einem Dutzend Stellen an den Wällen herauf. Aber hoch waren die Wälle, undurchdringlich die starken Dornhecken oben, und zwischen und hinter diesen standen herzhafte geschwinde Männer. Steine und heißer Kalk, Piken und Balken sauseten nieder, hageldicht klirrten die Pfeile, und noch Besseres ergaben die vielen großen Braukessel. Frauen und Kinder brachten laufend Kessel und Kübel auf die Wälle, deren siedende Fluth Guß auf Guß den Stürmenden in's Gesicht und auf die Köpfe stürzte, bis sie blind und heulend vor Schmerz auseinander fuhren und zurück in die Gräben taumelten, während die Geschosse von den Mauern in sie hineinschlugen, und das Wasser sich mit blutenden Männern füllte.

Der Herzog befahl den zweiten Sturm. Neue Heerhaufen stürzten heran. Wieder begann das Lärmen und Toben in den Gräben, wieder schoben sich höher und höher an den Wällen schwärzliche Säulen wimmelnd von Männern und Waffen. Aber die Wälle blieben hoch, die großen Braukessel noch gefüllt, rastlos die Geschosse der Vertheidiger. Die Bürger schonten sich so wenig, als hätte jeder zehnmal ein Leben zu verlieren. Wiederum sanken überall die Sturmsäulen zusammen, und wälzten sich die halb verbrüheten Angreifer in die Gräben zurück.

Philipp ergrimmte. Jetzt setzte er sein ganzes Heer ein. Was noch heil und lebendig, mußte heran, wurde geordnet, und stürmte gegen die Stadt. Er selbst, wie bei Brouwershaven, zog den Degen, und stürzte sich mit dem Nothruf: „Mir nach, wer mich lieb hat!" in die Gräben, und schoß und arbeitete und befahl mitten unter den Stürmenden, und war in größter Lebensgefahr. Seine besten Ritter drängten und schrien wie rasend, nimmer leerten sich die Leitern, Einer hob den Andern: an mehreren Stellen wurde die Wallhöhe erstiegen, und ihre Besatzung wich vor dem wüthenden Andrang. Schon ergoß sich ein Strom von Stürmenden in die Stadt, und über die Straßen

scholl das Geschrei von Flüchtenden: „All verloren, all verloren!“ Nur die Hoeks, die von Utrecht gekommen, und die Westfalen wichen nicht, und die Amersforter Frauen auch nicht. Sie schrien den weichenden Männern in die Ohren, und beschämten sie durch die muthige Eile, mit der sie immer und immer das heiße Wasser herschleppten. Als die Gefäße bei den Mauern sich leerten, liefen die Frauen in die Brauhäuser und holten das Sudwasser aus den Kesseln, und heißes Wasser mit Malz prasselte den Stürmenden entgegen. Da stürzten auch die Bürger, welche gewichen waren, mit neuen wüthenden Schlägen den Feinden entgegen, und war Keiner mehr, der sich nicht theuer verkaufte. Die Eingedrungenen wurden umzingelt, niedergehauen, oder flohen zurück und alle mit einander mußten wieder den Wall hinunter. Fünf Stunden schon währte der Kampf, und noch war Nichts gewonnen. Die besten Männer, die erfahrensten Kriegsleute Philipps waren gefallen. Der junge Ritter du Bois, einer der Bravsten, der seinen Harnisch abgethan, wurde durchbohrt, daß ihm die Pike aus dem Rücken stand. Der mächtige und tapfere Herr von Vozdanquin lag todt. Den todtwunden Herrn von Saveuse schleppten seine Leute fort. Wenige gab es, die nicht erschöpft waren von Anstrengung Wunden und Blutverlust. Allgemein ließen die Burgunder vom Kampfe ab. Der Lärm des Gefechts verlor sich. Man hörte nur noch das Stöhnen der zahllosen Verwundeten.

Wohl verlangte Rittterehre, die Nacht nach einem Sturme noch dicht bei der Stadt zu bleiben. Allein es war eine schreckliche Nacht. Philipps blutendes zerrissenes Heer hatte nach fünfstündiger furchtbarer Arbeit keine Speise für die Gesunden, keinen Schutz für die Frierenden, keine Labung für die Sterbenden. Der Tod bedeckte das offene Lager mit eisigen Flügeln. In erster Morgenfrühe zogen Philipp Sweder und der Herzog von Geldern ab. Sie hatten vermeint, nach Amersforts Eroberung das ganze Utrechter Land zu bezwingen. Allein schon jetzt verließ Philipp das Utrechter Gebiet, und er eilte so sehr, daß er

noch am selben Abend die neue Festung Nyekerk im Geldernschen erreichte, und Tags darauf den Seehafen Harderwyck.

Die Amersforter dachten nicht an Verfolgung. Sie hatten genug zu thun, ihre Verwundeten zu pflegen, und die Todten zu begraben, die haufenweise in und vor der Stadt lagen. Noch acht Tage nachher zog man Todte aus den Gräben und Hecken und Verschanzungen hervor. Zum Andenken aber, daß Gott der Herr sie aus so großer Gefahr errettet, beschlossen die Bürger, alljährlich auf Allerheiligen eine feierliche Prozession zu halten, und die feindlichen Banner und Rüstungen hingen sie auf in der St. Georgskirche vor dem Sakramentsaltar. Dort beschauete sie noch in unserer Zeit jeder Amersforter Bube, und wußte sie zu deuten, wenn sich die Schüler zur Prozession am zweiten November in der Kirche versammelten. Der Platz aber, wo das burgundische Lager gestanden, behielt den Namen Pikardenthal.

Philipp hatte an einem Tage den ganzen Feldzug verloren. Die Geschosse und Aexte der Amersforter, das Sudwasser ihrer Braukessel, und die schreckliche Nacht vor der Stadt hatten fürchterlich in seinem Heere aufgeräumt. Wäre es noch in einer großen Feldschlacht gewesen! Gar zu bitter war es, sich sagen zu müssen, daß man ein großes ritterliches Heer in den Gräben und Wallhecken einer holländischen Bauern- und Schifferstadt eingebüßt. Die Aufgebote der Kabeljaus gingen alsbald zu ihren Städten zurück. Philipp aber blieb noch über eine Woche in Harderwyck, und leitete die Einschiffung seiner burgundischen Lehnsleute.

Zu schwach, um mehr als Streifzüge zu unternehmen, wollte er jetzt wenigstens die Mündung der Eeme so fest verschließen, daß der Feind von der Südersee abgeschnitten würde. Gebote ergingen an die Holländer, Bauholz Pfähle und Planken herbei zu schaffen, auf kleine Schiffe zu verladen, und damit an die Eememündung zu kommen. Am Ufer wurden Blockhäuser erbaut, und jedes mit Pfahlreihen und Gräben umgürtet. Im Wasser versenkte man alte Schiffe, damit es unfahrbar werde.

Zwei Kriegsschiffe machten regelmäßig die Fahrt zwischen Amsterdam und Ememündung und Harderwyck.

Weil jedoch Alles nicht hinreichte, den breiten tiefen Strom abzusperren, so ging Philipp selbst wieder nach Amsterdam, und ließ hier eine große Kriegsmaschine bauen, wie noch Keiner sie ausgedacht hatte. Es war ein Blockhaus, zusammengefügt aus dicken Baumstämmen, wie man sie als kleine Festungen vor belagerten Städten errichtete, dem Feinde zum Trutz, der Besatzung zu Ausfällen und Streifzügen, gut 60 Fuß lang und 30 Fuß breit. Ringsum lief eine Art Gallerie, welche mit Wachtthürmchen wohl besetzt war. Aber diese hölzerne Festung konnte schwimmen, über dem Wasser stand das Schiffsungethüm noch 16 Fuß hoch. Es hatte drei hohe Masten, und von jedem Mast gingen Taue nieder, wie bei Lastschiffen, die von Pferden gezogen werden. Die Wände des schwimmenden Blockhauses waren von außen durchaus verkleidet mit einem Ueberzug, der von Theer und Segeltuch gemacht war. Dieser zähe und elastische Ueberzug sollte die Festung schützen, daß sie nicht leide von feindlichen Kugeln und Feuerpfeilen. Auf dem Verdecke aber, auf der Gallerie, und in den Wachtthürmchen standen Wurfmaschinen und Bogenschützen, um weit und breit ihre Geschosse zu versenden.

Während man noch daran bauete, kam in den ersten Dezembertagen Nachricht, die Utrechter wollten die Blockhäuser an der Eme stürmender Hand nehmen. Philipp ließ der Besatzung sagen, sie solle guten Muths sein, er werde bald zum Entsatze kommen. Endlich um Mitte Januar war das große Blockhausschiff soweit fertig, daß man Fahrzeuge vorspannen, um es an den Tauen, die an seinen Masten nieder gingen, die Reise machen zu lassen über die Südersee nach der Eme. Diese Schiffsfestung erregte damals ungeheures Aufsehen, dergleichen war niemals erhört worden, und der Ruf von ihr ging weit und breit. Man nannte sie „die große Katze,“ weil Katze jedes hölzerne Thurm- und Deckwerk hieß, das sich auf Rädern oder schwimmend an die Mauern einer belagerten Stadt schieben ließ, damit unter

seinem Schutze das Kriegsvolk, sei es von unten sei es von oben, die Mauer angreife.

Am Sylvestertag gingen wieder von Leyden die Boten ab an alle Kriegsobersten zu Delft Rotterdam Schiedam Dortrecht Gorkum Geervliet, ebenso nach Haerlem Amsterdam Goyland Monikendam Hoorn Enkhuysen und weiter nach Friesland mit dem Befehle: ungesäumt solle alles Kriegsvolk zum Herzog stoßen. Sein bewaffnetes Hausgesinde, d. h. seine Leibwache, ließ er für diesen Zug noch besonders verstärken. Er wollte in den Beschwerlichkeiten und Gefahren des Winterfeldzuges mehr treue Diener, als sonst, um sich haben. Am 13. Januar trat das Heer den Zug nach der Eememündung an, und die große Katze schwamm, von vielen Kähnen gezogen, hinaus in die Südersee. Weil die Delfter noch säumten, so erfolgte der geschärfte Befehl: zur Stunde solle sich ein Theil ihrer Ritterbürtigen aufmachen, dem Herzog zu folgen. Einige Tage später wurden die Amsterdamer Hoorner Enkhuyser und die andern Städte Nordhollands beordert, ohne Verzug mit ihren großen Schiffen vor der Eeme zu erscheinen. Hier legte man die schwimmende Festung vor Anker, damit sie den Strom beherrsche. Die Blockhäuser am Ufer wurden neu befestigt, und längs der Küste jede Aus- und Einfahrt gründlich versperrt. Jakobäas natürlicher Bruder, Ritter Wilhelm, erhielt den Oberbefehl über das Ganze. Nachdem die Besatzung gemustert, die Zufuhr an Proviant aus Goyland, die regelmäßigen Fahrten der zwei Kriegsschiffe zwischen Amsterdam und der Eeme angeordnet waren, reisete Philipp am Schlusse des Januars nach Holland zurück.

Hier vertheilte er seine Kerntruppen, welche ihm die Kabeljaus ernähren und besolden mußten, in die Festungen und Blockhäuser längs der feindlichen Gränze, deren Zusammenhalt kräftig verstärkt wurde. Die Kämmereirechnung vom Oktober bis Juni zeigt uns folgende Standorte. Die nördliche Kette umschlang die Küste der Südersee. Dort standen in Weesp 2 Kapitäns mit 40 Mann, in Naerden 50 Mann und 1 Kapitän, an der Eeme-

mündung Ritter Wilhelm mit der holländischen Städtemacht. Enkhuysen hatte 1 Kapitän mit 100 Mann, der Kastellan von Nyburg 25, in Alsmaer lagen 50 Mann. Amsterdam und Haerlem waren für diese Linie die Hauptorte. Die südliche Kette der Forts und Besatzungen begann bei Briel, und hatte das starke Sevenbergen im Rückhalte. Sie zog sich längs der Maes in die Merwede. In Schiedam lagen 50 Mann, in Rotterdam 84, an der Ysselmündung 80 Mann in einem Blockhause, in der Leckmündung 50 Mann auf einem Kriegsschiff, in der Merwede ebenfalls auf einem Kriegsschiff 40 Mann. Die Verbindung zwischen der nördlichen und südlichen Kette bildeten die großen Städte Delft Leyden Haerlem, auf deren Zugängen vom feindlichen Gebiete her Philipp die stärksten Forts errichtet hatte, Das große Blockhaus zu Alfen war mit 2 Kapitäns und 100 Mann, das kleine daneben mit 1 Kapitän und 75 Mann, das Blockhaus ter Overtocht mit 60 Mann besetzt. In dem am weitesten vorgeschobenen Punkte, in Woerden, hatte auf der Burg der Kastellan 15, in der Stadt der Kapitän nahe 100 Mann.

Diese Besatzungen sollten den Platz und die Umgegend gegen Streifschaaren schützen. Zwischen Haerlem und Leyden mußte beständig eine Schaar von dreißig Reisigen auf und ab reiten. Um aber den Kleinkrieg gegen des Feindes Gebiet zu führen, hatte Philipp zwei seiner besten Generale zurückgelassen, l'Isle Adam und Lyonel von Bournonville. Letzterer hatte stets 400 Schwergerüstete bei sich. Den Oberbefehl führte wieder Roland von Uutkercken, unter ihm zunächst stand die Hauptmasse der Burgunder, welche in den großen Städten vertheilt lag. Zu diesen Soldtruppen des Herzogs kamen noch die bewaffneten Mannschaften der Städte und Landgemeinden. Jede bedeutendere Stadt hatte beständig ein paar Fähnlein Reisige auf dem Kriegsfuß, die aus den ritterbürtigen Familien zusammen traten. Aus Leyden z. B. stand im Winter 1426 ritterbürtiges Volk am Leck, am Yssel, in Rotterdam. Was die Bauern an Proviant und

Kriegszeug an die Besatzung bei der Ememündung ablieferten, durften sie später an ihren Steuern abrechnen.

Nachdem Philipp dergestalt die Vertheidigung des Landes geordnet hatte, ging er am 10. Februar in Rotterdam wieder unter Segel, um zum sechstenmal ein neues Heer wider Jakobäa aus seinen Erblanden zu holen. Doch zuvor erforderte auch Seeland noch seine Gegenwart auf mehrere Wochen. Den April brachte er großentheils im Hennegau zu. Ueberall waren Vorkehrungen zu treffen, nicht blos zum nächsten Feldzuge, sondern auch zum Schutze des Landes gegen plötzliche Angriffe der Hoeks und ihrer heimlichen Verbündeten. Milde und Freundlichkeit schien ihm jetzt die Zeit zu fordern. Die Bürger von Mons erhielten ihre alten Ehren Rechte und Freiheiten, die Heemstedes ihre Güter zurück, die Zierickseer auf drei Jahre freien Handel in Flandern und Artois, und den Bewohnern von Scouwen erließ er auf sechs Jahre die Hälfte ihrer Steuern.

Zweites Kapitel.

Eine Stadt im Krieg.

Eine Parteistadt. Bevölkerung in Bischofsstädten. Das Utrechter Patriziat. Gildeneinrichtung. Wahl des Raths, der Obersten, und übrigen Beamten. Verwaltung der Stadt. Bauer- und Morgensprache. Kriegswesen. Amnestie für Vaterlandsvertheidiger. Beuteplatz. Stadtbotschaften. Insassenpflicht. Söldner aus Westfalen. Defizit und gezwungene Anlehen. Maßregeln für und gegen Geistliche. Heimliche Messen. Manifest gegen den Pabst. Swebers Anschläge. Die Verbannten. Schlaglöhne. Kriegsfahrten. Zerstörung von Bunschoten.

Blokirung von Kuilenburg. Angriff auf die Stadt. Der Probst von Aachen. Beschießen der großen Katze. Ihre Zerstörung. Rolands Zug auf Utrecht. Die tapferen Bauern. Auszug und Sieg der Utrechter.

Anziehender noch, als eine Bürgerschaft, die von Haus und Heerd des Feindes Ansturm zurückwirft, belehrender auch über den Charakter jener Zeit, ist das Benehmen einer Gemeinde, welche in langen Kriegsnöthen stets klug und unverzagt des Landes Sache vertheidigt. Eine Stadt war damals nur zu häufig gleichsam Eigenthum einer siegreichen Partei, und umringt von innern und äußern Feinden griff die Regierung zu seltsamen Mitteln.

Eine solche Stadt war Utrecht. Hier hatte man die kränkendsten Maßregeln gegen Bischof Sweder und seine Anhänger in's Werk gesetzt. Von hier waren die Heere zu den Verwüstungszügen und zu den blutigen und siegreichen Schlachten in Geldern ausgezogen. Seit Jahren kamen die Hauptleute der Hoeks in Utrecht auf längere Zeit zu Gaste. Sie fanden da zahlreiche Genossen in Gesinnung wie in Ritterlichkeit. In Städten geistlicher Fürsten ist die politische Neigung gewöhnlich in zwiefacher Richtung hervorstechend. Aristokratisches Gefühl reicht aus den zahlreichen altbegüterten Patrizierfamilien hinab in all die Hütten ihrer Anhänger und Tagwerker. Demokratischer Trotz tritt, wo ihm einmal die Zügel schießen, roh und zügellos auf: seine Herberge findet er bei den Handwerkern und kleineren Kaufleuten, welche niemals bedeutend genug werden, um es dem Stadtadel in Glanz und Reichthum gleich zu thun. Die bürgerlich liberalen Grundsätze der Kabeljaus aber stellen sich ein, wo die Mittelklassen durch Handel und Gewerbe anschwellen an Gütern Stolz und Bildung. Für die Städte des Stiftslandes war diese Zeit längst vorbei, kein Jung-Utrecht drängte sich mehr in die Reihen des alten mächtigen Patriziats, welches in Ansehen wie in reichem Gütererbe feststand. So sehr auch die Parteiungen in der Stadt von den tieferen Gegensätzen zwischen Hoeks und

Kabeljaus sich nährten, so behielten sie doch die Färbung von Patrizierkämpfen, und der Haß zwischen den Familien war um so blutiger.

Eine merkwürdig lange Zeit, ein paar Jahrhunderte hindurch, bestand in Utrecht im Wesentlichen eine und dieselbe Verfassung. Der städtische Adel hatte sich frühzeitiger als anderswo dazu verstanden, in die Gilden einzutreten. Da er aber so zahlreich und begütert war, so beherrschten zwar die Gilden die Stadt, die Gilden aber beherrschte der Adel. Ein gewisses Wohlmeinen allerseits, Mäßigung und Anhänglichkeit an das Alte schienen in Utrecht noch zu Hause zu sein. Freilich lag die alte berühmte Bischofsstadt auch nicht mehr an den Wegen, über welche die die Hauptwellen zogen der kirchlichen politischen und sozialen Strömung des Mittelalters. Nur einen Blick mögen wir uns auf Utrechts Verfassung erlauben.

Alljährlich um die Zeit des Dreikönigfestes wurde auf den Plätzen und Hauptstraßen unter Trommel- und Pfeifenklang ausgerufen: „zu Lichtmeß müsse jeder Bürger in der Stadt sein, bei Strafe an Geld und einjähriger Verbannung.“ Am Lichtmeßmorgen sang man in den Stadtkirchen die h. Geistmesse, dann zog eine feierliche Prozession durch die Straßen, und sobald sie auseinander ging, eilte jeder Bürger auf sein Gildhaus, und wählte der Stadt Obrigkeit für das nächste Jahr. Diese bestand aus zwölf Schöffen mit dem Bürgermeister, vier und zwanzig Rathsmännern mit dem Rathsbürgermeister, und zwei und vierzig Altermännern oder Gildemeistern, zwei für jede Gilde. Die Wahl wurde verkündigt, die Erkorenen sammelten sich, und von ihrer Freundschaft geleitet, zogen sie auf's Rathhaus zum großen Gastmahl, mit welchem die Stadt sie ehrte und gleichsam sie in ihre Aemter einführte. Rath und Rathsfrauen erhielten dazu auch neue Handschuhe. Vorsichtiger Weise bestellte man noch vor der Tafel die neuen Beamten, die Kämmerer oder Schatzmeister, die Geschützmeister, den Weidegraf, Deichgraf, Bannmeister u. s. w. Die Stadtobersten, — so hießen nämlich die beiden Bürger-

meister und die vornehmsten zwei Gildemeister, — mußten am selben Abend mit den abtretenden Obersten zusammen kommen, um die Rechnungen und Anweisungen von ihnen zu übernehmen, und damit sie auch bei diesem Geschäfte nicht trocken säßen, präsentirte ihnen der Rathsdiener, wiederum auf Stadtskosten, erst Hyppokras oder gewürzten Wein, dann Malvasier, zuletzt schweren Rheinwein mit zugehörigem „Kraut".

Nun hatten ein Jahr lang die vier Obersten die höchste Verwaltung zu führen, die Schöffen das Gericht zu hegen: sie Alle vereinigt aber mit den Rathmännern bildeten das Parlament der Stadt. Bei wichtigen Fragen wurden die Altermänner, sowie auch der große und kleine Rath des vorigen Jahres zur Sitzung eingeladen. „Wir gemeiner Rath und gemeine Gilden der Stadt von Utrecht" hieß es dann an der Spitze der Beschlüsse. Wer auf gehörige Ladung nicht im Rathe erschien, bei Kriegszügen fehlte, oder sich weigerte, im öffentlichen Auftrag eine Botschaft zu übernehmen, hatte mit schwerem Gelde es zu büßen. Die Rathsbeschlüsse, soweit sie veröffentlicht wurden, schrieb man in das „Bauersprach-Buch". Die Gilden aber hielten, wenn sie etwas zu erörtern hatten, ihre „Morgensprache." Insbesondere bekamen die Gilden zu thun, wenn die Stadt zu einer Reise, das ist zu einem Kriegszuge, rüstete. Denn das Kriegswesen war lediglich auf die Zünfte gestellt. Bei Auszug und Vertheidigung gab es keine andere Ordnung, als die der Zünfte. Geschütz und Geschützmeister aber stellte die Stadt insgemein.

Als der Herzog von Burgund das Utrechter Land bedrohete, richtete sich die Hauptstadt ein, damit sie vom weitaussehenden Kriege nicht allzu viel Schaden erleide. Freies Geleit wurde für Jedermann verkündigt, der nach Utrecht komme und für den Postulat das Schwert ziehe. Das war so gut wie Amnestie für Alle, die früher aus der Stadt geflüchtet oder verbannt waren: nur mußten sie für die Rückkehr zahlen mit Kriegsdienst. St. Katharinen-Feld wurde zum Beuteplatz eingerichtet. Dahin sollte

alle Beute, die Einer in diesem Kriege machte, gebracht werden, damit die bestellten Beutemeister sie redlich vertheilen könnten. Ein Drittel von dem, was er erbeutete, wurde Jedermann von vornherein zugesichert, und für jeden Gefangenen zehn Schildthaler: jedoch bei Lebensstrafe durfte Niemand Beutegut oder Gefangene verbergen. Damit eilige Botschaften und Auszüge nicht Verzögerung erlitten, so wurde bei Glockenschlag ausgerufen, was jeder in Stadt und Weichbild Wohnende, der Ackerbau trieb, an Wagen und Pferden stets müsse bereit halten, um der Stadt gegen bestimmten Lohn zu dienen. Damit aber die Last der vielen kleinen Kriegszüge, die um Gefahr oder Beutegut beständig im Gange waren, nicht blos auf die Bürger fiele, so wurde weiter öffentlich verkündigt: wer in der Stadt Jahr und Tag gewohnt, müsse, wenn die Glocken Sturm schlügen, auf der Stelle mit ausziehen; bleibe er zu Hause sitzen, so räume er mit Frau und Kind auf fünf Jahre die Stadt und dürfe sich ihr nur auf eine Meile nähern. Indessen genügten all die Stadtbewohner doch nicht, um so viel Kriegsvolk zu stellen, als nöthig war. Man schickte daher Werbeoffiziere mit Taschen voll Geld über den Rhein nach Westfalen, wo es auf zahllosen Bauernhöfen immer genug junge Burschen gab, die gern eine Lanze auf die Schulter nahmen. Ohne Zweifel stand schon damals das Wesen der Hollandgänger in Westfalen in Blüthe. Vier Kriegsobersten wurden nun aufgestellt, zwei vom Postulat, zwei von der Stadt: ein Montfort durfte nicht darunter fehlen.

Diese Kriegsrüstungen, die Geschütze, sowie Sold und Proviant für so viele Leute im Felde und auf der Wache verschlangen große Summen. Die Einnahme des Jahres 1427 betrug 85,932 Pfund, die Ausgabe 159,357, — das Defizit also 73,425, beinahe so viel, als die ganze Jahreseinnahme. Man wußte sich zu helfen. Ein gezwungenes Anlehen wurde ausgeschrieben und auf Bürger und Insassen gleich vertheilt. Als nun Viele mit Zahlung ihres Antheils im Rückstande blieben, ließen eines Montags bei Glockenschlag die Stadtausrufer den Rathsbeschluß hören:

„Wer bis zum nächsten Donnerstag sein Leihgeld nicht gebracht, müsse aus der Stadt; wer zehn Schildthaler habe zahlen sollen — auf ein Jahr, wer zwanzig — auf zwei Jahr, und auch später solle Keiner von ihnen wieder herein, als nachdem er nochmal so viel Geld, als er jetzt leihen sollte, zur Buße entrichtet." In dieser raschen Maßregel steckte noch ein Hintergedanke. Konnten nicht die Säumigen in der Stille Sweders Anhänger sein? Dann war man ihrer je eher je lieber los.

Uebrigens wußte man nichts von Blödigkeit, wo es darauf ankam, verborgene Feinde zu treffen. Sweder hatte, wie früher erzählt, das ganze Land mit dem Interdikte belegt, und immer gräßlicher lauteten die Bannflüche des vom Pabste eingesetzten Bischofs. Wollte aber deshalb ein Pfarrer seine Kirche schließen, gleich mußte er aus dem Thore. Die andern Geistlichen, welche nach wie vor Messe lasen und die Sakramente austheilten, nahm der Rath feierlich in seinen Schutz, gab ihnen auch, wo es nöthig schien, den anständigsten Unterhalt. Nun aber blieben viele Bürger aus der Kirche weg, weil sie am Altar keinen verfluchten Priester sehen mochten. Da gebot der Rath, die Küster sollten genau Acht haben, und Diejenigen, welche nicht zur Messe kämen, alle vierzehn Tage anzeigen: diese sollten dann allwöchentlich einen bayerischen Gulden bezahlen. Auf solche Weise erfuhr man, wer es heimlich noch mit Sweder hielt. Noch immer fanden Geistliche, welche von ihm Erlaubniß hatten, hinter verschlossenen Thüren Messe zu lesen, in der Stadt ein verborgen Kämmerchen. Ihnen wurde emsig nachgespürt, und alles heimliche Messelesen verboten.

Die Utrechter hatten in Sweders Sache den Doktor Rays Doppert zum Pabste geschickt. Als nun Nachricht aus Rom kam, der Doktor sei dort in's Gefängniß geworfen, da ließen die Landstände des Hochstifts Utrecht ein Manifest ausgehen, gerichtet an „alle Könige Fürsten Prälaten und wohlgeborenen Männer der Christenheit." Darin erklärten sie: „Rudolf Graf von Diepholt sei gesetzmäßig zum Bischof gewählt, Sweder Freiherr von Kui-

lenburg habe gar kein Recht zum Bischofsstuhl von Utrecht. Rom aber verweigere die Untersuchung. Sieben Gräuelthaten nach der Reihe habe Sweder begangen, der all seine Gegner blutig verfolge und todschlage, indem er vorgebe, er habe Erlaubniß dazu vom Pabste. Sweder sei also ein meineidiger Verbrecher und Rechtsübertreter, ein Verfremder der Kirchengüter, ein Mörder Gebannter Ungesetzlicher, und mit zahllosen Missethaten beladen. Gegen einen solchen Mann könnten sie kein Gehör in Rom bekommen, der Pabst weigere ihnen das Recht. Nun wollten sie zwar gehorsame Söhne der Kirche bleiben, müßten jedoch an eine allgemeine Kirchenversammlung, und an jenen Pabst appelliren, der in dieser Versammlung sein werde." Damit hatte sich das Bisthum vom regierenden Pabste geschieden, und um es noch deutlicher zu sagen, so ließ der Utrechter Rath öffentlich Jeden mit Todesstrafe bedrohen, „der irgend eine Bulle Prozeßschrift Bann- oder Mahnbrief oder sonst irgend ein Schriftstück in dieser Sache, es sei bei Tag oder Nacht, in die Stadt bringe, es sei denn, die allgemeine Kirchenverfassung habe ihren Ausspruch gethan, oder der Pabst seine Bullen und Schriften gegen Utrecht widerrufen."

Sweder aber ruhete nicht. Er setzte Alles daran, wieder über die verhaßte Stadt zu kommen, und sparte nicht Gold und Ränke. Einer dieser Anschläge wurde entdeckt. Seine Freunde sollten ihm eines frühen Morgens das weiße Frauenthor offen halten. Als er aber mit seinen Reisigen heranrasselte, war das Thor wohl verschlossen und hatte der Henker schon mit seinen Anhängern zu thun. Die Vornehmsten waren noch zeitig entflohen, Zwei wurden auf dem Marktplatze gerädert, Sechs knieten nieder und das Schwert flog ihnen in den Nacken, und hinter den Flüchtigen her trieb man ihre Frauen und Kinder auf ewige Zeiten aus der Stadt. So entsetzlich wütheten damals Mitbürger gegen einander. Weil man sein Staatswesen zu unbehülflich fand, das eigene Leben vollständig zu schützen, raubte man gleich fremdes Leben, sobald es gefährlich wurde. Um für alle Gefahr

sich sicher zu stellen, ließen die Obersten den Platz vor dem Stockhause durch ein paar Rotten Söldner aus Westfalen und von dem Overyssel besetzen. Dort standen sie Tag und Nacht viele Wochen lang, um auf der Obersten Wink in die Stadt oder aus den Thoren zu marschiren.

Gelang es nun auch, die Gegner aus der Stadt fort zu fegen, so steckten sie noch immer rings in der Umgegend, und planten und rüsteten unaufhörlich, wie sie der Vaterstadt sich wieder bemeistern könnten. Als der Herzog von Burgund an der Gränze stand, wurden sie besonders rührig. Der Rath erfuhr, daß Haufen von den auf Zeit Verbannten sich in Vyanen und Muyden aufhielten, und daß die Einen auf Utrecht, die Andern auf Amersfort ihre Anschläge richteten. Alsbald erschien zwischen ihnen der Rathsbote und erklärte: „wenn sie nicht auf der Stelle sich einen andern Platz suchten, so würden all ihre Güter eingezogen und Frauen und Kinder ihnen nachgeschickt.“ Härter verfuhr man bei mehr Verhaßten. Einige von Denen, welche in Folge des Aufruhrs bei Sweders Einzuge verbannt worden, hatten ihre Urfehde, das heißt ihr beschworenes Gelöbniß gebrochen, nimmer gegen die Stadt Feindschaft zu üben. Denn sie gingen in feindlichen Schlössern ab und zu, und ließen es sich Geld und Mühen kosten, Utrechter zu sich herüber zu ziehen. Da ließ der Rath verkündigen: wer Einen von ihnen lebendig bringe, bekomme 400 bayerische Gulden; wer ihn todtschlage, die Hälfte. Für Rädelsführer wurde der Preis auf 500 und 1000 Gulden erhöht. Für den Fall aber, daß die Blutsfreunde von Erschlagenen nach alter Rechtssitte vor Gericht oder durch Fehde Rache suchen möchten, übernahm die Stadt die Verantwortung. Und da die Verbannten viele ganz arme Leute aus der Stadt an sich gelockt hatten, um Hülfe zu haben, so ließ man Diese wissen: wenn sie ihre Verführer todt oder lebendig in die Stadt brächten, sollten sie außer dem ausgesetzten Fang- und Schlaglohn auch straffreie Rückkehr haben; wollten sie beides nicht verdienen, so bekomme, wer sie selbst fange — 100, wer sie tödte

— 50 bayrische Gulden. Dem aber, der einen bewaffneten Zug von Verbannten, welche die Stadt überfallen wollten, anzeigte, so daß man sie erschlagen konnte, wurden 1000 bayerische Gulden zugesichert, und selbst, wenn sie vorzeitig flohen, erhielt er die Hälfte des Blutgeldes.

Erschien die Stadt endlich durch solche Vorkehrungen einigermaßen gesichert, so konnte man auf Kriegsfahrten gehen. Darin waren die Utrechter kühn und fleißig. Ihre Reisigen und Kriegswagen zeigten sich in diesem Jahr vor Amsterdam und Nymwegen. Kaum erfuhren die Utrechter Philipps Abzug von Amersfort, so rasselten aus den Thoren die Reisigen und Wagen voll Handwerker nach Bunschoten. Das Städtchen sollte dafür büßen, daß es die Kabeljaus eingelassen. Furchtbar war die Zerstörung. Bis auf den Grund wurde der Platz geschleift und verbrannt, und alles Eigenthum seiner Bürger auf dem platten Lande verwüstet.

Sweder aber wurde zuletzt auf seinem eigenen Stammschloß, der Kuilenburg, belagert. Man konnte jedoch der Burg nichts anhaben, denn sie war mit dem anstoßenden Städtchen hoch ummauert und hatte davor tiefe Gräben. Die Utrechter mußten sich begnügen, den Kuilenburgern Blockhäuser vor die Thore zu setzen, die man mit Bewaffneten füllte. Diese Blockirung dauerte lange Zeit. Zuletzt machte der kriegerische Probst von Aachen, Johann von Büren, im Verein mit Wilhelm von Montfort Dietrich von der Merwede und anderen Hoeks und Utrechtern, einen Anschlag, wie sie den grimmigen Bischof bei Nacht und Nebel auf dem Bette fangen wollten. Sie ließen eine künstliche Brücke machen, die sich durch den tiefen Stadtgraben vorschieben ließ. In der Nacht auf den 23. Januar 1428 zogen eilends von verschiedenen Punkten auf Kuilenburg zu wohl anderthalb tausend Mann. Um Mitternacht kam man vor die Stadt. Es glückte, den Stadtgraben zu überbrücken, leise schlichen die Hoeks hinüber, und setzten die Leitern an die Mauern. Die Wächter oben schliefen, glücklich kamen die Angreifer die Mauern hinauf, und

fielen über die Schlafenden her. Schon stürzte sich mit etwa vierzig Mann der Probst in die Straßen, laut jubelnd: „Büren! Holland! Utrecht!“ Denn er meinte, die Andern folgten ihm auf dem Fuße. Entsetzt sprangen die Bürger aus den Betten, griffen aber sogleich zu den Waffen und stürmten aus den Häusern. Der Probst lärmte bereits auf dem Marktplatze: da wurde er angegriffen, und merkte nun auf einmal, daß er mit seinen Leuten ganz allein sei. Denn die künstliche Brücke über den Stadtgraben war zusammengebrochen, und das Heer der Angreifer noch jenseits. Da war der Haufen der Eingedrungenen rasch umzingelt und durchbrochen. Der Probst mit achtzehn Mann war abgetrennt, und wurde förmlich zerrissen und zerhackt von dem wüthenden Volke. Den Uebrigen gelang es, wieder an die Mauern und hinüber zu kommen.

Glücklicher ging es an der Ememündung. Die Hoeks und Utrechter ließen sich nicht abschrecken durch Philipps „große Katze“. Als das Wetter wieder milder wurde, und das Eis in den Strömen aufging, wollten sie ihre Einfahrt in die Südersee wieder frei haben und rückten heran mit gutem Belagerungszeug, gleich wie um eine Festung zu zerstören. Nachdem sie die Burgundischen vom Ufer verscheucht hatten, pflanzten sie der Katze gegenüber ihr Wurfgeschütze auf, und ließen sie so trefflich spielen, daß sie bald zu ihrer Freude sahen, wie der Vordertheil des schwimmenden Blockhauses arg geschändet wurde. Weil nun gerade Eisgang war, so setzten sich wahrscheinlich vor dem Ankertau, an welchem das Gebäude auf dem Wasser lag, die treibenden Schollen fest, der Strom stauete davor, und plötzlich drehete sich die ganze hölzerne Festung rings herum, so daß sie auf einmal ihre andere Seite dem Ufer zukehrte. Als das die Angreifer sahen, schrien sie vor Ueberraschung und Erstaunen. Und weil sie glaubten, das große kunstreiche Ungethüm lasse sich drehen und wenden nach Belieben, so verzweifelten sie daran, es zu bewältigen, führten rasch ihr Geschütz ab und wieder nach Hause. Das Beste aber war, daß die Soldaten im Blockschiff, als dieses

sich plötzlich um und um drehete, in Todesschrecken geriethen. Denn weil ihnen die Ursache unbekannt war, so dachten sie nicht anders, als Holz und Eisen gingen auseinander und Alles geradewegs auf des Stromes Grund.

Nach der Utrechter Rückzug meinte Ritter Roland von Uutkercken, Philipps Oberbefehlshaber in Holland, er habe den geeigneten Zeitpunkt erfaßt, und wollte rasch mit seinem besten Volke an der Vechte hinauf und Utrecht stürmender Hand überfallen. Fünftausend Burgunder, meist Pikarden, hatte er beisammen, und war schon halbwegs bis Breukelen gekommen. Hier aber warfen sich ihm die Bauern entgegen, und kriegstüchtig, wie sie waren, machten sie dem Feinde viel zu schaffen, so daß er Stunden lang nicht voran konnte. Unterdessen gerieth in Utrecht Alles in kriegerische Bewegung. Die ganze städtische Mannschaft rückte aus; denn heute galt es die Heimath retten. Drei Schlachthaufen bildeten die Zünfte, im ersten und zweiten nahmen sie die Männer aus den Vorstädten in ihre Mitte. Schöffen Raths- und Altermänner marschirten ein Jeder in seiner Zunft. Die mittleren Streithaufen, bei welchen die reichen Tuchhändler Kornhändler Fischhändler und Fleischhauer und auch die Schneider standen, hatten die Ehre des städtischen Banners: dagegen führte der erste Haufen das rothe, der letzte das weiße Schützenbanner. Mit den Utrechter Gilden zogen kriegserprobt die holländischen Hoeks und die Söldner des Postulaten Diepholt, so viel von beiden gerade in der Stadt waren. Diese Heeresmacht fiel auf die Burgunder, als sie durch der Bauern Widerstand schon etwas ermüdet waren. Jetzt wurde der Kampf zur blutigen Schlacht. Aber der Andrang der Hoeks und Utrechter war zu gewaltig. Der Burgunder Ordnung lösete sich auf, zwischen ihren Gliedern mäheten die Schwerter und Aexte der Sieger. Gegen Tausend fielen, Vierhundert wurden gefangen. Also war das beste Kriegsvolk des mächtigen Burgunder Herzogs im offenen Felde erlegen vor Bauern und Bürgern. Lustig zogen die Sieger wieder ein in die Thore der Vaterstadt. Die am Morgen im Zug die Letz-

ten, waren nach alter Satzung bei der Rückkehr die Ersten. Nicht weniger als acht eroberte Banner hing man auf im St. Martins Dome.

Die schwimmende Festung aber drunten an der Eememündung hielt nicht lange mehr Stand. Die reibenden und stoßenden Eisschollen setzten dem Balkenwerk so lange zu, bis es sich in Trümmer auflöste, und das Schiffsungethüm, das weit und breit so viel Aufsehen erregt, sich aus den Gewässern verlor. Nun kamen die Utrechter wieder, und fingen an ein Blockhaus zu errichten. Die holländischen Kabeljaus, welche an der Eememündung lagen, zogen heran, das Werk zu stören. Die Utrechter aber vertheidigten die Verschanzungen, die sie in der Eile aufgeworfen, so gut, daß ihr Blockhaus fertig wurde, und die Fahrt in die Südersee wieder Schutz hatte.

Drittes Kapitel.

Philipps sechster Feldzug gegen Jakobäa.

Seine Ohnmacht. Allgemeiner Glauben an Frieden. Die Friesen. Der Herzog von Brabant. Gefahr der burgundischen Partei in Brüssel. Wiederum zweijähriger Stillstand von Jakobäas Prozeß in Rom. Neue Botschafter nach Rom. Das Endurtheil. Appellation. Leichtwiegen des römischen Urtheils. Humfried und die Lords. Freie Liebe. Treiben in Humfrieds Umgebung. Eleonore Cobham. Aufzug der Frauen im Parlament. Arnold von Gent. Die Hoeks vor Geervliet. Krieg in Holland. Philipps Kampfweise. Seine neuen großen Rüstungen. Vorstellungen an seine Kriegsleute. Landung und Anstalten in Holland. Vorrücken gegen Gouda. Gefechte und Bollwerke. Feste Lage der Stadt.

Die großen und fortdauernden Siege der Hoeks verfehlten nicht ihres Eindrucks. Seit vier Jahren hatte der große Herzog

von Burgund Heer auf Heer nach Holland geführt, und noch immer stand Jakobäas Macht aufrecht. Philipps Kräfte an Geld und Kriegsvolk schmolzen wie Schnee zwischen den holländischen Sümpfen, und seine Ritterschaft murrte laut, damit er es höre.

Auch den Tapfersten war gründlich die Lust benommen, immer auf's Neue in den schrecklichen nordischen Krieg zu ziehen, der gar kein Ende nehmen wollte. Die Kabeljaus aber berechneten im Stillen, daß ihnen alle Hoeks zusammen nicht so viel Leid und Schande und Verluste gebracht hätten, als die wüthenden Verheerungen, die Kapereien zur See, und der Burgunder Uebermuth und Raubsucht. Ein besonderer Vertrauter Philipps, der Herr von Robays, gab sich viele Mühe, zwischen seinem Herzog und Jakobäa eine Sühne zu Stande zu bringen. Die Kabeljaustädte beschlossen, ihm durch ein Ehrengeschenk von zweihundert Schildthalern noch mehr Muth zu machen. Denn man glaubte allgemein, Philipp könne nicht mehr anders, er müsse jetzt Frieden machen. Als die letzte große Heeresfahrt vor Amersforts Mauern zerschellte, schickten die Bürger von Mons eilig eine Gesandtschaft nach Haerlem, ihn inständig zu bitten, er möge doch ja in den Friedensvertrag einen Artikel aufnehmen, Jakobäa werde es ihnen nicht nachtragen, daß sie ihm die Landesregierung übergeben hätten. Philipp erklärte den Gesandten vor seinem versammelten Staatsrath: „Er sei gebunden durch seinen Vertrag mit den Ständen von Holland und Seeland, und könne keinen Frieden machen, welcher den Anhängern in Jakobäas Landen zum Nachtheile gereiche."

Wenig fehlte, so entstanden für Jakobäa neue Verbündete. Philipp hatte noch in Harderwyck sich beeilt, den Friesen Verlängerung des Waffenstillstandes auf ein Jahr anzubieten. Im Mai aber fing Okko ten Brock bereits an, Kabeljaustädten Fehde anzusagen. Der junge Herzog von Brabant, der einst in der Brüsseler Revolution Jakobäas Sache wider ihren Gemahl vertheidigte, neigte sich entschieden auf ihre Seite. Er hatte im April in Lier Ständetag gehalten: als dieser zu Ende ging, ließ

er auf einmal den fünf Herren, welche hauptsächlich die Brabanter Unternehmungen auf den Hennegau geführt hatten, — nämlich Enghien Nassau v. d. Lecke Wesemael Rotselaer und Schoenvorst — seine höchste Ungnade ankündigen. Sie erkannten alsbald soviel Gefahr darin, daß sie eilten, ihm aus den Augen zu kommen, obwohl sie die vornehmsten Stellen am Hofe inne hatten. Als der Herzog hörte, die Fünf seien auf ihre Güter entwichen, gerieth er in noch größeren Zorn. Ohne Zweifel hatten Jakobäa und ihre Freunde die Hände im Spiel. Nun aber legten sich die Stände dazwischen, und weil der junge Fürst noch der selbstständigen Kraft entbehrte, so gelang es, auf falsche heimliche Angeber die Schuld zu wälzen. Die fünf Edelleute wurden mit der obersten Regierung wieder bekleidet, die Angeber bestraft. Schon aber hatte der Fürst einen alten Span mit Philipps Verbündetem aufgegriffen. Herzog Arnold von Geldern sollte ihm den Brautschatz zahlen, den seines Vorgängers Gemahlin, eine Brabanter Prinzessin, die vor mehreren Jahren schon gestorben ihrem Manne zugebracht hatte. Denn weil sie keine Leibeserben hinterlassen, so mußte der Brautschatz wieder anheim fallen, woher er geflossen. Der Brabanter Fürst ließ sich deshalb mit dem Utrechter Postulaten ein, und wollte im November eine Zusammenkunft mit ihm halten. Philipp, der dies erfuhr, als er nach dem unglücklichen Sturm von Amersfort abzog, schickte gleich von Nyekerk aus einen Eilboten nach Brüssel, die Tagfahrt zu hintertreiben. Im Sommer aber beredete sich der Brabanter wieder mit Diepholt, und sie kamen überein, miteinander Oyen zu belagern. Diepholt sollte zu gleicher Zeit Nymwegen angreifen. Nur Philipps Klugheit und seinen scharfen Drohungen gelang es, diesen neuen Gegner wenigstens noch eine Zeitlang aus dem Felde zu halten.

Je weniger der Burgunder mit Waffen im Felde ausrichtete, um so rühriger ließ er seine politischen Künste spielen, um jetzt die Entscheidung vor einem Richterstuhl herbeizuführen, der wiederum zwei Jahre geschwiegen hatte. Während in den

Niederlanden das Blut strömte, ließ man in Rom Jakobäas Prozeßsache ruhig liegen. Die englische Macht hielt dort der burgundischen das Widerspiel; die Richter scheueten sich, die heillose Frage anzufassen; man mochte auch den Kaiser, der ohnehin in dieser Sache gereizt war, nicht noch mehr beleidigen. Nun hatte der neue Herzog von Brabant gleich nach seiner Thronbesteigung neue Bevollmächtigte bestellt, um ein päbstliches Urtel zu fordern, ob seines verstorbenen Bruders Ehe ächt oder null gewesen? Ohne Zweifel war dies auf Philipps Betreiben geschehen, der damals auch die Städte von Holland und Seeland bestimmte, einen Botschafter nach Rom zu schicken, den Meister Heinrich Scatter. Die reichen Kabeljaus mußten ihm, — Ziericksee allein zahlte dazu hundert Goldkronen, — die Taschen mit Gold stopfen, damit er am päbstlichen Hofe sich Gewicht schaffe. Gerade dieser Gesandte, der als Vertreter ihrer eigenen Erblande wider Jakobäa auftrat, mußte in Rom von Bedeutung erscheinen. Bedford aber widersetzte sich nicht mehr dem Urtheil, das seines Bruders Ehe verurtheilen sollte. Am 9. Januar 1428 wurde es ausgesprochen, jedoch von zwei andern Kardinälen, als welche der Pabst zur Führung dieses Prozesses früher bestellt hatte. Der Kardinal von Boulogne und der Kardinal von St. Peter a vinculis verkündigten:

„Nach Anrufung des Namens Christi, zu Gericht sitzend, und blos Gott vor Augen haltend, erklärten sie — nach Gutachten von Rechtsverständigen und zum Endurtheil — von Amtswegen und urkundlich: Die Ehe zwischen dem ehemaligen Herzog von Brabant und Jakobäa von Bayern sei, da eine genügende und gültige apostolische Dispensation in den Akten vorliege, und auf Grund dieser Dispensation die Ehe geschlossen sei, — gültig, kanonisch und in gesetzlicher Weise eingegangen und gefeiert, ohne daß die angeblichen Hindernisse entgegenständen. Jakobäas Rücktritt aus dieser Ehe, welche bis zu des Herzogs Tode in voller Kraft bestanden, sei unerlaubt widerrechtlich und eigenmächtig gewesen, — jede Ehe derselben bei Lebzeiten ihres Mannes mit irgend

einem Andern null und nichtig und ohne alle Kraft und Bedeutung, — und die Einreden Beschwerungen Ränke Besitzstörungen und Hindernisse, welche Jakobäa ihrem Gemahl Johann wegen behaupteter Nichtigkeit und Ungültigkeit gemacht, seien unerlaubt widerrechtlich und eigenmächtig, und werde ihr ein ewiges Stillschweigen auferlegt."

Jakobäa war also durch den höchsten Ausspruch der Kirche für das Kebsweib eines englischen Prinzen erklärt. Ihre Feinde sorgten schon, daß Jedermann dieses Urtheil an den Kirchenthüren zu lesen bekam. Und dennoch — in der Hauptsache änderte es wenig. Jakobäas Bevollmächtigte in Rom legten sofort am Tage der Urtheilsverkündigung bei dem Kardinal von Boulogne Appellation ein. Diese Berufung hatte in den Augen nicht blos ihrer Anhänger, sondern auch der gebildeten Welt beinahe soviel Gewicht, als das Urtheil selbst. Die Sache war ja zu einleuchtend. Weil eine Dispensation „bei den Akten" liege? Ueber dies Aushülfsmittel der römischen Juristen lächelte wohl jeder Schöffe und jeder Doktor in der Christenheit. Daß die aktenmäßige Dispensation thatsächlich schon ungültig gewesen, als Jakobäa die Ehe einging, war von den Richtern in den Wind geschlagen. Hatten doch in Jakobäas Sache die päbstlichen Bullen eine die andere widerlegt, als wollten sie die eigene Kurie verspotten! Hatte doch das ganze altberühmte Utrechter Bisthum all und jede römische Entscheidung in seiner Bischofssache verworfen, und an eine allgemeine Kirchenversammlung appellirt! Ueberhaupt wurden in jener Zeit der großen Konzilien arge Blößen des Pabstthums vor aller Welt enthüllt. Gewiß, wenn Jakobäas Sache im Felde siegte, mochte sie schließlich auch in Rom triumphiren, nicht minder, als ihr Verbündeter Diepholt, den die römische Kurie anfangs weit von sich geworfen hatte, um ihn später sich gefallen zu lassen.

Parlament und Krone von England erkannten Jakobäa nach wie vor als rechtmäßige Herzogin von Glocester an. Auch jetzt noch konnte in London ihre Sache jeden Tag wieder in

Fluß kommen. Humfried zerrte noch immer an seinen Fesseln, und hatte sich auf's Neue erhoben, die Regentschaft an sich zu reißen. Gelang es ihm, so konnte er leicht wieder englisches Kriegsvolk an die holländische Küste werfen. Er drohete den Lords in einer offenen Erklärung, er werde das Parlament mit keinem Fuß wieder betreten, er sei denn bekleidet mit seinem vollen Recht. Die Lords waren jedoch sehr einmüthig, und schrieben ihm zurück: „Regentschaft eines Mannes sei nicht in des Landes Recht begründet, und in das Landesrecht könne auch kein König über seinen Tod hinaus eingreifen. Er sei Protektor und Defensor und nicht mehr, und sie müßten sich sehr wundern, wie er mehr verlange, als was er mit seinem Bruder Bedford selbst unterschrieben habe. Bei dem Gehorsam, welchen er dem Könige schuldig sei, müßten sie ihn erinnern, wieder in's Parlament zu kommen und seine Schuldigkeit zu thun." Das unterschrieben sie alle mit ihrem eigenen Namen, 2 Erzbischöfe 9 Bischöfe 4 Aebte 1 Herzog 3 Grafen 8 Freiherren: so viele waren nämlich im Parlamente anwesend. Humfrieds Anhänger ließen sich nicht sehen. Sein Ansehen ging bergab. Aergerlich, daß nichts ihm gelingen wollte, zog er sich in sein verbissenes und unthätiges Wesen zurück.

Bald sollte ihm vor offenem Parlament ein ärgerer Schimpf widerfahren. Die ritterlichen Herren jener Zeit hielten streng auf Frauenehre, und es gab keinen Punkt, in welchem sie empfindlicher waren, als des Vaters adlige Herkunft und die Keuschheit von Frau und Schwester. Gleichwohl waren es die Fürstinnen und Gräfinnen gewohnt, sich im Arme ihrer Eheherren noch eine andere Geliebte zu denken. War ja doch Jakobäa fast beständig umgeben von den natürlichen Söhnen ihres Vaters, den Rittern Eberhard und Ludwig, deren Schwester Wittwe war des Hofmarschalls Johann von Vliet, der Johann von Bayern vergiftet hatte. Auch am burgundischen Hofe gab es für zahlreiche Bastarde der Fürsten Titel und Güter. In voller Blüthe stand nun die Unsitte frei wechselnder Liebe am Hofe und im Feld=

lager Humfrieds, wo leicht erregte Dichter und Gelehrte sich mit abenteuernden Rittern und Damen begegneten. Einen kurzen Einblick in das Treiben in Humfrieds Umgebung eröffnen uns ein paar Notizen, welche sich auf den innern Seiten der Deckel eines Pergamentbandes finden, der auf der großen Pariser Staats-Bibliothek aufbewahrt wird.

Diese kostbare Handschrift, geschmückt mit den schönsten Initialen und Randverzierungen, enthält Geschichten und Lieder der Liebe und des Frühlings vom lieder- und geschichtenreichen Froissard, die er „das Paradies der Liebenden" nannte. Es ist wohl möglich, daß er auf seiner Reise nach England dieses Werk, dessen Schluß er mit eigener Hand eintrug, der vielbesungenen Königin Philippa verehrte, der Schwester von Jakobäas kaiserlichen Ahnfrau. Von ihr erbte das Buch auf Bedford oder Humfried, befand sich ohne Zweifel auch in Jakobäas Händen, und kam später an den Grafen Warwyck, den besten General, welchen die Engländer nach Salisburys Tode besaßen. Denn die Widmung ist eingeschrieben: Ce livre est a Richart le gentil feals conte de Warrewyck. Von einer anderen Hand sind dann auf den inneren Deckelseiten Wahlsprüche von bekannten Herren, die sich öfter in Humfrieds und Jakobäas Gefolge finden, verzeichnet. „Payne endure" (Last dulden), sagt der wilde Warrewyck. „Unverseeiden" (Ohne Farbewechseln), sagt Hemstede. „En Dieu en est" (Es steht bei Gott), Socces. „Alezeyt eyn" (Immer einer), Verdeins. „Sans departir" (Niemals scheiden), Warigny. Am häufigsten kehrt mit Jakobäas Namen der von Warigny wieder. In der That gab es damals einen Heinrich Warigny aus einem alten Hennegauer Geschlecht, der Jakobäas Knappe oder Escuyer war, und die schöne Johanna, eine natürliche Tochter des Haze de Flandres, der selbst ein Bastard des letzten Grafen von Flandern, geheirathet hatte. Diese Dame Warigny wird nun in Glocesters Wahlsprüchen für die Allerschönste und Jakobäa für die Allerhäßlichste erklärt. Ebenso aber erklärt Warigny verehrend Jakobäa für die Allerschönste. Jako-

bäas Wahlspruch steht zweimal da, er lautet: „C'est bien raison" (Das ist ganz Recht). Darauf ist ein Vers gemacht: „Warum denn recht, so viel ich als Bruder sehe? Die Häßlichste, so heißt es ja, ist Jakobäa von Bayern, und keine schöner als Dame Warigny. Viel versprechen und nichts geben, heißt nur die Närrin bestärken, sagt Dornic." Dieser letzte Spruch „vom Knappen Dornic" kommt als besonders bedeutsam noch einmal vor. Borre von Doirnic, der Schwager Kyfhoeks, war einer der Vielgetreuen, der bis zu ihrem Tode in Jakobäas Diensten stand. Sein Vater, der bei ihrem Vater Geheimerath gewesen, hatte unter Johann von Bayern in's Elend wandern müssen. Den Schluß der Sprüche auf den Deckeln der Handschrift bilden zärtliche Herzensmalereien und räthselhafte Halbworte, die sich auf Jakobäa beziehen.

Diese hatte also schon früher ihrem Gemahl viel zu verzeihen gehabt, und sie wird sich nicht zu sehr beklagt haben, wenn Humfried in ihrer Abwesenheit die verführerische Eleonore als Dame d'amour, wie man es nannte, bei sich hatte. Die Cobham aber, deren Ränke und Ehrsucht so bekannt waren, als Humfrieds Schwäche, trat bereits öffentlich als seine Gebieterin auf. Sie wußte sich ihrer geheimen Beschützer sicher. Man war in London empört darüber, daß sie den Herzog zurückhielt, seine Gemahlin zu retten, sich wohl öffentlich dessen rühmte. Jakobäa dagegen, die junge schöne Heldin, blieb einmal der Liebling des Londoner Volks, und jede Nachricht von ihren neuen Bedrängnissen und den neuen Siegen, die ihre Schaaren im Utrechter und Gelderer Lande erfochten, regte das allgemeine Mitgefühl auf. Salisbury und seine Freunde hetzten, und steckten sich hinter die Frauen. Man wollte Humfried einen Streich spielen, daß er nicht mehr daran denke, seine öffentlich beschimpfte Geliebte zu heirathen.

Eines Tages sahen die Straßen, welche zum Parlament führten, einen seltsamen Aufzug. Eine große Schaar angesehener Frauen, die sich in ihren besten Staat geworfen, zog zum

Oberhaus. Die Thürsteher konnten oder wollten nicht widerstehen. Die eifernden Frauen drangen hinein, und erschienen vor Humfried, den Bischöfen und weltlichen Lords, laut den Herzog von Glocester anzuklagen. Eine Frau Stockes machte die Sprecherin. Sie überreichte eine Schrift, welche die Londoner Frauen aufgesetzt hatten, des Inhalts: „Es sei die größte Schande von der Welt, daß der Herzog von Glocester sein eheliches Weib in Kummer und Bedrängniß verderben lasse, während er selbst öffentlich mit einer vornehmen Dirne lebe, was wider Gottes Gebot sei und wider den ehrenwerthen Stand der Ehe. Wenn die Männer dazu still schwiegen, wollten die Frauen reden, auf daß England seinen Protektor, den Herzog, an seine Pflichten erinnere, und seiner heldenmüthigen Gemahlin zu Hülfe komme." Das war nun ein starker Stoß auf Humfrieds Stillsitzen, aber sicher nicht der Weg, das Herz eines eitlen Ritters, der für die verlassene Gemahlin öffentlich solche Schmach hinnehmen mußte, für sie günstiger zu stimmen.

Die Lords suchten sich Jakobäa wenigstens gefällig zu beweisen. Da gerade einer von Jakobäas Getreuen, Arnold von Gent, in London war, um Stoffe für Kriegs- und Hofkleidung, sowie auch Korn zu holen, so stellte ihm nach Willen des Geheimenrathes der König am 18. Mai einen Freibrief aus, der ihm für die Waaren, die er „der geliebten Tante des Königs, der Herzogin von Glocester", zuführe, in allen englischen Häfen Zollfreiheit gewährte.

Die Hoeks indessen saßen nicht müßig. Ihre Schiffe und Schaaren durchbrachen die burgundische Blockade. Jakobäa hatte trotz des Unglücks bei Wieringen bald wieder Kriegsschiffe in der See. Ihre Kaper kreuzten sogar vor den Mündungen der Maas und Schelde, und die Brieler schrieben im Dezember an die Geervlieter: sie sollten nur nicht wagen, vor Lichtmeß in die See zu gehen. Bald darauf erschien das Geschwader der Hoeks vor Geervliet, und nur mit großer Mühe wurden sie abgewehrt. Die Engländer waren schon früher so vorsichtig gewesen, gegen

Entrichtung einer Abgabe die Flamänder zu bestimmen, daß sie ihre Küsten und Flußeinfahrten von Raubschiffen frei hielten.

Also brannte das wilde Kriegsfeuer fort in Holland und Seeland, Utrecht und Geldern. Philipp hatte seinen Offizieren in Holland Befehl gegeben, ihr Aeußerstes aufzubieten. Pikarden Flamänder und Burgunder strengten sich an, ihres Herrn Lob zu verdienen, und den Hoeks den bittersten Schaden zu bereiten. Ueberall hörte man von blutigen Gefechten, Hinterhalt und Ueberfall. Häuser und Dörfer flackerten auf, als wären es Strohfeuer im Felde, und Vieh und Menschen wurden auf der Stelle erschlagen, wenn man sie nicht wegtreiben konnte.

Philipp mußte sich entschließen, endlich zu dem Mittel zu greifen, dem er bis jetzt sorgfältig ausgewichen. Er hatte es vorgezogen, Jakobäa langsam ein Stück Land nach dem andern zu entwinden, das Eroberte aber gleich mit seinem Kriegsvolk zu besetzen. So dachte er die Hoeks enger und enger zu umschlingen, bis ihnen der Athem ausginge. Als zart und ritterlich mochten es Philipps Anhänger noch rühmen, daß er seine junge Base nicht selbst aufsuche und angreife: es war aber schlaue Berechnung, vielleicht auch etwas Furcht dabei. Wäre der stolze Ritter von Burgund von einem Weibe, ja von seiner eigenen Blutsverwandten, die er mit ungerechtem Kriege Jahr auf Jahr bedrängte, geschlagen in offener Feldschlacht, — unlöschbar hätte dieser böse Flecken auf seinem Schilde gebrannt. Das hätte man nach damaliger Ansicht gerade so nehmen müssen, als sei er im Zweikampf vom Weibe besiegt. Philipp hütete sich daher wohl, daß ihm solch ein Unglück begegne. Gar zu groß war der Schrecken vor Jakobäas Kühnheit in den glänzenden Reihen seines Gefolges, noch größer die geheime Furcht vor dem blutigen Zorn und Grimme der Hoeks. Allein zuletzt blieb Philipp dennoch nichts anderes übrig, als Jakobäa selbst anzugreifen, wo er sie finde.

Eben nach Flandern zurückgekehrt, ließ er zum sechstenmale in all seinen Ländern eilig rüsten zum neuen Heereszug nach

Holland. Denn Nachrichten kamen, daß die Hoeks, seit der burgundische Oberfeldherr die Niederlage vor Utrecht erlitten, die Kabeljaus hart bedrängten. Philipp schrieb an seine Lehnsleute und Städte in Burgund, der Pikardie, Artois, und Flandern: „Noch ein einzigmal müßten sie rüsten aus allen Kräften, diesmal solle es gewiß das Letztemal sein: er werde nicht nach Hause kehren, ohne auf die eine oder andere Art den Krieg zum Ende zu bringen." Sein bester General, Johann von Luxemburg, hatte Ende Mai nach harter Belagerung die Stadt Beaumont erobert, und schloß in Frankreich Waffenstillstand bis zum Oktober. Luxemburgs Soldaten konnten nun Philipp Zuzug leisten. Wiederum sammelten sich „des großen Herzogs" Völker bei der flandrischen Schleuse, und im Juni schrieb er an seine Offiziere in Holland: „Sie sollten ihr Bestes thun, er werde bald mit großer Heeresmacht kommen, ihnen beizustehen." Mit besonderer Vorsicht zog man viel Belagerungsgeschütz und eine Menge großer Kriegsmaschinen zusammen, um Gouda kunstgerecht belagern zu können. Von der Schleuse fuhr das Heer noch einmal hinüber nach Holland, wo Philipp sofort alle Mannschaften der Kabeljaus zusammen rief, und die größten Vorkehrungen machte, um den festen Hort der Hoeks anzugreifen. Die holländischen Städte mußten von Neuem die Blockade an der Eememündung verstärken.

Allmählig rückten die Truppen auf der Straße von Leyden nach Gouda vor, im Vortrab Lyon von Bournonville, Johann von Pressy, und Adrian von Raephorst. Es war eine kurze Wegstrecke, aber nach dem Berichte eines Ritters, der den Zug im Gefolge des Marschalls von Burgund mitmachte, gab es auf dieser Wegstrecke zahllose Gefechte, Hinterhalte, Bollwerke, große und kleine Streifereien. Die Hoeks verstanden es, den Feinden Hindernisse in den Weg zu legen, und die Natur des Landes eignete sich vortrefflich dazu. Die Stadt Gouda war auf der einen Seite vom breiten Yssel umströmt, von der andern von tiefem und meist ungangbarem Moorgrund umgeben, der sich mit

größter Leichtigkeit überschwemmen ließ. Durch diese tiefen Moore führten nur ein paar schmale Dammwege, die von herzhaften Männern, die sich durch Gräben Blockhäuser und Verschanzungen deckten, leicht zu vertheidigen waren. Und hatte man sich endlich den Zugang zur Stadt eröffnet, welcher Pikarde oder Burgunder wußte nicht, daß dann erst recht Arbeit und schlimme Gefahr beginne! Hatte man jüngst vor den Wällen und Dornhecken von Amersfort zahllose Leichen gelassen, wie scharf mußte es erst hergehen bei dem Sturme auf Gouda, das noch viel fester, viel größer und volkreicher war, als Amersfort. In Gouda hatte sich jetzt die letzte Kraft der Hoeks gesammelt, und kein Mensch konnte zweifeln, daß sie kämpfen würden in grimmiger Verzweiflung, bis ihr letzter Mann sich fallend in sein Banner wickele.

Es war ein höchst bedenkliches Wagestück. Um so vorsichtiger und langsamer schoben sich die Burgundischen vor. Schlimmsten Falles, so dachte Philipp insgeheim, bot er Frieden unter Bedingungen an, wie seine Base sie annehmen konnte. Da, während die Burgunder und Kabeljaus auf Gouda losrückten, und ihre Fähnlein die Stadt bereits in der Ferne umzingelten, kam eine Nachricht aus England, welche plötzlich Philipp den vollen Sieg in die Hände gab ohne Schlacht und ohne Städtestürmen.

Viertes Kapitel.

Jakobäas Ergebung.

Sicherheit Jakobäas in Gouda. Humfrieds Verheirathung mit Eleonore Cobham. Salisbury nach Frankreich. Jakobäa nimmt Waffenstillstand. Gründe für und gegen den Frieden. Winchester und Montfort Friedensunterhändler. Vorgänge in Mons. Furcht vor Jakobäa. Philipp und Jakobäa in Delft. Zurücknahme der Appellation in Rom. Jakobäa

Landesfürstin, Philipp Regent. Vertheilung der Aemter und Einkünfte. Die festen Schlösser an Philipp. Keine Heirath Jakobäas ohne seine Erlaubniß. Johanns von Bayern Besitzungen. Rückkehr der Verbannten und Gefangenen. Sevenbergen Philipps Eigenthum. Jakobäas Unterschrift. Ihre Mutter. Gemeinschaftliche Huldigungsreise. Die beiden Uutkercken. Goudaer Wappen. Huldigung in Mons. Große Jagden.

Hinter der festen Umwallung Goudas spottete Jakobäa all der Kriegsmacht der Burgunder. An die Mauern ihres Schlosses schlugen die Wellen des breit hinströmenden Yssel, der für den äußersten Fall die Zuflucht nach Oudewater Montfort Utrecht eröffnete. Wenn sie aus den hohen Fenstern niederblickte auf den Kriegshafen, der sich unten bei der Wasserpforte befand, oder auf den räumigen Burghof, so sah sie den Hafen noch immer gefüllt von kleinen raschen Kriegsschiffen, und auf dem Burghofe tummelten sich noch immer ritterliche Männer genug, die fröhlich in Gelächter ausbrachen, wenn wieder ein Bote kam, der von Philipps vergeblichen Anstrengungen draußen im Moore erzählte. Und jenseits der Mauern, welche den Burghof umschlossen, nur etwas niederer, dehnte sich die goldtreue Stadt aus, und dahinter schimmerten weit und breit die Gewässer der Ueberschwemmung, in welche sich die beiden Dammwege wie zwei dunkle Linien hinein zogen.

Das Alles konnte Jakobäa wohl guten Muthes machen. Doch mit den fortströmenden Wellen des Yssel zogen ihre Gedanken zum Meer und weiter über seine Fluthen, bis sie an Englands Küsten anklopften und fragten, ob denn endlich Humfried seiner Ehre und Pflicht als Gemahl und Ritter gedenke, ob denn endlich das gute Volk Englands Hülfe ihr bereiten werde? Da trat eines Tags ein sicherer Bote zu ihr, der von London kam und die zweifellose Nachricht brachte: in England sei Alles verloren, der Herzog von Glocester habe Eleonore Cobham geheirathet, Salisbury schiffe sich mit den Truppen ein nach Frankreich.

Das ganz Unglaubliche war geschehen. Der königliche Prinz und Protektor von England, welchen Jakobäas Hand zum deutschen Reichsfürsten gemacht, — er hatte ihre frühere Hofdame, ein schönes Fräulein von schlechtem Ruf, sich durch Priesters Hand antrauen lassen. Wie einst sein Großvater, Johann von Gent, der Stammvater der Lancaster, seine vieljährige Buhlerin, Katharina Swynford, die auch nicht aus fürstlichem Blute war, zuletzt noch zu seiner Gemahlin erhoben, so hatte das jetzt auch Humfried gethan. Eleonore Cobham hatte er vor aller Welt zu seiner rechtmäßigen Gemahlin erklärt. Das auserlesene Heer von sechstausend Mann, welches Salisbury gesammelt, auf welches die Hoeks als auf ihre letzte Rettung gehofft, segelte statt nach der holländischen Küste nach Calays. Das war geschehen gerade zur selben Zeit, in den Junitagen, als die Burgunder langsam gegen Gouda vorrückten, ohne Zweifel auf Philipps geheimen Antrieb und mit Bedfords stillem Einverständniß. Das drohende Feindesheer, der öffentliche Abfall Humfrieds, die Gewißheit, daß es mit jeglicher Hülfe von England für immer vorbei, Alles vereint sollte endlich Jakobäas Hartnäckigkeit brechen. Was half es ihr, daß man sagte, das Londoner Volk spreche nur von Zaubertränken, die Humfrieds hellen Sinn bezwungen! Es starrte die Unglückselige darum nicht weniger die fürchterliche Wahrheit an, daß ihr Gemahl, der ihr feierlich in der Kirche Angetraute, für den sie Alles gewagt und geduldet, sie schmählich verließ, ja durch die That und vor aller Welt erklärte, sie sei nur sein fürstliches Kebsweib gewesen. Niemals war eine Fürstin tiefer beschimpft, nie eines Weibes Liebe gräßlicher verhöhnt worden.

Jakobäa war nicht stark genug, jetzt die politischen Grundsätze, welche durch soviel Jahre voll Kampf und Blut geführt hatten, noch hoch zu halten. Wieder zeigte sich, daß sie mehr Weib, als Fürstin war. Ihre Kraft schöpfte sie aus ihrem Herzen, und die Kraft war dahin, als sich dieses fröstelnd zusammenzog. Nur ihr Stolz lebte noch. Sie wollte zeigen, daß sie, welche ihr Gemahl für eine entlaufene Frau erklärte, noch

geehrte Fürstin reicher Länder sei. Sie sandte zum Burgunder Vetter, daß sie Waffenstillstand annehme.

Da ließ Philipp fröhlich Eilboten fliegen durch all seine Länder. Der langwierige, opfervolle Krieg war aus, und sicher der gewünschte Erfolg. Holland und Seeland athmeten auf nach langer Noth und Drangsal. Zwar die ächten Hoeks geriethen außer sich vor Zorn und Entrüstung, als Sieg und Rache ihnen plötzlich aus den Händen gerissen war. Wohl durften sie hinweisen auf des Burgunders mißliche Lage, seinen murrenden Adel und sein erschöpftes Volk, auf die Reihe ihrer letzten Siege, auf die unbezwingliche Stellung in Gouda, dessen Wälle nicht zerstört, dessen Gewässer nicht versiegt waren. Wohl durften sie fragen: ob denn Philipp, wenn er auch diesmal ohne Besiegung der Hoeks abziehen müsse, jemals ein neues Heer nach Holland führe? Sie hatten nicht Unrecht. Aber noch viel mehr Recht hatte die weit überwiegende Mehrheit der Holländer und Seeländer, welche die unsäglichen Leiden ihres Volks, das gänzliche Verderben ihres Landes, und das unaufhörliche Blutvergießen für ein Elend erklärten, das um jeden Preis müsse ein Ende nehmen. Holland war in der That so fürchterlich verheert und verödet, daß man weit und breit von diesen Schrecknissen erzählte. Deshalb erregte die Nachricht, Jakobäa habe Waffenstillstand genommen, lauten Jubel bei allen Kabeljaus, und bei den gemäßigten Hoeks die lebhafteste Sehnsucht nach Frieden und Versöhnung der Parteien. So hörte es Jakobäa von den Meisten, soviel sie von ihren vertrauten Rathgebern, soviel sie sonst von Volk und Adel zur Berathung zog.

In der Stimmung, welche sie gegen Humfried erfüllte, war es ihr gerade Recht, daß Derjenige, den er unter allen Engländern am meisten haßte, Oheim Winchester, dessen Klugheit ihn immer schwer niedergedrückt hatte, jetzt den Unterhändler ihres Friedens mit Philipp machte. Der Kardinal war damals auf seiner Rückkehr von Rom nach Flandern gekommen, und da er manchen feindlichen Handel mit großem Glück und Ruhm gelöset

hatte, so nahm er die Gelegenheit als einen wahren Leckerbissen, und setzte Alles daran, Jakobäa und Philipp zu versöhnen. In Brügge versammelten sich die Räthe beider Parteien, und Winchester, welchen der burgundische Adel eifrig unterstützte, wußte geschickt jedes Hinderniß aus dem Wege zu räumen. In Gouda war es besonders der vielgeltende Herr Johann von Montfort, welcher Alles aufbot, und hin und her reisete, damit der Frieden jetzt nach Philipps Wünschen abgeschlossen werde. Zweitausend Dukaten, und dazu noch ein Jahrgeld von fünfhundert Dukaten, erhielt er von Philipp für seine guten Dienste. Auch Naeldwyck und andern vornehmen Hoeks wurden zum selben Zwecke Gelder Aemter und Güter versprochen. So kam die Sache bald in guten Gang. Schon am 29. Juni erschien Jakobäa in Delft, wurde von Philipp und seinem Adel glänzend und ehrfurchtsvoll empfangen, und unterschrieb einen Waffenstillstand von drei Wochen.

Andern Tags sandte Philipp Befehl an seine Beamten im Hennegau, die Besitzungen von Jakobäas Mutter gänzlich frei zu geben. Zu Dieser waren bereits Abgesandte aus Mons gekommen, welche fleheten: sie möge sich doch bei ihrer Tochter verwenden, damit sie der Stadt es nicht nachtrage, daß man sie einst, als die Brabanter Mons belagerten, gedrängt habe, sich an Philipp zu ergeben. Schon glaubte einer ihrer Mitbürger, Herr Clerbos, jetzt bei der Fürstin Rückkehr könne man ihren Feinden wieder auf die Köpfe schlagen, und fing Fehde und Plünderung an: aber die städtischen Behörden faßten ihn sofort, und schleppten ihn auf die Burg in's Gefängniß. Am 3. Juli erklärte Mons an Jakobäas Mutter: „Die Bürger hätten niemals den Herrschaftsrechten der Erbfürstin zu nahe treten wollen: sie würden ihr und der alten Herzogin eine große Summe Geldes bezahlen, wenn ihr Stadtprivileg von Jakobäa bestätigt würde." So groß war im Hennegau bei Denen, die ihr einst übel gethan, die Furcht vor Jakobäa. Denn man glaubte nicht anders, als daß sie bald in alter Macht und Herrschaft zurückkehre, weil Philipp ihr Alles zugestehen müsse.

Allein diese Fürstin hatte die Geduld nicht, durch kluges Zögern und Hinhalten sich ihre frühere Macht wieder zu verschaffen, oder mindestens Bedingungen, wie Philipp sie Elisabeth von Luxemburg gewährt hatte. Wie sie in allen Wendepunkten ihres Lebens vom raschen Entschlusse war, so auch jetzt. Vier Tage später, als sie den Waffenstillstand auf drei Wochen abschloß, am 3. Juli hatte sie bereits in Delft den Frieden unterzeichnet.

Die Friedensartikel lauteten für Jakobäa artig und freundlich, dazwischen lagen versteckt Burgunds stählerne Fesseln. „Um dem so langen und schrecklichen Krieg,, dem Blutvergießen und Volkselend ein Ende zu machen, und in Erwägung, daß Philipp und Jakobäa einander eigentlich die nächsten Blutfreunde seien, schlossen sie zu ihrer und ihrer Länder und Leute Wohlfahrt, zu Ehren Gottes, seiner gebenedeiten Mutter, und aller Sankten und Sanktinnen im Himmelreich, eine gute feste und beständige Sühne."

Erstens. Jakobäa nahm notariell die Appellation zurück, welche sie sofort bei Verkündigung des Urtheils in Rom eingelegt hatte, und erklärte, sie wolle dieser Sentenz gehorchen. Philipp war so vorsichtig, sich vorzubehalten, selbst die Bevollmächtigten zu ernennen, welche Jakobäas Verzicht, ohne daß sie dieselben zurück rufen könne, in die Hände des heiligen Vaters, und wo es sonst sich gebühre, niederlegen sollten.

Zweitens. Wenn dies vollzogen sei, wollte Philipp Frau Jakobäa anerkennen und halten als die Gräfin von Hennegau Holland Seeland und Frau von Friesland. Dagegen sollte Jakobäa Philipp anerkennen als ihren rechten Erben und Erbnehmer, und schon jetzt als Ruhwart und Gouverneur ihrer Länder. Auch mußte sie ihm sofort die Regentschaft übertragen, sie in ihrem Namen und von ihretwegen auf so lange zu führen, bis sie sich wieder verheirathe.

So war Jakobäas Recht gewahrt und bestätigt, und eigentlich nur gesagt: daß Philipp, so lange sie keinen ehelichen Vogt habe, dessen Stelle vertrete, da er doch ihr nächster Blutsfreund

sei. Jakobäa sollte dagegen Ehre und Namen der Landesherrin haben, deshalb auch, nach Abzug der Kosten und Gehälter, die Landeseinkünfte wieder genießen. Nur von den Beden wurden zwei Drittel zur Tilgung der Landesschulden verwandt, der Rest zwischen Jakobäa und Philipp getheilt. Von geistlichen und weltlichen Stellen, welche man auf Lebenszeit verlieh, besetzte Jakobäa die Hälfte. Fürstliche Lehen hatte nur Jakobäa zu ertheilen, und die Lehnsträger, welche Philipp bereits eingesetzt hatte, mußten ihr noch den Treueid leisten. Zu Benefizien und Aemtern, welche in bestimmten sechs Monaten des Jahres erledigt wurden, ernannte Jakobäa Diejenigen, welchen Philipp sie geben sollte.

Philipp hatte sich auch sonst noch vorgesehen. Im Hennegau durfte er allein die Beamten, Jakobäa nur ein Drittel des Raths anstellten. In Holland wurde es Philipps Recht, die Regierung von 9 Räthen einzusetzen, von denen Jakobäa 3, Philipp 6 ernannte, und zwar konnte er auch 3 Mitglieder aus Burgund oder Flandern in diesen Rath schicken. Von diesen drei Gruppen im holländischen Rathe hatte je Einer den Schlüssel zum Koffer, worin das Staatssiegel lag. Befehle empfingen sie nur von Philipp, dem allein sie den Amtseid leisteten. Bei der Rechnungslegung aber sämmtlicher Landesbeamten stand es der Fürstin natürlich frei, mit zu reden. Zur Sicherheit seiner Stellung mußte Jakobäa Philipp ferner alle festen Schlösser einräumen, — gemeinschaftlich mit den Landständen eine Urkunde ausstellen, daß sie alles für nichtig erkläre, was sie früher zu Gunsten eines andern Erben bestimmt habe oder künftig bestimmen werde, — endlich mit Philipp durch die Länder ziehen, damit ihr als rechten Landesherrin, Philipp als Ruhwart und Erben gehuldigt werde.

D r i t t e n s. Jakobäa konnte sich wieder verheirathen: dann war Philipp nicht mehr Regent, und wenn sie eheliche Leibeserben bekam, auch nicht mehr Erbe. Aber der Friedensvertrag enthielt auch den Artikel, daß Jakobäa nur mit Rath und Gut-

dünken ihrer Mutter, Philipps, und der drei Stände ihrer Lande sich wieder verheirathen dürfe, und daß, wenn es anders geschähe, und nur einer von diesen drei Berechtigten nicht einwillige, die Unterthanen nicht ihrem Gemahl, sondern nur Philipp gehorchen sollten.

Viertens. Wem Johanns von Bayern Eigenlande gehörten, sollte ein Schiedsgericht entscheiden, das von Beiden gleich besetzt wurde. Der Spruch sollte in drei Jahren gefällt sein, und bis dahin Philipp allein die Länder Schlösser und Renten behalten. Er wollte dagegen seiner Base mit all seiner Macht helfen, daß sie zu ihrem Widthumsgute in Ponthieu und anderswo gelange.

Fünftens. Alle, die des Kriegs wegen außer Landes gewesen, durften wiederkommen, und nach sechs Wochen ihre Güter und Renten zurücknehmen: doch mußten sie dieselben nehmen, wie sie standen und lagen. Auch gingen ihnen alle Gelder verloren, welche sie den Städten geliehen hatten. Das feste Sevenbergen aber, Stadt und Schloß mit ihrem Gebiete blieben, weil er sie mit dem Schwerte gewonnen habe, Philipps Eigenthum. Den Verbannten wurde erlaubt, bei dem Huldigungszuge hinter dem Fürsten her zu gehen: sie mußten aber schwören, die Artikel der Sühne zu halten. Alle Gefangenen sollten frei werden ohne Lösegeld, es sei denn, daß die Zahlungstermine schon vor der Sühne fällig; auch seine Herbergskosten hatte der Freigewordene zu entrichten. Die Urfehdebriefe sollte man — der edle Herr von Sevenbergen blieb auch hiervon ausgeschlossen — abliefern von der einen Partei an Egmond und Swieten, von der andern an Vyanen und Montfort. Todte sollten stehen gegen Todte, Brand gegen Brand, Raub gegen Raub; und alle Missethaten, die der Fehde wegen geschehen, sollten vergeben sein, außer Denen, welche ihre geschworene Urfehde gebrochen, ausgenommen auch die Sechszehn, welche Schuld am Todtschlag des Schultheißen von Alkmaer, und die Eilf, welche Schuld am Todtschlage des Schultheißen von Delft hätten. Diese blieben noch bis Ostern

in Verbannung, und bis dahin sollten sie mit den Verwandten der Erschlagenen gesühnt sein. Auch wer an Johanns von Bayern Tode Schuld trage, sollte außer Sühne bleiben, jedoch Jedermann in dieser Sache der Weg Rechtens offen stehen.

Noch wurde festgesetzt, daß Niemand Geschichten, die in dieser Fehde vorgefallen, einem Andern vorhalte oder vorwerfe — Niemand solle mehr von Hoeks oder Kabeljaus reden. Wer dagegen handle, solle gestraft werden in solcher Weise, daß jeder Andere daran ein Exempel nehme. —

Diese Artikel wurden von Jakobäa und Philipp bei ihrer christlichen Treue und fürstlichen Ehre gelobt und auf das Evangelium beschworen. Am selben Tage unterschrieb und untersiegelte Jakobäa die beiden Akten, durch welche sie ihren Vetter zum Regenten und zum Erben erklärte. Ihre Unterschrift unter diesen Pergamenten ist, wie immer, mit fester Hand gemacht, jedoch viel einfacher und schmuckloser, als sie sonst gewöhnt war. Bald nachher fand sich auch ihre Mutter in Delft ein, und Philipp verlangte, daß sie Wort für Wort den Friedensvertrag beschwören müsse. Es geschah. Habsüchtig aber, wie sie war, ließ sie auch diese Zeit sich nicht entgehen, ohne von der Tochter, die schon so sehr beraubt wurde, sich neue Güter schenken zu lassen.

Nun zog Philipp nach Burgund, um mit größtem Dank sein Heer zu entlassen, und den Seinigen selbst zu erzählen, daß der furchtbare nordische Krieg auf das Glücklichste beendigt sei. Von seinen Vertrautesten begleitet eilte er dann nach Holland zurück, und trat um die Mitte des Augusts mit Jakobäa die neue Huldigungsreise an. Sie zogen mit einander von Stadt zu Stadt, erst durch Holland, dann durch Seeland. Die Unterthanen aber mußten Philipp insbesondere schwören: „ihm wider Jedermann, der an sein vertraggemäßes Recht wolle, mit Leib und Gut beizustehen, und ihm zu all seinen Rechten zu helfen, die er zur Zeit oder künftig noch bekommen werde."

Zum Statthalter von Holland bestellte er seinen vielbewährten alten Roland von Uutkercken. Diesem Vertrauten seiner

Pläne machte er noch insbesondere zum Befehlshaber der wichtigen Festung Sevenbergen, wohin er auch die Münze verlegt hatte. Uutkerckens Sohn aber, der Ritter Johann, bezog sogleich als Kapitän das Schloß in Gouda. Kein Feind Burgunds sollte in diesen Städten wieder ein Bollwerk finden. Auch dachte Philipp nicht daran, den Goudaern andere Privilegien zu bestätigen, als deren sie sich schon vor Jakobäa erfreut hatten. Wohl aber mochten sich die tapferen Bürger rühmen, daß ihre Erbfürstin ihnen um den Balken zwischen den beiden Sternen, welche das Stadtwappen zeigte, einen Dornenkranz geschlungen, damit ein ewig Andenken bleibe an die standhafte Treue der Goudaer in langer dornenvoller Zeit.

In den Rath der Neun, bei welchen die Regierung von Holland und Seeland, setzte Jakobäa die Herren von Montfort Vyanen und von der Zyl, Philipp von den Landeseingeborenen die Herren von Gaesbeck Egmond Heinrich Borsselen, aus seinen Erbländern den Statthalter Roland, den Rentmeister Swieten, und den Herrn von Comines.

Am 12. Oktober wurden Jakobäa und Philipp feierlich in Mons empfangen, und andern Tages in St. Waltruds Dome der Delfter Vertrag vorgelesen. Erst schwur Jakobäa als Erbfürstin, dann Philipp als Regent, und darauf huldigten ihnen die Unterthanen. Der Eid, welchen dabei die Hennegauer Jakobäa leisteten, ging dahin, „daß sie dieselbe für die rechte Landesfrau und Erbin anerkannten, vorausgesetzt, daß sie dem Herzog von Burgund als Ruhwart und Erben gehorsam und unterthan wären, und keinem Andern nach Inhalt des Delfter Vertrags." Von Mons reiseten Jakobäa und Philipp nach Quesnoy und Valenciennes und den andern Städten.

Als diese Huldigungsreise endlich vollendet war, kehrten Beide zu Ende des Oktobers nach der Hauptstadt des Hennegau zurück, wo man Jakobäa zu Ehren Turniere und Feste gab. Und dann ging es zur fröhlichen Jagd. Die junge Fürstin, welche die grünen Wälder und die hallende Jagd so lange ent-

behrt hatte, konnte sich an dieser Lust nicht sättigen. Den ganzen Herbst und Winter hindurch wurde gejagt bis zum Februar hinein in den schönen Wäldern von Bleaugies Amblise Condé und Baudour. Der junge Herzog von Brabant, der Bischof von Lüttich Heinsberg, Philipp, und seine vornehmsten Herrn nahmen Theil. Da waren die Herren von Enghien Ligne Luxemburg Croys Lalaing Boussu und viele andere. Jeder Herr hatte sein Gefolge, und darin seine Läufer Köche Herolde und Spielleute, und seine verschiedenen Meuten mit ihren Meistern. Da gab es Wolfshunde Kaninchenhunde und die gewöhnlichen Hunde, wie wir sie auch noch haben, auf Hirsche und Wildschweine, Hasen und Wachteln. Bald waren die Herrschaften an dem einen, bald an dem andern Orte, Wild gab es in diesem Jahre in Hülle und Fülle. Die Bauern wurden mit Jagdfronen nicht geschont, und die Klöster nicht mit Herbergen. All die Ritter, welche in Philipps Heeren gegen Jakobäa im Felde gestanden, kamen jetzt, ihr alle Tage zu dienen, denn ihr Herzog gab ihnen darin das schönste Beispiel. „Und Gott weiß," sagt ein Chronist, der die Sache mit ansah, „welche Freuden der Herzog und die Herzogin einander machten, und Keiner hätte gedacht, daß sie jemals Krieg mit einander geführt."

Als Jakobäa den Stand ihrer Finanzen wieder einigermaßen geordnet sah, war das Erste, was sie that, ihren getreuen Rittern Verschreibungen über ihre Auslagen für sie zu geben und sie mit Jahrgeldern zu belohnen. Diese waren Dietrich von der Merwede, Johann und Ludwig von Montfort, Wilhelm von Brederode, Johann von Vyanen, Gerhard von der Zyl, Gerhard von Poelgeest, Wilhelm von Naeldwyck, Berthold von Assendelft, Florenz von Kyfhoek, Helmich von Dornick, Bruder Johann von Nek der Vikar, und andere mehr. Dies geschah an einem Tage im Februar des nächsten Jahres zu Valençiennes, und betrugen die Jahrgelder des Einzelnen zweihundert oder hundert goldene Schildthaler oder Dukaten.

Fünftes Kapitel.

Philipps Gewinn.

Friede mit Diepholt. Ehrenhuldigung der Utrechter. Sweders Ende. Silberstolz der Utrechter. Händel mit rückkehrenden Hoeks. Philipps Erpressungen. Jakobäas Verzicht auf die Landeseinkünfte. Ihr Jagdvorbehalt. Philipps Glück. Gewinn von Namur. Seine dritte Heirath. Festwoche in Brügge. Einsetzung des Ordens vom goldenen Vließ. Ritter desselben. Zurücksetzung der Holländer. Krankheit und Tod des jungen Herzogs von Brabant. Verlust für Jakobäa. Thronbewerbung ihrer Mutter und Philipps. Rechtsdarlegungen. Philipps Anwälte. Brabant für ihn gewonnen. Bruder Thomas. Gretchen vom Hennegau. Jungfrau von Orleans. Philipp und die Engländer.

In die Sühne wurde der Herzog von Geldern mit seinen Unterthanen, und Bischof Sweder, wenn er wolle, einbegriffen. Utrecht Amersfort und die andern Städte und Ritter des Utrechter Stifts, sowie der Postulat Diepholt blieben noch von dem Frieden ausgeschlossen: mit ihnen wollte Philipp, der so viele Niederlagen in ihrem Lande erlitten, sich noch besonders benehmen. Jedoch wurde auch mit ihnen in Delft, wo Diepholt selbst schon am 2. Juli eintraf, Waffenstillstand gemacht, und vorläufig festgesetzt, daß die Eeme den Utrechtern und die Südersee den Holländern wieder zum Handel frei gegeben sei.

Der Herzog von Geldern sagte sich nun förmlich von Sweder los. Dieser lärmte vor aller Welt von dem gräulichen Verrath, welchen man an ihm verübe. Allein Philipp kümmerte sich nicht um seine Klagebriefe. Die Utrechter ließ er zwar noch eine Zeit lang in der Schwebe, und der Waffenstillstand wurde von Zeit zu Zeit verlängert. Sobald sie aber sich dazu verstanden, ihm eine Art feierlicher Ehrenerklärung zu geben, ging er gern Frieden und Freundschaft mit ihnen ein. Im Vertrag vom Januar 1429 wurde festgesetzt: bis auf eine halbe Meile von Utrecht sollten zu seiner Ehre und Würdigkeit ihm der Postulat Diepholt und

die Obersten der Städte Utrecht Amersfort Kampen Deventer Zwolle entgegenkommen, und auf ihren Knien aufrichtig um Verzeihung bitten. Darauf hätten sie ihn und sein offen entrolltes Banner zur Stadt Utrecht zu geleiten, wo vor den Thoren eine Prozession mit Fahnen und Kreuzen stehen müsse, dann würden alle zusammen auf das Rathhaus ziehen. Ueber dessen Pforten aber, und über den Thoren von Rhenen und Amersfort müsse drei Tage lang des Herzogs Banner ausgesteckt bleiben. Könne er selbst nicht kommen, so wolle er Uutkercken mit den burgundischen Bannern schicken. Das Alles sollte geschehen ohne Arglist und keinen Eintrag thun den Rechten des Stifts und seines Bischofs. Dafür erhielten die Utrechter freien Verkehr in den weiten Ländern, die unter dem Herzog von Burgund standen.

Bischof Sweder blieb nun nichts übrig, als das Land zu meiden. Mit Schulden und üblem Nachruf belastet zog er nach Basel, um bei der Kirchenversammlung seine Klagen zu erheben, und dort ist er bald darauf gestorben in Aerger und Bitterkeit. Acht Jahre hatte er Bischofs Namen geführt, und nur neun Monate war er thatsächlich Fürst gewesen. Die Utrechter aber vernahmen mit höchstem Unwillen, wie die geldrischen und holländischen Kabeljaus sich rühmten: „diesmal hätten sie das alte reiche Nest ausgenommen, die Utrechter seien so arm geworden wie Kirchenmäuse." Da schrieb die Stadt ein großes Turnier aus: wer Gast sein wollte, erhielt freies Geleit. Und als die Festtage kamen, zeigten sich längs des ganzen Wegs von der Fischerbrücke bis zur Rothenburgbrücke fortlaufende Gestelle errichtet mit drei Absätzen, und darauf hatten die Utrechter all ihr Gold- und Silbergeschirr, all ihre kostbaren Familienstücke ausgestellt, und thaten das drei Tage. Und es war so viel Gold und Silber, daß die ganze Straße davon leuchtete und funkelte, und man glauben konnte, ganz Holland und Geldern hätten ihre Schätze nach Utrecht gebracht. Philipp aber hütete sich wohl, der Utrechter stolzes Gefühl zu reizen, er forderte ihre demüthige Huldigung nicht, und war es zufrieden, daß sie ihm vor aller Welt

Ehren gelobt hatten, wie sie der Fürst von Holland im altverbündeten Nachbarlande nur jemals fordern konnte. Dadurch hatte man ihn, den öfter Besiegten, zuletzt doch gleichsam als Sieger anerkannt, und sein Ruhm und Ansehen erhielt neuen Glanz.

Mit den zurückgekehrten Hoeks aber gab es Aerger und Zwietracht, und die Beamten hatten unaufhörlich zu wehren und zu schlichten. Die Hoeks hatten schwere Unbill zu rächen. Vor allen Dingen wollten sie ihre Güter wieder haben. Die Kabeljaus, welche inzwischen Rechte daran erworben, hielten diese möglichst fest. Philipp mußte die strengsten Gebote geben, die Hoeks sollten den Kabeljaus noch den sechswöchentlichen Besitz lassen, der im Frieden ausbedungen war. Dagegen erleichterte er gern den Nachlaß von Schulden, welche die Hoeks an Städte zu fordern hatten, die wie Leyden und Haerlem schon unter Johann von Bayern, oder wie Alkmaer und Grootebroek durch Philipp kabeljauisch gemacht waren. Auch verhängte er Handelssperre gegen England in Bezug auf Einfuhr von Tuchen und Wollwaaren, damit die Kabeljaustädte das einträgliche Gewerbe darin allein behielten. Wohl bedurften seine Anhänger solche Begünstigung; denn zu den endlosen Steuern und Diensten, die er von ihnen erpreßt hatte, mußten Ritterschaft und Städte ihm auch noch zu guter Letzt für die gemeine Landsühne eine ungeheure Summe entrichten. Für andere Landesschulden, welche die Städte auf sich nahmen, wies er sie kurzweg an, sich aus den Steuern der Kennemer und Waterländer bezahlt zu machen.

Bei der Fortdauer des Parteihaders und der großen Erschöpfung des Landes war es erklärlich, daß die gewöhnlichen Abgaben nicht viel eintrugen. Jakobäa sah sich genöthigt, „weil die Einkünfte von zu kleinem Werth fielen, der Landesschulden und besonders der Landesdienste wegen, und sie davon ihren Hofstaat nicht unterhalten könne“, schon am 24. Januar 1429 mit Philipp, „dem dies höchst ärgerlich sei, und der mit ganzem Herzen immerdar begehre, daß seine geliebte Schwester die Herzogin einen Hofstaat ihrer würdig unterhalte“, einen neuen Ver-

gleich einzugehen, durch welchen sie von ihrer landesherrlichen Würde wieder eine Stufe hinabstieg. Sie überließ Philipp alle Landeseinkünfte an Renten, Domänen, Zöllen, Prägschatz der Münze, Strafgelder u. s. w., auch ihre Renten von 4000 Livres aus Vermandois und von 1000 Gulden aus Dinant, sowie was Utrecht und Amersfort ihr an Zinsen schuldig waren. Er dagegen zahlte ihr jährlich 24,000 neue Burgunder Schildthaler in vier Terminen, und es war festgesetzt, daß, sobald Philipp einen Termin nicht eingehalten, am nächstfolgenden statt der 6000 Thaler gleich 7500 zu entrichten seien, und wenn auch diese nicht sofort bezahlt würden, der ganze Vertrag hinfällig sei. Ihren Antheil an der Landesbede, sowie die Hälfte der an den Fürsten heimfallenden Güter und Lehen und der neuen Deich- und Privilegiengelder behielt Jakobäa sich bevor. Philipp übernahm nun auch die Landesschulden zu zahlen, und alle landesherrlichen Schlösser und Wohnungen in gutem Stande zu erhalten. Jakobäa konnte darin wohnen, wo sie Lust hatte, ihren Hofstaat richtete sie ein nach ihrem Gutdünken, und ihr Meister-Ritter und ihr Hofmarschall hatten allein über das Hofgesinde Recht zu sprechen. Holz Torf Gras und Heu durfte ihr Hof nehmen, so viel nöthig war, auch freier Viehtrieb und das ganze Hofland bei dem Haag waren vorbehalten, nicht minder die Schwäne und Aale, die man aus Kennemer- und Friesland lieferte.

Merkwürdiger Weise bedang sich die junge Fürstin noch Folgendes aus: „Alles Wild im ganzen Lande, Hirsche Wildschweine Hasen Kaninchen Reiher Fasanen Repphühner sollten ihr allein gehören, und ebenso alle Reit- und Wagendienste der Klöster und Abteien; auch sollten Wald und Moor überall bleiben wie sie waren; und bei hoher Strafe sollte es verboten sein, daß man fremdes Vieh in den wilden Wald treibe, soweit er dem Grafen gehöre." Auch die besten Fischwasser in ganz Holland sollten keinem Anderen gehören, als Jakobäa und ihrem Gefolge. Man sieht, Jakobäa wollte, soviel sie auch abtreten mußte, sich wenig-

stens die Freude an der wilden freien Natur, die Lust am Jagen und Fischen nicht verderben lassen.

Während des Burgunders Ansehen und Herrschaft in seiner Base Fürstenthümern einwurzelte, strich er in den Niederlanden noch andere große Gewinnste ein. Niemals hat wohl das Glück so beständig einen Herrscher begünstigt, als es in der langen und thätigen Regierung Philipps geschah, der mitten unter Festen und ritterlichem Glanz unverrückt und stets erfolgreich auf das doppelte Ziel hinsteuerte, Länder und Ortschaften zusammenschlagen und in ihrem Innern fürstliche Alleinherrschaft einzurichten.

Außer den burgundischen Erblanden und dem reichen Flandern war er jetzt Herr und Erbe über Luxemburg und Chiny, Holland und Seeland. Namur fiel ihm schon im nächsten Jahre zu. Er hatte dies Land seinem kinderlosen Fürsten, der sich vor Schulden nicht zu lassen wußte, für 30,200 Thaler abgekauft. Graf Dietrich von Namur, der sich den Nießbrauch vorbehalten hatte, starb im Jahre 1429. In diesem Jahre nahm Philipp, obwohl erst vierunddreißig Jahre alt, seine dritte Frau. Er wählte Isabella, königliche Prinzessin von Portugal, die nicht wenig Geld und Perlen mitbrachte. In der Freude seiner großen Landgewinne feierte er zu Brügge eine Hochzeit, wie sie seit Kaiser Ludwigs Kölner Rosentagen nicht mehr herrlicher gewesen.

Die ganze Stadt war wie in einen großen Festsaal verwandelt. Da sah man riesige Löwen Hirsche Einhorne, die rothen und weißen Wein, Hippokras, und duftendes Wasser spendeten. Im Prunksaal erhoben sich Gerüste, auf denen Herolde Fahnen schwenkten und Trompeter Tusch bließen, und gegenüber stand ein goldener Baum, von welchem wie blinkende Früchte die vielen Wappentafeln von Philipps Ländern und Herrschaften niederhingen. Auf allen Gängen blinkten ausgestellte Gefäße von Gold und Silber, und ging man in die Gemächer, sah man sie mit köstlichen Teppichen ausgeschlagen. Und welch ein unabsehbares Gewoge ergoß sich da von Fürsten und Herren, von Grä=

finnen und Edelfräulein, und Knappen und Reisigen ohne Zahl, und alle schimmerten sie beständig in bunten Farben. Eine bloße Seneschallin vom Hennegau kam mit achtzig Pferden, und darauf saßen Ritter und Knappen, Frauen und Fräulein. Eine Gräfin aber oder Fürstin mußte ein Gefolge von ein paar hundert Reisigen haben. Die Damen zogen umher auf Wagen und Sänften, wie man sie prachtvoller und seltsamer niemals gesehen, und jeder Ritter hatte wenigstens fünf oder sechs Gewänder von Goldbrokat. Denn er mußte ja ebenso wie die Damen täglich ein paar Mal die Kleider wechseln, und im frischen Staat sich darstellen. Bei der großen Tafel erschien eine ungeheure Pastete, und als man sie öffnete, kam ein wunderliches Paar hervor, ein lebendiger blaugefärbter Hammel mit Goldhörnern, der eilig vom Tische sprang, und ein wilder Mann, welcher feierlich über die Tafel schritt. Nicht minder derber Natur waren die Turnierfreuden, die fast alle Tage der Festwoche auf dem Markte stattfanden: den Siegern aber wurden Rubinen und Diamanten verehrt.

Als Glanz und Wonne auf's Höchste gestiegen, traten eines Tages — es war der 6. Januar des Jahres 1430 — die Herolde hervor, und laut erscholl die Stimme des Wappenkönigs, der also mit lauter Stimme rief: „Hört, Ihr Fürsten und Fürstinnen, Herren, Frauen und Fräulein, Ritter und Knappen! Der sehr hohe durchlauchtigste großmächtige Fürst, mein Herr, der Herzog von Burgund, Graf von Flandern Artois und Burgund, Pfalzgraf von Namur, thut dies Allen zu wissen: daß er aus Gottesfurcht und zur Stärkung unseres christlichen Glaubens, — und um zu ehren und zu erhöhen den edeln Orden der Ritterschaft, — und auch aus nachbenannten drei Gründen: zuerst, um zu ehren die alten Ritter, die durch ihre edeln und hohen Thaten würdig sind der Empfehlung; zweitens, daß Diejenigen, welche jetzt tüchtig und kraftvoll sind und täglich, was zur Ritterschaft gehört, üben, Ursache haben, das immer besser fortzusetzen; und drittens, damit die Ritter und Edeln, welche den Orden tragen sehen, der seinen Trägern alsbald zu aller

Ehre gereichen soll, angeregt werden, selbst edle Thaten zu unternehmen und sich in solchen Sitten zu nähren, daß sie durch ihre Tugenden guten Ruf erwerben, und ihrer Zeit es verdienen, erwählt zu werden, diesen Orden zu tragen, — deßhalb also hat der Herzog unternommen und gegründet einen Orden, der sich nennt das „Goldene Vließ." Und darin sind, mit und außer meinem Herrn dem Herzog selbst, vierundzwanzig Ritter, Edelleute von Namen und Wappen, ohne Tadel, geboren und erzeugt in gesetzlicher Ehe, deren Namen und Zunamen lauten wie folgt: nämlich unsere Viellieben und Getreuen." Und nun ertönten vierundzwanzig Namen vornehmen Adels, all die Kriegshäupter und Staatsmänner, welche seit Jahren Frankreichs Hollands und Hennegaus Städte heimgesucht hatten: Roubaix Uutkercken Vergy Brimeu Lannoy Commines Thoulongeon Enghien Luxemburg l'Isle Adam Croy Mamines Tenant u. s. w. Doch nur die alten burgundischen Feld- und Hofgenossen Philipps und einige Hennegauer erhielten das goldene Vließ, aber kein Egmond kein Borsselen und kein Gaesbeck; denn Holländer und Seeländer schienen nicht der Ehre werth. Ja nur ein oder der andere flandrische Name erschien unter den Erkorenen, obwohl das Widderfell am blitzenden Halsband, welches die Ritter ihr Lebelang und täglich tragen sollten, ebenso wohl an die flandrische Wollweberei, aus denen Philipps Schätze flossen, als an den berühmten Helden Jason erinnerte, auch an den streitbaren Gottesmann Gideon, welcher die Madianiter schlug. Der prächtige Hammel, der aus dem Pastetenungethüm hervorsprang, hatte den Vließorden schon vorbedeutet.

Jakobäa, obgleich von Ruhm und Schönheit umstrahlt, erschien nicht mehr auf Philipps Festen, zu welchen doch jede Dame eilte, die irgend mit ihm oder seinen Rittern verwandt war. Hielt Scham oder Trauer über ihr Unglück sie zurück? Oder war die junge Freundschaft mit Vetter Philipp schon wieder aus? Gewiß ist nur, daß er bald darauf ihrer Mutter einen Schlag versetzte, welchen auch Jakobäas Herz und Ehrliebe

bitter fühlte. Doch was wollte sie noch ferner? Hatte er die schöne heldenhafte Tochter beraubt, sollte er mit der Mutter, die aller Welt verhaßt war, viele Umstände machen?

Die Sache war folgende. Der junge Herzog Philipp, welcher nach dem Tode von Jakobäas früherem Gemahl Brabant Mecheln Antwerpen und Limburg bekommen, hatte eben eine stattliche Gesandtschaft nach Sizilien geschickt, um von dort die Prinzessin Jolante, seine Braut, zu holen. Da fiel er in eine schreckliche Krankheit, und weil er oft die Wuth und seltsame Zufälle bekam, so rief alles Volk, er sei vergiftet. Die Landstände eilten, sich zu versammeln. Die berühmtesten Aerzte der neuen Universität Löwen, sowie von Brüssel und andern Ortschaften und Städten Brabants, wurden entboten, mit den Leibärzten des Fürsten Zustand zu untersuchen. Nachdem die Aerzte alle Proben angestellt, die ihre Wissenschaft und Erfahrung sie gelehrt, so legten sie vor Rath und Ständen den Eid auf die Erklärung ab: „Es sei kein sicheres Zeichen der Vergiftung vorhanden, der Herzog leide vielmehr an einer angeborenen Krankheit, und wenn Gott nicht helfe, so sei er verloren." Das Wahrscheinliche war, daß er als junger Prinz gar zu wild gelebt und seinen Körper vor der Zeit zerrüttet hatte. Nun wurden eilig Boten abgefertigt, die Brautgesandtschaft zurück zu holen. Wenige Tage darauf starb der Herzog, während Hof und Stände im Saale waren, und die Stadt voll Trauer und Thränen. Denn er hatte sich seit seiner Thronbesteigung bekundet als einen ernst und edel strebenden jungen Fürsten; nur drei Jahre und drei Monate sollte er regieren. Jakobäa verlor an ihm einen Freund, der ihr innerlich zugethan war.

Weil das Volk noch immer von Vergiftung sprach, so mußten auf Geheiß der Stände die sieben berühmtesten Aerzte die Leiche vor einer großen Versammlung seziren. Sie fanden keine Spur von Vergiftung, wohl aber ein Magengeschwür, und beschwuren noch einmal, der Herzog sei an einer natürlichen Krankheit gestorben. Darüber ließen die Landstände eine öffentliche Bekannt-

machung ergehen. Sodann beschlossen sie: die Leiche solle balsamirt, jedoch nicht begraben werden, bis das Land einen neuen Herzog habe, und so lange der Fürst noch über der Erde, könne seine Münze geschlagen, sein Siegel gebraucht, sein Hofstaat fortgeführt werden. Die Stadt Brüssel aber legte ein Siegel vor die herzogliche Rechnungskammer. Und nun versammelten sich die Landstände zahlreich in Löwen, um zu entscheiden, wer als Landesherr dem verstorbenen nachzufolgen habe. Zwei Thronbewerber traten auf, Jakobäas Mutter und ihr Neffe Herzog Philipp von Burgund, die Eine Vatersschwester des verstorbenen Herzogs, der Andere ein Sohn seines Oheims.

Margarethens Anwälte erklärten: „Da das Herzogthum Brabant auch auf Frauen erbe, so sei ihre Frau als Blutsnächste des verstorbenen Herzogs seine Nachfolgerin.“ Das Letzte war unumstößlich, wenn der Vordersatz richtig war. In der That gründete sich die ganze burgundische Erbfolge darauf, daß der Brabanter Herzogshut von der einen Tochter des letzten Herzogs auf die Tochter der andern Tochter und deren Söhne übergegangen war. Jetzt aber traten Philipps Anwälte auf, gescheidt spielten sie die Sache auf ein anderes Feld. „Brabant“, so erklärten sie, „sei von der Erbherzogin Johanna als ein ächtes Allod übereignet durch Schenkung unter Lebenden an ihrer Schwester Tochter Margarethe. Diese habe mit ihrem Gemahl, Philipps Großvater, festgesetzt: Flandern-Burgund solle ihr ältester Sohn Johann, Brabant aber ihr zweiter Sohn Anton haben; wenn jedoch Letzterer oder seine Nachkommen ohne Leibeserben verstürben, so solle Brabant an den ältesten Sohn Johann oder dessen Erben zurückfallen: unter dieser Bedingung habe Johann darauf verzichtet. Also sei nunmehr sein und seines Enkels Philipp Erbrecht auf Brabant wieder in Kraft und Wirksamkeit getreten.“ Von Margarethens Seite war die Erwiederung nicht schwer, nämlich: daß vor allen Dingen der bedingte Verzicht Johanns in einer Original-Urkunde, nicht in einer bloßen Kopie vorliegen müsse; — daß Brabant deutsches Reichslehen, und eine Bestimmung

seiner Erbfolge ohne des Kaisers Bestätigung kraftlos sei; — daß des verstorbenen Herzogs Vater eine neue und selbstständige Linie begründet habe, indem er unmittelbar von Johanna das Herzogthum und vom König Wenzel die Bestätigung empfing; — daß die Stände ihn ausdrücklich nur unter der Bedingung zu ihrem Fürsten angenommen, Brabant dürfe niemals mit Burgund-Flandern vereinigt werden."

Doch wie leichte Schneeflocken stäubten diese und andere Gründe in der Ständeversammlung umher. Drei hochehrwürdige gescheidte Prälaten hatte Philipp geschickt, die Bischöfe von Tournay Amiens und Arras, mit ihnen einen Streithaufen von Männern höchsten Ansehens, Ritter und Doktoren. Wie beredsam wußten sie ihres Herzogs Größe und Willensgewalt in's Licht zu stellen! Sollten die Brabanter einer verhaßten alten Frau zu Liebe, deren Hab- und Ränkesucht allbekannt war, den Krieg mit dem großen Burgunder aufnehmen? Einmüthig erklärten sie ihn also zu ihrem Fürsten, und die empörte Margarethe verließ Löwen auf der Stelle. Sie saß daheim auf ihrem Schlosse zu Quesnoy, und brütete Rache, während man ihrem Neffen — es war am 8. Oktober 1430 — in Brüssel huldigte.

Eine Genugthuung im Herzen aber erlebte Jakobäa noch. An den treulosen Engländern, die mit Gefühlsrohheit ohne gleichen sie beschimpft hatten, sollte ein junges Mädchen sie rächen. Soweit in Nordfrankreich in England und den Rheinlanden Schlösser und Thorwachten standen, erzählten Ritter und Reisige von dem Ruhm der schönen Holländerin: sollte da nicht auch ein Strahl dieses Ruhmes zündend in das Herz jenes lothringischen Landmädchens gefallen sein, welches an den Quellen der Maas, nur einige Tagereisen von der Hennegauer Gränze entfernt, ihres Vaters Schafe weidete, und plötzlich die Welt als Jungfrau von Orleans in Staunen setzte? Im Sommer legte Jakobäa ihre noch funkelnden Waffen nieder, schon im nächsten Frühling zog Johanna d'Arc gegen Engländer und Burgunder in's Feld. Ihr erster Zug ging auf Orleans, vor dessen Mauern

Salisbury die auserlesenen sechstausend Mann geführt hatte, mit welchen er einst Jakobäa retten wollte.

Es war überhaupt eine höchst aufgeregte Zeit. Im Hennegau und in der Umgegend zog ein Karmelitermönch umher, und hielt im offenen Felde auf einer Schaubühne Predigten, umringt von zwanzigtausend Menschen. Obwohl er vor allen der Frauen Eitelkeit und Laster geißelte, so strömten ihm doch die vornehmsten Damen zu, wenngleich sie aus Furcht vor dem Volke genöthigt waren, sich in die Kleidung von Bäuerinnen zu stecken. Das „Hennegauer Gretchen", eine Magd in Jakobäas Alter, fahrtete im selben Jahre, als sie das Schloß in Gouda übergab, nach Paris Brüssel Gent, und forderte alle Männer zum Faustkampfe heraus. Gretchen focht öffentlich mit solcher Kraft und Geschicklichkeit, daß sie großes Aufsehen machte, und die vornehmsten Herren ihr schön thaten. Mit welcher leidenschaftlichen Theilnahme mochte Jakobäa aber die Jungfrau von Orleans verfolgen, die in strahlender Rüstung Engländer und Burgunder aus dem Felde schlug, die Einige als einen bösen Geist in Weibeshülle, die Meisten für eine Gottgesandte hielten! Auch Johanna vertheidigte ihr Vaterland gegen die Fremden, und die Parteien, deren Bürgerkrieg Frankreich zerfleischte, hatten viel Aehnliches mit Streben und Ansichten von Hoeks und Kabeljaus. Ein Jahr nur dauerte des wunderbaren Mädchens Laufbahn: da mußte in Compiègne der Unglücksstadt, wo Jakobäa einst ihren Jugendgespielen sammt der Krone von Frankreich verlor, Johanna in die Hände desselben rohen Generals Johann von Luxemburg fallen, der Jakobäa in Mons gefangen nahm. Die Fürstin wurde damals in das Genter Gefängniß geführt, konnte sich aber retten, weil ihr treue Freunde halfen: das arme Bauernmädchen fand keinen Retter unter all den französischen Rittern, welche sie so oft zum Siege geführt. Luxemburg verhandelte sie für zehntausend Francs an die Engländer; dann gerieth sie unter das Gericht harter Prälaten, die auf Kardinal Winchester hörten;

endlich nach langer Pein und Untersuchung öffnete sich Johannas Kerker, um sie auf den Scheiterhaufen zu liefern.

Ihr Heldenwerk aber zerfiel nicht wieder. Englands Ansehen hatte einen tiefen Fall gethan, und jetzt äußerte sich sofort die Nachwirkung des langen blutigen Zwischenspiels, das Jakobäa zwischen Engländern und Burgundern aufgeführt hatte. Es hatte in Philipp einen tiefen Stachel zurückgelassen. Nie vergaß er, daß Volk und Adel in England so leidenschaftlich für Jakobäa schwärmten! Was kümmerte ihn noch der Vortheil dieser Engländer? Mochten sie in Frankreich sich abmühen! An ihrem Kriege nahm er nur noch Ehren halb einigen Antheil, sein Benehmen wurde immer frostiger. Zum Unglück mußte jetzt auch Bedfords Gemahlin sterben, die Burgunderin, welcher Humfried einst Jakobäa vorgezogen. Bedford kehrte sich wenig an Philipps Familiengefühl, und heirathete gleich darauf Jakobäa, die junge schöne Tochter des Grafen St. Paul. Der große Friedensstifter, Kardinal Winchester, kam nach St. Omer, um Regent und Herzog zu versöhnen. Beide stellten sich auch dort ein. Weil aber der Engländer zuerst den Besuch vom Burgunder erwartete, und Dieser keine Lust hatte, ihn zu machen, so reiseten Beide wieder ab, ohne sich gesehen zu haben. Die Auflösung des englisch-französischen Bündnisses war nur noch eine Frage der Zeit.

Sechstes Kapitel.

Jakobäa auf Seeland.

Fortdauer ihrer fürstlichen Regierung. Ihre Residenzen. Südbeveland. Goes und seine Einwohner. Die Burg Ostende. Vogelschießen. Jakobäa Schützenkönigin. Die Schützenbrüderschaft. Poldern. Schutzhügel. Deichpflicht. Zusammenwachsen der seeländischen Inseln. Seelands Wahl-

spruch. Charakter der Seeländer. Seeländische Wölfe. Zahlreiche Ritterbürtige. Ihr Wohnen und Leben. Die Borsselen. Familiensagen. Wolfhart Borsselen. Seine vier Linien. Die Borsselen unter Philipp. Franz Borsselen Haupt der Kabeljaus. Seine Ritterfahrten und sein rasches Emporsteigen. Höchstes Vertrauen bei Jakobäas Feinden. Jakobäas Geldverlegenheit. Borsselens Hülfe. Seine Leidenschaft für die Fürstin.

Philipp ließ der Erbherrin von Holland-Hennegau äußerlich alle fürstlichen Ehren und Rechte. Landstände und Stadträthe beugten sich vor ihr als der Landesherrin, sie vollzog oder bestätigte die Urkunden und Verleihungen, sie hatte das erste Wort in allem, was Lehen und Landesbede betraf. Auf den Münzen aber erschienen Jakobäa und Philipp vereinigt. In Mons nahm man sich Manches gegen ihn heraus, was gegen den rechten Landesfürsten wohl unterblieben wäre. Das gemeine Volk dachte und wußte nichts anderes, als daß die Erbfürstin die Herrschaft führe, nur daß ihr nächster Blutsverwandter, da sie keinen ehelichen Vogt habe, ihr in der Landesregierung beistehe. Der Delfter Vertrag war in seinen einzelnen Bestimmungen nur den Vornehmern bekannt geworden. Jakobäa freilich fühlte jetzt tief genug seine Stacheln. Siebenundzwanzig Jahre alt war sie gleich einer noch nicht Mündigen an die Oberleitung eines Mannes gefesselt, welchem sie Humfrieds Niederlagen, lange bittere Kriege, das Genter Gefängniß, das Urtheil Roms, und all ihr Unglück verdankte.

Sie bewohnte gewöhnlich die Residenz ihrer Vorfahren, den Haag. In der schönen Jahreszeit aber, wenn sie nicht in den grünen hallenden Wäldern des Hennegau jagte, hielt sie sich besonders gern auf Südbeveland auf. Der Name dieser Insel bezeichnet nicht bebendes Land, sondern erinnert an den heiligen Bavo, weil einst die Genter Abtei St. Bavo diesen Landstrich besaß. Die seeländischen Inseln sind gesegnet mit üppigen Weiden und goldenen Saaten, und dazwischen prangt das helle Baumgrün. Südbeveland scheint vollends von Milch und Honig

zu fließen, schon damals hieß die Insel das Paradies von Seeland. Wer irgend ein Auge hat für Landschaften, findet hier seine Freude an dichten hochgeschwungenen Massen der Baumgruppen, in welchen Schwärme von Gefieder ihr schönstes duftiges Versteck finden, an grün schimmernden Fluren, die platt und eben wie eine Tafel, und an blanken Seegewässern, die überall dazwischen glänzen und glitzern. Dabei hat die Seeluft, die in alle Häuser dringt, etwas ungemein Erfrischendes, das immer wieder wohlthut.

An der Weichbildsgränze der Hauptstadt der Insel, Goes, begrüßt den Reisenden noch heute das bayerische Wappen. Denn Goes war eine Lieblingsstadt, die Jakobäa mit ihres Hauses Wappen schmückte. Ihr Vater hatte diese Ortschaft zum Range einer Stadt erhoben, und als die Bürger vor eilf Jahren seiner sechszehnjährigen Tochter huldigten und auf silbernem Teller sechshundert Goldstücke darbrachten, ertheilte ihnen Jakobäa das Recht, ihre Stätte zu befestigen, also zu einer ächten Stadtburg zu machen, und bald darauf erhielt Goes auch einen achttägigen Jahrmarkt. Die „Goesenaers" waren nun oben auf. Mit der Fürstin Hülfe baueten sie sich eine Kirche, so herrlich und weiträumig, wie ein großer Dom. Nun erst waren sie eine rechte und ganze Bürgerschaft. Auch die alte Burg in der Stadt, das Schloß Ostende, bekam wieder Leben, seit Jakobäa öfter dort zum Besuch erschien. Die Burg hatte vor Zeiten den stolzen Freiherren von Borsselen gehört, deren Macht und Herrschsucht den umwohnenden Freisassen gefährlich wurde. Bei einem Aufstande unter Graf Wilhelm III. verloren die Borsselen die alte schöne Burg, welche fortan der Fürst für sich selber behielt, und die Umwohner schlossen sich nun um so fester an den Landesherrn.

Was aber Jakobäa jetzt so häufig nach diesem Orte hinzog, das mochte nicht blos die Annehmlichkeit der Gegend sein und die grüne Einsamkeit und Stille, in welche sie rings vom hohen Söller der Burg Ostende hineinblickte. Gewiß mußte ihr

unter den Planen, die ihr ruheloser Geist weiter spann, nebst manchem Andern, dessen wir bald zu erwähnen haben, auch die Sicherheit werthvoll dünken, welche der Platz gewährte. Sie wohnte da mitten unter Bürgern und Landadel, auf dessen Treue sie sich verlassen durfte. Die Festungswerke der Stadt erschienen neu und stark. Die Burg selbst, obwohl nicht groß, war doch nett und behaglich, ja prächtig eingerichtet, und, was die Hauptsache, wohl befestigt. Pallast und Binnenhof umzog eine dicke Mauer mit Thürmen, welche in den tiefen Schloßgraben hinuntergingen. Von der Burghöhe ließen sich die Inseln und die umliegenden Gewässer und Landstücke weithin überschauen. Aus den tiefräumigen Kellern aber, wo sich reichlich Proviant und Kriegsvolk lagern ließ, führten unterirdische gewölbte Gänge, der eine auf den Markt, der andere unter die Hauptkirche, der dritte sogar bis zur Ortschaft Heer Hendriks Kindern. Im Nothfall ließ sich da leicht eine Abfahrt von der Küste gewinnen.

Gleich im Jahr des Delfter Vertrags, als die junge Fürstin die Burg wieder bezog, ließ sie es hoch darin hergehen. Ihre Leidenschaft für Jagd und Waffenübung war beständig rege, und so ordnete sie im Außenhofe ein Schützenfest an, zu welchem von nah und fern die geschicktesten Bogenmänner herbei zogen. Man schoß mit langen Pfeilen nach einem Vogel, der auf hohem Mast befestigt war und der Papagei hieß. Auf der Spitze des Mastes war eine stählerne glatte Schlange, welche aufrecht stand und mitten durch den hölzernen Vogel ging. Dieser jedoch drehete sich leicht und glatt an der Schlange auf und nieder. Traf man ihn nun zur Seite, so schnellte er kreisend empor, drehte sich aber gleich wieder herab, und es gehörte schon ein guter Schuß und an der rechten Stelle dazu, um den Papagei an der Stange wirbelnd so hoch empor zu treiben, daß er abflog. Die Bogen, mit welchen geschossen wurde, waren Kreuzbogen, eine Art großer Armbrust, die auch Fußbogen hieß. Solche Feste waren volksthümlich, und Fürsten und Herren pflegten sich, wie z. B. Johann von Bayern einst in Leyden, daran zu betheiligen. Vom ersten

Wittelsbacher in Holland, Herzog Wilhelm, rührte eine Verordnung her, daß nach dem Papagei man nur in vollem Harnisch und mit seinem eigenen Bogen schießen dürfe.

Auch Jakobäa erschien unter den Schützen, und da sie mit Bogen und Pfeil umzugehen verstand, so ließ sie sich ihre Armbrust reichen. Sie legte an, zielte, der Pfeil traf, und sieh, der Vogel kreisete um seine Achse und höher immer höher, bis er in die Luft flog. Da erschallte tausendstimmiger Jubel, und unter dem Klange der Pauken und Trompeten wurde Jakobäa als Schützenkönigin begrüßt. „Sie war," wie es in der alten seeländischen Chronik heißt, „bei dem großen Aufschießen mit den Kreuzbogen und mehreren andern Herren. Da schoß Frau Jakobäa den Papagei ab, und wurde Königin, worüber große Freude und Triumph binnen der Stadt Goes geschah, so daß die Frauchen aus vielen Oertern kamen, um die Königin zu beschenken. Sie haben ihr viele Präsentchens geschenkt, was Frau Jakobäa sehr angenehm war." In ihrer Herzensfreude verlieh die Fürstin hinwieder den Einwohnern der Ortschaften Heer Hendriks Kindern Wissekerke Baarsdorp Sinouts und d'Heer Abtskerke Freiheit von Flachszehnten, und noch in unsern Zeiten waren in Folge dieser Verleihung die Frauen jener Dörfer froh, daß Keiner ihren Flachs zehntete. Auch stiftete, wie die Sage geht, Jakobäa zum Andenken des Tags eine Schützenbrüderschaft, gab ihr zum Schutzheiligen St. Georg, den großen Patron aller Ritterschaft, und zum Sinnspruch das Wort, welches sie nach so weitwildem Gedränge von Last und Leiden sich selbst gewählt zu haben schien: „Van ongeneuchten vry" oder „Sorgenfrei."

Im Uebrigen war das Leben auf Seeland so still und eintönig, wie die Inseln selbst flach und einförmig. Nur die Falkenjagd auf Reiher und anderes Wassergevögel lockte täglich mit neuen Reizen. Denn in den großen Poldern pflegte noch lange Zeit das Grundwasser zu stehen in großen Teichen und tiefen Kanälen, und dort fanden alle Arten von Wasservögeln ihr Paradies. Was aber ist ein Polder? Kein Wort hörte man da-

mals häufiger in Seeland. Seit die Waffen ruheten, ging alle Welt an's Poldern. Besonders Philipps Statthalter, der freie Herr Franz von Borsselen, war mitten unter Regierungssorgen fleißig darauf bedacht, seine Erbgüter durch Poldern zu vergrößern. Poldern — es gibt kein Wort und keine Kunst, die für Geschichte und Bestand der seeländischen Inseln wichtiger wären, als Poldern. Es bedeutet dem Meere Land wegnehmen, es mit Dämmen einfangen, entwässern, und gegen die Wiederkehr der Fluthen schützen. Seeland bestand damals noch aus einer viel größeren Menge kleiner Inseln, als jetzt, und überall sah man noch die Rettungshügel emporragen, von denen sich bis in unsere Zeit viele erhalten haben. Diese Hügel rührten aus uralten Zeiten her, wo man sie von Sand und Erde aufschüttete, um in Nothfällen, wenn plötzliche Sturmfluthen die niedrigen Inseln überschwemmten, eine Zuflucht zu haben. Allein allmählig lernte man, wie die Dammwerke fester zu machen und auszudehnen: hinter den schützenden Wällen wuchsen nun Ansiedlungen und Dörfer inmitten von Saaten und Viehweiden.

Weil aber ganz Holland und Seeland gleichsam wie im offenen Meere ein Kriegsschiff lag, das wohl auszuschauen hatte, ob seine Anker hielten, so entstand, als eine Landesregierung sich bildete, auch sogleich ihre Pflicht, das Deichwesen im Stande zu halten, d. h. sich um die Landeswehr wider Meer und Fluthen ebenso zu kümmern, wie um Kriegsvolk und Festungen zum Schutz gegen feindliche Nachbarn. Dieser Umstand hat wie kein anderer dazu beigetragen, in Holland und Seeland schon in frühen Zeiten die fürstliche Gewalt groß, geordnet, umfassend zu machen. Die Regierung sammelte, überwachte und leitete, um die Deiche zu befestigen und zu erweitern, die Arbeit von Gemeinden, wo die Kraft des Einzelnen nicht ausreichte. Die Polder rückten zusammen, und alle Anwohnenden halfen, um die letzten Wasseradern zwischen den Wiesen auszutrocknen oder in enge schiffbare Kanäle zu fassen. So wurde das eine der kleinen

Landstücke allmählich mit dem andern verbunden, und so entstanden nach und nach die größeren seeländischen Inseln.

Seelands altes Wappen ist ein Löwe, der mit den Wellen ringt. Luctor et emergo! — „Ich kämpfe und bleibe oben!“ ist die Umschrift. Eine Welt voll Angst und stiller Größe liegt in diesen Worten. Männer, welche über der theuren Heimath solch einen Wahlspruch ausspannten, trugen ihn auch tief im festen Herzen. Offen und ehrlich, treu und hartnäckig waren sie im Hassen wie im Lieben. Damals wie noch heute rühmten sich die Seeländer „good rond good zeeuwsch“, d. h. als offen und gerade heraus. — „Ja wohl,“ erwiederten die Andern, „rund wie ein Baum, daß man von allen Seiten herunter fällt.“ Jakobäa aber hatte gründlich die seeländische Treue erprobt. So oft sie zum neuen Kampfe aufgerufen, immer hatten die seeländischen Ritter, so viel ihrer lebten, klirrend und jubelnd ihre Schilde zusammen gestoßen. In keiner Schlacht und Unternehmung verließen sie die Landesfürstin, und machten ihrem alten Namen „seeländische Wölfe“ alle Ehre. Wölfe waren sie zu Wasser und zu Lande: denn ein rechter Mann erschien gleich geübt und bewehrt zu Schiffe wie zu Roß.

Die Gefechte und Schlachten hatten aber unter den seeländischen Rittern schrecklich aufgeräumt, besonders die furchtbare Niederlage bei Brouwershaven. Freilich gab es auch der Ritterfamilien hier wie anderswo eine ansehnliche Zahl, und die vielen Knaben wuchsen rasch nach. Wer freilich denkt sich heutzutage eine Ritterburg anders, als auf stolzem Hügel? Es gab aber selbst im platten nüchternen Beveland, wo nicht eine einzige trotzige Felshöhe sich erhob, mehr als zwei Dutzend Edelsitze, und der ritterbürtigen Familien noch viel mehr. Diese Edelsitze waren jedoch enge dunkle Häuser von dicken Backsteinmauern, bewehrt mit Graben und Zugbrücken. Einige Herren unterhielten zum besseren Schutze rings um den breiten Wassergraben noch Zaun- und Pfahlwerk, und die Vermöglichern bauten sich auch einen Thurm und zogen hoch oder niedrig Mauern um das Haus.

Vor allem sorgte aber Jeder, daß man im Erdgeschoß weite trockene Kellerräume habe, die sichersten Lagerplätze für Waffen Geschirr und Lebensmittel. Haus und Ringmauer bildeten den Binnenhof, um welchen sich das Wasser des Grabens zog. Draußen vor der Zugbrücke breitete sich der Außenhof (Buitenhof), der mit kleinen Wirthschaftsgebäuden besetzt war.

Das Leben und Treiben in diesen kleinen Edelsitzen war so einfach, als die ganze Anlage. Die Herren besorgten mit ihren Knechten Acker und Weide, Fischfang und Seehandel. Sommers und Winters lebten sie von grobem Brod, Pökelfleisch, und gedörrten Fischen; frisches Fleisch kam nur Sonntags auf den Tisch. Viel zum Trinken aber mußte allezeit dabei sein. Gab es Krieg oder Fehde, so waffnete sich jeder Herr mit seinem Spieß Schild und Harnisch, mit Kurzmesser und Handbeil, oder was er sonst an guter Waffe ererbt oder erworben hatte. Vor allen Dingen trachtete er danach, einen Helm und Ringpanzer oder doch ein gutes Bruststück von Stahl zu bekommen, und wenigstens einen Knecht und einen Buben zu besitzen, die gleich ihm mit den Waffen umzugehen verstanden. So viel Knechte einer hinter sich hatte, um so angesehener war er bei Fürsten und Feldherrn.

Nur sehr wenige Familien erhoben sich in Seeland über die Menge der gemeinen Ritterbürtigen, keines aber höher, als das große weitverbreitete Geschlecht der Borsselen, das sie alle weit überragte. Seinen Mitgliedern sind wir schon öfter als geharnischten Kabeljaus begegnet. Die Borsselen allein waren in den Kriegen Jakobäas an Gütern und Aemtern nicht ärmer geworden, vielmehr, wie es die Parteikriege jener Zeit mit sich brachten, reich und vollgesättigt durch der Gegner Unglück. Schon seit Jahrhunderten machten sie ein beinahe fürstliches Haus, und fast eben so lange standen sie dem übrigen Adel jener Inseln stolz und schroff entgegen. Dort gab es längst keine Arkels und Egmonds mehr, keine Brederodes und Wassenaers: nur die Borsselen strebten auf zu Ehren, wie sie Fürsten zu Theil wurden.

Ihre Abkunft leiteten sie aus Schwaben her, der Heimath der Hohenstaufen. Die Ahnen, so lehrten die Geschlechtsregister und Chroniken der Borsselen, seien im Alterthum Fürsten in Schwaben gewesen, und sie hätten so tapfer wider einen großen Kaiser gekämpft, daß dieser im Zorn befohlen habe, das ganze Geschlecht der Borsselen auszutilgen. Nur ein Knabe, Franz geheißen, sei wunderbar nach Ungarn gerettet, und habe dort später eine Prinzessin geheirathet, die Tochter des großen Königs Maroth. Sein Enkel Leopold aber sei in Kaiser Ludwigs Heere im Jahre 838 wider die Normannen nach den Niederlanden gezogen, herrlich habe er da gestritten, und vom dankbaren Gebieter sei er mit Burgen und Ländereien belehnt, damit er Seeland beschütze gegen die wilden Heiden. Ganz Südbeveland habe er zum Eigenthum bekommen, dort die Stadt Borsselen und die Burg Ostende gebaut. Ja nicht einmal zufrieden mit dieser glorreichen Sage, knüpften Andere die Herkunft der Borsselen an den erlauchten Trojaner Hektor, dessen kühner Sohn seinen Weg in die schwäbischen Berge gefunden.

Solche Sagen und Fabeleien fehlten damals nicht leicht in einer altberühmten Familie. Soviel aber ist gewiß, daß die Borsselen länger, als es Menschen und Chroniken wußten, als altfreie und mächtige Herren auf Seeland gesessen, und daß schon frühzeitig die Chronisten ihr Geschlecht als ein „durchlauchtiges" feierten, welches dem landesfürstlichen zunächst stehe.

Zu Ende des 13. Jahrhunderts tritt der gewaltige Wolfhart Borsselen hervor, dessen Vater bereits als ein glücklicher Poldermacher gerühmt wird. Im Jahre 1280 hatte Wolfhart seine Herrschaft als Lehn an Graf Floris aufgetragen; der holländischen Lehnsfesseln müde suchte er Seeland an Flandern zu bringen; und als er sich zum zweitenmal mit Floris sühnte, that es Wolfhart mehr auf dem Fuße eines Ebenbürtigen, als eines Unterthans. Sie erkoren im Vertrag vom 30. Okt. 1290 Beide ein Schiedsgericht, und Beide gelobten: „Wer gegen dessen Ausspruch handle, der solle für einen Mann gehalten werden,

dem nimmermehr zu glauben." Als der empörte Adel den bürgerfreundlichen Floris ermordete, war es dieser selbe Wolfhart Borsselen, der die Vormundschaft über den vierzehnjährigen Sohn an sich riß, die Friesen und Utrechter bekriegte, Dortrecht belagerte, zahlreiche Güter und Burgen an sich brachte, und über Holland und Seeland herrschte wie ein großer und unabhängiger Staatsmann und Feldherr. Er hatte damals die Brederodes, Renesses, und andere Hochadelige aus ihren Aemtern verdrängt. Der Adel war es, welcher endlich das Volk wider ihn zum Aufstande anreizte. Wolfhart aber wollte den jungen Grafen nach Seeland entführen, wurde eingeholt, nach Delft geschleppt, und vom wüthenden Volke ermordet. Neun Jahre dauerte nun die Blutrache, welche die Borsselen gegen die Anstifter des Mordes erhoben, bis sie endlich gesühnt wurden und die Edelleute eine starke Buße zahlten. Seit jener Zeit blieben die Borsselen hartgesottene Kabeljaus, und kein stolzer Hoek sandte Fehdebriefe aus, ohne daß ein Borsselen gleich Schiffe und Gewaffnete in's Feuer führte.

Wolfharts vier Söhne stifteten vier angesehene Linien, die noch weitere Zweige trieben. Denn Güter hatten die Borsselen genug, und wußten sie trefflich zu mehren durch Rhederei Landeindeichen und gute Wirthschaft. Zu Zeiten hatte das Geschlecht von Fürsten, denen es Widerstand leistete, schwer zu büßen, und verlor 1305 auch Südbeveland. Allein immer wußten sich die Borsselen wieder empor zu arbeiten, und zu Jakobäas Zeiten saßen sie umher auf den seeländischen Inseln, und überall hatten sie die erste Hand.

Bei Brouwershaven hatte sich das Borsselen-Geschlecht mit Ruhm bedeckt. In dieser Schlacht wollte es uralten Hader mit den hoekischen Heemstedes Renesses Heenpoels und andern seeländischen Häusern ausfechten. Vier Borsselen nahmen hier den Ritterschlag, und ihnen vor allen gebührte der Siegespreis. Auch später machten sie sich noch großen Namen, und wie Johann von Bayern hatte Herzog Philipp keine treueren Helfer. Adrian Bor-

selen von Brigdam war sein ausgezeichneter Feldherr und Staatsmann, Heinrich Borsselen von der Vere, ein großer Rheder und Kaufmann, wurde später sein Admiral im Kriege mit der deutschen Hanse. Dieser war auch der erste Holländer, welcher den Besen auf den Mast steckte, zum Zeichen, daß er die See von Feinden rein gekehrt. Floris Borsselen von Louburg hatte Philipp besonders gute Dienste geleistet bei der Einnahme von Medenblick, und wurde ebenso, wie Philipp Borsselen von Kortgene und Franz Borsselen von St. Martinsdyk und ter Suilen, vom Herzog zum Statthalter ernannt. Der berühmteste von allen Borsselen wurde der Letztgenannte.

Er war ein Mann, über welchen Natur und Glück ihr Füllhorn ausschütteten. Hohe ritterliche Gestalt, ein fröhliches und tapferes Herz, ruhiges Blut, und weitsichtiger Verstand waren sein Erbtheil von Natur. Große Reichthümer erhöhten den berühmten Adel. Auf Ritterschaft zog er schon in früher Jugend aus und machte weite Fahrten, er sah das heilige Land und die Kaiserstadt Konstantinopel. Es hieß sogar, er sei bis zu Medern und Persern gekommen. Nach seiner Rückkehr tummelte er sich mit seinem Vater, der jedoch die Ritterwürde nicht hatte, in Fehden umher, und es kam vor, daß sie für Dasjenige, was dabei gefrevelt war, sich vom Fürsten Verzeihung holen mußten. Bald schloß er sich an Johann von Bayern an, den Bannerträger der Kabeljaus. Dieser machte ihn zu seinem Geheimrath, und bezeigte ihm das größte Vertrauen. Borsselen war es auch, welcher Johanns Frieden mit den Brabantern unterhandelte. Obwohl kaum erst männlich gereift, war der Ritter bereits das erklärte Haupt der Kabeljaus auf Seeland, und damals schon bestellte ihn Herzog Johann von Brabant mit Gaesbeck zum Statthalter. Merwürdig genug übergab auch nach Johanns von Bayern Tode seine Wittwe, Elisabeth von Luxemburg, dem Ritter die Statthalterschaft über die Herrschaften ihrer Leibzucht. Er streckte der verschwenderischen Fürstin dabei viel Geld vor, und noch im selben Jahre, als Jakobäa in Gouda kapitulirte, mußte Elisabeth ihm beurkunden,

ihn nicht eher das Amt zu nehmen, als bis sie ihm Alles so bezahlt habe, daß er zufrieden wäre. Auch der Burgunder erkannte bald des Mannes Kern und Klugheit, und erhob ihn nach der Schlacht von Brouwershaven zum General und obersten Kapitän von Seeland. So waren es gerade Diejenigen aus ihrer Familie, welche Jakobäa feindselig waren, bei denen Franz Borsselen im höchsten Dienst und Vertrauen stand.

Als nun Jakobäa im Delfter Vertrage Philipp für ihren und ihrer Länder Vogt erklärte, konnte sie den Unvermeidlichen nicht fern halten. Sie nahm ihn mit zwei andern Borsselen und einem Egmond für die Ausübung der fürstlichen Rechte, die ihr noch verblieben, in ihren Rath auf neben Wassenaer Kyfhoek Naeldwyck Vyanen und Arnold von Gent. Das sollte die Versöhnung und Gleichstellung der Parteien aller Welt vor Augen stellen, geschah aber auch wohl auf Philipps leises Drängen, der seine Base nicht wollte unbeachtet lassen. Wahrscheinlich war neben dem alten Uutkercken, welchem Philipp die höchste Ehre der Statthalterschaft nicht wohl versagen konnte, Franz Borsselen die eigentliche Seele von Philipps Regierung in Holland. Als im Jahre 1430 Uutkercken abtrat, wurde er förmlich als des Herzogs Statthalter über Holland und Seeland bestellt, und zwar gleich auf die Zeit von acht Jahren. Sein geheimer Auftrag ging dahin, Jakobäa auf Schritt und Tritt zu beobachten. Denn ließ sich von einer Fürstin, die noch so jung und so voll Reiz und Leidenschaft, erwarten, sie werde ihr Leben lang unthätig die fremde Oberregierung dulden?

Als Mitglied ihres geheimen Rathes wie als Statthalter Philipps kam nun Borsselen wiederholt in die Nähe der Landesfürstin, und Jakobäa konnte nicht anders, als des Ritters Gediegenheit achten. Sehr bald fügte sich ein Anlaß, der ihr Borsselen näher brachte. Eines Tags langten an ihrem Hofe vornehme Herren an, die ihr aus dem Hennegau kostbare Kleinode und schöne Pferde brachten, welche die Mutter ihrer Tochter zum Geschenk verehrte. Wie man heutzutage solche Fürstenboten

mit blinkenden Ordenskreuzen bedenkt, so gehörte es damals zum guten Ton, ihnen Goldketten, Silberbecher, oder doch ein tüchtiges Geldgeschenk zu geben. Darin kärglich zu sein, wäre für einen Fürsten geradezu schimpflich gewesen. Ertönte doch bei Ritterfesten kein Ruf öfter und willkommener, als wenn die Herolde riefen: „Largesse! Largesse!" „Nun sah sich aber" — wir wollen die Geschichte mit den Worten eines Zeitgenossen erzählen — „Jakobäa durch den langwierigen Krieg ganz vom Gelde entblößt, und sie war darüber voll der Scham. Heimlich schickte sie zum Burggrafen von Montfort, der unlängst ihr Statthalter von Holland war, und, wie das Gerücht ging, den Schatz ihres Vaters Wilhelm mit fast allen Kleinoden desselben an sich gerissen hatte. Sie ließ ihn ersuchen, er möge ihr die Liebe thun und ihr eine gewisse Summe Geldes leihen, damit sie nicht in Schanden komme, weil sie nichts habe, was sie den Gesandten ihrer Mutter und den mehreren andern edlen Herrn verehren könne. Montfort aber verweigerte alles, indem er sagte, all sein Gut habe er ihretwegen in ihren Kriegen aufgewendet. Er weigerte sich sogar, als sie ihm entbot, zu ihr zu kommen. Sehr traurig und niedergeschlagen, daß sie so bloßgestellt würde, schickte sie noch einmal aus, nämlich zum Leydener Burggrafen Wassenaer, und ließ ihm ihre Noth vorstellen und ihn bitten, er möge ihr doch um ihrer Ehre willen etwas vorstrecken, damit sie nicht Schande leide. Er hatte aber ebenso wenig Lust, entschuldigte sich und schlug es ihr ab."

„Da ging sie unter strömenden Thränen in ihr Gemach, und jammerte über die Untreue ihrer Parteigenossen und Freunde und über ihre eigene Unehre. Das hörte einer ihrer Räthe, ihre Klage schnitt ihm in's Herz, und er sagte zu ihr: „Gefalle es Euch, gnädigste Fürstin, daß ich zu Herrn Franz von Borsselen gehe, dem Statthalter, und stelle ihm insgeheim Eure Lage vor, und daß er Euch auf eine bestimmte Zeit die gewünschte Summe leihe, und ich bin sicher, er wird es Eurer Hoheit nicht abschlagen, obwohl er von der Partei Eurer Feinde ist." Mit

sanfter und schmerzlicher Miene antwortete sie: „Niemals habe ich ihm oder den Seinigen Gutes gethan: ich fürchte, er wird es durchaus nicht thun, und ich fiele nur in noch größeres Aergerniß.“ Es antwortete Wilhelm Bye: „Versuchen könnte ich es doch in anständiger Form bei ihm und auf verschiedenen Wegen, wenn es Euch genehm ist.“ Und sie: „Ich kann es durchaus nicht glauben; doch erzähle ihm nur den ganzen Hergang, denn ich will ihm mit schuldigster Danksagung bezahlen, sobald ich irgend kann.“ Da nun derselbe Wilhelm Herrn Borsselen alles nach der Reihe erzählt hatte, und wie Diejenigen, auf welche die Fürstin am allermeisten vertraue, ihr abschlägige Antworten gäben, erwiederte der hochedle Herr Franz: „Nicht bloß das, um was Bye in ihrem Auftrage gebeten habe, sondern all sein Hab und Gut opfere er ihr gerne als seiner Fürstin und Herrin“, und setzte hinzu: „Künftig finde sie immer sichere Hülfe bei ihm, was es auch sei, dessen sie bedürfe.“ Als das die durchlauchtige Herzogin hörte, seufzte sie auf vor Freude, und dankte Gott für solche Hülfe und einen so treuen Freund.“

Seit jener Zeit sah Jakobäa Borsselen mit anderen Augen an, und es war natürlich, daß sie seine Gesellschaft auch der mancher hoekischen Herren vorzog. Dies mochte auch ein Grund sein, warum sie so gern die Insel Südbeveland besuchte, wo Borsselen seine besten Besitzungen und auf Tholen ganz in der Nähe sein Stammschloß St. Martinsdyck hatte. Am 19. Januar 1430 beurkundete sie: „der Ritter sei von Herzog Philipp auf acht Jahre zum Statthalter über Holland Seeland und Friesland bestellt: das solle er bleiben die ganze Zeit hindurch, selbst wenn der Herzog früher sterbe.“ Borsselen aber ging es, wie so vielen Männern, die öfter in Jakobäas Nähe kamen. Er wurde von ihrem Liebreiz tief gerührt, und eine stille Leidenschaft, deren er nicht mehr Herr wurde, erfüllte den Statthalter Philipps für Diejenige, zu deren Bewachung ihn sein Fürst bestellt hatte. In Seeland sah er sie fern vom Zwang des Hoflebens, wo sie ihrer natürlichen Anmuth und Lebhaftigkeit sich

überließ. Nebenbei mochte er auch daran denken, daß er mit Jakobäa die verlorene Stammburg Ostende wieder erwerben, ja wenn das Glück gut sei, seinem Hause endlich fürstliche Ehren gewinnen könne, nach denen es so lange getrachtet.

Und Jakobäa? Die junge Wittwe hatte bisher aus der Männerwelt nur glänzende Nieten gezogen. Ihr erster Gemahl, der Kronprinz von Frankreich, wurde vergiftet, ehe er sechszehn Jahre alt. Der zweite, der Brabanter Herzog, war ein unreifer junger Mensch ohne Kraft und Verstand: vor ihm flüchtete sie aus Schmach und blutigen Gräueln nach London. Dort hatte sie sich den Dritten erkoren, den ritterlich schönen Prinzen und Protektor von England: er aber hatte sich als erbärmlichen Schwächling erwiesen. Wie schwer wog gegen ihren Werth das gediegene Metall in Borsselens Charakter! Der Ritter stand in der Vollreife des männlichen Alters, und war umgeben von Ruhm und Ehren und allgemeinem Vertrauen. War es ein Wunder, daß mit der tiefen Hochachtung, die Jakobäa vor ihm fühlte, im Lauf der Jahre sich ein innigeres Gefühl vermählte?

Siebentes Kapitel.

Ritter Franz von Borsselen.

Philipps Absicht. Ehen von Fürstinnen mit Baronen. Borsselens hohe Stellung. Aussicht auf Versöhnung der Parteien. Günstiger Zeitpunkt zum Abwerfen der Fremdherrschaft. Bischof Heynsberg von Lüttich. Beispiel Katharinens von Frankreich. Heimliche Vermählung Jakobäas. Margarethens Haß auf Philipp. Mordanschlag auf Philipp und Postelles Hinrichtung. Philipps Besuch bei Jakobäa. Borsselens Wegführung. Geschichten von Borsselens Geldkästchen, Jakobäas Selbstantrag, Borsselens Todesgefahr, dem klugen Schloßvogt, und der Flotte vor Rupel-

monde. Verhandlungen zu Middelburg. Jakobäas feierliche Abdankung. Der junge Brederode. Montfort. Jakobäas Erklärung über die Ursachen ihres Rücktritts. Vorbehaltene Herrschaften. Freie Jagd im ganzen Land. Allianz mit Philipp. Borsselen Erbprinz von Holland.

Jakobäas Neigung konnte zuletzt nicht verborgen bleiben, und verschiedene Herren an ihrem Hofe fingen an, darauf Pläne zu bauen. Als Jakobäa die Verpflichtung unterschrieb, sich nicht wieder zu vermählen ohne Zustimmung der Landstände, der Mutter, und des Herzogs Philipp, hatte wohl Keiner diese Bedingung anders verstanden, als es solle die Fürstin nicht ohne reifliche und allseitige Prüfung, ob es zu ihrem und des Landes Besten sei, einen Gemahl wählen. Nun ging es schon in's fünfte Jahr, und es wurde immer deutlicher, Philipp wolle sein Einwendungsrecht wirklich dazu mißbrauchen, daß die schöne Witwe ihr Leben lang unvermählt, und Holland und Hennegau für immer burgundisch bleibe. Das Letzte aber war gar nicht nach dem Sinne der Meisten, und sie fragten sich, ob nicht gerade die Neigung, welche zwischen der Erbfürstin und dem burgundischen Statthalter sich immer leidenschaftlicher kundgab, den Weg andeute, welchen man einschlagen müsse.

Die Vermählung einer Fürstin mit einem vornehmen Edelmann war etwas Ungewöhnliches, jedoch nicht ganz außer der Ordnung. Wenn man es noch zwei Jahrhunderte später für anständig hielt, daß Maria Stuart und Elisabeth Tudor, die Königinnen von Schottland und England, sich unter den Großen ihres Landes einen Gemahl wählten, so galt eine solche Ehe noch weniger für unebenbürtig zu Jakobäas Zeit, wo die altfreien Barone den zahlreichen fürstlichen Herren noch viel näher standen an Rang- und Geburtsrecht. Das Haupt eines uralten Freiherrngeschlechts, das so gut wie ein Fürst Burgen und Städte, Lehnsleute und Hörige, hohe und niedere Gerichtsbarkeit hatte, erschien im Grunde nur als ein kleinerer Landesherr. Wenn aber Arkels und Egmonds, weil ihre Mütter aus fürstlichem

Blut, sich auf einen Herzogstuhl schwangen, sollte da Ritter Franz Borsselen sich dafür zu gering halten? War doch sein Geschlecht mit fürstlichen Häusern verschwägert, und berief es sich doch auf keine geringeren Ahnherrn, als die alten Herzoge von Schwaben. Er selbst aber genoß in der That bereits, eben so durch Macht Reichthümer und Herrschaft wie durch persönliche Würde, ein fürstliches Ansehen.

Gewiß aber gab es in Jakobäas Ländern keinen Mann, der jetzt vortrefflicher zum Gemahl der Fürstin sich eignete, als gerade Franz Borsselen. Er war das Haupt der siegreichen Partei; seinem Verstande, seiner Gerechtigkeit und Mäßigung konnten auch die Besiegten vertrauen; und als Geheimrath und Statthalter von drei Herzögen war er längst an's Regieren gewöhnt. Bei seiner Ruhe und Erfahrung, denn er war damals doch schon ein hoher Vierziger, durfte man sicher sein, daß das leidenschaftliche Wesen Jakobäas, die jetzt auch das 31. Lebensjahr erreicht hatte, gemindert werde. Gewiß, die Versöhnung der Parteien und das Glück des Landes unter einer guten Regierung stand in Aussicht, wenn das Haupt der Kabeljaus sich mit der Fürstin der Hoeks vermählte. Von den Landständen durfte man also hoffen, die Einwilligung zu gewinnen, — von Jakobäas Mutter nicht minder; denn Margarethe hatte, seit der Burgunder Neffe ihr Brabant entrissen, einen tödtlichen Haß gegen ihn gefaßt. Ihr Stolz erinnerte sie stets daran, daß sie die königlichen Lilien von Frankreich im Wappen führte, und sie war so voll Grimm und Aerger, daß ihr alles willkommen war, was Rache an Philipp verhieß. Aber eben Philipps Zustimmung? Auf sie brauchte man sich so bald keine Hoffnung zu machen. Freilich, wenn die Fürstinnen und die Landstände sie öffentlich forderten, konnte er seine Einwilligung auf die Länge nicht recht versagen: allein man wußte gar wohl, wie erfinderisch er war in Ausflüchten, Hindernissen, Verzögerungen.

Nun war aber die Stimmung im Lande nicht überall so gefügig, um auf des Eroberers gütiges Belieben zu warten.

Schon seine und Jakobäas gemeinsame Huldigung war in einigen Landstrichen unter lautem Murren erfolgt. Als Hoeks und Kabeljaus sich nicht mehr im Felde gegenüberstanden, hatten sie fünf Jahre Zeit, darüber nachzudenken, was denn die burgundische Herrschaft dem Lande so Gutes bringe? Drückende Steuern, fremde Gebieter und fremdes Kriegsvolk im Lande, dazu französischer Hochmuth, und der Charakter Philipps, unter dessen freundlichen Mienen die herrische Selbstsucht lauerte, — das Alles hatte man nun zur Genüge gekostet. Fremdherrschaft ist einem Volke immer empfindlich: Holländer und Seeländer aber fühlten sich wie losgerissen vom alten deutschen Reiche und in die verhaßte französische Strömung hineingezogen. Nur von Herren aus seinen Erblanden war Philipp beständig umgeben. Nicht einen Einzigen von den Borsselen Gaesbecks Egmonds und anderen Holländern und Seeländern, die so lange und tapfer für ihn gekämpft und erlauchtern Adel aufwiesen, als die Meisten aus seiner Tafelrunde, hatte er der Ehre würdig gefunden, daß auch ihr Name unter seinen vierundzwanzig Vließrittern glänzte. Bei den Hennegauern, welche zum größten Theile schon längst französisches Wesen angenommen hatten, war der Widerwille des Volks gegen die burgundische Herrschaft schwächer. Jedoch die Hennegauer Treue zum angestammten Fürstenhause war nicht erloschen, und schwere Steuern Kriegsdienste und Erpressungen der Generale Philipps kamen bei ihnen noch öfter vor, weil an der Gränze das große Kriegsfeuer brannte. Zahllos aber waren die Hennegauer, welche durch Philipps Eindringen um Güter Amt und Ehre gekommen. Borsselen konnte sich all diese Wahrheiten nicht mehr verbergen, und seine Erkenntniß schärften Ehrgeiz und Liebe zu einer Fürstin, die hinreißend war durch Schönheit Unglück und Heldenkühnheit.

Wollte aber Borsselen Jakobäa und ihre Fürstenherrschaft gewinnen, wollte er sein Vaterland von der Fremdherrschaft befreien, — wie sollten Volk und Adel daran glauben, daß er wirklich auf die Seite der Fürstin getreten, er, der langjährige

Helfer und Diener des Burgunders und jetzt sein Statthalter? Wie sollten es die Hoeks für möglich halten, daß der Mann, welchem vor allen andern sie die schwere Niederlage von Brouwershaven Schuld gaben, es redlich mit der Fürstin meine? Es gab nur ein Mittel, dem Glauben an Borsselen als Jakobäas Beschützer Wurzel und Raum zu schaffen, — dies Mittel war ihre heimliche Vermählung. Man mußte ihre Verbindung unauflöslich machen, im tiefsten Geheimniß sie nach und nach den Häuptern der Parteien mittheilen, und dabei im Stillen rüsten und Anordnung treffen, und wenn alles vorbereitet war, dann zeigten sich die Fürstin der Hoeks und das Haupt der Kabeljaus vor allem Volk als Vermählte. Das war dann der rechte Aufruf, sich um das nationale Banner zu schaaren, das war für Kabeljaus wie Hoeks die beste Bürgschaft des Rechts und des Gelingens.

Der Zeitpunkt aber, sich gegen Philipp zu erheben, war günstig. Die Engländer konnten ihren wachsenden Haß und Argwohn gegen ihn nicht verbergen. Seine Schwester, Bedfords Gemahlin, starb. In den flandrischen Städten aber stieg die Erbitterung, daß er ihre Münze verschlechtert hatte: in Gent war schon ein blutiger Aufstand ausgebrochen. Mit den Lüttichern hing Philipp in heftiger Fehde. Der Bischof von Lüttich, ein Heynsberg, war früher Archidiakon vom Hennegau und ein besonderer Freund von Jakobäa, an deren Jagdzügen er öfter theilnahm.

Noch im März des Jahres 1432 war Lüttichs Bischof mit Jakobäa zu Valenciennes, wohin er seine Menestriers mitgebracht hatte; denn in Valenciennes bestand eine berühmte Schule für Musik und gesangartigen Vortrag. Im Sommer reiste Jakobäa wieder nach dem Haag, und hier wurde von ihren Vertrautesten die heimliche Heirath beschlossen. Jakobäa selbst ging leicht auf den Gedanken ein. Brauchte sie doch nur nach ihrer Freundin in England hinüber zu blicken. Die Königin-Wittwe des glorreichen Heinrich V., Katharina, deren Sohn Heinrich VI. Jakobäa

einst aus der Taufe gehoben, diese königliche Prinzessin von Frankreich hatte einen wallisischen Knappen Avon ap Mergent ap Tudor geheirathet, Denselben, dessen Nachkommen später den englischen Thron bestiegen. Als Bedford, der Regent von Frankreich, gestorben, suchte sich seine Wittwe Jakobäa von Luxemburg, bald darauf ebenfalls einen schönen Ritter aus, Richard von Oudevilles. Beider Heirathen wurden anfangs verheimlicht, später aber öffentlich anerkannt. Wenn aber diese beiden Damen blos ihr Herz und häusliches Glück bedachten, so erblickte Jakobäa in ihrem Gemahl auch den Retter ihres Landes von Fremdherrschaft und von dem Elend des Parteikriegs.

Also wurden Herr Ritter Franz von Borsselen und die Herzogin Jakobäa von Bayern im Haag heimlich in der Kammer der Fürstin getraut. Es war für Beide ein eigenthümliches Wagestück. Von seinem Gelingen hing für Jakobäa der Besitz ihrer Fürstenthümer ab, für Borsselen stand der Kopf auf dem Spiele. Denn Beide handelten gegen die klare Bestimmung des Delfter Vertrags, deren Uebertretung für Jakobäa den Verlust ihrer Länder bewirken sollte. Borsselen aber beleidigte nicht nur das stolze Fürstengefühl Philipps, der auf seine und Jakobäas Abstammung von Königen und Kaisern das größte Gewicht legte. Jener erlaubte sich auch einen Frevel wider das Familienrecht seines Lehnsherrn des Herzogs; denn nach Rechtsanschauung der damaligen Zeit konnte ein Lehnsmann nicht schlimmer seine Treue brechen, als wenn er des Lehnsherrn Tochter oder Schwester ohne dessen Wissen und Willen zum Weibe nahm. Philipp aber betrachtete sich als nächsten männlichen Verwandten seiner Base, und war durch Vertrag förmlich an die Stelle ihres Vogtes gesetzt.

Während nun die Neuvermählten und ihre Vertrauten, allen voran die mächtigen Borsselen, in der Stille schafften und rüsteten, um sich gegen Philipp in eine Verfassung zu setzen, welche stark genug sei, um nachträglich die Einwilligung zur Heirath ihm abzutrotzen, dachte die Fürstin-Mutter kürzern Prozeß zu machen. „Es gab“, sagt ein Zeitgenosse von ihr, „keine Frau auf der

Welt von so stolzem Muth wie sie, noch von so hartem feindseligen Herzen, wenn sie einmal jemand Böses wollte.“ Indem sie immer mehr darüber nachdachte, wie schändlich Philipp gegen sie und ihre Tochter gehandelt, „wurde sie zuletzt ganz voll Gift und Galle.“

Sie hatte an ihrem Hofe einen Hennegauer vornehmen Herrn, Aegidius von Postelles, bekannt durch Muth und Verwegenheit, die er öfter ritterlich bewährt hatte. Schon lange Zeit war er ihr Diener und besonderer Vertrauter. Dieser wurde im Sommer 1432, als im Haag die heimliche Vermählung geschah, in Mons auf einem Turnier, das Philipp dort feierte, betroffen, wie er eine kleine Armbrust unter dem Mantel versteckt hielt. Der Stahlbogen dieser Armbrust war nicht länger als einen Fuß. Der Polizeimann, welcher Postelles anhielt, war überzeugt, er habe den Herzog erschießen wollen, und man sagte, der Pfeil wäre vergiftet gewesen. Es kam auch heraus, daß er bei andern Edelleuten sich gerühmt und verschworen hatte: „Er werde mit dem Herzog auf die Jagd gehen und ihn im Walde niedermachen, sei es mit einem Pfeilschuß oder auf welche Art es sei.“ Nun ließ ihn Philipp feierlich durch den Seneschall vom Hennegau vom Hofe der alten Herzogin zu Quesnoy wegholen, zugleich mit ihm seinen Leibdiener. Die Sache machte ungeheures Aufsehen. Postelles' vertrauter Freund, Johann von Vendegies, flüchtete sich außer Landes. Vendegies, ein angesehener Herr, der Burgwart zu Ath und Richter zu Quesnoy war, stand ebenfalls hoch bei Margarethe angeschrieben, und begleitete sie öfter auf ihren häufigen Jagden.

Die beiden Verhafteten kamen auf die Folter, und scharf befragt bekannten sie den Mordanschlag. Mit Fingern deutete alles auf die alte Herzogin, diese sei es, welche den Mord angestiftet. Einige sagten auch, Jakobäa wisse ebenfalls darum. Indessen kam die Sache nicht in's Klare. Als gewiß konnte man nur erzählen, daß der Herr von Postelles oft und viel Jakobäas Mutter klagen hörte, Herzog Philipp sei der größte

Räuber. Philipp aber wollte aller Welt nun ein Andenken vor Augen stellen, daß er der rechte Hennegauer Landesfürst sei, und wie er Hochverrath bestrafe. In Mons auf dem Markte ließ er zwölf Steinblöcke einmauern, zwischen jedem war ein kleiner Zwischenraum. Diese Steine trugen das Untergestell eines Schaffots, auf dessen Höhe vier Henker die Verurtheilten in Empfang nahmen. Postelles und sein Diener wurden enthauptet und geviertheilt, und sofort gingen die vier Henker mit je einem Viertheil des Körpers nach den vier vornehmsten Städten des Landes, die blutigen Stücke dort auszustellen. Die Steinblöcke des Schaffots aber blieben zum ewigen Andenken auf dem Markte stehen.

Dies Erlebniß machte Philipp um so aufmerksamer auf alles, was an Jakobäas Hofe vorging. Er hatte sie mit einem unsichtbaren Spähernetze umgeben, und so erfuhr er alsbald, daß sie heimlich in ihrer Kammer sich Borsselen vermählt habe. Bei dieser Nachricht wurde er bleich vor Aerger und Bestürzung: neue holländische Kriege, endlose Mühsale, der Verlust von Jakobäas Ländern, alles stand ihm in plötzlicher Helle vor Augen. Hatten ihm schon die Hoeks allein so viele schwere Jahre zu schaffen gemacht, wenn sich auch nun die Kabeljaus wider ihn stellten, wie sollte er mit Beiden jemals fertig werden!

Er befand sich im Kriegslager in Frankreich, auf der Stelle ließ er alles liegen und stehen und eilte nach Holland. Seine Klugheit verließ ihn jedoch keinen Augenblick: er sah ein, daß es nöthig sei, sehr vorsichtig aufzutreten. Also beschickte er Isabella, seine junge Gemahlin, ihn zu begleiten, und mit einem Gefolge von sechshundert Reisigen und glänzendem Hofstaate kamen sie zu Ende des Oktobers 1432 nach dem Haag, ihre fürstliche Verwandte durch ihren Besuch zu beehren. Nicht das Geringste ließ sich Philipp merken. Er saß mit Jakobäa zur Tafel herrlich und in Freuden, und war voller Liebenswürdigkeit. In der Stille aber forschte er aus, wie die Dinge standen, und allem Anscheine nach trat jetzt der mächtige Herr von Montfort, der so lange Zeit Jakobäas erster Minister gewesen und mit in-

nerem Grimme sah, wie Borsselen, das gehaßte Haupt der Kabeljaus, ihn völlig verdunkelte, auf Philipps Seite und enthüllte ihm den ganzen Plan. Am 9. November unterschrieb Philipp die Ernennung Montforts zu seinem Minister und Kammerherrn „wegen seiner großen Weisheit und Treue, und für die guten und notabeln Dienste, welche er ihm vormals gethan und täglich thue, und noch in kommenden Zeiten thun solle.“ Montfort solle den Eid leisten, wie die andern burgundischen Geheimeräthe und Kammerherren, all deren Vorrechte und Einkünfte haben, und fortan zum Ministerrath beständig zugezogen werden.

Zur selben Zeit legte Abends unbemerkt auf dem Kanal am Fuße des Schlosses eine verdeckte Barke an, wohl gerüstet und jeden Augenblick zur Abfahrt bereit, und Herr Philipp von Ternant stellte sich mit seinen Leuten auf die Lauer. Dieser war ein Ritter des goldenen Vließes, noch jung, aber von großer Energie und glühend vor Diensteifer und Ruhmsucht; sein Herzog hatte ihm schon öfter gefährliche Aufträge anvertraut. Als nun Philipp sich des Abends in seine Gemächer zurückzog, und sein Statthalter Borsselen, wie es Sitte war, ihm das Geleite gab, trat plötzlich Ternant vor, erklärte den Ritter für seinen Gefangenen, ließ ihn festnehmen und rasch in die Barke bringen. Ohne Aufsehen fuhr er mit ihm ab, und die Nacht durch über Delft nach Rotterdam. Hier erwartete sie ein Schiff, das eilig unter Segel ging und sie nach Flandern brachte, bis sie bei Rupelmonde an der Schelde ausstiegen. In diesem festen Schlosse wurde Borsselen in so strenge Haft gelegt, daß an Flucht oder Befreiung nicht zu denken war.

Nun kam die Reihe zu erschrecken an Jakobäa. Sie war zum Tode betroffen und voll Angst und Entsetzen. Der keimende Aufstand gegen Philipp war vernichtet, jeder Plan zerstört, jede Hoffnung lag zu Boden. Dazu konnte sie sich selber sagen, daß des geliebten Gemahls Leben am seidenen Faden hing, und ohne Zweifel ließ es Philipp nicht an Andeutungen fehlen, wie er vollberechtigt sei, dem verrätherischen Lehnsmann den Kopf vor

die Füße zu legen, und nicht übel Lust dazu spüre. Monate lang bot Jakobäa jedes Mittel auf, Borsselen zu befreien: alles vergebens. Endlich kam dessen Verwandter, Graf Friedrich von Mörs, der auch bei Philipp Geltung hatte. Jakobäa versprach ihm viele tausend Dukaten, und mit großer Mühe brachte er zu Middelburg einen Vertrag zu Stande, welcher im nächsten Frühjahr Borsselen befreite, jedoch mit dem Opfer von Jakobäas Fürstenkrone.

Es sei erlaubt, hier ein paar hübsche Geschichtchen einzuschalten, wie sie eine alte Chronik berichtet, welche etwa anderthalb hundert Jahre nach dieser Zeit verfaßt wurde. Diese Erzählungen können wahr sein: jedenfalls zeigen sie uns, in welch lebhafter und anmuthender Weise die Sage von Ritter Franz und seiner hohen Gemahlin sich im Volksmunde ausbildete.

Als Jakobäas Tafelmeister Wilhelm de Bye zuerst zu Borsselen kam, und ihm der Fürstin Geldnoth vortrug, erwiederte der Ritter sogleich: „Hier, nehmt dieses Kästchen, es ist viel Geld darin, bringt es meiner Fürstin, und möge sie daraus nehmen, soviel ihr beliebt, und sagt ihr, wie ich sie selbst darum bäte, und wie ich das als eine Wohlthat ansehe, die sie mir erzeige." Nun half auch später, da die Einkünfte aus dem kriegsverheerten Lande so schlecht eingingen, Borsselen der Fürstin mit Geldsummen aus. Denn er verehrte sie von ganzem Herzen. Jakobäa zog ihn nun öfter zur Tafel, und besuchte ihn, wenn sie nach Südbeveland kam, auf der anstoßenden Insel Tholen. Als sie dort zum ersten Mal auf sein Schloß zu Martinsdyk kam, und sich zu einem köstlichen Bankett niederließ, sah sie mit Bewunderung, wie eigenthümlich des Saales Wände verziert waren. Man behing sonst für solche Feste einen Saal mit kostbaren Teppichen, schimmernd in bunten Stickereien. Borsselen hatte einen andern Schmuck ersonnen. Im Saal lief an den Wänden ringsum ein Gelände von grünenden Weiden, unter den Zweigen aber glänzte überall ein D. Als Jakobäa nach der Bedeutung fragte, antwortete der Ritter: „Dienst und wieder Dienst

gebühre seiner Fürstin." Jakobäa konnte sich noch Schöneres daraus lesen, denn die Weiden zwischen den D und D hießen auf holländisch „willigen". Der Rebus konnte also auch bedeuten: „Dir willigen Dienst", oder auch: „Dir will ich ewig dienen."

Als nun die Fürstin des Statthalters Werth mehr und mehr erkannte, und die tiefe ehrliche Neigung bemerkte, die er zu ihr im Herzen trug, sagte sie ihm eines Tages: „O Herr Franz, in meinem Leben kann ich Eure Wohlthaten nicht vergelten!" Er erwiederte: „Gnädigste Fürstin, das ist ja nichts im Vergleich zu dem, was ich für Euch thun möchte." Da sagte sie: „Wie? dann käme ich ja noch weit tiefer in Euere Schuld, da müßte ich am Ende mich selbst Euch zum Lösegeld anbieten!" Als das der Ritter hörte, glaubte er an ihre Neigung, und fing an von Vermählung zu reden. Und da sie das gern vernahm, so wurden sie eins, und einander heimlich angetraut, weil es nicht öffentlich sein durfte des Delfter Vertrags wegen.

Herzog Philipp aber kam, als er erfuhr, daß sein eigener Statthalter der Fürstin Diener und Geselle geworden, in großen Zorn nach Holland, und entbot Herrn Franz zu sich, als wollte er mit ihm über Regierungssachen reden. Da ließ er ihn festnehmen, und heimlich in großer Eile nach Schloß Rupelmonde führen. Nun kamen all die grimmigen Feinde des Ritters welche ihm Glück und Glanz beneideten, herbei, und sie wußten den Herzog so lange zu stacheln, bis er an den Schloßvogt von Rupelmonde Befehl schickte, Borsselen zu enthaupten. Der Schloßvogt saß mit dem berühmten Ritter gerade am Schachspiel, als der Bote kam mit des Herzogs Briefe. Jener las das Schreiben, schwieg still, und setzte sich wieder an's Schachbrett. Allein etwas Trauriges in seinen Mienen konnte Borsselen nicht entgehen, und er ließ mit inständigem Dringen nicht ab, bis er den Brief des Herzogs in die Hände bekam. Als der Ritter sein Todesurtheil gelesen, brach er in die Worte aus: „So hat endlich doch die Bitterkeit meiner Feinde des Fürsten Güte überwunden!" Eine

Weile bedachte er sich, dann sagte er: „Hört, legt mich in's tiefste Verlies, daß Keiner mich sieht, und die Leute können wissen, ich sei todt. Dann reiset zum Herzog und sagt ihm: Ihr hättet seinen Befehl ausgeführt. Zeigt er gar keine Unruhe, so kommt zurück, und laßt mich sterben auf der Stelle. Thut es ihm aber leid, so werdet ihr wahrscheinlich seine Gunst erwerben, daß Ihr mich leben ließet, und daß ich selbst dankbar sein werde, könnet Ihr wohl denken, da ich reich bin." Der Schloßvogt wußte, wie hoch im Ansehen und Würde der Ritter stets bei Fürst und Volk gestanden, und hörte auf seine Rede. Er verschloß ihn im Kerker, reiste nach dem Haag, und ließ sich bei dem Herzog melden. Kaum trat er ein, so rief ihm Philipp entgegen: „Was habt Ihr mit Borsselen gemacht?" — „Meines gnädigen Herrn Befehle sind ausgeführt", sagte der Schloßvogt. Da seufzte der Herzog tief auf und rief: „Mein Gott, was habe ich gethan!" Als der Schloßvogt das sah und hörte, fiel er auf die Kniee und bat um Vergebung. „Wozu Vergebung?" fragte Philipp. „Ihr habt gethan, was Euch geheißen, Ihr habt in nichts gefrevelt." Da faßte sich der Schloßvogt ein Herz, und offenbarte dem Fürsten, Borsselen lebe noch. Nun war Philipp herzlich froh; denn Borsselens Blut hätte nicht blos einen häßlichen Flecken auf seine Ehre geworfen, sondern die Nachricht von der Enthauptung hätte zweifellos auch einen Aufstand entzündet, welchen Jakobäas Grimm, der Borsselen Rache, und des Volkes Erbitterung gefährlich gemacht hätte.

Ein anderer Bericht läßt den Hergang kriegerisch schließen. Auch dieser Bericht ist alt, scheint aber noch weniger von einem Zeitgenossen Jakobäas herzurühren. Indessen zeigt auch diese Erzählung uns Jakobäa wieder ganz in ihrem Charakter, und bringt einen artigen Schluß für die Zeit, welche zwischen Borsselens Gefangennehmung und Befreiung lag, über die uns sonst von Zeitgenossen nichts berichtet ist.

Jakobäa hätte, so lautet der Bericht, nach vielen Verhandlungen, um dem Gemahl die Freiheit und sich selbst ihre Fürsten=

thümer zu retten, endlich erfahren, wo ihr Gemahl gefangen lag. Da ließ sie eiligst eine Flotte ausrüsten, und weil ihr die reichen Schätze Borsselens dabei halfen, so sammelte sie eine größere Flotte, als sie jemals gehabt. An ihrer Spitze segelte sie die Schelde hinauf nach Schloß Rupelmonde, damit sie, koste es was es wolle, Borsselen befreie. Allein Philipp war noch früher da. Er hatte von ihrem Plan gehört, und warf sich mit zusammengerafftem Kriegsvolk in die Festung. Als Jakobäa nun herankam und hörte, der Herzog sei im Schlosse und wolle unterhandeln, forderte sie erst klaren Beweis, ob Borsselen noch lebe oder todt sei; wenn er noch lebe, wolle sie ihn sehen und sprechen. Das wurde zugesagt. Ihr Schiff trieb nun mit dem Hinterkastell an das Ufer, und auf dessen Verdeck stehend erwartete sie den geliebten Gemahl. Da erschien Borsselen auf den Zinnen des Schlosses. Kaum hatte sie ihn angerufen und seine Stimme gehört, so sprang sie schon vom Schiffe an's Land, und außer sich vor Freude und Ungeduld eilte sie in's Schloß und war bereit, alles zu unterschreiben, um ihn wieder lebend zu besitzen.

Wir wenden uns wieder zur beglaubigten Geschichte, als welche nur das uns gelten darf, was entweder von Mitlebenden in glaubwürdiger Weise überliefert oder durch Urkunden bewiesen ist. Die Urkunde vom 12. April 1433, welche in holländischer wie in französischer Sprache ausgefertigt wurde, zeigt uns nun, was Jakobäa verlor und was Borsselen gewann. Zu Middelburg waren die Verhandlungen mit Philipp geschlossen, denen gemäß der Herzog den Ritter als Gemahl seiner Base anerkannte, diese aber ihre Länder abtrat. In der alten fürstlichen Residenz im Haag sollte die förmliche Abdankung vor sich gehen. Nichts unterließ Philipp, was diese Erklärung öffentlich und feierlich machen konnte. Er wählte dazu das höchste Fest des Jahres, den ersten Ostertag, an welchem man damals in den Niederlanden zugleich ein neues Jahr anfing. Die Edeln des Landes und die Abgeordneten der Städte wurden zu diesem Tage in den Haag entboten.

Ein Zwischenfall zeigte, wie glühend noch der Parteihaß war, und wie schwer es Borsselen und Jakobäa gefallen wäre, auf Grundlage der Parteiversöhnung ihr und des Landes Glück aufzubauen. Der junge Reinhold Brederode, der Sohn des berühmten Feldherrn Jakobäas, der in der Gorkumer Schlacht gefallen, war jetzt achtzehn Jahre alt und mündig geworden. Herr Colaert von Massenem, Ritter, wurde auf das Schloß nach Vyanen gesandt, ihn herzugeleiten. Als der junge Brederode nun am Hofe erschien, und hinging, der Fürstin seine Aufwartung zu machen, so entstand gleich Aerger und Auflauf unter den kabeljauischen Edelleuten. Sie schrien, der Brederode müsse sterben, und stürmten ihm nach zu Jakobäas Gemächern, ihn vor ihren Augen todtzuschlagen. Zum Glück hörte Massenem den Lärm, kam eiligst herbei, und stellte sich in die Thür vor der Fürstin Zimmer und sagte: „Er sei derjenige, welcher den Junker von Brederode geholt habe, und was man Diesem thue, solle man ihm erst thun.“ Das rettete Reinhold; denn während Massenem die Wüthenden zurückhielt, wurde dem Junker von seinen Freunden heimlich weggeholfen, daß er ihnen aus den Augen kam. Der Zorn der Kabeljaus, welcher bei seinem Anblick erwachte, rührte ohne Zweifel daher, daß die Brederodes in die geheimen Pläne, welche bei Jakobäas Vermählung gesponnen wurden, eingeweiht waren.

Ein anderer Herr, als dieser Getreue, war Johann von Montfort, einst Jakobäas Statthalter, und der Erste in ihrem Vertrauen, dann burgundischer Kämmerling und Geheimrath, Derselbe, von welchem es hieß, daß er ihres Vaters Schätze an sich gerissen, und welcher ihr in Geldnoth Hülfe verweigert. Die vielen Dienste, welche er Philipp bei dem Zustandekommen des Delfter Vertrags geleistet, hatte er jetzt erneuert und trefflich geholfen, daß Philipps Wünsche erfüllt wurden. Der dankbare Herzog ließ ihm am selben Tage, an welchen Tag Jakobäa abdankte, die Geldsummen und die Jahrgelder auszahlen, die er ihm in Delft versprochen, schlau genug aber bisher ihm so wenig

wie Naeldwyck angewiesen hatte. „Um seiner Tugend und Weisheit willen, und damit er um so stattlicher ihm jederzeit dienen möge, sobald er seinetwegen aufgefordert werde," erhöhte Philipp Montforts Kämmererbesoldung von 500 Schildthalern noch um fernere 300 Thaler, und gab ihm noch ein paar Dörfer dazu.

Jakobäas Abtretungsurkunde schweigt gänzlich von der Heirath mit Borsselen, eine andere Ursache mußte man geziemend vorschützen. Die Urkunde beginnt daher mit einem demüthigen Bekenntniß. „Die Fürstin habe überschauet, wie Hennegau Holland Seeland Friesland große mächtige Länder seien, theils an der See gelegen, und von vielen großen Fürstenthümern umgeben. Da habe sie bedacht, daß sie als eine frauliche Person nicht so angesehn, und ihr nicht gehorsamt werde mit solcher Unterthänigkeit, als sich das wohl gebührte, und daß sie daher diese Lande, in welchen eine große Menge von Adel und Volk seit langer Zeit miteinander in großer Parteiung und Zwietracht gestanden, nicht halten und regieren könne in Frieden Ruhe und Ordnung, wie sie das von Herzen gern sähe und hoch nöthig wäre, und sie auch nicht ihrer großen und schweren Lasten und Schulden entlasten könne. Dazu sei ein tüchtiger Fürst und Herr von großer Macht und Umsicht erforderlich, und einen Bessern wisse sie nicht, als ihren lieben Bruder, den Herzog von Burgund, der bereits Zustand und Natur von Land und Leuten kenne, und mit dessen anstoßenden Ländern die ihrigen in regem Verkehr ständen. Aus diesen Ursachen, und besonders, weil Derselbe ihr wahrhafter Erbe und nächster Blutsverwandter sei, übergebe sie ihm und seinen Erben für ewige Zeiten all ihre Länder, und überweise deren Bewohner an ihn als seine Unterthanen." Diesen Schritt, das erließ ihr Philipp nicht, mußte Jakobäa durch eigenhändige Briefe dem Pabst, dem Baseler Konzil, dem Kaiser, und dem englischen Könige anzeigen. Sie wiederholte in ihren Schreiben, welche man nach England französisch und an

die Uebrigen lateinisch ausfertigte, die Gründe, welche sie zur Abtretung ihrer Länder bewogen hätten.

Alle Urkunden, in welchen ihr einst gehuldigt, wurden für vernichtet erklärt. Wiederum sollte Jakobäa den traurigen Weg durch ihre Erblande antreten, und in ihrer Gegenwart Philipp huldigen lassen. Jedoch müßten, das war vorbehalten, die Unterthanen besiegelte Briefe darüber ausstellen, daß sie Jakobäa oder deren Leibeserben wieder als ihre rechte Landesfürsten annehmen und auf's Neue ihnen huldigen würden, sobald Philipp ohne eheliche Leibeserben sterbe.

Als ihr rechtes freies Eigenthum, das sie selbst regieren und mit dem sie nach ihrem Gutdünken schalten und walten könne, hatte Jakobäa sich und ihren Erben eine Reihe von Herrschaften vorbehalten, welche zusammen ein artiges Fürstenthum bildeten, das zwar von Holland in Lehen, jedoch nur dann verloren ging, wenn der Besitzer sich gegen den Lehensherrn in Krieg oder Bündniß mit seinen Feinden einließ. Nur ein einziges bedeutendes Zeichen seiner Landesherrlichkeit hatte sich Philipp in Jakobäas Herrschaften vorbehalten, nämlich so lange Jakobäa lebte, ein Viertel, und nach ihrem Tode die Hälfte der gemeinen Bede oder Landessteuer, welche künftig die Landstände bewilligen würden.

Die Herrschaften nun, welche Jakobäas Sonderfürstenthum bildeten, waren sämmtlich solche, die bereits als Sondergüter vom übrigen Lande abgetrennt gewesen. Es waren vier Bestandtheile: 1) Die handelsbelebten Maasinseln Ost- und Westvoorne mit der wichtigen Seestadt Briel. Sie bildeten die Leibzuchtslande, welche Elisabeth von Görlitz von ihrem Gemahl Johann von Bayern bekommen, und über welche sie schon viel Streit mit Philipp geführt hatte; sie mußte sich jetzt von ihm gänzlich abfinden lassen. 2) Von den vier großen seeländischen Inseln die zwei dem Festlande nächstliegenden, nämlich das geliebte Südbeveland mit den Städten Goes und Rymerswael, und die benachbarte Insel Tholen, auf welcher die gleichnamige

Stadt und Borsselens Stammschloß St. Martinsdyck lagen. 3) Das Schloß Lederdam mit den Herrschaften von der Leede und Schoenrewaard, welche das letzte Besitzthum der Arkels gewesen. Philipp versprach von all diesen Herrschaften Leibzucht Pfandschaft Zölle und Dienste abzulösen. 4) Rolands von Uutkercken Herrschaft im Norden von Holland: Nyeborg mit Scharmer und Urssem; Roland sollte mit seiner fahrenden Habe frei abziehen. 5) Auch sollte Jakobäa nach ihrer Mutter Tod bekommen die Inseln Wieringen und Texel, und die Ortschaften Teilingen Noordwyck Wyck op See und Beverwyck. Nur die feste Stadt Schoonhoven wollte Philipp nicht wieder in Jakobäas Hände fallen lassen, obgleich sie ihrer Mutter ebenfalls in Leibzucht gehörte. 6) Endlich sollte Jakobäa noch die sehr einträglichen Zölle von Gorkum Schoonhoven Yersekerort haben; ferner die Einkünfte der Grafschaft Ostervant, die wenigstens 500 Schildthaler betragen mußten; ferner die Hälfte dessen, was der Herzog von Geldern an Holland schuldete; endlich noch 12,500 Schildthaler aus der Landesbeede.

Außer den Juwelen und Kleinoden — denn sie liebte sehr solche feine Sachen — und der gesammten fahrenden Habe ihrer Mutter, wenn Diese sterbe, vergaß Jakobäa auch nicht, ihr freies Jagdrecht für ihre eigenen Erblande festzuhalten. Es wurde sogar auf das ganze Gebiet Philipps ausgedehnt. „Item, sollen Wir Herzogin mögen reiten jagen und fliegen überall in den Landen Hennegau Holland Seeland und Friesland, und in all den andern Landen unsers vorbesagten Bruders (Philipp) zu allen Zeiten, wie uns das belieben mag zu unserm Vergnügen."

Nachdem Jakobäa und Philipp noch versprochen hatten, Keines solle den Anhängern des Andern die geschenkten Güter entziehen, und daß Jakobäa selbst mit Philipp umherziehen wolle, damit ihm in ihrer Gegenwart als nunmehr allein regierenden Fürsten gehuldigt werde, — schlossen Beide in der besten und sichersten Form eine Allianz zu Schutz und Trutz wider Jedermann, gleichwie Schwester und Bruder.

Jakobäa sollte, das war ebenfalls im Vertrage bedungen, sich fortan schreiben „Jakobäa Herzogin in Bayern von Holland, Gräfin von Ostervant". Dieser Titel bezeugte, daß sie nach dem Landesherrn die fürstlich Nächste im Lande sei. Denn „Graf von Ostervant" hieß von jeher der Erbprinz, und Jakobäa hatte sich ja vorbedungen, daß ihre Lande ihr und ihren Kindern anheim fielen, falls Philipp ohne eheliche Kinder sterbe. Dieser Vorbehalt war nicht werthlos; denn Philipp hatte von seinen drei Frauen ebenso wenig ein lebendes Kind, als Jakobäa von ihren drei Männern. Die Uebertragung der Grafschaft und des Titels von Ostervant hatte aber besondere Bedeutung für Borsselen. Denn das war — außer ihrem Sonderfürstenthum — das Zweite, was Jakobäa sich für ihre Länderabtretung ausbedungen hatte, daß Borsselen ihr öffentlich angetraut und von aller Welt als ihr Gemahl anerkannt werde. Ritter Franz sollte nicht bloß für sich und seine und Jakobäas Kinder die Lande und Einkünfte bekommen, die sie im Haager Vertrag zum Eigen erhielt, sondern er sollte wirklich an die Stelle eines Erbprinzen von Holland-Hennegau treten. Wenn Philipps Nachkommenschaft erlosch, erhielten Borsselen oder seine Kinder Jakobäas sämmtliche Erblande. Indessen schien es allen Parteien geziemend, die öffentliche Vermählungsfeier noch eine Zeitlang aufzuschieben. Im Middelburger Vertrage war die Heirathserlaubniß von Philipp mit den Worten gegeben: „Jakobäa könne heirathen, wen sie wolle, nur dürfte es nicht einer seiner Feinde sein." Am 9. Dezember 1433 stellte nun Philipp eine Urkunde aus: „Nach Uebereinkommen könne Jakobäa sich mit einem Herrn aus den ihr benachbarten Ländern vermählen, da sie das aber nicht thun wolle ohne sein ausdrückliches Wissen und Wollen, so ernenne er seinen ersten Kämmerer Herrn von Croy, und seinen Generalschatzmeister Guy Gilbant, um die Sache zu prüfen und ihren Rath auszusprechen." Jakobäa wollte nämlich jetzt allerwege sicher gehen, damit Philipp nicht später noch irgend einen Einwand aufgreife, ihr oder ihrem Gemahl zu schaden. Die

beiden Bevollmächtigten untersuchten Borsselens Stammbaum und Lehnspflicht, sowie die Artikel des Heirathsvertrags, und erklärten am 27. Jan. des folgenden Jahres: „Ritter Franz Borsselen und kein Anderer sei der Mann, welchen die Frau Herzogin heirathen könne, ohne daß Beide irgend Tadel oder Makel vom Herzog Philipp zu befürchten."

Nun fand auf St. Martinsdyck die feierliche Vermählung Statt, und sofort mit der Heirath trat Borsselen auf als Vogt seiner fürstlichen Gemahlin und als Erbprinz von Holland. Demgemäß führte er auch den alten Titel der Erbprinzen, und schrieb sich nicht bloß „Herr von Südbeveland und Voorne", sondern auch „Graf von Ostervant". Philipp gab ihm öffentlich den Ehrentitel „Unser Neffe", und beurkundete, daß er sein Lebenlang „Graf von Ostervant" bleiben solle. Jakobäas frühere Unterthanen aber verehrten ihr und dem Gemahl köstliche Weihgeschenke. Selbst das kabeljauische Haerlem schenkte ein halb Dutzend vergoldete Schaalen dem fürstlichen Paare.

Achtes Kapitel.

Jakobäas letzte Jahre.

Ihre Liebe zu Borsselen. Gegenseitige Leibzuchtsverschreibung. Borsselen fürstlicher Herr seiner Heimath. Sein Streit mit Elisabeth von Luxemburg. Jakobäas Lieblingssitze. Die Schützen zu Goes. Das Walddickicht bei Haerlem. Jagd und Fischerei. Ausschmückung der Gemächer. Prachtgeschmeide. Fürstlicher Hofhalt. Wohlthätigkeit. Alte Freunde. Jakobäa-Kännchen. Philipps Freigebigkeit. Sein Frieden mit Jakobäas Mutter. Jakobäas und Humfrieds Bücher. Jakobäas Jagdrecht in den Dünen und Wildnissen. Ihr Marstall. Philipp und der Kaiser. Sigmunds Kriegserklärung. Philipps Politik. Humfried und Winchester. Bedfords Tod. Frieden von Arras. Werbungen der Engländer gegen Philipp.

Ihre Briefe an die Holländer und Jakobäa. Englische Kriegserklärung gegen Burgund. Philipps Ehrenerklärung für Jakobäas Recht. Humfried Graf von Flandern. Zug der Flamänder auf Calays. Vertheidigung der Festung. Der Herold Pembrock. Die holländische Flotte. Aufruhr und Abzug der Flamänder. Humfrieds Landung. Philipps Schimpf und Noth. Jakobäas Sterbelager.

Mit ihrem Gemahle, für den sie Alles hingegeben, lebte Jakobäa noch ein paar glückliche Jahre. Sie liebte ihn von ganzer Seele, und suchte in allen Dingen sich als sein wahres Eheweib zu zeigen. Deßhalb trat die Fürstin mit Borsselen in Gütergemeinschaft des Erwerbs, und ließ sich von ihm, falls er früher sterbe, eine Leibzucht von 7000 Schildthalern jährlich aussetzen, während sie für ihren Todesfall ihm ein Jahrgeld von 12000 bestimmte. Er mußte ihre Urkunden bestätigen, und sie erklärte darin „sonderliche Liebe, rechte Minne, und vollkommene Gunst", die sie zu „ihrem sehr geminnten Gesellen und ehelichen Bettgenossen" trage. Um Borsselen auf's Höchste zu erfreuen, tauschte Jakobäa für ihre Herrschaften Lederdam von der Leede Schoonreward und Nyeborg, auf welche Uutkercken und Egmond noch Anrechte hatten, ein die Herrschaften Borsselen s'Gravensand Maesland und Vlaerdingen. Diese neuen Herrschaften nicht nur, sondern auch Tholen, wo St. Martinsdyck lag, ferner Ost- und West-Voorne mit den Städten Briel und Goedereede schenkte sie ihrem Gemahl in Leibzuchtsweise. Jetzt war er fürstlicher Herr über die Lande, in welchen sein Geschlecht seit uralter Zeit geblüht hatte, und zahlreiche Vettern wohnten. Dem Herzog von Burgund war dies anfangs nicht recht, allein Jakobäa ruhete nicht, bis er ihre Schenkung ein Jahr später auf das Förmlichste bestätigte, weil er seiner Base und ihres Gemahls „Wohlfahrt und Ehre wolle, und wohl zufrieden sei, daß Beide inniglich mit einander lebten."

Mit seiner großen Gönnerin Elisabeth von Luxemburg hatte Borsselen es freilich für immer verdorben, als er für Jakobäa

Schwert und Leben einsetzte. Im Jahre 1425 hatte sie ihm die vollständige Regierung in ihrer Herrschaft Voorne übergeben und zwar auf unbestimmte Zeit. Nun aber brach sie aus in heftigen Zorn. Sie beschuldigte ihn, er habe ihr nicht nur die Einkünfte, welche er für sie erhoben, sondern auch ihr Siegel und ihre Kleinode vorenthalten. Borsselen dagegen verlangte die großen Summen zurück, die sie ihm schuldete. Oefter hatte er dieser Fürstin, deren leichtsinnige Lebensweise bekannt war, Gelder vorschießen müssen, die er jetzt zurückforderte. Er berief sich dabei auf ihren Vertrag, daß sie ihn nicht eher absetzen könne, als bis sie ihn zufrieden gestellt. Der Streit zwischen Beiden machte dem Herzog von Burgund viel zu schaffen, und dauerte noch mehrere Jahre lang.

Jakobäa wohnte am liebsten auf Borsselens Stammschlosse zu St. Martinsdyck, wo er einst den Bankettsaal mit den vielen D zwischen grünenden Weiden ausgeschmückt, und sie ihre Hochzeit gefeiert hatten. Dort hatte sie auch ihr Grab bestellt. Zwei andere Lieblingssitze auf Seeland waren Briel auf Ostvoorne, wo die Nordsee weit und endlos heranfluthet, und Goes auf Südbeveland. Sie verehrte der Genossenschaft der Schützen in Goes einen Pokal von vergoldetem Silber, und verknüpfte damit so viel Jahreszins, daß die Schützen jeden Monat, wenn sie Waffenschau hielten, aus dem Becher zu trinken hatten.

In Holland verweilte sie gern im Haag, in Gouda, und besonders in Teilingen. Im Haager Parke heißt noch jetzt eine Gruppe uralter Buchen Vrouw Jakobas Priel, weil sie hier in Schattenfrische öfter soll getafelt haben. Gouda war berühmt durch seine Reiherjagd. Schloß Teilingen aber, welches bei dem Dorfe Sassenheim zwischen Leyden und Haerlem liegt, war damals umwogt von der prachtvollsten Waldung. Man erzählte später, die Bäume hätten so dicht und üppig gestanden, und so in einander verwachsen, daß wer eine Stange genommen, sich von Teilingen hätte bis nach Haerlem von Ast zu Ast schwingen können, ohne den Boden zu berühren. Das Dickicht war be-

völkert von Hirschen Füchsen und Reihern, hier und da hatte auch ein Einsiedler seine Klause darin. Diese Waldherrlichkeit erstreckte sich auch bis Noordwyck. Ein Dammweg, noch jetzt der Grafendamm genannt, ging von Teilingen an Noordwyck vorbei und durch die Dünen zur nahen Nordsee, wo ohne Zweifel Schiffe zu Lustfahrten im Hafen lagen. Auch in den Gewässern bei Teilingen gab es schöne Fischereien.

In diesen Schlössern waren der Fürstin Gemächer geschmückt mit Vorhängen und Sitzkissen, die von Sammet Gold und Seide. Auf den Teppichen, mit denen die Zimmerwände ausgeschlagen waren, glänzten Springbrunnen Orgeln und Schäfereien. Eine Menge Prachtgewänder durfte keiner Fürstin damals fehlen, auch Jakobäa hatte ihrer viele. Noch größer aber war ihr Reichthum an kunstvollen Gold- und Silbersachen, die von Perlen und Edelsteinen funkelten. Denn solche blitzende Kleinode voll Kunst und Pracht hatte sie gern, vorzüglich Diamanten Rubinen und große Perlen. Die Zahl ihrer Halsgeschmeide schien ungewöhnlich groß, darunter z. B. ein Halsbändchen mit zwölf Diamanten und zweiundfünfzig Perlen und einem großen viereckigen Diamant, ein anderes mit neunundvierzig kleinen und drei großen Perlen und einer Blume, die von einem Diamant und einundzwanzig Rubinen gebildet war. Bei Jakobäas Tode, als schon mehrere Kleinode nach ihrem Geheiß verschenkt waren, hatte der Rest noch einen Werth von 1382 Pfund, während 17 Pferde und 10 Stück Rindvieh ihres Nachlasses nur auf 59 Pfund geschätzt wurden.

Wie früher unterhielt Jakobäa einen großen fürstlichen Hofstaat von Kammerherren und Pagen, Sängern und Herolden, Saalwärtern und Falkonieren, Harnisch- und Bogenmachern, und all den andern zahlreichen Haus- Hof- und Jagdbedienten, welche im fünfzehnten Jahrhundert eine fürstliche Haushaltung zu einer Stadt- und Dorfgemeinde machten, in welcher neben den ritterlichen Berufsarten auch all die bürgerlichen und ländlichen Handwerker vertreten waren. Jakobäa gönnte an ihrem Hofe alten

Dienern und Reisigen gerne eine warme Stelle, wie sie denn überhaupt eine große Wohlthäterin der Armen und ihre Hand immer zum Geben offen war.

Mit herzlicher Treue hing sie an ihren ritterlichen Kriegsgefährten, und Diese vergalten ihr die Liebe. Arnold von Gent, Borre von Doirnic, der Geheimschreiber Johann Grenier, der Vikar Johann von Neck, — Diese und Andere traten niemals aus ihrem Dienste. Arnold von Gent bekleidete die Stelle des Meisterritters am Hofe, seine beiden Töchter und Jungfrau Spierinck von Aelborg, die Tochter des Ritters, der Jakobäa aus Gent gerettet, waren Hofdamen. Florenz von Kyfhoek, Bastard Ludwig von Holland, und die andern berühmten hoekischen Ritter, auch Wilhelm von Egmond waren öfter bei der Fürstin zu Gaste. An ihre Jagd- und Ritterfeste erinnern auch die kleinen Kännchen von hellgrauem Thon, welche man noch „Vrouw Jakobas Kannetjes“ nennt, und wiederholt in den Grachten alter Schlösser gefunden hat. Es bestand ein alter Brauch, aus diesen Kännchen, ohne Zweifel mit einem Spruche, einen Trunk zu thun und sie dann über den Kopf hinter sich zu werfen. Wahrscheinlich hat Jakobäa in der Fröhlichkeit ihres Herzens die alte Sitte wieder zu Ehren gebracht. Vetter Philipp ließ es seiner Base Hofhaltung an Gelde nicht fehlen. Wenn die Landeseinkünfte nicht reichen wollten, machte er freigebig Vorschüsse. Jakobäa lebte fortan mit ihm in gutem Einvernehmen, und auch ihre Mutter ließ sich endlich dazu herbei, urkundlich auf ihre Brabanter Erbrechte zu verzichten, wogegen ihr Philipp bedeutende und zwar durchaus sichere Jahresgelder verschreiben mußte.

Im Besitz Jakobäas fanden sich auch englische Bücher, die von alten Historien oder von Naturwissenschaft handelten. Keiner an ihrem Hofe konnte die Schrift lesen, es sei denn sie selbst. Diese Bücher waren so kostbar, daß man sie unter den Juwelen aufführte. Humfried hatte ebenfalls im Hennegau Bücher zurückgelassen, die er von Philipp zurückforderte. Dieser schickte seinen Schatzmeister und noch einen Vertrauten zur alten

Herzogin nach Quesnoy, welche dort im Schatzgewölbe fünf große Bücher fanden. Als Philipp davon hörte, ließ er sie gleich holen. In einem Korbe, der auf einem Pferde festgemacht war, wurden sie nach Brüssel gebracht, wo der Herzog selbst sie in Empfang nahm.

Am Gesange trug Jakobäa besondere Freude, sie hatte drei Sänger und mehrere „Diskantirbücher", so nannte man die geschriebenen Sangbücher mit den Gegenstimmen zum canto fermo. Auch das Schachspiel scheint sie geliebt zu haben. Ihre größte Lust aber blieb die Jagd. Nicht bloß, daß sie überall im Lande freies Jagdrecht sich vorbehalten, Philipp mußte ihr auch ein paar Tage später, als sie die feierliche Abtretung ihrer Länder vollzogen hatte, die Stelle eines Oberforstmeisters von Holland verleihen, weil mit dieser Stelle das gesammte Forst- und Jagdrecht im großen Haerlemer Holze, sowie in den Dünen und Wildnissen von Nordholland verbunden war. Dort wo die Waldungen so weit und dicht waren, wo die gelblichen Hügelwellen der Dünen, spärlich vom Ginster begrünt, sich in weiter Einsamkeit dehnen, wo die dunkeln Wogen der Nordsee feierlich durch die tiefe Stille donnern, die ganze Natur einsam, wild, voll erhabener Trauer ist, — dort schien es Jakobäa immer wieder hinzuziehen.

Zu ihren Jagdausflügen bedurfte sie vieler und rascher Rosse. Noch bei ihrem Tode hatte sie dreiundzwanzig Stück, darunter dreizehn Hengste, wie sie die Ritter in Schlacht und Turnier trugen. Einer ihrer Zelter hieß „manke Trude", ein anderer „Kohlmeise". Einen Hengst, „den fahlen Weysäufer", ließ sie pflegen, bis er beinahe blind und nichts mehr werth war. Der Abt von Middelburg, der einen guten Marstall hielt, hatte ihr gar oft Pferde stellen müssen. Noch auf dem Todtenbette empfand sie darüber Gewissensbisse, weil die Pferde von geistlichem Gute gekommen.

Während aber Jakobäa in tiefen stillen Jagdgründen Vergessenheit suchte, dachten Andere daran, ihre Fürstenthümer dem

Herzog von Burgund wieder zu entreißen. Kaiser Sigmund war, als Jakobäa zur Abtretung ihrer Länder gedrängt wurde, in Italien gewesen. Bei seiner Rückkehr im Oktober 1433 sah er mit Aerger und Bestürzung, wie breit und tief sich der Franzose in's deutsche Reich eingedrängt hatte. Denn Franzose war Philipp „von Blut, von Herzen, von Willen," wie Olivier de la Marche, einer seiner Hofleute, schrieb. Der Kaiser betrachtete Holland und Brabant als ihm anheimgefallen: Philipp aber ließ sich nicht einmal herbei, die Belehnung nachzusuchen. Er weigerte zum Hussitenkriege Zuzug, störte die Ruhe der Kirchenversammlung zu Basel durch seine Fehde mit dem Herzog von Oestreich, blieb mit dem Herzog von Geldern, auf welchem des Reiches Acht und Aberacht lastete, verbündet, und hielt den Herzog Renatus von Lothringen, welchen der Kaiser begünstigte, im Gefängniß. Was aber Sigmund vollends empörte, war der burgundische Uebermuth, welcher zu Basel den Vortritt vor den Kurfürsten forderte, des Reiches Satzungen verspottete, und dem Kaiser, der für den Frieden zwischen Pabst und Konzil sein höchstes Bemühen einsetzte, in Rom wie in Basel im Stillen unaufhörlich entgegen arbeitete. Wiederholt war Philipp vorgeladen, sich vor dem Kaiser zu stellen „auf dem Weg der Gnade oder des Rechts": die Unterhandlungen fruchteten nichts. Sobald nun die Hussitenkriege ihm wieder freiere Hand ließen, schloß der Kaiser im Juni 1434 mit dem Dauphin, indem er ihn als König anerkannte, ein Schutz- und Trutzbündniß wider den Herzog von Burgund, und erließ gegen Diesen eine geharnischte Kriegserklärung als gegen einen unverschämten Rebellen, „der sogar ansehnliche Fürstenthümer und Herrschaften in den niedern deutschen Landen, welche dem heiligen Reich nach Recht und Herkommen angefallen seien, und auch solche, die ihm dem Kaiser nach Erbrecht gehörten, ohne Rechtsgang weggenommen, für sich usurpirt, und trotz des kaiserlichen Widerspruchs verwegen im Besitze halte."

Philipp antwortete mit französischer Frechheit: „Er habe diese

Gebiete durch gutes Recht und klaren Vertrag in ruhigem Besitz von seinem Vater und andern Vorfahren her. . . . Es heiße die Sonne mit Fackeln erleuchten, wolle man noch des Kaisers nichtige Behauptung widerlegen, daß Weibern in den Niederlanden keine Thronfolge gebühre.“ Das schrieb er den deutschen Fürsten und Reichsstädten, und ließ sie dabei wissen: „Der Krieg, welchen der Kaiser in so ungeheuerlicher Weise erkläre, werde über alles Maß groß und schrecklich. Wer dem Kaiser zustimme, gegen Dessen Kaufleute müsse man in des Herzogs Landen sofort feindlich verfahren.“ Die Furcht der deutschen Städte vor Sperre des Handels, dessen Hauptströmung durch die Niederlande ging, das Mißtrauen der Fürsten gegen Sigmunds hochfahrende Pläne, endlich die eindringlichen Vorstellungen, mit welchen Pabst und Konzil den Kaiser bestürmten, verzögerten den Ausbruch des Krieges, und als es dennoch schien Ernst zu werden, schloß Philipp Frieden mit König Karl VII. von Frankreich, verbündete sich nun mit ihm wider den Kaiser, und nahm zugleich zu Basel eine Stellung, welche unfehlbar das Konzil sprengen mußte, sobald der Krieg ausbrach. Sigmund mochte das theuerste Werk seines Lebens, die Reform der Kirche, nicht opfern, und wich einstweilen vor den Hindernissen zurück, welche Philipps Schlauheit ihm entgegen stellte.

Unterdessen rückten seine Verbündeten, die Engländer, in’s Feld. Als Winchester den Delfter Vertrag, welcher Jakobäa und ihre Brüder unter burgundische Vogtei stellte, fertig gebracht hatte, und nach England zurück kehrte, wurde er sofort von Humfried mit der alten Erbitterung angegriffen, bekämpft und bedrängt auf Schritt und Tritt, selbst des Hochverrathes geziehen. Der Kardinal, in ein Meer von Verdrießlichkeiten gestürzt, hielt es für räthlich, nach Frankreich zurückzukehren. Nun machte Humfried immer größere Eingriffe in die Regierung. Bedford war in Frankreich und konnte nicht helfen. Immer schlechter ging es dort mit dem Kriege, immer frostiger wurde Philipp gegen die Engländer. Auch tüchtige Männer fingen in London davon zu

reden an, es wäre Zeit, mit Frankreich Frieden zu machen. Humfried aber donnerte nur von Krieg und Rüstungen, schrie über die Tücken und Ränke des ehrlosen Burgunders, und gab selbst von seines Bruders schlechter Politik, der sich von ihm verführen lasse, allerlei zu vernehmen. Das Volk horchte freudig auf die Reden seines „guten Herzogs" und sagte: er sei der rechte Mann für England. Wiederum mußte Bedford über den Kanal zurück, mitten im Parlament trafen die Brüder heftig auf einander. Bedford ruhete nicht, bis er die Regierung wieder in den Geheimrath verlegt hatte, und Kardinal Winchester Vollmacht erhielt, in Arras sich auf Friedensverhandlungen einzulassen. Dies war im Sommer 1435. Die Engländer hätten sich damals noch die ganze Normandie retten können. Allein Humfried und seine Partei erhoben Forderungen, deren Annahme den Franzosen unmöglich schien. Bedford, aufgerieben von Aerger und Mühsalen, starb, das kommende Unheil vor Augen, am 14. September. Sieben Tage später hatte Philipp seinerseits den Frieden unterzeichnet. Denn gegen Humfried hielt er sich jeder Rücksicht entledigt, die Gefahr von Deutschland her drohete, und in den Niederlanden hatte er ja gefunden, was er in Frankreich suchte. Dieses bezahlte ihm außerdem den Frieden mit ansehnlichen Grafschaften und Gränzgebieten.

Die Engländer waren wüthend über „den falschen eidvergessenen Burgunder", der auf solche Weise die zu Troyes und Amiens gewechselten Schwüre halte. Der tiefe Haß zwischen den lang Verbündeten, welchen Jakobäas Kriege eben so lange genährt und angefeuert hatten, ließ sich jetzt nimmer dämpfen. Bereits begannen englische Obersten die Burgunder im Felde anzufallen, was l'Isle Adam mit Gleichem erwiederte. Als Philipps Gesandte in London erschienen, um darzulegen, was ihn zum Frieden genöthigt habe, stürmte der Pöbel die Häuser von Flamändern Hennegauern und andern Unterthanen Philipps, die sich in London angesiedelt hatten. Die Regierung aber würdigte die burgundischen Botschafter nicht einmal einer Antwort. Eng=

lische Gesandte eilten zum Kaiser, um mit ihm zu planen, wie man den gemeinsamen Feind unterwerfe. Andere Boten trugen Briefe nach Seeland und Holland zu den Handelsstädten, worin der König sie daran erinnerte, wie lange sie bei ihrer Freundschaft und nahen Verbindung mit England sich gut gestanden, wie ihr und Englands Fürstenhaus stets verwandt und innig verbündet gewesen, und wie Philipp jetzt wider Eid und Ehre handele. Inständig sprach den Holländern jetzt die englische Regierung zu, und ließ sie merken, wie schlimm sie dabei führen, wenn man sie aus dem alten freundschaftlichen Verkehr mit England losreiße. Der König verlangte von jeder Stadt aufrichtige Antwort durch den Ueberbringer seiner Botschaft.

So standen die Dinge bereits im Dezember 1435. Philipp verfolgte mit Sorgen die Wühlereien der Engländer. Ihre Gesandten, welche zum Kaiser wollten, ließ er in Brabant niederwerfen, um zu erfahren, was gegen ihn gesponnen werde. Im März schrieb er nach London: „Er könne die wiederholten Beleidigungen nun nicht mehr ruhig hinnehmen; thue er etwas gegen die Engländer, könne Niemand sich mehr wundern oder ihm Schuld geben.“ Die Antwort wies im hohen Tone die Frechheit und die Lügen zurück, deren sich Philipp, der sich Herzog von Burgund nenne, schuldig mache. Humfrieds Name stand als der Erste unter dieser Kriegserklärung. Jetzt war er oben auf: endlich wollte er Rache haben am Todfeinde. Wäre Burgund niedergeschlagen, hoffte man mit den Franzosen leichtes Spiel zu haben. So hochfliegend waren Humfrieds Pläne, und er ließ rüsten im größten Maßstabe.

Einige Tage nach der Kriegserklärung, am 29. März 1436, schrieb man in des Königs Namen zum zweitenmal an Jakobäa. Auch sie hatte aus London eine Zuschrift, wie die holländischen und seeländischen Handelsstädte, empfangen, jedoch sich begnügt, den Brief artig anzunehmen, ohne darauf zu antworten. Jetzt schrieb der König: „Auf das herzlichste sei er erfreut, als er gehört, daß sie seinen Brief so freundschaftlich und liebens-

würdig angenommen. Er danke ihr von ganzem Herzen dafür, und hoffe, sie werde ihm nun wieder schreiben, wenn sie dazu Muße und Gelegenheit finde." „Vieltheure und vielgeliebte Base und Pathin, seid gewiß, daß zu Allem, was Euch Ehre und Vortheil brächte, wolltet Ihr uns davon benachrichtigen, wir jederzeit geneigt sind als für unsere gute Verwandte und Pathin. Wollt Ihr uns davon Nachricht geben und auch von Eurem guten Befinden, so wird es uns das größte Vergnügen machen."

So schrieb man ihr jetzt aus London, wohin sie einst verzweiflungsvoll so viel Hülfe flehende Briefe gesandt. Diese stolzen Engländer, Humfried an der Spitze, gaben, keiner Antwort gewürdigt, sich den Anschein, als wären sie entzückt von Jakobäas Freundlichkeit, damit sie nur wieder anknüpfen durften.

Noch eine andere Genugthuung sollte Jakobäa werden, welche ihren lebhaftesten Empfindungen wohlthat, ihrem Stolz und Rechtsgefühl. Philipp ließ öffentlich erklären: all sein Recht in ihren Landen komme nur von ihr, und deshalb sei hier jede seiner Regierungshandlungen ungültig gewesen, so lange sie nicht selbst fürstliche Rechte auf ihn übertragen habe. Der Rath von Holland besiegelte am 12. Mai eine Erklärung des Inhalts: „alle Urkunden, welche Herzog Philipp von Burgund als Ruhwart und Erbherr von Holland vor der Delfter Sühne ausgestellt, sollten nichtig und ganz werthlos sein, es sei denn, daß entweder Jakobäa selbst oder daß nach dem Delfter Vertrag von 1428 Philipp sie von Neuem ausgestellt habe." Zur selben Zeit übertrug er auch auf Jakobäas Gemahl das ihr selbst bereits eingeräumte Forst- und Jagdrecht im Haerlemer Holz und in den Dünen und Wildnissen von Nordholland.

Der Herzog von Burgund hatte alle Ursache, Jakobäa und ihre Getreuen zu begütigen. Denn von den großen Rüstungen der Engländer, von dem Hasse Humfrieds, von des Kaisers Zorn, aber auch von dem Murren des Volks in Flandern Brabant und Holland hatte er Schlimmes zu befürchten, während all seine

Länder und Kassen erschöpft waren. Um ihn recht empfindlich zu ärgern, erklärte Heinrich VI., von dessen französischer Krone Flandern zu Lehen ging: Philipp habe durch seine Felonie dieses Fürstenthum verwirkt, und es werde an seiner Statt Humfried zum Grafen von Flandern erhoben. Philipp beschloß, den Engländern, von denen sein Feldherr Croy schon eine harte Niederlage erlitten, rasch auf den Leib zu rücken, unterhandelte mit den Flamändern, damit sie ihre gesammte Heeresstärke aufböten, und reisete nach Holland, um dort eine Kriegsflotte unter Segel zu bringen. Um Mitte Juni marschirte er mit einem Heer von mehr als dreißigtausend Mann auf Calays, um das englische Banner von seinen Zinnen zu reißen, und Humfried zu empfangen, ehe er einen Fuß an's Land setze. Die Flamänder, welche die Hauptmasse bildeten, führten das prachtvollste Geschütz und Tausende von Gepäckwagen. Auf jedem Wagen stand ein Hahn, die Stunden der Nacht und des Morgens abzukrähen. Engländer, die man unterwegs fing, wurden Dutzendweise an die Bäume gehängt, und man hatte große Noth, ihre Landsleute möchten sich aus Calays über den Kanal heimflüchten, ehe die Stadt noch angegriffen werde. Das war ein großer Irrthum. Die Belagerten schlugen tapfer jeden Angriff zurück, erstürmten die feindlichen Werke und Blockhäuser, und ließen ihr Vieh vor der Burgunder Augen auf die Weide gehen. Da schlug bei den Flamändern die Stimmung um. Sie wie alle Niederländer deutscher Herkunft ärgerte der französische Hochmuth der Burgunder. Sie schimpften auf die Herren, die alle Ehre allein wollten, und sich in ihren Zelten ergötzten, während sie Andern die Arbeit ließen.

Alsbald wurde aus der Festung gemeldet, der Herold Humfrieds wünsche zum Herzog zu reden. Humfried hatte diesem Herold den Namen „Pembrock" gegeben: „Jaqueline von Pembrock" so war der Brief unterzeichnet, welchen die gefangene Fürstin aus Mons voll Jammer und Zärtlichkeit an Humfried geschrieben, und welchen man im burgundischen Lager laut vor-

gelesen hatte. Philipp nahm den Herold an, und der Pembrock hielt seine Rede. „Sein hoher Herr, Herzog Humfried, der Protektor von England, wolle den Herzog von Burgund hier vor Calays mit seiner ganzen Macht und mit Gottes Hülfe bekämpfen, und finde er ihn nicht hier, wolle er ihn in seinem eigenen Lande aufsuchen, bis er ihn treffe, und das in Eile. Den Tag aber könne er nicht bestimmen, weil Wind und Welle unbeständig.“ Die Antwort lautete: „Sagt Eurem Herrn, seine Ausforderung sei, wie Ehre und Brauch es verlangen. Er soll sich aber keine Mühe geben, mich in meinem Lande aufzusuchen: hier, will's Gott, soll er mich finden, bis die Stadt Calays mir zu Willen ist, und ich werde bereit stehen, ihn und all seine Macht zu bekämpfen!“ Darauf schenkte Philipp dem Herold eine Schale mit hundert Goldstücken, und entließ ihn mit größten Ehren. Nun begab er sich zu den Flamändern, und bat auf das Inständigste: „Sie möchten doch bei ihm bleiben und für ihn streiten, daß er seine Ehre bewahre. Ließen sie ihn jetzt im Stiche, so komme Schmach und Schande über ihn, schlimmer als sie jemals einen Fürsten getroffen.“ Und als er endlich ihre Zusage hatte, ging er, am Strande sich ein Schlachtfeld auszusuchen, wo er die Engländer auf's Haupt treffen wollte, wenn sie die Landung versuchten.

Hier hatte er schon oft von den Dünen mit schweren Sorgen in die Meeresferne hinausgeschauet. Denn es war nun über Mitte Juli geworden, und die holländische Flotte noch immer nicht da. Endlich sah man ihre Geschwader heransegeln. Vollständig aber kam die Flotte keineswegs, und ihre Besatzung zeigte auch keine große Kriegslust. Die Holländer wurden beordert, den Hafen zu versperren, belasteten Fahrzeuge mit Steinen, und fingen an, sie in den Hafen zu bringen. Da fegten aber die englischen Kanonen von den Wällen dazwischen, und es war ein schweres Stück Arbeit. Mit Mühe und Noth gelang es, ein paar Steinschiffe in der rechten Linie zu versenken. Als aber Ebbe kam, lagen sie trocken auf dem Sande, und Männer und

Frauen kamen aus der Stadt, die Fahrzeuge zu zertrümmern, das gute Holz herein zu holen, und den Rest zu verbrennen. Als das die Holländer sahen, hielten sie alle Arbeit für vergeblich, und erklärten: man könne der Stürme wegen die offene Rhede nicht halten. Ihre Schiffe suchten nach und nach das Weite, und als es hieß, die englische Flotte sei im Ansegeln, war kein Holländer mehr zu sehen. Die flandrischen Fußvölker aber schrien jetzt, sie seien verrathen und verkauft, und geriethen in eine Wuth, daß sie nach des Herzogs Zelten stürmten und Croy Brimeu und andere burgundische Generale todtschlagen wollten. Diese mußten sich flüchten, und nur mit schwerer Mühe gelang es Philipp, die Wüthenden noch einmal zu besänftigen.

Als aber Abends gewisse Nachricht kam, die englische Flotte ziehe mit großem Heer heran, da brach unaufhaltsam der helle Aufruhr aus. Alle Flamänder schrien: „Gehen wir, gehen wir! Alle sind wir verrathen!“ Und gleich warfen sie Feuer auf ihre Zelte und Blockhäuser, ließen Geschütze und Wagen und Gepäck stehen, wo sie standen, und zogen davon. Was wollte der Herzog machen? Er allein mit seinen burgundischen Herren und Rittern konnte das Feld nicht halten. Sie mußten dem Heere folgen. Als andern Morgens Humfried mit zehntausend Mann landete, eilte er sogleich auf die Lagerplätze, welche der Feind so schmählich verlassen hatte, und konnte sich da die schönsten Wagen und Kanonen auflesen, welche zwischen zahllosen Wein- und Bierfässern umher standen. Philipp aber war außer sich vor Schrecken und Bestürzung. Er schrieb an seine Vertrauten: „Er habe eine Bitterkeit im Herzen, daß er mehr nicht ertrage. Sie sollten rüsten Tag und Nacht und das Aeußerste leisten; gerade jetzt müsse er die beste Armee haben, die er jemals aufgestellt, koste es was es wolle; denn jetzt würden die Engländer in seine Gebiete einfallen.“

Humfried ließ nicht auf sich warten. Nicht zufrieden mit dem großen Schimpf, welchen er dem Todfeinde angethan, sammelte er seine Gewalthaufen und brach mit schrecklicher Verheer-

ung herein über Flandern und Artois. Die lange verhaltene Wuth der Engländer sättigte sich jetzt an Philipps armen Unterthanen. Poperingen, Bailleul, und andere Städte und Dörfer gingen in Feuer auf. Das Volk war entsetzt, und der Aufruhr erhob sein Haupt in Philipps Städten. Nach allen Seiten rückten die englischen Waffen siegreich vor. Philipp ließ sich im Felde nicht blicken. Es war eine Zeit für ihn voll Furcht Schmach und tiefen Unglücks, und Humfried hatte endlich seine Rache. Als die Engländer sechs Wochen lang wie der böse Feind gewüthet, zogen sie aus Flandern wieder heim nach Calays, nahmen aber noch ein paar tausend Kinder mit, um daran von ihren Eltern Lösegeld zu verdienen.

Zur selben Zeit streifte die englische Flotte an der niederländischen Küste und landete und plünderte, wo sie nur wollte. Als die Engländer um Mitte August, zweihundert Schiffe stark, an der Zwin-Mündung lagen, mußte Franz von Borsselen eiligst nach Middelburg, um Seeland zu beschützen. Feuerzeichen loderten längs der ganzen Küste von Vlissingen bis zum Texel. Kam der Feind in Sicht, machte man ein Feuer; fuhr er irgend wo ein, zwei Feuer; wollte er landen, drei Feuer. Doppelte Heerfahrt war überall geboten. Bei dem ersten Feuer mußten sich Alle bereit machen, bei dem zweiten lärmten Glocken und Becken und zog Alles zu seinen Sammelplätzen. Achttausend Holländer sollten stets bereit stehen, Borsselen zur Hülfe zu eilen. Doch Humfried kam nicht, er schonte Jakobäas Gebiete.

Hätte sich dies Alles ein paar Jahre früher ereignet, so war Jakobäa gerettet, die burgundische Macht gebrochen. Jetzt aber mochte die einst Verlassene nur mit stillem Lächeln auf Humfrieds lodernde Rache blicken. Sie lag auf dem Sterbelager. Seit den ersten Julitagen wichen die Aerzte ihr nicht mehr von der Seite. Humfried hatte ihr nur ein fürchterliches Todtenopfer angezündet.

Neuntes Kapitel.

Ende Jakobäas Humfrieds und Philipps.

Schwindsucht Jakobäas. Aerzte. Testamentoren. Legate für die Getreuen und an Kirchen Klöster und Arme. Armengeschenke bei der Leichenfeier. Gewissensbußen. Unterstützung des Ritters von Sevenbergen. Jakobäas Tod. Erbverzicht von Gemahl und Mutter. Nichterfüllter Grabwunsch. Bestattung im Haag. Jakobäas Bildniß. Parteihaß. Borsselens letzte Jahre. Humfrieds Ausschweifungen. Sein literarisches Verdienst. Eleonorens schwarze Kunst. Der Hexe von Eye Liebestränke. Zaubermittel wider des jungen Königs Leben. Bolingbrookes Schandbühne. Eleonorens Prozeß und Buße. Humfrieds Erniedrigung. Seine und der Königin Partei. Verhaftung und räthselhafter Tod Humfrieds. Gericht über seine Leute. Philipps dauerndes Glück. Krieg mit der Hanse. Ludwig von Hessen. Die Festtage von Besançon. Erwerb Luxemburgs und Utrechts. Philipps Regierungspolitik. Parteiberuhigung. Uebergang zum modernen Staat.

Jakobäa war von der Schwindsucht befallen. Der Feuergeist hatte seine zarte Hülle verzehrt. Als Ruhe und ewig Entsagen eintrat, erblichen rasch ihre letzten Kräfte. Wohl mochten verzehrend mitwirken bitteres Nachdenken über all das Wilde und Verfehlte ihres Lebens, und innere Vorwürfe über den früheren Frevel an der Ehe und über unnütze Grausamkeiten im Kriege. Eine Fürstin vergißt niemals, auf welcher Höhe sie geboren, und behält ein schmerzlich feines Gehör für jedes leise Gelächter über ihre Thorheiten und ihr Unglück.

Schon im Sommer des Jahres 1436, als Jakobäa fünf und dreißig Jahre alt wurde, war sie zu Teilingen so schwer erkrankt, daß sie das Schloß nicht mehr verlassen konnte. Außer ihrem Leibarzte Meister Martin wurden zwei andere Aerzte berufen, Meister Johann von Leyden und Meister Giesebrecht von Amsterdam, welche, so lange die Fürstin noch lebte, in Teilingen wohnten. Zuletzt kam noch ein berühmter Arzt, der Dortrechter Johann von Apeltaren: allein auch seine Kunst konnte das rasche Ab=

rinnen der Lebenskräfte nur noch verzögern, nicht mehr aufhalten. Zu Anfang des Oktobers, als es mit ihr zu Ende ging, kamen außer Mutter und Gemahl, auch ihre Freunde, Florenz von Kyfhoek und Florenz von Abele, und dazu Wilhelm von Egmond, welche Drei zugleich Mitglieder von Philipps Regierung in Holland waren.

Es scheint, Jakobäa hing, wie Schwindsüchtige gewöhnlich, noch mit Leidenschaft am Leben. Erst als ihre Stunden gezählt waren, erklärte sie sich bereit, ihr Testament zu machen. Wie es damals Brauch war, ernannte sie „Testamentoren", welche ihren letzten Willen anhörten und sich verpflichteten, ihn nach Kräften auszuführen. Diese waren die Mutter, der Gemahl, die drei vorgenannten Edelleute, der Vikar Johann von Neck, und der Großprior Meister Gillis von Wissenkerke. Jakobäas langjähriger Geheimschreiber Grenier schrieb nieder, was sie sagte. Weil aber ihre Mutter und ihr Gemahl nicht den ganzen Tag dabei sein konnten, so ernannte Jene den Schatzmeister Johann v. d. Mye, Dieser den Ortspfarrer Reychroeck zu Stellvertretern.

Jakobäa hatte Alles wohl bedacht. Ihre getreuen Ritter, ihre Hofdamen, ihr natürlicher Bruder Ludwig, eine Frau Christine in Utrecht, welche ihre natürliche Schwester sein sollte, erhielten Kleinode und Geldlegate. Vorre von Doirnic z. B. bekam einen Hengst, der in St. Martinsdyck aufgefüttert war. Für Claes von Duwelant, welchen sie ebenso, wie einen Sohn Adrians, der für sie vor Dortrecht gefallen, in Köln studiren ließ, wurde die Summe „zum Doktorschmaus und stattlichem Feste" ausgesetzt. Dietrich v. d. Merwede, Ludwig v. Montfort, Brederode, Vyanen, v. d. Zyl, Arnold von Gent, Poelgeest, Naeldwyck, Assendelft, Kyfhoek, Helmich von Doirnic, welche Jahrgelder von der Fürstin bezogen, erhielten noch zu guter Letzt eine Hauptsumme. Dann bedachte Jakobäa all ihre Diener und Dienerinnen, die ihr jemals im Leben treu gewesen waren. Sie besann sich darauf, wer ihr besonders lange gedient habe, wer arm und kränklich geworden, wer für sie Wunden oder Ge-

fängniß erlitten, wer noch nicht hinlänglich belohnt worden. So vergaß sie auch nicht ihre beiden Ammen, weder die rechte in Quesnoy, noch die andere, die zu Zeiten ihre Stelle vertreten hatte.

Klöster Kirchen und Arme wurden natürlich bedacht, und zwar auf das Reichhaltigste. Geistliche Genossenschaften waren es gewohnt, wenn eine fürstliche Person starb, aus ihrem Nachlasse ein Geschenk zu fordern: über Jakobäa hatte sich wahrlich Keine zu beklagen. Wo sie jemals in einer Kirche in ihren Erblanden gebetet hatte, erinnerte sie sich dessen in ihrem Testamente. Alle fünfzehn „bittenden Orden" in Holland und Seeland erhielten einen Antheil. Allmonatliche und Jahresmessen und zahllose Gebete wurden dafür angeordnet. Von Armen aber sind gegen Hundert namentlich im Testamente aufgeführt. Auch hatte sie angeordnet, jeder Arme, der zu ihrer Leichenfeier komme, sei es bei der Bestattung oder bei dem zweiten Traueramt nach acht Tagen oder bei dem dritten nach vierzig Tagen, solle ein Geldgeschenk bekommen, und damit der Bedürftige dies wisse, solle ein Knecht auf die Dörfer gehen und es ansagen.

Endlich hatte die Sterbende auch ihr Gewissen erforscht, und alte Schulden, die man ihr oder ihrem Vater vorwerfen konnte, oder Frevel, für die noch keine Genugthuung geleistet war, in ihren letzten Willen aufgenommen. In erster Linie stand hier die Zerstörung der Stadt Ysselstein und des nahen Benscoip im ersten Jahr ihrer Kriege. Sie erklärte sich schuldig dieser Unthat, und „wenn ihre Seele darum belastet sein sollte, und zur Minderung der Pein, welche sie im Fegefeuer etwa dafür leiden müßte, sowie um das Herz und Gewissen der unglücklichen Einwohner besser zufrieden zu stellen," vermachte sie große Geschenke an Ysselsteins Kirchen, und bestellte in all diesen Kirchen sich eine Jahresmesse, wie sie Herr von Egmond zu ihrem Gedenken in Ysselstein bereits gestiftet hatte. Wie gerne sie mit den Ysselsteinern sich versöhnen wollte, bewies auch ihr und Bors=

selens Eintritt gerade in dieser Stadt in die Bruderschaft der Brüder und Schwestern Unserer lieben Frau. — Bastard Eberhard, welcher den Herrn v. d. Berge in Mons erschlagen hatte, erhielt die Sühnegelder, die er noch an dessen Verwandte zahlen mußte: jedoch hatte sich Borsselen hierfür mit als Schuldner erklärt. — Für Gillis, den Koch Johanns von Bayern, der in England erschlagen, wurden außer für vierhundert Seelenmessen auch die Sühnegelder angewiesen. — Gerhard von Stryen, der Ritter von Sevenbergen, litt, wie aller Welt bekannt war, Noth an Kost und Kleidern. Für den Fall, daß die Fürstin „einige Schuld an seinem Kummer trüge, wurde ihm, damit es ihr eher verziehen werde, und zur Ehre Gottes und aller Ritterschaft" eine ansehnliche Summe Geldes vermacht. In dieser vorsichtigen Weise wurde die Unterstützung des erbitterten Feindes Philipps bewerkstelligt. — Endlich erscheinen noch Summen ausgesetzt für Betfahrten, die eine nach Köln zu den h. drei Königen, die andere nach Wissenack zum h. Blute, die dritte nach St. Jost, die vierte nach Compostella zum h. Jakob. Solche Pilgerfahrten wurden zur Buße gemacht, wenn man etwas auf dem Gewissen hatte: wofür Jakobäa sie anordnete, ist im Testamente nicht angegeben. Schon bei Lebzeiten hatte sie im Stillen gebüßt, und, wie es damals Brauch war, arme Leute gezahlt, welche längere Zeit mit ihr bei Wasser und Brod fasteten und beteten.

Nachdem die Fürstin ihren letzten Willen erklärt hatte, starb sie schon am andern Tage, Sonntag den 9. Oktober 1436. Zwei Mönche und drei Beghinen verrichteten am Sterbebette die Gebete.

Mit ihrem Testamente war ein Bote gleich zum Herzog abgeritten. Er traf ihn im Damme, wo Philipp Jakobäas letzten Willen am 11. bestätigte. Am 12. entschlug sich Franz von Borsselen vor neun ritterlichen Zeugen des Nachlasses, also auch der Schulden Jakobäas. Ihre Mutter brauchte dieselbe Vorsicht. Das gesammte Vermögen, obgleich an Gelde fast 4600 Pfund vorhanden, war in Vermächtnissen oder Schulden aufgegangen.

Jakobäa hatte begehrt, daß sie im geliebten St. Martinsdyck in der Kirche zum Haeftinge begraben werde. Allein die alte Herzogin-Mutter widersetzte sich. Sie hatte das fürstliche Begräbniß in der Haager Residenz im Auge, die andern Testamentoren bedachten die großen Kosten, und man beschloß: Jakobäa solle bei ihren Ahnen im Haag in der Kollegiatkirche bestattet werden.

Feierlich wurde die Leiche dorthin geleitet. Das ganze Land kam in Bewegung. Zur Leichenfeier erscheinen Roland von Uutkercken und eine sehr zahlreiche Ritterschaft, und allein an Armen, von denen Jeder einen neuen Groschen empfing, zählte man gegen Drittehalbtausend. Der Fürstin Gesinde erhielt sämmtlich schöne Trauerkleider. Die Hofkapelle war mit schwarzem Tuch ausgeschlagen, zahllose Kerzen flimmerten darin Monat für Monat, und öfter wiederholten sich die Feierlichkeiten und Trauer-Gelage, in denen sich die prunk- und trunksüchtige Ritterszeit eine unsinnige Verschwendung erlaubte. Da die Statthalterin, Frau von Santes, mit ihrem Gemahl, Philipps Gouverneur, als die vornehmste Dame im Lande zu betrachten, so ging sie noch lange Zeit alle Tage, während das Hochamt in der Hofkapelle im Haag gesungen wurde, angethan mit ihrem bunten Mantel stattlich zum Hochaltar, um für die Verschiedene das Opfer zu bringen. Sie erhielt dafür ein Paternoster von Perlen und Edelsteinen.

Als die alte Herzogin, Borsselen, und die andern Testamentoren zu Nordwyck drei Tage lang beisammen waren, um über Jakobäas Vermögen und die Ausführrng ihres letzten Willens sich zu berathen, kamen noch „viele Ritter und gute Mannen" hin, die an der Tafel Theil, und gern ein Andenken aus dem Nachlasse der Fürstin nahmen, die so schön und kühn, so leidenschaftlich und so unglücksvoll noch lange Zeit in der Menschen Gedächtniß stehen blieb. Doch auch der Parteihaß hegte ein langes Gedächtniß. Der Bildschneider Jorys hatte ein Bildniß Jakobäas aus Holz geschnitten, welches neben den andern Fürsten

und Fürstinnen von Holland in der Hofkapelle aufgestellt wurde. Achtundzwanzig Jahre später ließ Dietrich von Duivenvoorde sich hinreißen, im holländischen Ministerrath schändliche Worte über Jakobäas Bildniß auszustoßen. Auf der Stelle mußte er Abbitte leisten, und wurde noch zu einem Strafgeld von 31 Dukaten verurtheilt. Dasselbe Bild wurde zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts in seinen Farben aufgefrischt, und zu Anfang des siebzehnten benannte man noch einen Saal im Haager Schloß nach Jakobäas Stuhl, der darin stand. Auch in unserer Zeit gibt es noch eine Menge von Sachen und Oertlichkeiten, an welche sich lebhafte Sagen von „Frau Jakoba von Bayern" knüpfen.

Ihr Gemahl Borsselen überlebte sie noch um mehr als ein Menschenalter. Als Graf von Ostervant und als Herr der reichen Lande, die Jakobäa ihm übereignet hatte, lebte er, umgeben vom fürstlichen Hofstaat, meist in Briel. Jedoch war er auch Kastellan von Teilingen, wo Jakobäa gestorben. Ungetrübt blieb das hohe und schöne Ansehen, dessen Borsselen sich bei seinem Fürsten wie bei aller Welt erfreute. Bei Philipp hieß er lieber Vetter (Neffe), und Karl der Kühne nannte ihn auch wohl seinen Vater. Keine ernste Frage gab es, in welcher man seine kluge Erfahrung nicht zu Rathe zog, und wiederholt griff er in die Landessachen ein mit dem bedeutenden Gewichte seiner Persönlichkeit. Borsselen starb im hohen Alter, gesättigt von Glück und Ruhm und allen Ehren.

Wie aber erging es Prinz Humfried und seiner Eleonore? Ihrer wartete ein düsteres Schicksal. Humfried hatte schon frühe durch wilde Lebensart seine besten Kräfte erschöpft. Wie es Humanisten häufig ging, war der junge Wein, der ihm aus Geistesfrische und Naturfreude der Alten entgegenschäumte, auch ihm gefährlich geworden. Bald nach Jakobäas Tode verlangte er von seinem Leibarzt, ihn gründlich zu untersuchen. Der Befund lautete: Organe und Nerven seien durch gar zu vieles Denken und Turniren, besonders aber durch andere Ausschweifungen zerrüttet. Als nun Humfried von seinem Heereszug der Rache

gegen Philipp zurückkam, und dennoch des Kardinals Friedenspolitik die Oberhand behielt, stürzte er sich um so eifriger auf Literatur und Wissenschaft. Auf seinen Schlössern sammelte sich, was es in England an Schöngeistern und Naturforschern gab, und wer aus Italien Bücher und Verständniß der Klassiker brachte, wandte sich zuerst dorthin. Von dem Einen ließ Humfried den Boccaccio übersetzen, den Andern eine Biographie seines Bruders Heinrich V. verfassen, den Dritten ein Buch über das Ritterwesen schreiben. Mit glänzenden Briefen wurde ihm von Florenz und Mailand die Widmung von Aristoteles Politik und von Platos Republik entgegengetragen. Wie er dafür Geld mit vollen Händen streute, so waren ihm auch keine Schätze zu theuer, wo es galt, Bücher zu erwerben, in welche er dann, wohl nicht ohne einen Anflug von Eitelkeit und Schwermuth, vorn hinein schrieb „Mon bien moundain", gleich als wäre die Wissenschaft jetzt sein Ein und Alles auf der Erde.

Bei alledem stand er noch immer auf der Lauer, wie er dem in den Tod verhaßten Oheim und Kardinal einen Schlag versetzen, und die Herrschaft an sich reißen könnte. Erlahmt an Thatkraft fing er allmählig an, auf Eleonorens unheilvolles Einflüstern zu hören. Alles Wissen und Forschen steckte damals noch tief in Ahnungen und Aberglauben von geheimnißvollen Naturkräften, die theils lieblich und segensreich, theils mit grimmer Zerstörung in's Menschendasein eingriffen. Mit den Bekennern der geheimen Wissenschaften hatte sich Frau von Glocester bereits tief eingelassen. Hatte ihr doch ein altes Weib, Marjory Jourdemain, die Hexe von Eye genannt, die schon einmal auf der Folter gewesen, jene Liebestränke gebrauet, welche Humfried mit unsinniger Gluth erfüllten! War Eleonore dadurch von eines Edelmanns Tochter zur Herzogin geworden, sollte sie nicht noch einen Schritt weiter thun zur höchsten Würde im Lande? Zwischen ihrem Humfried und dem Königsthrone stand, da seine drei Brüder gestorben, nur noch des Aeltesten Sohn, König Heinrich VI., ein an Geist und Körper gar schwächlicher Knabe.

Nun war keine Meinung verbreiteter, als man könne durch Zaubermittel bewirken, daß ein fremdes Leben hinschwinde. Des jungen Königs Leben versprach ohnehin keine Blüthe: Eleonore dachte, sein Hinsiechen nur ein bischen rascher zu machen. Dann war sie Königin von England, und Humfried hoch über allen Neidern und Feinden. Zwei gelehrte Geistliche, die in den geheimen Wissenschaften sich bemüheten, fanden es räthlich, am schnelleren Aufsteigen von Glocesters Stern mitzuarbeiten. Der Eine war Robert Bolingbrooke, ein berühmter Sterndeuter, und sein Gehülfe ein Kanonikus der St. Stephanskapelle im Westmünster, Thomas Southwall. Diese Beiden steckten sich mit Eleonore und der Hexe von Eye zusammen, und bereiteten mit seltsamen Zauberbrauch ein Wachsbild, an welches sie des Königs Jugend fesselten. Dann ließen sie die Wachspuppe Tage lang bei Kohlenglut langsam schmelzen, damit in derselben Zeit Heinrich VI. Leben versieche.

Allein die Sache wurde ruchbar, und beide Geistliche kamen in Haft. Bolingbrooke war mit seinem Zaubergeräth ergriffen, und mußte mit all dem Zeug sich öffentlich auf St. Pauls Kirchhof ausstellen lassen. Da wurde vor dem Kreuze eine hohe Bühne errichtet, und oben des Sterndeuters buntbemalter Stuhl hingestellt. An den vier Ecken standen kerzengerade vier blanke Schwerter, und an jedem Schwert hing ein kupfernes Bildniß, und ringsum sah man noch viel anderes wunderliches Geschirr. Dazwischen aber hoch auf dem Sessel saß der Schwarzkünstler, im Zaubermantel, und in der linken Hand hielt er ein Schwert, in der rechten ein Szepter. So ausgestattet pflegte er nämlich, sitzend auf dem Stuhl, die Geister zu beschwören. Vor der Bühne aber standen der Kardinal Winchester, der Erzbischof von Canterbury, die Bischöfe von London Salisbury und andere Prälaten. Der Bischof von Rochester hielt die Standrede, und als er geendet, mußte Bolingbrooke all die Sätze abschwören, die sich auf schwarze Kunst und Ketzerei bezogen.

Dies geschah am 25. Juli 1440 eines Sonntags. In

der Dienstag-Nacht darauf flüchtete plötzlich Lady Eleonore in ihrer Angst in die Sakristei des Westmünsters. Dadurch bekannte sie sich schuldig: denn in den Sakristeien suchten Verbrecher Zuflucht, bis sie Gnade erwirkten. Die Nachricht, Lady Glocester sei in der Sakristei von Westmünster, ging wie ein Lauffeuer durch London: alle Welt sprach von gräulichen Mordanschlägen auf das Leben des Königs. Der Geheimrath ließ Bolingbrooke vorführen und auf die Folter legen. Er bekannte auf die Herzogin von Glocester, welche Ursache, daß er sich mit Schwarzkunst abgegeben: denn sie habe wissen wollen, was ihr künftiges Geschick und zu welchem Stande sie noch berufen sei? Damit war Eleonorens Verderben besiegelt. Es versammelten sich die Bischöfe und der Kardinal Winchester in der St. Stephanskapelle im Westmünster, und forderten die Lady vor ihr Gericht. Als sie erschien, trat Bolingbrooke vor sie hin und wiederholte sein Zeugniß: sie zuerst habe ihm den Gedanken an schwarze Kunst eingeflüstert, habe ihn dazu getrieben, habe sein zeitliches und ewiges Unheil auf dem Gewissen. Der Hochsherif erklärte Eleonore für seine Gefangene, und führte sie auf das Schloß Leeds. Ein Gerichtshof von Lords und Juristen wurde niedergesetzt, welcher alsbald die Hexe von Eye und noch zwei Herren ergreifen ließ. Nun kam Alles an den Tag, wie lange schon die Lady von Glocester unheimliche Dinge getrieben, wie sie zu ihrer großen Schönheit und ihren Ränken noch Teufelei zu Hülfe genommen, und Humfrieds Herz und Seele durch Zaubertränke vergiftet habe. Viermal erschien die Schuldige vor dem Gerichtshofe. Das Erstemal wurden die Klageartikel vorgelesen, die man gegen sie aufgesetzt hatte: sie bejahte einige, um andere zu verneinen. Zwei Tage darauf wurde sie von allen Zeugen so bezüchtigt, daß sie Nichts zu erwiedern vermochte. Am dritten Tag mußte sie sich wieder zur Christin schwören. Am vierten Tag erhielt sie ihr Urtheil. Als des Herzogs Gemahlin, und weil sie an das Verbrennen des Wachsbildes nicht selbst Hand angelegt, lautete ihr Urtheil milder, als über ihre

Mitschuldigen. Die alte Hexe wurde verbrannt, Bolingbrooke gehängt und geviertheilt, Southwall starb im Kerker vor der Hinrichtung, wie er es vorher gesagt hatte.

Am Montag den 13. November war ganz London auf den Beinen, alle Straßen und Fenster von der Templebrücke bis zu St. Pauls Dom waren von Menschen besetzt. Lady Eleonore wartete im Westmünster. Als dort das Büßeramt vorbei war, fuhr sie auf der Themse bis an die Templebrücke, wo der Lordmayor, die Sherifs und Büttel der Stadt sie empfingen, und sodann vor ihr hergingen durch die Straßen. Ihnen folgte die schöne Dame in wallenden Bußgewändern, sie schritt einher mit bloßen Füßen, und hatte blos ein Tüchlein auf dem Haupte. In der Hand aber trug sie eine brennende Wachskerze von zwei Pfund Gewicht. So wurde sie bis in St. Paul geführt. Im Dome zog sie von einem Altar zum andern, bis sie an den Hochaltar kam, auf welchem sie ihre Kerze opferte. Am Mittwoch landete Eleonore am Ausgang der Themsestraße, und wiederum mußte sie langen Büßerweg beschreiten bis zu einer andern Kirche. Und noch einmal am Freitag zog sie von einem andern Punkt am Flusse durch die langen Straßen zu einer Kirche, um die dritte zweipfündige Wachskerze zu opfern. Nun war das stolze Weib genug entsühnt und erniedrigt, und wurde dem Herrn von Stanley überantwortet, daß er sie Zeit ihres Lebens gefangen halte auf dem Schlosse zu Chester, und für ihren Unterhalt sollte er jährlich 100 Mark bekommen. Zu Chester, später zu Kenilworth, zuletzt auf der Insel Man hat sie ihr Leben im Gefängniß beschlossen. Welch ein Weib sie war, oder was man von ihr glaubte, deutet die Stelle bei einem damaligen Chronisten an, welcher sagt: „Von dieser Dame Eleonore könnte man noch andere Dinge schreiben, welche aber aus Scheu vor Natur und Weiblichkeit nicht enthüllt werden sollen.“ Es scheint, diese schöne Teufelin hatte das Aeußerste versucht, wohin sich eines Menschen Glieder und Gelüste verirren können.

Wie mochte der alte Oheim, welchem Humfried seit zwanzig

Jahren jeden erdenklichen Aerger angethan, jetzt über die Schmach des Neffen lächeln! Humfrieds Name rettete die Gemahlin vor dem Scheiterhaufen, das war Alles, was er, der Protektor von England, für die Unselige vermochte. Das Volk zwar hielt seinen Liebling, „den guten Herzog“, für entschuldigt, denn wie hätte er den Zaubertränken der Hexe von Eye widerstehen können? Allein vor Schande hätte Humfried in die Erde sich verkriechen mögen. Er konnte noch von Glück sagen, daß man ihn bloß in seiner Gemahlin gezüchtigt hatte. Denn bei seinem Wissensdurst und Hang zum Abentheuerlichen wußte er ohne Zweifel, was Eleonore getrieben. Niemals erholte sich sein Ansehen von so tiefem Falle. Der Kardinal setzte jetzt seine Friedenspolitik durch. Graf Suffolk ging nach Frankreich als Brautwerber um die Hand Margarethas von Anjou für den jungen König. Mitgift brachte sie nicht: vielmehr mußte England, um diese Braut, welche dem königlichen Hause von Frankreich nahe verwandt war, zu gewinnen, noch Anjou und Maine darauf geben. Denn die Heirath sollte eine Brücke zum Frieden schlagen. Um so leidenschaftlicher erklärte der Herzog von Glocester sie für Schimpf und Schande. Er wollte Alles daran gesetzt wissen, daß die französischen Eroberungen behauptet würden. Hätte seine Partei nur auch bessere Mittel dazu geschaffen! So konnte er die französische Heirath nicht mehr verhindern, hatte aber gerade genug gethan, um den tiefen Haß der jungen Königin auf sich zu laden. Sie war eine Anjou, und wie gewisse Charakterzüge in den meisten Gliedern eines Fürstenhauses wiederkehren, z. B. bei den Stuarts Heldenfeuer Edelmuth und frevelhafter Leichtsinn, so hatte fast noch jeder Anjou verwegenen Stolz Herzenshärte und treulose Tücke bekundet.

Es wurde Margaretha im Mai 1445 mit großem Pomp in London gehuldigt. Auch Humfried, der bei dieser Gelegenheit wenigstens all seine Prachtliebe entfaltete, empfing sie an der Spitze der Lords als seine Königin. Wie viel besser wäre England gefahren, hätte dieses junge Weib nie einen Fuß an seine

Küsten gesetzt! Das Unheil heftete sich an ihre Sohlen, wo sie ging und stand. Achtzehn Jahre später flüchtete sie in einem Fischerboote auf die See: aber es waren achtzehn Jahre, die England mit Blut überschwemmten. Kaum war sie Königin, so griff sie mit beiden Händen nach dem Szepter. Ihr Gemahl stand ihr nicht im Wege, denn er blieb ein armer Schwächling: wohl aber hinderte sie Oheim Glocester, auf welchen der König aus alter Gewohnheit in wichtigeren Sachen zu hören pflegte. Alsbald gab es Händel mit ihm, und zwei Parteien traten sich schroff gegenüber in wachsender Erbitterung. Zur Partei der Königin hielten der Kardinal, der Erzbischof von York, und die Grafen von Stafford und Warwick. Die beiden Letzteren waren dieser Heirath wegen zu Herzögen von Buckingham und Warwick erhoben, gleichwie Suffolk zum Marquis. Suffolk, ein eben so verwegener als herrischer Charakter, war die Seele der Partei und der vertrauteste Rath der Königin. Mit Glocester verbanden sich näher der kriegerische Herzog Richard von York, königlicher Prinz und Statthalter in Frankreich, und Viele vom niederen Adel und Bürgerstande; denn das englische Volk haßte die Französin und ihren Suffolk, den man einen Verräther hieß.

Die Partei der Königin griff an. Richard von York mußte seinen Platz dem Herzog von Somerset räumen, dem Neffen des Kardinals. Glocester wurde aus der Regierung verdrängt, und eine Reihe Klagartikel gegen ihn vor den Staatsrath gebracht. Man legte ihm unter Anderm zur Last: wider Landesrecht habe er an die Stelle erlassener Todesurtheile eine andere Strafe gesetzt. Da man ihm aber nichts anhaben konnte, so wurde ein anderer Weg eingeschlagen. Am 16. Februar 1447 wurde das Parlament nach der Abtei Bury St. Edmunds berufen, wo kein Aufstand des Londoner Volkes zu befürchten war. Die Königin, Suffolk, und der ganze Hof begaben sich dorthin. Geflissentlich wurde verbreitet, man müsse den König schützen, er sei nicht sicher vor den wilden Anschlägen von Glocesters Partei. Bewaffnete standen vor den Thüren und Treppen der Abtei, auf

allen Straßen wurden Fähnlein von Landwehrmännern aufgestellt, und Tag und Nacht mußten sie Wache stehen, obgleich es eine schreckliche Kälte war und Mehrere starben. Humfried wollte zeigen, daß er sich um all die Redereien und Anschuldigungen nicht kümmere. Von seinem Schlosse Devizes kam er am 18. Februar mit kleinem Gefolge herein, und stieg im Hospital ab. Allein kaum hatte er die Tafel beendet, so erschienen die Herzoge von Buckingham und Somerset mit dem Lord Constable von England und Andern, und erklärten ihn für verhaftet wegen Hochverraths. Bewaffnete und Dienstleute von des Königs Hofe wurden beordert, ihn auf's Strengste zu bewachen. Am selben Tage wurden 42 von Humfrieds vertrautesten Leuten, es waren zum großen Theil Walliser, und noch einige Andere ergriffen und in verschiedene Gefängnisse geschickt. Der Schlag war geglückt.

Daß man es wagte, an des Königs rechten Oheim, der so lange Jahre der Erste in der Regierung war, Hand anzulegen, erregte Bestürzung aller Orten. Ein paar Tage vergingen, und noch war kein Prozeß gegen den Herzog eingeleitet: er aber lag krank und gefangen unter scharfer Bewachung, kein Mensch durfte zu ihm. Das Volk begann unruhig zu werden, seine Feinde konnten das Schlimmste erwarten. Da fand man ihn am 23. Nachmittags, es war der Tag nach Aschermittwoch, todt in seinem Bette. Alles schrie „Mord, Mord!“ Seine Leiche wurde vor das Parlament gebracht, von Lords und Gemeinen untersucht, und dann öffentlich ausgestellt. Wer es konnte, drängte sich herbei, sie zu betrachten. Allein nicht am geringsten Zeichen ließ sich erkennen, daß der Herzog gewaltsam den Tod gefunden. Da raunte man sich in die Ohren: er sei zwischen Federbetten langsam erstickt, oder man habe ihm, wie einst König Eduard II., einen spitzen heißen Draht durch den After in den Leib getrieben, daß er daran sterben mußte, ohne daß man äußerlich eine Spur entdeckte. Das Volk glaubte es und blieb dabei, der geliebte Fürst sei schändlich ermordet. So stellt auch Shakespeare im

zweiten Drama von Heinrich VI. den Hergang dar, dem alten Kardinal führt die Todesangst des Sterbebettes den gräßlich Gemordeten vor Augen. Andere aber, und es gab nahe Freunde Humfrieds darunter, meinten: er sei aus Kummer gestorben, daß man ihn so gräulich behandele, und ihm jedes Mittel abschneide, sich zu rechtfertigen. Seine Leiche wurde feierlich in der Abtei St. Albans bestattet.

Die Verhafteten wurden nach Deptford gebracht, wo ein Gerichtshof niedergesetzt war, dessen Vorsitz Suffolk führte. Man gab ihnen Schuld: sie wären ausgegangen und hätten versucht, Lady Eleonore zu befreien, und sie hätten eine bedeutende Anzahl Leute zusammengebracht, und seien mit ihnen am 11. Februar in Greenwich gewesen, in der Absicht, nach Bury St. Edmunds zu ziehen, den König zu stürzen, und Humfried auf den Thron zu erheben. Fünf von ihnen, — der Ritter Roger Chamberlain, die Edelleute Middleton Herbert und Tursey, und Richard Nedam ein Gentleman, — wurden verurtheilt, zu Tyburn zu sterben. Man hing sie an den Galgen, ließ sie rasch zur Erde, riß ihnen die Kleider ab, und die Henker zogen mit ihren Messern auf den nackten Körpern die blutigen Streifen, wo sie sollten geviertheilt werden. Da rief Suffolk „Haltet ein!", zog einen Gnadenbrief des Königs aus der Tasche und las: „der König schenke ihnen das Leben, weil die Rache Gott gehöre, und weil es Freitag sei und nächstens Mariä Himmelfahrt". Da sie in des Henkers Händen gewesen, so gehörten Diesem ihre Kleider. Suffolk aber und seine Freunde theilten sich in Humfrieds reiche Güter, Suffolk selbst nahm die Grafschaft Pembrock. Eine Parlamentsakte hatte Humfrieds Wittwe für unfähig erklärt, an seiner Erbschaft Theil zu nehmen. Der Kardinal starb wenige Wochen darauf. Suffolk mußte ein paar Jahre später vor dem Hasse des Volks aus England flüchten, wurde auf der See von Matrosen gefaßt, und von ihnen auf gräuliche Weise hingerichtet. Noch fünf Jahre nach Humfrieds Tode schrieen die aufständischen Haufen, die unter Cades Führung sich sammelten, um Rache

für des guten Herzogs Ermordung, und noch öfter forderte das Unterhaus, das Verfahren gegen Glocester solle untersucht und sein Andenken von jedem Schimpfe frei werden. Wie groß auch seine Fehler waren, Humfried muß doch ein ungewöhnlicher Mensch gewesen sein: sonst hätte sein Andenken sich nicht so tief und schmerzlich dem Volke eingeprägt.

Philipp aber regierte in den Niederlanden noch ein ganzes Menschenalter, und mit jedem Jahre nahm er zu an Macht und Glück und Ansehen. Was er anfing, gelang, und was er erworben, entriß ihm Niemand mehr. Sobald er Herr über die Holländer geworden, trieb er sie zu langem Krieg und Seeraub gegen die Hanse, um seine Unterthanen aus dieser deutschen und republikanischen Genossenschaft loszureißen. Vergebens schickte im nächsten Jahr nach Jakobäas Tode der Kaiser den Landgraf Ludwig von Hessen, um den Krieg gegen Philipp zu beginnen. Kaiser Friedrich III. dagegen ertheilte den burgundischen Gesandten 1442 auf der Kaiserkrönung zu Aachen die Belehnung mit all den Reichslanden, welche Philipp an sich gerissen, besuchte ihn auf dem Rückwege in Besançon, und übereignete ihm dort, mitten unter köstlichen Festgelagen, die Niederlande vollends. Nur noch um Luxemburg hatte der Herzog einen Strauß mit den deutsch gesinnten Einwohnern und dem tapfern Grafen von Gleichen zu bestehen, welchen Herzog Wilhelm von Sachsen, der mit Sigmunds Enkelin dessen Luxemburger Recht erworben, mit kleinem Heere hingeschickt hatte. Auch hier gelang es Philipps Glück und Klugheit, die sächsischen Ansprüche abzukaufen, und sich des Landes zu bemeistern, welches ihm Elisabeth von Görlitz nun noch einmal öffentlich und feierlich durch Schenkung unter Lebenden abtrat. Fünf Jahre später bemächtigte sich Philipp auch des altberühmten Utrechts, indem er dem Hochstift einen seiner zehn natürlichen Söhne zum Fürstbischof aufdrang.

Kein Fürst seiner Zeit hatte so viel Landgebiete zusammengebracht. Mit noch größerer Bewunderung sahen ihn seine fürstlichen Genossen alle diese Länder und Leute, die so verschieden

in Sprache und Sitte, in Verfassung und Parteien, regieren von seinem Hofe aus, um sie alle gleichmäßig zum Unterbau der glanzvollen Größe seines Hauses zu machen. Gleichwie burgundische Hofsitte damals auf alle Residenzen überging, so studirten die Fürsten und ihre Räthe Philipps Regierungspolitik, die Einrichtung seiner Heere, die Gliederung seiner Ministerien, die Ordnung und Ergiebigkeit seiner Finanzen. Und doch war der „große Herzog" kein Genie, bloß Verstand und ruhige Kraft und Ausdauer, wohl aber ein feiner Meister in der Kunst, die Menschen zu behandeln und die Umstände zu benützen.

Vielleicht das Schwierigste, was er vollbrachte, war die Verschmelzung der Parteien. Noch wiederholt erhoben sie in Holland grimmigen Aufruhr wider einander. Ihre adligen Häupter aber sahen sich nach und nach unter Philipps Hofadel eingereiht. Die Städte wurden allmählig mit Steuern und Besatzungen, mit Gesetzen und Bedingungen so verstrickt und belastet, daß ihnen die Lust zu Aufständen verging. Allem Volke aber verbürgte des Fürsten Regierung Recht und Frieden und Aufschwung von Handel und Gewerbe. Jede Partei glaubte zuletzt ihre Grundsätze bei ihm im Steigen und Siegen. Denn er verschaffte Achtung ihren berechtigten Forderungen, und etwas Recht hat jede Partei, sonst wäre sie nicht da. Noch tieferes Verständniß aber hatte Philipp für die großen treibenden Gedanken seiner Zeit. Diese gingen auf eine monarchische Staatsordnung, welche all die vielen Landstriche und Städte, all die kleinen Selbstherrlichkeiten und Eigensuchten umfaßte und zu einem großen wohlgegliederten Ganzen einigte. Philipp zog nur erst die Umrisse des modernen Staates, in welchen sich die feudale Welt noch breit hineinbauete. Das innere wachsende Leben darin war das arbeitsame Bürgerthum, und Hort und Herrschaft ging von dem Fürsten und seinen Beamten aus. Der burgundische Philipp wußte Beides wohl im Gleichgewichte zu halten. Als aber der spanische Philipp den Absolutismus des Hofes übertrieb, da belebten sich wieder die Städte und Gewässer Hollands von Par=

teigängern, wieder sah man überall Parteizeichen, diesmal Münz und Bettelsack der Land- und Wasser-Geusen. Der bürgerliche deutsche Geist bekämpfte siegreich die spanische Königsallmacht, und das Ergebniß war Hollands Freiheit. Unberechenbar ist, wie viel Anregungen seitdem im Staatswesen, in Handel und Kolonien, und jeder bürgerlichen Entwicklung von Holland ausgingen, und wie sie fortwirkten in England Nordamerika Frankreich und der übrigen Welt. Das ist die Macht der berechtigten historischen Ideen! Sie schaffen sich immer nur neue Formen, bis sie sich ausgelebt haben, und so lange sind sie wie die großen Ströme, die sich niemals ausschütten, oder wie die Berge, deren Häupter, mögen sie noch so lange von dunkeln Stürmen umhüllt sein, immer wieder aus den Wolken treten in unvergänglicher Klarheit.

Noten.

Viertes Buch.

Die Brabanter Revolution.

Erstes Kapitel.

Brabant und seine Hauptstadt.

1. Errichtungsurkunde des Raths von Cortenberg vom 27. Septbr. 1312 bei Middelaer II 541.

2. Das alte Brüssel. Vgl. Henne et Wauters I 151—180 und die Schriften von Albin, Pinchard, und Anderen.

Zweites Kapitel.

Die neuen Fürsten von Burgund.

1. Hergang bei der Thronbesteigung Johanns: v. Löher Kaiser Sigmund und Herzog Philipp von Burgund, im Münchner histor. Jahrbuch herausgegeben von der histor. Klasse der Akad. der Wissenschaften 1866 S. 311—313. Dynter III c. 1. 3—13. Erwerbung von Brabant Limburg und Luxemburg für Anton von Burgund: v. Löher a. a. O. 313—318 Dynter c. 69—87.

2. Elisabeth von Görlitz Dynter c. 88—90. 114—117. Henne et Wauters I 186 Note 2. König Sigmund und Herzog Anton: v. Löher 318—322. Dynter c. 100—124.

3. Herzog Anton und die Städte Henne et Wauters I 181—190.

4. Angebliche Vergiftung Elisabeths Dynter c. 125 p. 296—297.

5. Schlacht bei Azincourt Dynter c. 126—127 p. 298—304.

6. Einsetzung der Regentschaft Dynter c. 128. 129. Friedensunterhandlungen der Brabanter mit den Nachbaren Dynter c. 130 p. 306—309. 311. Huldigung Johann IV. das. c. 131. 132. 141. Ansprüche der Burgunder das. p. 320—324.

7. Verhandlungen mit der Herzogin Wittwe Dynter p. 312—313. 316—319. 328—331. König Sigmund und die Brabanter: v. Löher am angeführten Orte 323—324. 327—329. Dynter p. 324—338.

8. Johann IV. und die Stände Dynter c. 140 p. 338—339. Wilh. v. d. Berge heißt in Johanns Urkunde vom 11. Jan. 1419 bei Mieris IV 512 „Rath, Kamerling, und Rentmeister von allen unsern Finanzen."

Drittes Kapitel.

Brabanter Hofgeschichten.

1. Aufhetzung des Herzogs gegen die Adelshäupter Dynter c. 163 p. 376. Bestrafung des Oberstschatzmeisters und Oberrichters A Thymo c. 15. 16. v. Löher Beiträge zur Gesch. Jakobäas von Bayern (München 1865) I 38—39. Brabantsche Yeesten. Luyster van Brabant II. 20.

2. Des Herzogs Botschaft nach Brüssel und Heinrich von Bergen Dynter c. 165 p. 379—381.

3. Ermordung v. d. Berge's Particularités 27. 36. Dynter c. 166 p. 382. 814—815. Nicht bloß Jakobäa, sondern auch ihr späterer Gemahl Borsselen bezahlten die Sühnegelder, welche Eberhard für v. d. Berge's Ermordung entrichten mußte: Cod. Nederl. diplom. 2. Serie I 235—236.

4. Aussöhnung der Herren von Nassau und Bergen mit dem Herzog Dynter p. 380. 381. Aenderung des Hofstaates Dynter c. 167. Laurette von Assche Aegidius Roya ad a. 1419. St. Rémy Memoir. (ed. Buchon, Paris 1838) c. 108 p. 453. Vinchant 77.

5. Sieg der Brüsseler über den Herzog A Thymo c. 16—19. Dynter c. 169.

6. Scheidung zwischen Jakobäa und ihrem Gemahl Dynter p. 384. Beider Gestalt nnd Wesen Chastellain (ed. Kervyn de Lettenhove, Bruxelles 1863) 170. 210—211. Monstrelet (ed. Buchon, Paris 1836) I c. 245. Mémoires de Pierre de Fénin (ed. Dupont, Paris 1837) 230. Auch Jakobäas Zeitgenosse Nicol. Upton de studio militari (ed. Bissaeus, London 1654) nennt sie eine foemina dotibus tum animi tum corporis felix. Vgl. Jakobäa I 464.

7. Johann von Bayern hatte, wie es im Vermeerede Beka 428 heißt, „bei dem Herzoge von Brabant sehr gute Freunde, mit welchen Dieser sich zu berathen pflegte." Vgl. Meerman Beleg en verövering van Leyden in 1420 p. 29. Heimlicher Fehdevertrag zwischen beiden Herzogen: v. Löher Beiträge I 36—37.

8. T'Serclaes und seiner Genossen Plan: Beitr. I 41. Klageschrift der Stände Dynter c. 186 p. 394. Aushungerung der Hofdamen Dynter c. 182 p. 388—389. c. 186 p. 394. Divaeus Brab. 104—105. Divaeus Lovan. 42. Vinchant 77—78. Ueber die

Gründe von Jakobäas Abreise aus Brüssel vgl. auch ihre eigene Erklärung: Particul. 36. 37. Beitr. zur Gesch. Jakobäas I 56. 45.

Viertes Kapitel.

Johann von Bayern und die Hoeks.

1. Verfolgung der Hoeks. Verm. Beka 411—412. Magn. Chron. belg. und Suffr. Petrus ad h. a, Brederodes und Wassenaars Erklärungen im Bündnißbriefe mit Utrecht am 15. April 1420. Beitr. I 14—15.

2. Ritter Nothaft. Beitr. I 67—72. Andere Urkunden vom 31. Aug. 1420 und 19. März 1423 bei Mieris 557. 669.

3. Johanns von Bayern Brabanter Absichten. Man vergleiche die Verhandlungen bei dem Biervlieter Verlöbniß Mieris 411 und Dynter 369 (Jakobäa I 327) und im Art. XIII des Friedensvertrags vom 13. Febr. 1419 mit den Maßregeln, welche St. Paul gegen Johann von Bayern nöthig hielt, bei Dynter 401—403, Aegid. de Roya, und Divaeus Ann. Lovan.

4. Die burgundische Blutrache Kervyn de Lettenhove Hist. de Flandres IV 232.

5. Bedrängniß und Unterhandlungen der Utrechter. Verm. Beka 409 ff. Heda hist. Ultraj. 272. Mieris 533. Meerman 37. 42—44.

6. Bündniß mit Geldern am 3. Juli 1419. Verm. Beka 409. Nyhof Gedenkw. uit de Gesch. v. Gelderl. III, 153, Urk. no. 385 p. 363 ff. Vertrag mit Gaesbeck am 9. Febr. 1420 Mieris 539.

7. Die Vorgänge in Leyden sind von Meerman in seinem Verhaal van het beleg en de verövering van Leyden in 1420 (Leyden 1806) nach der Reihe so trefflich erforscht und dargestellt, daß soweit es die Thatsachen betrifft, dieses Werk den Glauben wie zeitgenössische Urkunden verdient. Bündnißverträge der Hoeks und Utrechter vom 15. und 17. April 1420 Mieris 542—545.

Fünftes Kapitel.

Fall von Leyden.

1. Verträge vom 21. und 22. April 1420 Mieris IV 545—548. Dynter p. 388. 394—395. Daß die Urkunden nicht sogleich veröffentlicht wurden, erhellt aus dem Verm. Beka, der nur gerüchtweise davon weiß. Ein Beispiel aber, wie jetzt die Beamten allein von Johann von Bayern die Schlösser übernahmen, ist die Urkunde vom 28. Oktober 1420 M. 559.

2. Die Leydener, Utrechter, und Amersforter Kriegsgeschichten sind von Meerman sämmtlich an's Licht gestellt. Nimmt man aber blos die Thatsachen, und wie sich ihre Folgenreihe und Verkettung ergibt, und hält auch die, doch nicht ganz unglaubwürdigen, Berichte des

Verm. Beka 416—428 und bei Velius 19 damit zusammen, so ist man genöthigt, hier und da in der Beurtheilung von Meerman abzuweichen.

Sechstes Kapitel.

Zweiter Heereszug Jakobäas wider Johann von Bayern.

1. Die Brabanter und Brüsseler Vorgänge sind ausführlich geschildert von Dynter c. 173—204 p. 389—435. Vgl. dazu die französische Uebersetzung p. 822 ff. Die zweite Quelle ist a Thymo, die dritte Divaeus Ann. Brab. 42 Lovan. 104, die vierte die Brabantsche Yeesten. Zu diesen Brabanter Quellen, welche mit andern handschriftlichen Nachrichten bei Henne et Wauters in der Hist. de la ville de Bruxelles fleißig benützt wurden, sind hinzuzunehmen die Hennegauer in den Particularités sur l'hist. de Jacquel. 32—47, und die holländischen Aufzeichnungen im vermehrten Beka. Einzelheiten finden sich auch im Aegid. de Roya und im Zandfliet, dem Lütticher Chronisten, 413. Damit sind zu vergleichen die Darstellung bei Monstrelet I c. 239 und besonders Chastellain I 170—176. Der Letztere hebt hervor, daß der Plan, des Herzogs Bruder St. Paul zu berufen und ihm die Regentschaft zu übergeben, zuerst von Jakobäas Mutter ausgegangen sei, — ferner die Unterredung St. Pauls und des Herzogs durch das Thorpförtchen, — die große Gewalt des Herrn von Heynsberg über den Herzog, — die Bekenntnisse der Patrizier auf der Folter, — die Gegenwart des Herzogs bei den letzten Hinrichtungen. Chastellain erzählt offenbar nur das, was er von Andern gehört hatte, und sucht es sich zurecht zu legen: wohl aber hatte er über die einzelnen Thatsachen, welche er berichtet, Gewährsmänner, welche mit dem Hergange bekannt waren.

2. Die neue Dispensationsbulle des Pabstes nach seinem Widerrufe datiren Dynter p. 366 und A. Thymo (Beitr. I 36) VI° cal. Junii pontificatus nostri anno secundo. Das wäre also, da Martin V. am 11. und 21. November 1417 inthronisirt und geweihet wurde, im Mai 1419 gewesen. Nun aber war am 23. August 1420 laut Jakobäas Erklärung vor den Hennegauer Ständen noch keine neue Dispensation erschienen, und die Stände schickten eine Botschaft nach Brüssel, damit ihre Erlangung betrieben werde: Partic. 36. 37. 39. Aus Jakobäas Erklärungen vor dem Schiedsgerichte in Paris im Juni 1424 (Beitr. 56) und den Hennegauer Ständen im Dezbr. (Partic. 76—77) erfahren wir, daß inzwischen die Dispensation erschienen war, aber nur sich auf die beiden Punkte der Blutsverwandtschaft und der Schwägerschaft bezog. In der That enthält nun die von Dynter und Thymo mitgetheilte Dispensationsbulle nur diese beiden Punkte. Sie konnte ferner erst dann erschienen sein, als Humfried und Jakobäa bereits ihre Vermählung vollzogen hatten, weil sonst keinen rechten Sinn der Zusatz hätte: irritum quoque et inane totum id- et quidquid pro ipsius impignoracione (imperfeccione?) matrimonii a quoquam attemptari contigerit, declaramus. Im April 1423 war auch der Prozeß zwischen Jakobäa und Johann von Brabant adhuc in curia romana indecise pendens: Dynter p. 431 c. 202. Es bleibt also nichts übrig, als anzunehmen, daß entweder jene beiden Chronisten das Datum falsch gelesen, oder daß es in dieser Sache — in welcher

so Vieles gefälscht wurde: Beitr. 36 — gefälscht war. Das ächte Datum der Bulle wird VI. Kal. Junii pontif. anno septimo sein, nämlich 27. Mai 1424. Denn kurz nachher, im Juni, sollte die große Schiedsverhandlung zu Paris sein zwischen Humfried und Johann von Brabant. Ohne Zweifel hatten die Abgesandten des Letztern erst zu diesem Reichstag die päbstliche Bulle erhalten können. Auch Plancher 90 setzt den Erlaß der Bulle in diese Zeit. — Die Benediktiner müssen sogar eine Nachricht gefunden haben, Johann von Bayern habe selbst Jakobäa heirathen wollen: l'art de vérifier les dates 645.

3. Ueber die Ereignisse von Gertrudenberg und den Gränzkrieg zwischen Brabant und Holland berichten außer den unten genannten Quellen der Cod. Tegerns. in den Beiträgen I 15 und der Verm. Beka. Vgl. Zandfliet 412, Urk. v. 11. Febr. 1422 und 26. April 1421 bei M. 623. 578. Johann von Bayern und die Friesen und Utrechter: Urk. vom 4. Novbr. und 1. Dezbr. bei M. 559. 560.

4. Pfalzgraf Ludwig III. vom Rhein, genannt der Bärtige, war 23 Jahre älter, als Jakobäa, und starb 20. Dez. 1436. Seine erste Gemahlin Blanka war die Tochter Heinrich IV. von England und starb 1409. In zweiter Ehe war er 1417 mit einer Tochter des Herzogs Amadeus von Savoyen vermählt.

Siebentes Kapitel.

Brüsseler Blutgerichte.

Dieselben Quellen wie in Note 1 zum sechsten Kapitel.

Fünftes Buch.

Humfried von England.

Erstes Kapitel.

Jakobäas Flucht nach England.

1. Besuch St. Pauls am 6. Jan. 1421 in Mons: Partic. 47. Ständeversammlung am 16. Februar in Valenciennes: 47—48. Anstrengungen Philipps von Burgund und Johanns von Bayern: Beitr. 46—47. Der Fall von Gertrudenberg nach 26wöchentlicher Belagerung trifft gerade in diese Zeit: Beitr. 15. Urk. vom 20. Nov. 1421 bei Mieris 607.

2. Antrieb der Hoeks zur Verbindung Jakobäas mit Humfried: Beitr. 15—16. 43—44. Chastellain (ed. Kervyn de Lettenhove, Brux. 1863) I 209 ff. c. 70—71.

3. Humfried von Glocester. Jakobäa und ihre Zeit I 418 n. 14. Henrici V. reg. Angl. gesta (ed. Benj. Williams, London 1850) p. 59. 228. 132. 159. Joh. Capgrave liber de illustr. Henricis (ed. Hingeston, London 1858.) Humfridus vir quidem inter omnes mundi proceres literatissimus. Capgrave widmete ihm seinen Commentar über die Genesis: 225—232, schrieb auch eine leider verloren gegangene Lebensbeschreibung Humfrieds: 109. 189. Auch dem Domherrn Upton gab Humfried den Auftrag, das berühmte Ritterbuch de studio militari zu schreiben, welches ihm ebenfalls gewidmet wurde. Heeren Gesch. des Studiums der klass. Literatur II 135 no. 39. Holinshed I 211—212. Hume 139. Vgl. Shakespear im Heinrich VI. Theil 1 und 2. Vgl. Pauli Bilder aus Altengland.

4. König Heinrichs Einverständniß mit Jakobäas Flucht nach England: Beitr. I 47—49. Sub certis conditionibus et promissionibus regiis ad terram istam (Angl.) pervenit (Jacobäa) Beitr. II 130. Le bon roy Henry me fist mener en son royaume: 137. Ad cujus requestam regnum Angliae intravimus: 132. Quant me feist aller par de la: 128. Am Schlusse der lateinischen Darlegung vom 27. Mai 1427 (Beitr. II 132) heißt es: Quod tota hujusmodi causa per christianissimum Francie et Anglie regnorum regem, moderni regis patrem fel. record., et regnum suum traxerit exordium. — Mit diesem Allem stimmt überein St. Rémy c. 108 p. 453 und der Geleitsbrief vom 1. März 1422: Rymer Acta et foedera Angl. (1745) IV 8. Vgl. den Anfang der Urk. v. 1. März 1426 in den Beitr. 85.

5. Die Fluchterzählung ist bei Chastellain romanhaft ausgesponnen. Glaubhafter sind St. Rémy c. 108 und Monstrel. c. 245. St. Rémy und Stow Chron. of Engl. nennen Robertsart als Denjenigen, der Jakobäa nach England brachte. Chastellain und Monstrelet nennen ihn d'Escaillon. Aus Beitr. 51 geht hervor, daß er beide Titel führte. In den Partic. 48 das Datum. Vgl. Dynter p. 414. Vinchant 82. Chastellain nennt die drei hoekischen Edelleute, welche Jakobäa nach England schickte, und berichtet über ihre Reise von Dover nach London. Daß Jakobäa hastivement habe flüchten müssen, schreibt sie nach Valenciennes: car y avoit conclusion de la prendre a force. Beitr. 47. Luxemburg marschirte auf Bouchain: das. 49. Monstrelet c. 265 p. 516.

6. Jakobäas Anschlag vor den Kirchthüren. Part. 48. 49. 37. Dynter p. 414—415.

7. Ihre Aufnahme in den Schutz und Schirm (mundiburdium) des Königs, seine Versprechungen, und Humfrieds Verlobung: gubernacioni ac protectioni regie majestatis in omnibus se submisit et consequenter juxta dispositionem et ordinacionem regiam Humfrido in conthoralem assignata. Beitr. II 130—131. Ueber die Versammlung, in welcher Jakobäa in des Königs Mundium eintrat: 132. 135. Erbvertrag zu Gunsten Humfrieds: Philipps größter Vorwurf ist, daß sie en sa desheritance avoit donné ses pays au duc de Glocestre et les avoit alliés a la couronne d'Engleterre, — sestoit

de ses pays desheritée et en fait adherité le dit duc de Gloucestre pour si et ses hoirs. Beitr. II 140. 153. Jakobäa widerruft im Art. III des Delfter Vertrags vom 3. Juli 1428 (Mieris 918) diese ihre Urkunden.

8. Ueber Hollands Reichthum an Schiffen auch Lescases in den Beitr. II 200.

9. Auftreten Philipps. Dynter 415. Partic. 50. Beitr. I 46. 47. 49. Vinchant 83. 84. Glaubwürdig und beachtenswerth erscheint, was in dieser Beziehung Lescases Beitr. II 200—201 mittheilt. Geleitsbrief für die Gesandten Herzog Johanns von Bayern am 3. Mai: Rymer IV 25. Jakobäas Briefe: Beitr. 46. Vgl. Urk. v. 31. Mai 1421 bei Mieris 583. Jakobäas Mutter in Arras Monstr. I c. 262 p. 514.

10. Jakobäas Ehren in England. Rymer IV 27. 31. 32. Monstrelet I c. 265 p. 516. Beitr. II 132. Part. 85. Ihr Aufenthalt in Hartford Part. 55.

11. Ueber das englische Volks- und Staatswesen Froissard und Commines in Kervyn de Lettenhove les bibliothèques de Rome: Bulletin de l'académie royale de Belgique 2me série tome IX no. 3.

Zweites Kapitel.

Johann von Bayern Herr in Friesland.

1. Ueber altfriesische Zustände Henno Suur Geschichte der Häuptlinge Ostfrieslands (Emden und Aurich 1846) S. 85 ff. Onno Klopp Geschichte Ostfrieslands (Hannover 1854) S. 146 ff. Wiarda Ostfries. Geschichte (Aurich 1791) S. 390—413.

2. Kriegsbrauch: Urk. vom 1. Febr. 1422 bei Mieris 618—621. Verwilderte Mönche: Urk. v. 6. und 15. Mai 1421 M. 580. 582.

3. Sigmund und die Friesen: v. Löher Kaiser Sigmund und Herzog Philipp 327—328. 330. 333. Dortselbst auch die richtige Datirung der Urkunde angeblich vom 19. August 1416 bei Mieris 387. Andere Urkunden bei Mieris 423—427. 502. 398. 418.

4. Verträge und Unterhandlungen mit den friesischen Parteien 1418—1421. Erster Unterthanenvertrag der Schieringer im Okt. 1418 bei Mieris 502. Die Groeninger verpflichten sich an den Bischof: 534. Waffenstillstand am 6. Aug. 1420 zwischen den fries. Parteien: 551. Friedensvertrag derselben 13. Sept. 1420 in v. Schwarzenberg Chart. Buch I 416 ff. Zweiter und dritter Unterthanenverband der Schieringer mit dem Herzog 4. Nov. 1420 und 3. und 4. April 1421 Mieris 559. 572—576. Renesse Generalkapitän: Schwarzenberg 423. (Mieris setzt die Bestallung unrichtig in's Jahr 1422, wo Herzog Johann nicht mehr von seinen Landen „bis zur Weser" sprechen konnte.) Unterhandlungen wegen der Vitalienbrüder mit den Vettkooper Häuptlingen, und über die Festungen der Schieringer, über den Overysseler Zuzug: Urk. vom 19. und 24. April 1421 M. 577. Anschlag auf Dokkum: Urk. vom 11. Juni 1421. Friedensunterhandlungen mit sämmtlichen Friesen und den Utrechtern im Juni und Juli 1421 M. 587—589. Landes-Einver-

leibung bis zu Lauwers und Allianz mit den übrigen Friesen bis zur Weser: 595 ff. Einverständniß auch mit Sicko Syarda: 639.

5. Utrechter Krieg. Absagen des Herzogs 1. Dez. 1420 M. 560. Vermeer. Beka 423 ff. Suffr. Petrus ad a. 1421. Heda 272 Urk. bei Mieris vom 30. Juli und 18. und 19. Sept. 1421 591. 599. 600. Burmann Utrecht'sche Jaerboeken, (Utrecht 1750) I 236—269. Lütticher Beistand für Utrecht: Beitr. 65.

6. Sturmfluthen und Ueberschwemmungen. Chron. Holl. Verm. Beka. Suffr. Petr. Magn. Chron. Belg. Velius Hoorn 20. Die Menge von Anordnungen des Herzogs Mieris 608 ff. Verpfändung der Juwelen der Herzogin: das. 618.

7. Neue Eidgenossenschaft der Friesen vom 1. Febr. 1422 M. 618—621. Es ist unrichtig, wenn die friesischen Geschichtschreiber, auch die neuen, die Sache so darstellen, als habe der Groeninger Bund der holländischen Herrschaft ein Ende gemacht. Das Gegentheil geht nicht nur aus der klaren und vollständigen Klausel des Bundbriefs, — beholdelyck sodaene heerlycheyt, als hartogh Johan van Bayern, onse genadige heere, heeft in Oostergoe en Westergoe landen nae inholdt onser besegelder handtschriften en privilegien, de wy van hartogh Johan vorgenoemt hebben, den wy gehuldet en geswooren hebben, — sondern auch aus den späteren Verhandlungen Herzog Johanns mit den Friesen deutlich hervor: Mieris 622. 654. 700. 717. 720. 726. 740. Es wurde auch keineswegs beschlossen, ihm all seine festen Plätze zu entreißen, sondern es werden nur vier benannt, und bei diesen handelte es sich hauptsächlich um die Wegschaffung der Vitalienbrüder. Vergl. des Herzogs Briefe an Ocko und Sicko vom 15. und 21. Juni 1422 bei M. 639. 641.

8. Aufstände in Haerlem und Zierickzee: Chron. Tielense 491. Urkunden bei Mieris 630—632. 669. Beitr. 66. 72. Vgl. Art. IX bei Mieris 919 und die zwei Urk. vom 1. Aug. 1428 M. 925. 926.

9. Angriffe der Hoeks, und ihre Helfer: Urkunden vom 24. Sept. 7. Okt. 21. Nov. 12. Dez. 1422, ferner vom 12. 15. Mai 16. Okt. 1423, 22. Jan. 15. März 18. April 4. Juli 5. Sept. 1424 bei Mieris 658. 660. 663. 666. 678. 679. 699. 705. 715. 719. 728. 733. Vgl. 764. Schon am 7. Oktober 1422 befahl der Herzog den Bau der Blockhäuser bei Brouwershaven.

10. Frieden mit Brabant und Utrecht. Urk. vom 20. Novbr. 1421, 22. Mai u. s. w. 1422 und 16. Juli 1423 M. 607. 636—638. 647—651. 686. Geldkosten der Utrechter: Beitr. 65. Burmann 265.

Drittes Kapitel.

Humfried von England und Philipp von Burgund.

1. Ueber Humfrieds Charakter oben Buch V Kap. 1 Note 3. Philipps Charakter ist zur Hälfte von Barante richtig gezeichnet, die andere Hälfte ist aus der Folgeweise seiner Handlungen zu entnehmen, insbesondere auch aus der Schrift von St. Germain: Beitr. I 79—80. Olivier de la Marche II 16. Vergl. v. Löher Kaiser Sigmund und Philipp 307—308.

2. Das Begegnen in St. Omer Monstrelet I c. 168 p. 393. Tödtlicher Haß zwischen Beiden: Beitr. I 63. II 140.

3. Heinrich V. auf dem Sterbebette Monstr. I c. 275 p. 530. Barante IV 367—370. Er starb den 31. August 1422.

4. Ueber die Fabel von der Dispensation durch Benedikt: Beitr. 49—50. Diese Fabel entstand wahrscheinlich aus einigen Worten der Bulle Martin V. bei Dynter 365. Vgl. den bei Pauli VI 92 Note 3 erwähnten Gesandtschaftsbericht.

5. Vermählung Humfrieds und Jakobäas. Zeit: Beitr. I 50—52. Pracht: nupciis regaliter in Anglia celebratis: Beitr. 16. Par ordinance de sainte eglise: Partic. 83. Nach vorherigem Rechtsgutachten englischer, italienischer, und anderer Juristen: Beitr. II 132. Part. 77.

6. Humfrieds Rüstungen und die Hennegauer: Beitr. 50. Part. 58. 55. Versuche Johanns von Brabant im Hennegau: das. 55—57. 59—60. 65. Einfälle der fremden Truppen in den Hennegau: 57—58. 63—65. 67. Humfried Winchester und die Lords Proceedings IV 13—18. Pauli Gesch. v. England V. 195—197. Lingard V 96 ff. 65 ff.

7. Erste Vermittlungsversuche: Beitr. 52. Bündniß zu Amiens Monstr. II 7 p. 542. Plancher 71—72. Daß auch Humfried den Bundeseid leistete, geht aus seinem ersten Briefe an Philipp vom 12. Jan. 1425 hervor.

8. Philipps Bündniß mit dem Herzog von Brabant: Beitr. 53—54. Dynter c. 202. 203 p. 431 ff. Daß er ihm Gelder auf Holland und Seeland vorstreckte: Urk. vom 13. Aug. 1425 bei M. 789—790.

9. Verbindung mit Johann von Bayern und dessen Thätigkeit: Beitr. 65—67. Chronik der Utr. hist. Genossensch. 1850, 260. Dynter 431. 437—439. Barante IV 373 ff. 386. 392. 402. 404. 421. Margarethe von Bayern Plancher 61.

10. Ein Testament Johanns von Bayern theilt Plancher IV Preuves p. XXVI mit, ohne jedoch anzugeben, ob ihm ein Original oder eine Kopie, oder vielleicht nur ein burgundisches Konzept vorlag. Nirgend anderswo ließ sich dieses Testament finden. Uebrigens hatte es ganz den Inhalt, auf welchen ich früher (Beitr. 75—76), ehe ich die Urkunde bei Plancher fand, bezüglich des Umfangs von Philipps Erbrecht einen Schluß zog. Von den Verhandlungen wegen des Nachlasses Johanns von Bayern mit Johann von Brabant, Elisabeth von Luxemburg, und Jakobäa: Chronik der Utr. hist. Gen. 1851, 270—271, Urk. vom 14. März 1427, und der Delfter Vertrag vom 3. Juli 1428 bei M. 878. 917.

11. Inhibition von Rom und falsche Bullen: Beitr. 54. 36. Dynter 365. Plancher 113. Der pikardische Erzähler (Beitr. 98) spricht ebenso von einer dispensation papale, wie Corner 1255. 1280 anführt, Jakobäa sei mandato et jussu des römischen Pabstes wegen zu naher Blutsverwandtschaft von Johann von Brabant geschieden worden.

12. Philipp und Bedford im Sept. 1423 in Paris: Plancher 79. vergl. 63. Versammlung der Schiedsrichter: Beitr. 54—58. Bulle vom 27. Mai 1424 oben S. 536 Note 2.

13. Humfrieds Heer Partic. 75. Cod. Teg. in Beitr. 16.

Geschütze: Beitr. 89. Annal. de St. Ghislain in der Coll. des chron. belg. inédit. VIII 542.

14. Landung in Calays. Am 28. Sept. traf die Hennegauer Gesandtschaft das Heer an der englischen Küste zur Abfahrt bereit. Am 5. Oktober hatte der Brabanter nach Mons um Hülfe geschrieben gegen Humfried, der nach dem Hennegau wolle. Am 7. hört man in Mons vom allgemeinen Heeresaufgebot in Brabant. Am 19. schickt man nach Calays, sich nach dem Stande der Dinge zu erkundigen. Am 21. war der Herold Humfrieds und Jakobäas aus Calays in Mons. Am 21. Okt. berieth man im Haag, wie man sich gegen die Engländer, die in Calays gelandet, wehren solle: Partic. 70—73. Chronik der Utr. hist. Gen. 1851, 261. v. Wyn Byvoegsels op Wagenaar I 90 ff. Daraus ist zu schließen, daß die Landung bereits in den ersten Oktobertagen erfolgte.

15. Letzter Rechtstag in Paris Monstr. II c. 23 p. 563. Dynter c. 437—439. Plancher 93—94. Havrech Landeshauptmann Partic. 67. Cod. Teg. Beitr. 16. Brabanter Landesaufgebot und die Bürger von Mons Part. 73—74. 70.

16. Zug nach dem Hennegau. Aufbruch aus Calays wahrscheinlich am 18. Novbr., am 19. marschirte das Heer schon aus Guines: Partic. 73. Dynter c. 207. 208. Annal. de St. Ghislain 542. Mémoires de Pierre de Fénin (edit. Mlle. Dupont, Paris 1837) p. 229. Die Herzogin Mutter: Cod. Teg. Beitr. 16. v. Wyn 88. Part. 75. Einzug in Mons u. s. w. Part. 75—79. St. Rémy c. 133. Zuströmen der Hocks: Joh. v. Dixmude in Coll. d. Chron. belg. inédit. III 37. Die Brüsseler in Hal: Henne et Wauters 225. Der Hennegau ein Schlösserland: Les Cases in Beitr. II 202.

Viertes Kapitel.

Tod Johanns von Bayern.

1. Seine kraftvolle und heilsame Regierung wird durch die zahlreichen Urkunden bei Mieris bekundet. Ueber seine Hausordnung Urk. vom 18. und 19. Mai 1424 bei M. 725. Heemskerks Verbannung und hübscher Falkenbrief an die Herzogin: Urk. vom 10. Mai 1423, 18. und 23. Sept. 1424 M. 677. 735. Grundruhrrecht und Hansen: Urk. v. 30. April 1424 M. 721. 722. Des Herzogs gutmüthiges und achtloses Wesen bezeugt Vliet bei M. 730. Ueber die Amtmannei für den Hengst Urk. vom 21. Febr. 1423 M. 709. — Vgl. Beitr. 65. 68.

2. Ritter Rothaft: Beitr. 67—72. Urk. vom 5. Jan. 1425 das. 68.

3. Maßregeln wider Hoeks und Engländer Urk. v. 4. Juli 1424 M. 728. v. Wyn Byvoegsels 91. Beitr. I 34—37, wo indessen S. 34 statt 1427 zu lesen 1424. Chron. der Utr. hist. Gen. 1851, 260.

4. Warnung des Brabanters vor Philipp: Urk. bei M. 745. Schoonhoven M. 740—741. Beitr. 67. 75. Vgl. den Brief an die Hennegauer Partic. 73. Vgl. Dynter c. 208 p. 440—441.

5. Johann von Vliet. Seine Stellung bei Herzog Wilhelm Cod. Teg. Beitr. 17, Gouthoeven 210. Beatrix: Joh. v. Leidis 347. Herrschaft über Marken Mieris 689. Dienstentlassung M. 730, Anm. An=

stachelung durch seine Frau: Cod. Teg., Chron. der Utr. Gen. 1851, 261. 1850, 418. Gefangenschaft in Purmerende: Chron. der Utr. Gen. 1851, 260—261. Bekenntniß über den ganzen Vergiftungs-Hergang M. 729—730. Hinrichtung den 3. Aug. 1424 Dynter 441. Cod. Teg, Chronik der Utr. Gen. 1851, 260—261.

6. Daß der Herzog an der Wirkung des Gifts starb, berichten Cod. Teg. Beitr. 18, Zandfliet Chr. Leod. 418, Corner 1262, Goudsche Chron. 126. Beschenkung der Hofkapelle: Urk. v. 7. Sept. bei M. 733. Ueber die Urheber der Vergiftung Beitr. 77 und Jakobäas Testament im Cod. diplom. nederl. der Utr. hist. Gen. I 209 vgl. 237. Ueber des Herzogs letzte Tage Chron. d. Utr. Gen. 1851, 267—269.

7. Elisabeth von Görlitz: Urk. vom 26. Febr. 1425. M. 760.

8. Johann von Brabant gehuldigt: Cod. Teg. Beitr. 18. Chron. Holl. 158. Urk. vom 8. Januar und 29. Mai 1425 M. 746 ff. Dynter c. 209 p. 441—445. Chr. d. Utr. Gen. 1851, 209—270. Borsselen Ruhwart: Urk. v. 22. und 16. Mai M. 779. 777. Vertrag mit den Friesen: Urk. vom 18. Mai M. 778. Philipp als Anstifter: Cod. Teg., Chron. Holl., Chron. d. Utr. Gen. 1851, 276.

9. Vertreibung und Wiedereindringen der Hoeks. Cod. Teg., Urk. vom 6. 14. 17. Febr., 27. März, 30. Mai M. 750. 756. 757. 771. 780. Olivier van Dixmude (ed. Lambin, Ypre 1835) 113. Gouda Dortrecht und Ziericksee: Chron. d. Utr. Gen. 1851, 269. Beitr. 77. 72—73. Part. 92. Briefe der Hennegauer Stände Partic. 85. 92. Chron. Holl.

10. Schoonhoven. Stellung der Stadt M. 793. 741. Eroberung durch Kyfhoek: Cod. Teg. Beitr. I 18—19. Goudsche Chron. 126. Vermeer. Beka 450—451. Reygersberch Cronycke van Zeelandt (1551) c. 43. Chron. Holl. 159—160. Chron. Tielense 503. Veldenaar 307. Suffr. Petr. 148. Gouthoeven 449—450. Die Einnahme der Stadt durch die Hoeks geschah zu Anfang März, schon am 11. März wußten die Leydener davon: Chron. d. Utr. Gen. 1851, 270. Herzog Johann begann die Belagerung am 24. März.

Fünftes Kapitel.

Fürstliche Zweikampfbriefe.

1. Philipps Thätigkeit Plancher 95—100. 105. 223. Beitr. 59. 62. St. Rémy c. 133. Dynter c. 206. 207. 208. Divaeus Ann. Lovan. § 4 p. 204. Divaeus Ann. Brab. p. 235. Chron. der Utr. Gen. 1850, 270. Die vom 1. März 1425 datirte Urk. bei Pauli V 193 Note 2 gehört in's Jahr 1426: Beitr. 85—86.

2. Franzosen gegen Humfried Monstr. II c. 29 p. 570. Parteien unter der Ritterschaft Dynter c. 206 zu Anfang p. 437, c. 214 zu Ende p. 453. Monstr. c. 32. p. 574—575. Fénin 228. Madame Jacque la desirée: Chron. de l'abbaye de Floreffe in der Coll. des chron. belg. inédit. VIII 134. Fénin 241. Bei Johann v. Dixmude 37 heißt Jakobäa blos Humfrieds Kebsweib und amye, dagegen sagt wieder Olivier v. Dixmude 114: Humfried habe Jakobäa ghecreghen in huwelicke by den paeus ende by de wet van

der heligher kerke. — Beitr. II 200: obtendens illius frigiditatem. Sieh Kap. IV Note 11. und Buch IV Kap. VI Note 2.

3. Briefe zwischen Humfried und Philipp. Der Text des ersten Briefes des Engländers bei Monstr. c. 25 sowie der Schluß des letzten Briefes des Burgunders ist aus Wavrin zu ergänzen: Beitr. I 63. Jakobäas Theilnahme am ersten Briefwechsel, und Ueberbringen der Briefe durch Herolde: Fénin 232. — Vgl. Oliv. de Dixmude 114—115. Plancher 99. Chron. des Pays Bas in der Coll. des Chron. belg. inéd. III 388.

4. Heer der Brabanter: Dynter c. 209—211. Cod. Teg. in Beitr. I 17. Oliv. v. Dixmude 113. Zusammensetzung des Heeres: Dynter p. 446. Burgunder im Heer: Fénin 230. Daß St. Paul 50,000 Mann hatte, und der Graf von Conversant hauptsächlich kommandirte: Fénin 231. Les Cases erzählt, es seien an 150,000 Mann zusammengeströmt, Philipp habe Valençiennes und Croy mit Luxemburg Mons belagern wollen: Beitr. II 201—202. Daß Humfried den Brabanbantern die Fehde nicht angesagt: Dynter p. 444.

5. Vorgänge im Hennegau Dynter c. 211. Monstr. c. 29. 30. St. Rémy c. 133. Partic. 86. Beitr. I 17. 63. 64. Die Brainer Jagdhunde Dynter p. 444—445. Ueber die Vorgänge nach Brains Einäscherung ist Dynter mit St. Rémy zu vergleichen, der Eine erzählt zu Gunsten der Brabanter, der Andere der Burgunder: Beide sind durch Monstrelet und durch Fénin 231—234 zu berichtigen.

Sechstes Kapitel.

Humfrieds Abzug.

1. Philipp in Hesdin St. Rémy c. 137—138. p. 476—477. St. Germain in Beitr. I 80—81. Oliv. v. Dixmude 115. Meyerus Annal. Flandr. 267 v. Hossart II 239.

2. Bulle vom 13. Febr. 1425 Dynter c. 214 p. 451—453.

3. Die Hennegauer Städte: Beitr. I 17. 59—60. 62. 84. Dynter c. 212 p. 448—449. Chron. des Pays Bas 388. Valençiennes und Mons: Beitr. 17. 33. Philipps Briefe an die Städte Partic. 97. 99. Jakobäas Mutter Part. 96. Plünderungszug des Brabanter Adels Dynter c. 213. p. 449—450.

4. Humfrieds Abschied Partic. 98—99. 112. Fénin 234. Monstr. c. 29 p. 571. St. Rémy c. 137. p. 476. Beitr. 64—65. Stow Chron. 367. Pauli V 193 Note 4. Jakobäas Brief vom 6. Juni. Von ihrer großen Liebe zu Humfried Wavrin Beitr. 64. Der Cod. Teg. (Beitr. I 17) berichtet, Humfried habe wirklich versucht, nach Holland durchzudringen. Verkündigung freien Geleits für die abziehenden Engländer Fénin 234.

5. Humfried in England Part. 112. Monstr. c. 32 p. 575. St. Rémy. Meyerus 268 v. Humfried in der öffentlichen Meinung Fénin 232. 234. Joh. v. Dixmude 37—38. Beitr. I 18, II 202.

6. Schoonhoven Kap. IV Note 10. Dynter c. 214. p. 451. Urk. v. 13. 19. 20. April, 22. 24. 29. Mai, 12. 13. 17. 19. Juni, 19. 25. Juli bei Mieris 775. 776. 777. 779. 780. 785. 786. 787. 788.

789. Chron. d. Utr. Gen. 1850, 419 über den Maitag der Leydener. Ferner daselbst 1851, 271. 272. 273 über das Unglück der Rotterdamer.

7. Ueber die Regulus-Fabel von. Arnold Beylinck Beitr. 73—74. Beylinck war Goudaer Schultheiß: Lange v. Wyngaerden Gesch. der Heeren en Beschryving der Stad van der Goude II 157—159. 450. I 735. Vgl. Kronyk v. h. hist. gen. te Utrecht 1867, 480, wo aber Dr. Brill hinsichtlich des Bildes ganz recht hat.

Siebentes Kapitel.

Belagerung von Mons.

1. Neue Verheerungen durch die Burgunder und Brabanter Truppen. Partic. 93. 110. Monstr. c. 32. Daß schon jetzt Philipp die Zusage hinsichtlich Hollands und Seelands erhielt, geht aus den Verhandlungen zu Douay (Note 7) hervor. Die Bürger von Mons fordern von ihm gleich anfangs, sein Recht auf Holland und Seeland müsse er erst darthun: also hatte er schon davon verlauten lassen. Später heißt es ganz offen: daß er das Regiment von Holland und Seeland behalten wolle, d'welc hy heeft van minen genedigen heere van Brabant, die in possessien is gewyst mitter sententien gegeven in den hove van Rome. Es wurde, wie aus den Leydener Stadtrechnungen in der Chronik der Utrecht. hist. Gen. 1851, 271—272 hervorgeht, schon im Frühjahr die Sache geplant. Damals schon wurde die Brüsseler Tagfahrt auf den 24. Juni festgesetzt, auf welcher die Abgeordneten Antwort brachten, wie jede Stadt die Landesübergabe an Philipp ansehe. In der Zwischenzeit war eine holländische Gesandtschaft bei ihm in Douay gewesen.

2. Herrichtung von Mons für Belagerung Partic., besonders 93. 96. 99. 101—106. 114—115. 117. Ueber die Geschütze: St. Ghislain Annal. 542. Part. 118. Beitr. 89. Mons Umgegend unter Wasser: Beitr. II 202.

3. Jakobäas Zimmer Gachard Archives de Lille 82. Der Trompeter auf dem Belfroy: Beitr. 82.

4. Parteien in der Stadt Part. 108. 113—114. 119. Die Brabanter Herolde 109. Mißtrauen gegen Jakobäa 112. 98—99. 107. Gesandtschaften an Philipp 104. 106. 112. 115.

5. Philipps Geleitbrief vom 15. Mai Partic. 142. Jakobäas Erklärung 116.

6. Belagerung Dynter 454—456. Beitr. 81—82. Anfang Partic. 117. Montfort und Herrines Kommandanten: das. 114. 117. Angriffe und Ausfälle Dynter 456. St. Rémy c. 137. Cod. Teg. Beitr. 20. Wassersnoth Zandfliet 416. Dynter. St. Rémy. Anrücken l'Isle Adams: Beitr. I 82. vgl. II 202.

7. Der Gang der Unterhandlungen in Douay gibt sich deutlich zu erkennen in der Folgereihe bei Mieris 781—782. Vgl. Corner 1264. Beitr. 20—21. Eilige Berufung Johanns nach Douay Dynter 456. Vertrag zwischen Philipp und Johann: das. 782 und Part. 143—146. Daß der Vertrag ohne Zuthun von Jakobäa oder ihrer Mutter

geschlossen: Dynter 459, Jakobäas Brief vom 6. Juli, Beitr. 83—84. Von der Abtretung von Jakobäas Ländern an Philipp: Beitr. 84 und seine Aeußerung bei Mieris 781. Am 2. Juli erklärt Johann von Brabant, er habe die Uebergabe an Philipp versprochen: Chron. d. Utr. hist. Gen. 1851, 272.

Sechstes Buch.

Philipp von Burgund.

Erstes Kapitel.

Jakobäa in Gefangenschaft.

1. Ueber die Vorgänge in Mons vom 3. bis 6. Juni: Beitr. 81—82. Part. 118—120. St. Rémy p. 477: Quand la duchesse sceut l'appointement, bien cuida mourir de doeul. Jakobäas Briefe: Beitr. 82—83.

2. Huldigung in Valençiennes Dynter 458 und Cod. Teg.

3. Jakobäas Abführung nach Gent. Part 117—121. Szene im Brabanter Lager Cod. Teg. Beitr. 21 und Dynter 459. Angriff des Bastards von Enghien Part. 122. Angriff der Hoeks Chron. Holl. und danach Veldenaar. Vgl. Corner 1264.

4. Ueber die Schlösser in Gent: S. Hirsch Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich II., Excurs X: Reichsflandern und die deutsche Burg von Gent 507 ff. v. Lokeren: La cour du prince à Gand 1231—1235 im Mess. hist. de la Belgique 1844 p. 36 ff.

5. Kaiser Sigmund und Johann von Bonau: Beitr. I 91. v. Löher Sigmund und Philipp 338. Chronyk v. h. hist. genootsch. te Utrecht 1851, 267. 264. 279.

6. Verfolgungen in Mons und im Hennegau: Beitr. 87—90. Part. 122—124. Dynter 458—459. Vossius Annal. 79.

7. Die burgundische Partei in den Niederlanden Dynter c. 221 p. 466—467. c. 229 p. 484—486. Furcht vor den Engländern: Beitr. II 202.

8. Rüstungen der Engländer Dynter 465—466. Zusammensetzung ihres Landungsheers: das. 469. 465—466. Johann von Brabant: daselbst.

9. Umtriebe der Kabeljaus: Cod. Teg. Beitr. I 17. Urk. vom 23. Aug. bei Mieris 789—790. Daselbst und Cod. Teg. Beitr. I 20 über Philipps Versprechungen.

10. Abtretung von Holland und Seeland an Phi-

lipp Dynter p. 466—467. Chronyk v. h. hist. gen. te Utrecht 1851, 272. Beitr. I 84. Henne et Wauters 226.

Zweites Kapitel.

Flucht aus dem Gefängniß.

1. Jakobäas Hofhalt in Gent Beitr. II 132, St. Rémy c. 142, Monstrelet. c. 35. Beschlagnahme der Besitzungen von Jakobäas Mutter Cod. Teg. Beitr. I 21. Vgl. II 166. Cod. Teg. Beitr. I 21. Reygersberch 196.

2. Prozeß in Rom. Dynter 453—455. Vinchant 86. Cod. Teg.

3. Ueber den Plan zu Jakobäas Abführung nach Lille: Quantumve periculum perpetue detencionis nostre, prout dicebatur, nobis occulte comminatum evaserimus ab inde fugiendo, heißt es in einem Briefe Jakobäas: Beitr. II 132. Vgl. Cod. Teg. Chron. Holl. 160. Reygersberch. Stow. Jakobäas List: Fénin 235.

4. Parlamentsakte vom 14. Juli 1425: Rotul. Parlam. IV 277.

5. Flucht aus Gent und Aufnahme in Vyanen Schoonhoven Gouda Oudewater: Cod. Teg. 21—22, sodann Chron. Holl. 160. Chron. Tielense 503—504. Monstrelet. Vgl. Vossius 81. Elle s'est partie de Gand par nuyt en habit dissimulé elle quatre et tant, que par sa grant conduite elle est arrivée oudit pays d'Ollande, schrieb einer von Philipps Beamten aus Dijon am 6. Okt: Gachard Arch. de Dijon 115. Die Retter werden verschieden angegeben. Meyerus Annal. Flandr. 268 spricht nur von Theodor von Merwede, Heuterus 103 nennt diesen und Arnold Spierinck, Divaeus Ann. Brab. 236 zwei Brüder, von Aelborg und von Spierinck. Heuterus fügt auch bei: adjuvante nobili matrona. Arnold Spierinck war 1419 Drost in Heusden: Urk. v. 8. Jan. Mieris 511, Walter von Gent, der auch genannt wird, Zollpächter von Workum Schoonhoven u. s. w.: Urkunde v. 31. Dez. 1418 bei Mieris 508. — Den Tag der Flucht aus Gent bezeichnet Meyerus: ad cal. Sept, und Gachard theilt im Rapport sur les archives de Lille 84 einen Brief mit, aus welchem der 31. August erhellt. Damit stimmt die Angabe in der Chron. d. Utr. Gen. 1851, 273.

6. Befreiung Schoonhovens. Cod. Teg. Chron. v. h. hist. gen. te Utrecht 1851, 277. 278. Verm. Beka 451. Reygersberch 195. Chron. Holl. Snous 137—138.

7. Huldigung Jakobäas in Schoonhoven Oudewater Gouda, Zuzug und Zusage der Hoeks Cod. Teg. Beitr. I 24. Corner 1265. St. Rémy c. 142. Snous 138. Meyerus ad h. a. Heuterus 103.

8. Jakobäas Briefe an die Städte und an Philipp Chr. v. h. hist. genootsch. te Utrecht 1851, 274, an Humfried Fénin 235. Gachard Archiv. de Lille 84 und de Dijon 115. Cod. Teg. Beitr. I 22.

Drittes Kapitel.

Erster Sieg bei Alfen.

1. Philipp au desespoir: Plancher 106—109. Fénin 235. Monstrelet. Meyerus ad h. a. 268. Vossius 84. Die beiden Letzteren erwähnen die Kriegsgelder aus Flandern. Alle Chroniken brauchen von dem jetzt beginnenden Kriege Ausdrücke, wie ingens in Hollandia bellum bei Divaeus Ann. Lov. ad a. 1425 p. 45. Vgl. Beitr. I 93. Si gens Anglorum natura vehemens et pugnax istic coaluisset etc. Beitr. II 200. Res postulabat, ut omnes rerum proventus et omne otium et omnis alia consideratio Philipp an Hollands Behauptung setzte: das. 201.

2. Nichtigerklärung der Zweikampfs-Forderungen. Die Urk. theilt Plancher mit. Gueniots Brief bei Gachard Arch. de Dijon 115. Monstrel. St. Rémy c. 138.

3. Philipps erstes Auftreten in Holland Cod. Teg. Beitr. I 20. Jan v. Dixmude 38. Gachard Archives de Dijon 115. Urkund. bei Mieris 789—803. Versuche der Hoeks, seine Landung zu verhindern Fénin 236. Nach der Urk. Philipps, datirt aus Amsterdam den 13. Aug. bei Mieris 790, müßte Philipp damals schon im Norden Hollands gewesen sein. Damit stimmen aber weder der sonstige Inhalt der Urkunde, der auf die Zeit nach der Kennemer Aufstande hinweist, und noch weniger die Data der Leydener Kämmereirechnung in der Chronik der Utr. Gen. 1851, 272—275. Am 13. August ist Philipp nach der Urk. bei Mieris 789 noch in Dendermonde; am 24. August ziehen die Städteboten zu ihm nach Brüssel; gegen Ende des Augusts erwarten sie ihn vergebens in Rotterdam; vor dem 10. September wird er im Haag von ihnen befragt, wo er zuerst die Huldigung wolle; am 29. Sept. wird ihm in Leyden gehuldigt. Ueber Philipps 3000 hommes d'armes und andern Rüstungen Dixmude und der Brief Gueniots bei Gachard Arch. de Dijon. Die Urkunden bei Mieris weisen ihn am 8. Oktober wieder im Haag nach, am 13. in Delft, am 23.—31. in Rotterdam, am 2. Novbr. in Dortrecht, am 4. in Rotterdam, am 11.—29. in Dortrecht, am 5. Dezbr. in Rotterdam, am 11. in Delft, am 21.—31. in Leyden. Daß er sich auch nach altem Gebrauch im Kennemer Lande huldigen ließ, erhellt aus der Urk. vom 13. Aug. 1426 M. 847—848. Die burgundischen Geschichtschreiber wissen, weil sie die Geschichte Jakobäas nicht kennen oder darüber hingehen, von Philipp während dieser Zeit Nichts anzuführen, als unbedeutende negociations depuis le mois d'Avril jusqu'à la fin de Decembre: Plancher 106. Im März des Jahres 1425 war er in Flandern, war dann wieder nach Douay gegangen, und Anfangs Juli wieder in Mecheln und Flandern: Chron. v. h. hist. gen. te Utrecht 1851, 270. 277. Philipps Versprechen, die Schulden der früheren Fürsten zu zahlen: Urk. vom 13. Aug. 1425 im Cod. dipl. nederland. I 1852, 142.

4. Jakobäas Stellung. Die Städte und Gegenden, welche sich für sie erklärten, werden genannt bei Meyerus 269, Heuterus 103, Snous 138, Cod. Teg., Goudsche Chronyk 126. Ueber Sevenbergen Urk. vom 1. Mai bei Mieris 840. Daß auch Brabanter Jakobäa halfen, zeigt die Urk. vom 5. Dez. M. 809.

5. Geldhülfe aus England Rot. Part. IV 289 no. 34.

6. Ueber Johann von Luxemburg Fénin 128. 129. 130. 216; Croy 120 und Note; l'Isle Adam 147. 94. 150.

7. Philipps Huldigungsreisen Chron. v. h. hist. gen. te Utrecht 1851, 29.

8. Schlacht bei Alfen. Den glaubwürdigsten Bericht liefern Cod. Teg. in Beitr. I 25, Corner 1265, die alte Gouda-Chronik 127, Chron. Tielense 504, Reygersberch c. 143, sodann Snous 138. Vossius 82—83, wie le Petit 377 und Hossart 245 haben die Sache ausgemalt, jedoch nach übereinstimmenden Berichten. Ueber den Banner-Schimpf Snous 138. Daß Nagel Befehlshaber: Wyngaerden I 452. Corner (über dessen Glaubwürdigkeit in den Beitr. II 173—74) setzt hinzu: ex qua die nomen ejus (Jacobae) celebre haberi coepit.

9. Philipps Trostbrief vom 23. Okt. Mieris 794.

10. Humfried und Winchester. Stow 367—368. Monstrel. II c. 36. p. 578. Pauli 196—197. Proceedings and ordinances of the privy council of England III 174. 178. 179.

11. Ueber Humfrieds herrliches Kriegsvolk der Cod. Haag. in den Beiträgen II 99 und Dynter p. 467. Heuterus 103. Cod. Teg. Beitr. I 23.

Viertes Kapitel.

Niederlage bei Brouwershaven.

1. Philipps Gunst gegen die Kabeljaus: Urk. v. 26. und 13. Okt. 2. 5. 11.—22. Novbr. bei M. 793—794. 795. 797—799. 800—807. Vgl. die Urk. vom 8. April 1427 M. 883, worin die voirtyds gemachten und immer fortgesetzten Sicherheitsverträge bestätigt werden, welche die Dortrechter mit Jakobäas Städten und Landschaften eingegangen.

2. Beden Soldgelder Pfundgeld in Holland: Urk. vom 16. und 24. Dezember M. 810. 812. Kriegsvölker aus Philipps Erblanden Cod. Teg. in den Beitr. I 23. Cod. Haag. Beitr. II 99. Roya 73. Meyerus Ann. Flandr. 269. Vossius Ann. 84. Ueber den Middelburger Fisch und Philipps Wallfahrt zu Fuß Roya.

3. Aufstellung des burgundischen Heeres: Cod. Haag. Landesbewachung: Beide Urk. v. 24. Dezbr. bei Mieris 812, ferner vom 16. Dez. M. 810, 27. Okt. M. 796. Philipp wider die Hoeks auf dem Haerlemer Meer: Beitr. II 162. Maßregeln gegen die Hoeks: Urk. v. 27. Okt. 19. und 23. Nov. 5. 11. 28. Dez. bei M. 796. 806. 808. 809. 810. 813.

4. Ansegeln der Engländer, Tiefgang ihrer Schiffe, Philipps Abgang nach Rotterdam, Lannoys Glück, Landungsversuch in Zierickfee: Cod. Haag. Beitr. II 99—100. Ueber die flüchtenden Kabeljaus aus Brouwershaven die Urk. bei Mieris 814. Heemstede und die Hoeks, Beschluß nach Gouda zu segeln: Cod. Teg. Beitr. I 23. St. Rémy c. 162. p. 480. Gaesbecks Sieg: Cod. Teg. und Haag. Die Verfolgung der Engländer nach Gaesbecks Sieg, das Duett der Herolde, und das Kreuzen in der Nähe von Brouwershaven berichtet, außer Dynter 466, insbesondere Philipps Brief bei Gachard Rapport sur les documents concern.

l'hist. de Belg. à Dijon (Brüssel 1843) 116—117. Die Versuche der Hoeks von Gouda her und das Tragen des h. Sakraments: Beitr. II 162.

5. Die Schlacht von Brouwershaven wird uns von einem Ritter, der dabei war, in allen Einzelheiten geschildert Cod. Haag. Beitr. II 100—103. Der zweite Berichterstatter ist Herzog Philipp selbst in seinem Brief a. a. O. Der Dritte ist der Verfasser des Cod. Teg., der wahrscheinlich noch von Augenzeugen Näheres erfuhr, der Vierte Dynter p. 463. 467—469, der Fünfte St. Rémy c. 162. p. 480—481, der Sechste Monstrelet II 578—579, der Siebente St. Germain in den Beitr. II, der Achte und Neunte Zandfliet 419 und Corner 1268. Nehmen wir hinzu, was in Urkunden wie bei Mieris 814 und von späteren glaubwürdigeren Chronisten, wie Roya 73 (vgl. Beitr. I 94), Snous 138—139, Heuterus 103, Stow 367, Meyerus 269—270 berichtet wird, so läßt sich über den Gang der Schlacht wie über ihre Einzelheiten ein ziemlich richtiges Bild gewinnen.

Was die Einzelheiten betrifft, so berichtet St. Germain über die von den Engländern vorbereitete Wahlstätte und über Philipps Schlachtordnung. — Die Zahl der Engländer gibt der Haager Codex auf reichlich 2000 Mann an, die auf 24 großen Schiffen kamen. Dazu stimmen die Angaben von St. Remy Dynter Heuter Meyer. Wahrscheinlich waren es etwa 1500 Mann Bogenschützen, und dazu Reisige und Schwerbewaffnete. Die Zahl der Hoeks aus Seeland rechnet Philipp in seinem Briefe auf 2000 Mann, was mit der Angabe bei Dynter und im Cod. Teg. stimmt. Von den burgundischen Kriegsvölkern sagt Heuter, Philipp sei mit 4000 Mann von Rotterdam abgegangen, dazu seien die Kabeljaus gekommen; Roya berichtet von mehr als 1200 streitbaren Fläamingern, die dem Herzog nach Holland vorausgefahren seien. Die Zahl der Kabeljaus stellt der Haager Codex auf gut 6 bis 7000 Mann, indem er 1500 auf die Dortrechter allein, 1500 auf die Leydener und Delfter rechnet. Philipp selbst formirt in seinem Briefe kurz und gut die runde Summe von 4000 Mann hüben und drüben. — Das Schlachtfeld bezeichnet Meyer als gelegen inter Quamayam et portum vulgo dictum Brouwershaven. v. Wyn in den Byvoegsels en aanmerkingen zum Wagenaar 94—95 führt an, es sei benoorden de Nolle by Brouwershaven gewesen, ein Platz, der damals Florenz von Kyshoek gehörte. Alles das stimmt mit St. Rémy Roya Dynter und noch mehr mit dem Haag. Cod., der ausführlich den Auszug der Engländer, die schwierige Landung von Philipps Truppen u. s. w. erzählt. Von der Auszeichnung und Niederlage der Borsselen und Dortrechter im ersten Treffen, und der Entscheidung durch die Dortrechter, die a latere exercitus anglicani venientes diviserunt anglicanum exercitum, berichtet der Teg. Cod. und ähnlich Snous und Heuterus. Vgl. Urk. vom 15. und 21. März bei Mieris 829. 832. Noch im Jahre 1510 rühmten sich die Dortrechter als Diejenigen, welche für Philipp, als er bei Brouwershaven in harter Niederlage und eigener Lebensgefahr gestanden, den Sieg entschieden hätten: v. d. Wall Handvesten der stad Dordrecht (daselbst 1775) IV 841 und Beitr. II 236. — Ueber Johann von Vilain auch Roya in den Beitr. I 94 und Chastellain (Ausg. v. Kervyn de Lettenhove) 77. Plancher 115—116. — Ueber Fitz Walters Rüstung und Banner, und die Dankfeste: Philipps Brief. — Des Herolds

Todtenbericht u. s. w. im Haag. Cod. Die vielen vornehmen Gefallenen werden bei den meisten Schriftstellern benannt: Philipp spricht dagegen in seinem Briefe nur von Rittern aus seiner unmittelbaren Umgebung. Vgl. Fénin 236—237.

Fünftes Kapitel.

Verlust von Seeland.

1. Philipps Besatzungen: Haag. Cod. in den Beitr. II 103. St. Rémy c. 162.

2. Philipp und die westlichen Seeländer. Am 21. Jan. bis 14. Februar ist der Herzog zu Middelburg, darauf in der Goes und zu Reymerswael: Urk. bei Mieris 814—819. Am 30. Jan. werden die fürstlichen Amts- und Lehnsleute nach Middelburg zur Huldigung berufen. Am 11. Februar haben die Middelburger ihr Huldigungsfest. Philipp bestätigt ihnen, daß sie von Anfang an ihm Gutwilligkeit und ächte Treue erwiesen. Am 14. Februar Bestätigung der Privilegien von Westkappel, am 17. von der Goes, am 19. von Reymerswael, am 21. von der Tholen.

3. Vertrag mit Brabant. Am 28. Februar ist Philipp in Mecheln, dort und im nahen Bergen op Zoom weisen ihn die Urkunden nach bis zum 9. März. Mieris 819—823. Beitr. I 85—86.

4. Belagerung von Zierickzee: Urk. vom 21. März bei M. 832, worin Philipp von seinem Stryde tot Brouwershaven ende nu lest voir Zierixzee spricht. Am 4. März wird bereits ein Bote aus Leyden an die ritterbürtigen Bürger gesendet nach Seeland, die dair lagen van den steden als Haerlem Delft Leyden ende Amsterdam. Am 8. März werden die Schwerbewaffneten von der Tholen und Reymerswael zum Herzog vor Zierickzee entboten. Beitr. II 157. 162.

5. Philipp und die östlichen Seeländer. Huldigung der Zierickzeer am 13.—19. März M 825—827 und der Brieler am 25. März M. 836. Zusagebrief Ritters Wolfaert v. d. Maelstede 835. Förderung der Vorsselen: Urk. vom 14. Februar, 9. 13. 21. März 818. 823. 825. 832, der Uutkercken Urk. v. 8. März 822, noch einmal der Middelburger 816—817. 832.

6. Sequestrationsurtheil des Pabstes Dynter 463—464. Daß die Urk. bei Mieris um ein Jahr zu früh gesetzt ist, geht aus der Erzählung Dynters und Royas hervor.

7. Humfried und Winchester. St. Rémy c. 142 p. 480. Proceedings III 181—189. Rotulus parlam. IV 296—299. Pauli 197—199. Il avoit moult de gran seigneur, qui servoient le parti du dit roy Henry seulement pour l'amour du duc Phelipe: Fénin 239.

8. Des Reiches Banner und der Kaiser. Roya 73. Beitr. I 92. v. Löher Sigmund und Philipp 342—345.

9. Seekrieg. Urk. v. 1. Mai M. 840. Roya 73. Jan v. Dixmude 39. Maßregeln gegen die Hoeks: Urk. vom 10. 24. 25. März M. 824. 834. 835. Fénin 237.

Sechstes Kapitel.

Belagerung von Haerlem.

1. Charakter und Lebensart der Nordholländer Bauern wird gut gezeichnet in der ergötzlichen Schrift des Canonicus Wilh. Herm. vom Stein bei Gouda, worin er als Zeitgenosse den geldrischen Krieg von 1507 beschrieben, in Mathaei Annal. I 528—530. Ueber Verfassung Kluit hist. crit. tom. I pars I 39 no. 27, pars II 50. Leo I 700.

2. Zerstörung der Schlösser Heemstede Assendelft Brederode: Snous 39. v. d. Woude Kronyck v. Alkmaer (Amsterdam 1749) 39. Rückständige Steuern und Strafgelder, Aufruhr gegen Gaesbeck und dessen Vertrag: Urk. vom 24. Juli und 13. Aug. und 5. März 1426 M. 844. 847. 822. Vgl. Urk. v. 19. Juli, 17. und 19. Juni, 25. Juli 1425 M. 786—789.

3. Philipps Privilegien für Hoorn Alkmaer u. s. w. am 1. und 2. März M. 820—821. Jakobäas merkwürdiger Freiheitsbrief für die Kennemer vom 11. April und vom selben Tage für Alkmaer M. 837—840.

4. Eidgenossenschaft, Aufstand in Alkmaer, die Grotebrooker: Urk. vom 11. und 13. 20. 22. August und 24. Juli M. 844—846. 847—858. 859. Urkunde vom 6. Juli 1427 M. 892 und 4. Febr. 1436 M. 1072. Urk. v. 3. Juli 1428 Artikel 18 M. 920. Haager Cod. in den Beitr. I 104. Zeit des Alkmaerer Aufstandes im Art. 18 des Delfter Vertrags M. 920.

5. Belagerung von Haerlem. Der Cod. Haag. und Cod. Teg. und die Kämmereirechnungen in den Beitr. II 159. 160. 162. 168. 169. 174 sind auch hier wieder die Hauptquellen, — nach ihnen die Goudsche Chronyk 127, Monstrelet II c. 37 p. 579, St. Rémy c. 142. p. 481, Cocqueau in den Beitr. I 94, Snous 139, Veldenaar 127 und Heuterus 104, — sodann v. d. Woude in seiner Alkmaer-Chronik 39, und Scriverius Haerlem 46—47. Einzelheiten bringt die neuere Schrift von Ekama het beleg van Haerlem 1426 (Haerlem 1866). Ueber Roland v. Uutkercken Urk. v. 28. Dezbr. 1425 u. 8. und 25. März, 15. Mai 1426 bei M. 813. 822. 835. 842. Allart von Büren erscheint in der Urk. v. 8. Mai M. 841 als selbstständiger Fehdeführer. Daß auch Haerlemer Bürger unter den Belagerern: Urk. v. 8. Mai, 24. Juni, 13. Aug. M. 841. 843. 848. Wie sehr die Haerlemer litten, zeigt auch die Urk. v. 17. Aug. M. 852. Daß unter den Belagerten sich Hoeks befanden, welche die Stadt heimlich überliefern wollten: Urk. v. 17. Aug. M. 853 und Beitr. II 168—169.

6. Verträge der Kennemer und Brederodes vom 8. Mai M. 841—842. Roland hads groote eere: Oliv. v. Dixmude 116.

Siebentes Kapitel.

Zweiter Sieg bei Alfen.

1. Dieselben Quellen, auch in der Reihenfolge ihrer Bedeutung, wie in Note 5 des vorigen Kapitels. Ueber Snous besondere Wichtigkeit Beitr. I 95. Wavrin das. 94.

2. Ueber die Fabel vom Ritterschlag der Sieben durch Jakobäa selbst Beitr. I 95—97.

Achtes Kapitel.

Sieg und Niederlage vor Hoorn.

1. Unterhandlungen Philipps mit Brabant: Monstrelet II c. 37 p. 579. St. Rémy c. 142. p. 480. Dynter 466—467. Es ist auffallend, daß Philipp seit Humfrieds Abzug niemals mehr mit Hülfsvolk aus Brabant auftritt. Seine Rüstungen, Betfahrt, Heeresstärke: Beitr. I 111. 109. St. Rémy. Monstrelet. Roya 73. Heuterus 104. Kervyn de Lettenhove hist. de Flandr. IV 241. Ueberfahrt von Sluys: Oliv. v. Dixmude 116.

2. Philipp in Leyden: Beitr. II 159. Enkhuysen: das. I 109.

3. Soldgelder statt Kriegsdienst: Urk. vom 12. August M. 847. Erlaß gegen die Hoeks 13. Juli M. 843. Erbauung der Blockhäuser an der Goudaschleuse: das. 846. Utermeer: Beitr. II 160. Güter von Jakobäas Mutter: das. 166.

4. Erster Spruch gegen die Kennemer 24. Juli M. 844—845. Demüthigung derselben: Beitr. II 163. 167. Die Szene war am 31. Juli, am Tag vor St. Petri Kettenfeier (Beitr. 167): das stimmt mit der Frist im vorletzten Artikel der Urk. vom 24. Juli. Auch der Haager Codex spricht nur von desjenigen Vertrags Erfüllung, welchen die Bauern mit Roland eingegangen hatten. Gang und Erfolg des neuen Aufstandes erhellen aus dem zweiten Spruch Philipps gegen die Kennemer am 13. Aug., die Westfriesen am 20. Aug., die Waterländer am 22. Aug. M. 847—859. Sechs Orte in Westfriesland blieben Philipp treu: M. 858. Dort und in des Herzogs Schlössern sammelten sich seine flüchtenden Anhänger: M. 859. 844. Zerstörung auch des Schlosses Heemskerk Velius 25. Ueber Medenblick vgl. auch Urk. vom 14. Januar 1427 bei M. 870. Mitwirkung Brederodes, des Bastards Eberhard, Gerhards v. d. Zyl, Dietrichs v. Sandvorst: Urk. v. 13. Aug. 1426, und v. 14. Jan. 1427, sowie Cod. Haag. Beitr. II 109—110. Aufstand in Goyland Schieland Delftland Ostvoorne: Urk. v. 19. Aug. M. 855. Zerstörung der Schlösser in Südholland St. Rémy c. 146 p. 489. Monstrelet. Barlandus Icones in Scriver. Bat. ill (1609) 115. 116. Gouthoeven 454. Die Zeit des zweiten Aufstandes fällt wahrscheinlich in die vierzehn Tage, welche mitten inne liegen zwischen dem 24. Juli und 10. August. Am 28. Juli ist nach den Urkunden Philipp noch in Haerlem, vom 10. bis 23. in Amsterdam.

5. Für die Hoorner Geschichten ist die Chronik von Velius 23—24 Hauptquelle, sodann Cod. Haag. Beitr. 109—110. St. Rémy c. 144. Monstrelet II c. 37. Snous 139. Heuterus 104. Ueber die Gefallenen auf Philipps Seite Urk. v. 20. Aug. M. 857. Fleißig hat besonders Vossius 94—99 die verschiedenen Berichte ausgezogen.

Siebentes Buch.

Hollands Unterjochung.

Erstes Kapitel.

Verderben des Landvolks in Holland.

1. Siegesfeier in Haerlem: Cod. Haag. Beitr. I 110. Besuch Philipps in Hoorn: Velius. Eroberung der letzten festen Plätze: Cod. Haag. Beitr. II 117. Allgemeine Unterwerfung: St. Rémy, Monstrelet, Chron. Tielense 507. Grausamkeit Philipps: Snous 135. Vossius. Urk. vom 6. Juli, 4. März 1427, 4. Febr. 1436 bei M. 892. 875. 1072. Beitr. II 157. 158. 161.

2. Philipps Strafgesetze: Urk. v. 13. 20. 22. August bei M. 847—859. Dazu Urk. vom 22. 16. und 19. August und 3. Sept. 860. 852. 856. Philipp wysde up hemliden eene groote sentencie van forrituren eeuwelike ende ervelike: Oliv. v. Dixmude 116. Gnaden gegen die Treugebliebenen: Urk. v. 15. Mai, 18. und 28. Juli, 15. und 17. 18. und 19. Aug. bei M. 842. 844. 846. 851. 852. 853. 854. 855. 856.

3. Allgemeiner Krieg und die Treffen bei Delft und Briel: Beitr. II 117. I 121. St. Rémy. Monstrelet.

Zweites Kapitel.

Bischof Sweder von Kuilenburg.

1. Zustände in Geldern. Nyhof IV p. XIII—XV.

2. Für die Utrechter Geschichten sind die Hauptquellen Heda 384—386. Math. Anal. V 426—440. VI 283—286, der quellenmäßige Burmann in seinen Utrechtischen Jahrbüchern I 280—290. 305 bis 319, Nyhof p. XV ff., der Egb. Roelants Verhandelingen (Groeningen 1839) benutzt hat, endlich Glasius in seiner niederländischen Kirchengeschichte. Vgl. Beitr. II 175.

3. Daß Sweder Kandidat von Johann von Bayern: Beitr. II 174 Sein erstes Eindringen in's Bisthum: Burmann 304—313. Sein Huldigungstag in Utrecht: das. 316—319. 327—329. Einnahme von Amersfort durch die Geldrischen: das. 382.

4. Bündniß zwischen Sweder und Philipp: Nyhof no. 40 p 39—41.

Drittes Kapitel.

Gewinn des Utrechter Landes für Jakobäa.

1. Sweder und Diepholt: Heda, Burmann, Math. Anal. — Nyhof p. XIX ff. Bündnisse zwischen Sweder und Arnold von Geldern: das. no. 42 p. 41—45. no. 47 p. 47—50.

2. Burgund und Geldern: Beitr. II 160. Heda 385. Mieris 862—864. 882.

3. Burgundische Besatzungen und Blockhäuser: Urk. v. 12. Okt. 1426 und 14. März 1427 bei Mieris 866. 881. Urk. vom 6. 12. 17. Okt. 1426 M. 865—867. Beitr. II 160. 161. 164—165.

4. Holländische Soldgelder und Abreise Philipps: Beitr. 167. 160. 117. Velius 50—51.

5. Verlust des Utrechter Landes für Sweder Burmann 331—332. Heda 385. Chron. Tiel. 508. Chron. de Traj. bei Math. Anal. VIII 67.

Viertes Kapitel.

Kleinkrieg zu Wasser und zu Lande.

1. Die holländischen Landschaften, welche noch unter Jakobäa standen, ersieht man aus der Urkunde vom 8. April 1427 bei M. 883.

2. Ueber Gouda das aus guten Quellen gearbeitete Werk von Lange v. Wyngaerden: Geschiedenis der Heeren en Beschryving der stad van der Goude, te Amsterdam en in den Haag 1817. Lage der Stadt: das. II 10. Befestigung: 48—55. Burg: 62 ff. Woldstücke, Reiherjagd, Jagdrecht: 65—81. 142—144. Eigenschaften der Bürger: 145—154. Brauereien: 373 ff. Webereien: 363 ff. Topf- und Pfeifenfabrik: 403 ff. Obstbau: 371. Verfassung: 171. ff. 269 ff. Dortrechter Stapel: 344. Vgl. Meerman Beleg van Leyden 348.

3. Sevenbergens Lage Größe und ungemeine Festigkeit: Beitr. II 118. 122—123. Note zur Urk. v. 12. April bei M. 885. Beitr. I 25. II 204. Das Reichsbanner: Dynter 473. Kaperbeute in Sevenbergen: Beitr. II 204. Formidatum militibus oppidum: Lescases Beitr. II 204.

4. Ueber die Ausrüstung von Kriegsschiffen und den Seekrieg im fünfzehnten Jahrhundert verbreitet sich ausführlich St Germain.

5. Raubfahrten der Hoeks zur See: Urk. v. 14. Jan. und 6. April 1427. M. 870. 882. St. Rémy c. 146. Reygersberch. Urk. vom 11. April M. 883. Beitr. II 118. 156. 161. 168. Verbrennen von Zollstätten: Urk. v. 30. Sept. M. 865. Gerhard von Montecourt: Haag. Cod. Beitr. II 118.

6. Brieler vor Sevenbergen: Beitr. II 163. Brief Kaiser Sigmunds vom 18. Oktober M. 866—867.

7. Brederode: Urk. v. 13. Aug. M. 847 ff. Beitr. I 109—110. Enkhuysen: Beitr. II 157. 171—172. Velius 50.

8. Raubfahrten der Hoeks zu Lande Fénin 237. Urk. v. 13. März 1427. M. 877. Urk. v. 27. Sept. M. 863. Beitr. I 25. II. 157 ff. Jan v. Dixmude 39. Insbesondere auch Corner 1268.

9. Sicherheitsverträge mit Jakobäa: Urk. v. 13. März und 19. Aug. 1427 M. 877. 896. Befehl Philipps an seine Beamten vom 27. September 1426. M. 863. Heusdens Neutralität: 25. Septbr. 1426. M. 862.

Fünftes Kapitel.

Fall von Sevenbergen.

1. Philipps große Heeresrüstung: Beitr. II 121—122. 161. Urk. v. 28. und 30. Sept. 12. und 19. Oktober M. 863. 864. 866. 868. Urk. v. 14. März 1427. M. 881. Französischer Waffenstillstand Plancher 116 bis 118, Fénin 239. Die Vornehmeren im Burgunder Heer bei M. 868 im Huldiunggsbrief der Sevenberger.

2. Blockhäuserkette: Beitr. II 159. 160. 163. Blockschiffe auf den Flüssen: das. 164. 165. Bewachung der Vechtemündung: das. 165. Flotte vor der Eeme: das. 157. 163 und Urk. vom 14. März. M. 881.

3. Beginn der Belagerung. Voir midwinter: erzählt Dixmude, circa festum circumcisionis domini: Chron. Tiel. 508, — am 24. Januar: berichtet die belg. Chronik bei Math. Anal. I 83, — am 11. April war die Uebergabe, und nach Reygersberch und der alten Goudaer Chronik hätte die Belagerung 14 Wochen gedauert. Die Urk. bei Mieris 872—882 weisen Philipp am 8. Jan. in Leyden nach, am 28. in Ziericksee, am 13. bis 14. März in Dortrecht, am 8. April vor Sevenbergen. Lescases aber spricht von einer 14monatlichen Belagerung, er rechnet nämlich die Zeit der Blockirung mit: Beitr. II 204.

4. Für den Hergang bei der Belagerung sind die Hauptquellen Les Cases Beitr. II 204, Olivier v. Dixmude in der Ausgabe Merkwaerdige Gebeurtenissen von Lambin, Ypre 1835, S. 116—118, (dazu Lambin im Messager des sciences et des arts de la Belgique 1837 p. 13—16.), St. Germain und Wavrin in den Beitr. II 122—123, Dynter 471—473, St. Rémy, Monstrelet II c. 38 p. 580—581, Jan v. Dixmude 39, Reygersberch und die Goudaer Chronik. Stadt auf dem Wasser: St. Germain. Pest im burgundischen Lager: St. Rémy und Monstrelet. Waffenstillstand und Philipps Anerbieten: Dynter. Das größere Treffen vor den Thoren: Dixmude. Ritter Sevenbergen und der Kaiser: Dynter. Daß Hunger und Verrath der Bürger die Uebergabe erzwangen: St. Rémy und Dynter. Die heftige Beschießung: Wavrin. Die Belagerungsthürme in Schiffen: St. Germain. Kosten der Belagerung, allgemeine Muthlosigkeit, Philipps Schaden und große Beute: Lescases. Die Bedingungen der Kapitulation: Mieris 883—884 und Ol. v. Dixmude. Fußfall der Hoeks: St Rémy. Ergebungsformel: Dixmude. Croy Befehlshaber in Sevenbergen: Beitr. II 163. Auf Philipp und den Uebergabetag Sevenbergens hatte man (Jan v. Dixmude 39) den Vers gemacht:

Als Leo quam te aprille
Doe hadde Sevenberghen te wille.

5. Unternehmungen der Hoeks von Gouda: Beitr. II 163. Urk. vom 13. März M. 877. Jakobäas offene Briefe: Beitr. 163. Philipps Streifschaaren wider die Hoeks: Monstrelet. Sicherheits- und Neutralitätsverträge mit ihnen: Urkunden vom 13. März 8. 14. 16. April M. 877. 882. 883. 885. 886. Drohender Aufstand in Nordholland und im Hennegau: Urk. v. 4. März 875, und

Chevaliers Geständnisse bei Dynter. Annal. de St. Ghislain 544. Holländischer Landtag im Lager vor Sevenbergen: Beitr. II 161.

6. Erfolge der Hoeks im Utrechter Lande und in Geldern: Nyhof XXI—XXIX. Die Urkunde über das Bündniß Jakobäas mit Diepholt in Lille: Beitr. II 175. Nyhof XXIII. Waffenstillstandsverhandlungen Philipps mit dem Dauphin: Plancher 117—118.

7. Elisabeth von Görlitz: Urk. v. 14. März M. 878—880. Ladislaus Suntheim bei Oefele Script. II 574.

8. Schicksal des Herrn von Sevenbergen Chron. Holl. 163. Vetus Chron. Belg. in Math. Anal. I 83. Orig. Culenburg. das. VI 287 vgl. 288 ad a. 1435. Mieris 885 Note.

Sechstes Kapitel.

Tod Herzogs Johann von Brabant.

1. Philipps Absicht, nach Utrecht zu ziehen: Ol. v. Dixmude 117.

2. Johanns Charakter und letzte Regierungszeit: Dynter 479—482. Anonymus autor. chron. duc. Brabant. (ed. Mathaei) 180. de Klerk Brabantsche Yeesten bei Löher Jakobäa I 409. Henne et Wauters 228.

3. Stiftung der Universität Löwen. David Gesch. v. Brabant 631—637. Urk. des Pabstes Vinchant V 164—168. Benehmen der Brüsseler Henne et Wauters 228.

4. Geständnisse des Chevalier Dynter 475—480, welcher vorsichtiger Weise das ganze Untersuchungsprotokoll giebt. Wavrin Beitr. II 123—124. Monstrelet II c. 41. p. 586.

5. Tod Johanns und St. Pauls Thronbesteigung Dynter 480—484. Henne et Wauters 229. Cocqueau Beitr. II 123.

6. Philipp in Brüssel und Hesdin Kervyn de Lettenhove Hist. de Flandres IV 241.

7. Philipps Huldigung in Holland geschah in Delft am 11. Mai M. 889. Am 18. war er in Amsterdam, am 26. in Leyden M. 889. 890. (Danach die Angabe in Beitr. II 176 zu ändern). Vgl. Beitr. II 160.

8. Verhandlungen und Huldigung im Hennegau: Beitr. II 124—127. 153—155. Vinchant 113—116. Fehdebriefe gegen Mons der Renten wegen: Beitr. I 89—91. II 154. Raoul de Marchienne: Beitr. 155.

9. Escaudeuvre und Mallemaison Monstrelet II c. 40. p. 585, c. 41 p. 586, c. 43 p. 587—588. Beitr. II 155. Vinchant 111. 112. 115. Vossius 103.

Siebentes Kapitel.

Jakobäa und die Engländer.

1. Humfrieds Aeußerung über seine Alleinregierung: Proceedings 241. Verhandlungen des Geheimeraths mit Bedford und

Glocester: das. 231—242. Rotul. Parlam. App. V 409—411. Bedfords eidliche Gelobung: Proceed. 235. Seine und der Lords Thränen: das. 240.

2. Englische Gesandte an Jakobäa: ihr Brief: Beitr. II 136. Im Februar kamen vier Gesandte zurück, die schon früher an Philipp und Jakobäa abgeschickt waren: Proceed. 244.

3. Bedfords Abreise aus England. Fénin 239 Note 2. Pauli 201 Note 2. Winchester Kardinal: das. Note 3.

4. Briefe Jakobäas und Vorstellungen ihrer Gesandten: Beitr. II 127—144. S. 132 muß es 27. Mai statt am 7. heißen. Oben Buch V Kap. I Note 4.

5. Ihre Unterhandlungen mit Philipp: Beitr. II 139—141.

Achtes Kapitel.

Lady Eleonore Cobham.

1. Bedford und Philipp in Arras, des Letzteren Hinterlist: Beitr. II 144.

2. Niederwerfung seines Herolds: Beitr. 148. Beschlüsse des Parlaments und des Geheimeraths: Proceedings 271—274. 276. Rymer X 374. Sicherheitsbriefe für Philipps Gesandte: Proc. 274.

3. Humfrieds Rüstungen: fist de grandes aliances en Engleterre: Fénin 239. Sy estoient alyes le conte de Salseberry et autres grans seigneurs: Wavrin Beitr. II 151. Salisbury: Fénin 225. 239. Stow 369. Monstr. c. 49 p. 592. Salisbury trat am 15. Juli in den Geheimerath: Proceedings 274.

4. Volksbewegung in Holland, Aufstand in Delft: Beitr. II 184—185. 158. 175—176. 164. 166. Gouthoeven 454. Krieg gegen Geldern Nyhof XXI ff.

5. Briefe des Geheimenraths an Bedford und Bedfords an Humfried und den Geh.Rath: Beitr. II 145—151.

6. Eleonore Cobham: Beitr. II 181. Monstrelet II c. 29. 40. St. Rémy c. 147. p. 485.

7. Daß Humfried Waffenstillstand auf ein Jahr einging, erhellt aus Bedfords Briefe (Beitr. II 147), zusammengehalten mit Fénin 240. St. Rémy: courtes trefves. Wavrin Beitr. II 151.

Neuntes Kapitel.

Seeschlacht von Wieringen.

1. Krieg in Geldern und Utrecht Heda 386—387. Chron. Tiel. 509—519. Math. Anal. V 239—240. Origin. Culenburg das. VI 283—287. Beitr. II 175. Kriegserklärung Philipps gegen Diepholt Glasius 210. Nyhof XXV. Vertrag Herzogs Arnolds mit den Nymwegern Mieris 882. Flüchtende Klostergeistliche: Urk. vom 18. 26. Mai, 18. Juni bei Mieris 886. 890. 891. 908.

2. Streifschaaren der Hoeks in Holland: Beitr. II 157—158. 160. Urk. vom 13. März bei M. 877. Nochmalige Zerstörung des Yßelsteins durch die Utrechter: Chron. Tiel. 510. Ueber die von

Wagenaar bezeugte Ueberschwemmung des Delfter Landes auch Jan v. Dixmude 39. Beitr. II 169—170.

3. Von der Acht des Kaisers Beitr. II 156. 157.

4. Kriegssteuern: Beitr. 165—166. 169. Gütereinziehungen: das. 166—167. Seelgelder: das. 161. 168.

5. Neutralitäts- und Hülfsverträge mit den Hoeks: Beitr. II 169. Urk. vom 13. März und 19. August bei Mieris 877, 896. Urk. vom 6. Juli, 19. Aug., 26. Okt. M. 893. 897. 904. Waffentragen erlaubt: Urk. v. 15. Juni M. 890. Nachlaß an der Buße: Urk. v. 6. und 7. Juli M. 892. 893.

6. Nyekerks Erbauung. Geschützgießen in Harderwyck, Durchstechen des Elburger Dammes: Nyhof XXV. Rolands Zug auf den Deich vor Bunschoten: Beitr. II 161.

7. Schlacht von Wieringen: Beitr. II 172—173. Meyerus Annal. Flandr. lib. XVI p. 271. Joh. a Leydis de orig. et reb. gest. dom. de Brederode c. 44 p. 640. Vgl. Gouthoeven 454—455 und Vossius Ann. Oraniens Clerk: Beitr. 163. Erlasse wider die versteckten Gefangenen: Beitr. 163. 164. 161. Urk. v. 10. und 11. Okt. bei M. 901. 902.

Achtes Buch.

Jakobäas Ausgang.

Erstes Kapitel.

Bestürmung von Amersfort.

1. Philipps Ankunft in Holland: Beitr. II 176. Urk. v. 17. Okt. bei M. 903. Hinrichtungen: Meyerus 271, Jan v. Dixmude 39. Belagerungszustand des Landes: Urk. v. 30. Sept. M. 899.

2. Philipps Heereszug. Beitr. II 119. 158—159. S. Rémy c. 148 p. 485. Mathaeus rer. Amorsf. Script. 170. Die Holländer in Bunschoten: das. 170, Gouthoeven 455. Sakramenttragen: Beitr. 163. Die Geldernschen: Nyhof XXIX. Burmann 337.

3. Befestigung von Amersfort Matth. 43. Monstrelet C. 44 p. 588 und der Haager Cod. Beitr. 119. (Ueber die dodannes im Letzteren Du Cange II 898.) Meyerus 271. Starke Besatzung der Festung: Corner 1281. Beitr. II 177. Heda 386.

4. Bestürmung. Haag. Cod. Heda. Corner. Zandfliet 420. Monstrelet 588. St. Rémy 485. Aeg. de Roya 76. Burman 337—338. Nyhof XXIX Note 3. Mathaeus Script. 170—171. Siegesfeier: das.

5. Rückzug Philipps. Die Nacht vor der Festung: Monstr.

Daß Philipp schon am 2. Novbr. in Nyekerk: Cod. Haag. und Beitr. II 163. 165. Noch den 13. Nov. stellt er in Harderwyck eine Urkunde aus: Mieris 905. Im ersten Drittel des Dezembers war er mit seinem Rath in Haerlem: Beitr. II 178.

6. Schließung der Eememündung: Beitr. II 163. 164. Kriegsschiffe fahrend zwischen dort, Harderwyck, und Amsterdam: das. 165.

7. Ueber die große Katze Heda. Mathaeus Chron. de Traj. und Rer. Amorsf. Script. 171. Meyerus 271, besonders Cod. Haag. Beitr. II 119, dazu Du Cange Glossar. II 247. 196. I 730.

8. Anschlag der Utrechter auf das Blockhaus an der Eeme: Beitr. II 164. Philipps Kriegszug nach der Eeme: das. 158—159. 164. 165. 169. Vom 8. bis 11. Januar war er noch in Leyden: Mieris 909. 911. Sein bewaffnetes Hausgesinde: Beitr. 169. Seine Rückkehr nach Holland wahrscheinlich am Ende Januars, da am 31. alle Wagen nach Haerlem beordert wurden, ihn zu fahren: 164. Ritter Wilhelm: 169.

9. Philipps Abreise aus Holland über Seeland: Beitr. 165. Urk. vom 19. u. 20. März bei M. 911. 912. Ketten von Forts und Besatzungen: Beitr. 164—165. 169. Ueber Lyonel von Bournonville Fénin 107. 127—128. 210—211. Philipp im Hennegau: Beitr. II 178. Beweise seiner Milde: Beitr. 178—179. Mieris 912.

Zweites Kapitel.

Eine Stadt im Krieg.

1. Utrechts Verfassung: Burman im Vorbericht und Dumbar Kerkelyk en Wereldlyk Deventer Buch I.

2. Kriegsrüstungen: Burman. Freigeleit und Beutevertheilung: das. 339—340. Wagenhalten: das. 348. Heranziehen der Fremden zum Kriegsdienst: das. 352. Anwerbung von Sachsen: das. 378 und Corner 1281 Beitr. II 179.

3. Finanzen. Defizit Burmann 348. Zwangsanlehen: das. 396 bis 397.

4. Gottesdienst: das. 344. Zwangsbesuch der Messe 354. Unterhalt der Geistlichen 355. Verbot der geheimen Messen 394—395.

5. Manifest gegen Sweder das. 345—347.

6. Verbannte das. Hinrichtungen 343—344. 352—353. Treiben der Ballingen 370—376. Vorsicht 378.

7. Bunschoten geschleift. Math. Amorsfort. Scr. Mieris 171. 292. Gouthoeven 455. Reise vor Amsterdam Burman 341.

8. Angriffe auf Kuilenburg: das. 378. 379. Chron. Tiel. 519. 520. Orig. Culenb. 286. Vgl. Corner 1283. Insbesondere auch Nyhof IV, XXIX ff.

9. Angriffe auf die Katze. Math. Amorsf. Scr. 96. 171. 292. Heda 383. Zandfliet 418. Gouthoeven 455—456.

10. Schlacht bei Breukelen Heda 386. Auszug der Utrechter: Burmann 39—40.

10. Eeme-Blockhaus der Utrechter: Beitr. II 164. Heda 382. 387.

Drittes Kapitel.

Philipps sechster Feldzug gegen Jakobäa.

1. Die burgundische Ritterschaft Monstr. c. 46. p. 590. Robays: Beitr. 159. Abgesandte aus Mons: 177. 178. Friedensvertrag mit den Friesen: 178. Okko ten Brock 159.

2. Vorgänge in Brabant Dynter c. 229—230 p. 484—487. Beitr. 163. Kapitel 229 ist von Dynter wieder mit diplomatischer Zurückhaltung verfaßt.

3. Prozeß in Rom. Neue Brabanter Botschafter Dynter c. 231 p. 487. Meister Scatter: Beitr. 170. Ueber das Endurtheil das. 181. Jakobäa noch Herzogin von Glocester 184.

4. Vorgänge in London. Rot. Parl. IV 326—327. Stow 369. Beitr. 185—186. Ueber das Treiben in Humfrieds Umgebung das. 183—184.

5. Arnold von Gent: Urk. vom 18. Mai 1428. Mieris 913.

6. Unternehmungen der Hoeks v. Wyn Aanmerkingen op Wagenaar 95 Note 9. St. Rémy c. 148 p. 485—486. Schifffahrt der Engländer nach Flandern: Urk. vom 16. März 1427 bei Rymer IV, 4 p. 134.

7. Rüstungen und Botschaften Philipps Monstr. c. 46. 48. p. 590. 592. Beitr. 170. 152. Johann von Luxemburg Monstr. c. 47. Die Städter vor der Eeme 184.

8. Vorrücken gegen Gouda: Beitr. 152. 186.

Viertes Kapitel.

Jakobäas Ergebung.

1. Sinnsprüche Humfrieds und seiner Umgebung: Beitr. II Ueber Doirnic (nicht Doirvic wie in den Beitr.) Mieris 1037 und Jakobäas Testament ad no. 179. 240. Partic. 98.

2. Humfrieds Verheirathung mit Eleonore Cobham: Beitr. 184—186. Salisburys Landung in Frankreich am 24. Juni Monstr. c. 49. p. 592. Pauli V 204 Note 2.

3. Waffenstillstand und Friedensunterhandlungen: Beitr. 184. Urk. vom 29. Juli bei Mieris 914. Winchester, Montfort, Naeldwyck: Beitr. 186—187. Unzufriedenheit hoekisch gesinnter Landstriche Monstr. c. 49 zu Ende.

4. Jakobäa in Delft Monstr. c. 48. p. 592. St. Rémy c. 58. p. 486. Beitr. 185. 186—187. Der Vertrag M. 917—922.

5. Jakobäas Mutter: Beitr. 185. 187—188. Die beiden Uutkercken: Urk. vom 25. Juni, 25. Juli, 15. April 1431 bei Mieris 980. 951. 952. 995. Münze in Sevenbergen: Urk. vom 21. April 1429 bei M. 946. Lange v. Wyngaerden II 102. Stadtwappen und Privilegien von Gouda: Lange v. W. II 422. Urk. vom 3. August 1428 bei M. 926. Rath der Neun: Mieris 932—933.

6. Huldigungsreisen und Eide. Monstr. c. 49. St. Rémy

c. 158. Mieris 923. Beitr. 189—190. Bis 17. August weisen die Urkunden Philipp und Jakobäa in Holland nach, am 24.—29. in Middelburg, am 6. Sept. in Brügge. Jakobäa in Mons: Beitr. 189. Jagden Ann. de St. Ghislain 540—550, St. Rémy c. 58 p. 486.

7. Jahrgelder der Ritter Jakobäas: Cod. dipl. nederl. Zweite Serie I 230—240.

Fünftes Kapitel.

Philipps Gewinn.

1. Diepholt in Delft. Nyhof IV p. XXX. Frieden mit Utrecht: Urk. v. 28. Juli, 29. Okt. 1429, 12. und 20. Jan. 1430 bei M. 953. 957. 962—971. Nyhof 57—62. Sweders letzte Tage. Silberstolz der Utrechter Heda 367. Pontanus Hist. Getr. lib. IX p. 452. Die dreitägige Ausstellung der Silbergeschirre war ganz im Styl der Zeit: die städtischen Rechnungen, worauf Burmann 418—419 Gewicht legt, brauchten die Sache nicht zu melden, weil sie der Stadt nichts kostete. Wohl aber zeigt das Stillschweigen der Rechnungen von einer burgundischen Huldigung dafür, daß Philipp sie erlassen hatte.

2. Händel mit rückkehrenden Hoeks: Urk. v. 8. August und 6. Okt. bei M. 929. 937. Städteschulden: Urk. vom 1. und 8. August. M. 925. 926. 929. Verbot der englischen Wollenwaaren: Urk. v. 25. Juli M. 923. Ueber die zehnfache Jahres-Bede für die Landessühne, zu welcher die kleine Stadt Briel blos für sich allein 14,000 Schildthaler zahlen mußte, Urk. v. 23. Okt. bei M. 1006. Vom Hennegau verlangte Philipp bei der Huldigung im September 80,000 Livres und ließ nur ein Viertel davon schwinden: Ann. de St. Ghislain 546.

3. Neuer Vertrag Jakobäas mit Philipp vom 24. Juni 1429 M. 938—941. Beitr. II 191—192.

4. Festwoche in Brügge und Orden des gold. Vließes. St. Rémy c. 155—156. p. 493—498. c. 166—169. p. 506—523. Monstrel. c. 77. 79. p. 619. 620. Nirgends erwähnen die Chronisten, welche sonst alle Damen aufführen, Jakobäas Anwesenheit bei diesen Festen.

5. Tod des Herzogs von Brabant. Dynter 496—498. Monstr. c. 93 p. 629. Beispiel, wie sich Jakobäa mit ihm gutstand: Ann. de St. Ghislain 546. Partic. 47. Philipps Erwerbung von Brabant: Dynter 500—503. 132—133. Chastellain 84. Gouthoeven 454—455.

6. Bruder Thomas Monstr. c. 53. p. 595. Vinchant 120—121. Margot de Hainant: Vinch. 125.

Sechstes Kapitel.

Jakobäa auf Seeland.

1. Fortdauer von Jakobäas fürstlicher Regierung: Beitr. II 190—191.

2. Geschichte von Goes und seiner Burg. Wandelingen door Zuid-en Noordbeveland door J. ab Utrecht Dresselhuis (Goes 1842) 9—21. Ein anderes vortreffliches Werk ist vom Stadtarchivar und Prediger Piccardt: Bysonderheden uut de Geschiedenis der Stad Goes (Goes 1865) 8—12. 36—37. 200.

3. Schützenfest: Chronik der Utrecht. hist. Genossensch. 1851. 259. 263. Schotel Jets over het slot Teilingen 327. Reygersberg c. 45. Dresselhuis Wandelingen 11—12. Derselbe im Maandboekje voor Zuid- en Noord-Beveland (Goes 1837) I 44. Piccard 16. 52. 177. 202. Zu Pfingsten 1862 nahm ich in Goes Theil an dem Festschießen der 1849 onder den naam van Jacoba van Bayern opgerigte handbogen schutters-Gilde te Goes.

4. Seeland zu Jakobäas Zeit: Maandboekje 94—95.

5. Die Borsselen: Reygersberg c. XV. Beitr. II 192. In v. d. Aa Biographisch Woerdenboek der Nederlande, und J. Kock Vaderlandsch woerdenbock die vielen Artikel über die Borsselen.

6. Franz Borsselen: Beitr. II 192—193. II 26—27. Gouthoeven 457—58. Le Petit 384. Die Uebersetzung aus dem Cod. Teg. Urk. v. 19. Januar 1430 im Cod. dipl. nederl. 2. Serie I 138—139.

Siebentes Kapitel.

Ritter Franz von Borsselen.

1. Aegidius von Postelles: Beitr. II 120—121. Chastellain II 84—86. Annal. de St. Ghislain 559—560. Aus Chastellain die Schilderung Margarethens.

2. Ueber die Zeit, Ursachen, und Hergang der Heirath Jakobäas und Borsselens, sowie über des letztern Gefangennehmung und Befreiung: Beitr. I 26—29. II 193—199. 216. Auf Seite 199 ist zu lesen: „vom 23. Okt. bis 9. Nov. 1432" und „am 17. Dezbr." Jakobäa I 415. Vgl. die Erzählung eines andern Zeitgenossen: Olivier van Dixmude Merkwaerd. Gebeurtenissen (Ypre 1835) 141. Le Petit 384. L'art de vérifier les dates 645. 646. Bischof Johann Heynsberg von Lüttich: Ann. de St. Ghislain 561. 546. Philipp von Ternant: Beitr. I 27, Chastellain II 30—31.

3. Die Erzählungen von Borsselens Geldkästchen, Jakobäas Selbstanerbieten, und den Weidenzweigen: Gouthoeven 458 nach der Chronik der Herzoge von Savoyen von Lambert van der Burg. Vossius 123—124. Erzählung vom Schloßvogt, und wie Jakobäa mit großer Flotte nach Rupelmonde gefahren: Hossart 265. Vossius.

4. Daß Verhandlungen zu Middelburg vorhergingen: Urk. v. 9. Dezbr. 1433 M. 1028. Graf Friedrich Mörs (im Cod. Teg. Beitr. I 27.) unterzeichnet als erster Zeuge den Heirathsvertrag v. 1. März 1434, M. 1033. Jakobäa war ihm noch bei ihrem Tode 8000 goldene Schildthaler schuldig: Cod. dipl. ned. I 231.

5. Tagfahrt im Haag und Brederodes Lebensgefahr: Joh. a Leydis de orig. et reb. gest. Dom. de Brederode in Math.

Anal. II 344—345. Montfort: Urk. v. 9. Nov. 1432, 12. 26. 27. April 1433 M. 1007. 1016. 1018. 1019. Vertrag vom 12. April, 20. Okt. M. 1012—1015. 1026. Beitr. II 199. Jakobäas Briefe an den Pabst, den Kaiser u. s. w.: Beitr. das. Philipps und Jakobäas neue Huldigungsreise: Beitr. 204—205. Heirathserlaubniß: Urk. v. 9. Dez. 1433 und 27. Jan. 1434. M. 1028. 1029. Heirathsvertrag vom 1. März 1434 M. 1032. Ehrentitel Borsselens: Urk. v. 7. Juli 1435 M. 1066. 1057. 1080. Beitr. II 205. Haerlemer Geschenk: Jakobäas Testament 169. Vgl. Magn. Chron. Belg. 375.

Achtes Kapitel.

Jakobäas letzte Jahre.

1. Jakobäas Ehe. Die Gütergemeinschaft mit Borsselen erhellt aus ihrem Testament. Ausdrücke ihrer Liebe: Urk. vom 1. Aug. 1434 M. 1048. Länderverleihung an Borsselen: Beitr. II 205. Urkunde vom 1. Aug. und 8. Septbr. 1434. M. 1048. 1049. Zu Philipps Bestätigung vom 7. Juli 1435 vgl. die anderen Urk. in Beitr. II 205—206.

2. Borsselen und die Herzogin Elisabeth: Beitr. 192. 205. 208. Vgl. Urk. v. 16. Jan. 1433. M. 1007.

3. Die Wohnplätze Jakobäas werden in ihrem Testamente erwähnt 184—186. 202. 177, und beschrieben von Schotel Jets over het stot Teilingen en de bezigheden van Jacoba van Beyeren op hetzelve 312. 326. 316—317. 302—303. Mieris 1083. Ausschmückung der Gemächer: im Testament z. B. 184. Prachtgeschmeide: das. 180 ff. Halsbänder: das. z. B. 175. 176. 177. Ueber Jakobäas Kännchen van Hasselt over de Jacobas kannet zes. Schotel Jets over Teilingen 305, 313. Vgl. Nideck en de Long Kabinet van nederlandsche en kleefsche oudheden (Amsterdam 1793), V 126—127. Das Confrerie-Haus der Schützenbrüderschaft in Goes ist nur noch in Resten da. Die Fußbogen-Gilde, welche 1486 erneuert wurde, ist später abgelöst durch die Handbogen-Gilde. Von der alten Burg Ostende in Goes sind nur noch die drei Fenster des großen Saals erhalten. Nach Urk. in Gouda erhielt die dortige Kapelle von Bloys in der St. Johannskirche von Jakobäa ein Meßgewand zum Geschenke, welches auf 40 Pfund Werth geschätzt, später durch einen Vikarius dieser Kapelle verpfändet, durch die Heiligen-Geist-Herren wieder freigekauft wurde. Nach einer Urkunde in Lille vom 17. Febr. 1435 stiftete Jakobäa zu Lebzeiten sich ein allmonatliches Todtenamt in U. L. Frauenkirche zu Valenciennes. Philipps Geldzuschüsse: Beitr. 205. Verzicht Margarethas auf Brabant: das. Englische Bücher: Testam. 176. Sänger und Gesangbücher: das. 223. 182. Schachspiel: das. 213. Forst- und Jagdrechte: Beitr. 205. Urk. vom 14. Novbr. 1433 bei Mieris. Pferde: im Testam. 177—179. Pferde des Abts von Middelburg: im Testam. 220. 179. Im Archiv zu Lille befindet sich eine Urkunde vom 20. Jan. 1434, worin Philipp dem Jakob von Harchies im Hennegau den Unterhalt von 6 Dienern und 40 Hunden bestätigt, wie es unter Jakobäa gewesen.

4. Der große Hofstaat Jakobäas wird in ihrem Testament

aufgeführt, sowie in den Rechnungen bei v. Wyn Byvoegsels III 103. Im Testamente finden sich auch die Ritter und Diener erwähnt, welche die Fürstin umgaben.

5. Kaiser Sigmund und Herzog Philipp von Burgund in der gleichnamigen Schrift vom Verfasser 349—383.

6. Philipp und die Engländer Proceedings IV 329—334. Monstrelet II c. 194—196. Pauli V 232—248. Bei Monstr. c. 195 und bei Mieris 1071 ein Brief an die Ziericksееr. Daß der englische König nicht bloß an diese schrieb, zeigt die Stelle in den Proceedings IV 332: les lettres, que avons scriptes en Hollande et Zellande etc. Daß an Jakobäa in gleicher Weise geschrieben wurde, geht aus der Wiederholung des Inhalts im zweiten Brief (Proceed. 334—335) hervor: hätte sie auf den ersten geantwortet, würde dieser zweite es anzeigen.

7. Philipps Anerkenntniß für Jakobäas Recht: Beitr. II 206. Daselbst über Borsselens Jagdrecht.

8. Belagerung von Calays und Humfrieds Rache. Holinshed Chronicles (London 1808) III 188—190. Monstrelet II c. 197. 203. 204—205. 207. 208. Erhebung Humfrieds zum Grafen von Flandern: Rymer X 636. 653. Brief Philipps vom 3. August bei M. 1083. Vorkehrungen in Holland M. Urk. vom 10. Aug. bei M. 1084—1085.

Neuntes Kapitel.

Jakobäas Humfrieds und Philipps Ende.

1. Ueber Jakobäas Krankheit Testament Tod und Begräbniß Cod. Teg. in Beitr. I 28 und die genauen Angaben in ihren Testaments-Verhandlungen. Testamentoren und Testirung: das. 166 — 167, Johann Greiner 203, Legate für Ludwig Doirnic Christina Duwels und Adrians Sohn 172. 179. 181. 221. 210. 217. Für die Ritter 230—240; bittende Orden 210; für die Armen bei der Leichenfeier 195. 196; Ysselstein und Benscoip. 206; für v. d. Berge's Tödtung 235; für Gillis den Koch 209; für den Ritter von Sevenbergen 208—209; für Betfahrten 210—211; für fastende Arme 246. Mönche und Beghinen am Sterbebette 176. 194. Testamentsbestätigung durch Philipp 167. Verzicht von Borsselen und Margaretha auf die Erbschaft: Beitr. II 207. Jakobäas letzter Wille in Bezug auf ihr Grab: im Testam. 214. Begräbnißfeier 193—199. Frau von Santes 175—176. Testamentoren zu Noordwyck 204. Daß alle Hauptbestimmungen in ihrem Testament von Jakobäa selbst herrührten, erhellt aus vielen Angaben, wie S. 176. 216. 218. 219. 223—224.

2. Borsselens letzte Zeit: Beitr. 207. Jakobäa und Borsselen Mitglieder von U. L. Frau Bruderschaft in Ysselstein: Kronyk v. h. hist. gen. te Utrecht 1857 3. Serie 3. Theil S. 48.

3. Jakobäas Bildniß in der Schloßkapelle: Testam. 203. Beitr. 209. Schwerlich aber ist Jakobäas Statuette, welche man auf dem Rathhaus in Amsterdam zeigte, noch das alte ächte Bildniß: vielmehr scheint sie zu Anfang des 17. Jahrhunderts gemacht. Duivenvoorde:

Beitr. 208—209. Jakobäas Stuhl: Beitr. 209. Was man in Holland an Geräthschaften zeigt, die von Jakobäa herrühren sollen, erweist sich für den Kenner sofort als unächt. Ebenso zweifelhaft erscheint es, ob man wirklich im Haag ihre Grabstätte gefunden hat. „Frau Jakobas Baum" an einer Ringmauerecke des alten Schlosses in Goes, ist ein Maulbeerbaum, der nahe an der Wurzel vor Alter umgebrochen und mit vielen Stützen gehalten wird, trotzdem aber jährlich noch eine Fülle von Blättern und Früchten trägt. Er stand zwar schon im sechszehnten Jahrhundert da: schwerlich aber hat ihn, wie man glaubt, Jakobäa gepflanzt, denn auf seiner Stelle erhob sich zu ihrer Zeit ein Thurm. Portraits von Jakobäa gibt es vielerlei, ihre Unächtheit ist aber leicht zu beweisen. Das gilt auch von dem Kupferstich in Principes Holl. auspiciis Petri Scriverii divulgabat P. Sontmann (Haerlem 1650), obwohl darunter steht Jan van Eyck pinx. und Ex pictura apud v. A. P. Scriverium. Ob ein Oelgemälde auf dem Museum in Kopenhagen und eine Handzeichnung auf der Bibliothek in Arras Kopien von Eyckschen Portraits sind, weiß ich nicht. Wohl aber möchte das Bild no. 380. im k. Museum zu Amsterdam wirklich das vielgesuchte Eyck'sche Werk sein. Jakobäa zeigt darauf ein keckes frisches Gesichtchen auf dünnem Hals, mit feinen und scharfen Zügen, rothem Mund und schönen Augen. Borsselens Portrait daneben verräth in seinen Zügen etwas Kluges und Festes, aber Sachtmüthiges und Treuherziges. Beide tragen das gleiche Kreuz an der Goldkette um den Hals. Man vergleiche mit diesen Bildern die zeitgenössischen in Montfaucon Kupferwerk Monum. de la dynastie franç. König Max II. schickte, als ich ihm davon erzählte, einen Maler nach Amsterdam und ließ beide Bilder kopiren.

4. Humfried. Ausschweifungen: Pauli Gesch. v. Engl. V 283. Literarisches Verdienst: Pauli Bilder aus Altengland 347—351. G. Voigt Wiederbelebung des klassischen Alterthums (Berlin 1859) 372—373. Oben Buch V Kapitel 1 Note 3. Treiben und Prozeß der Eleonore: Stow 381—382. Holinshed 207—212. Pauli V 270—273. Die Stelle über Eleonore ist aus dem English Chronicle ed. Cared en Society. 1856. Humfrieds Ende: Pauli V 280—285. 295. 299—306. 308. 333.

5. Philipp. Krieg gegen die Hanse: Sigmund und Philipp vom Verfasser 393—395. Ludwig von Hessen: das. 385—393. Belehrung zu Aachen und Feste zu Besançon 397—402. Luxemburgs Gewinn 402—410. Utrecht 411—412. Philipps Regierungspolitik und historische Bedeutung 413—419.

6. Philipp und die Herzoge in Bayern: Beitr. II 209—216. Bayerische Gesandtschaft an die Holländer, um Jakobäas Erblande wieder zu fordern: das. 216—241.